

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

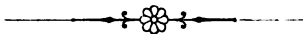
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierzehnter Band.

(Mit den Porträts von Ludwig Knaus, Kuno Fischer und Carl Friedrich Lessing.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 14. Bandes.

Juli — August — September.



1880.

George Allan in Bukarest.	Seite
Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest	145
Kuno Fischer in Heidelberg.	
Ueber G. E. Lessing (III. Lessings Emilia Galotti)	187
Theodor Fontane in Berlin.	
Adultera. Novelle. (Schluß)	49
Eduard von Hartmann in Berlin.	
Die Krisis des Christenthums	324
Paul Heyse in München.	
Die Eselin	1
Hans Hoffmann in Stettin.	
Der schöne Checco. Novelle	281
Max Jordan in Berlin.	
Ludwig Knans	117
Mit dem Porträt Ludwig Knans'. Radirung von W. Knanskopf in München.	
Karl Koberstein in Dresden.	
Carl Friedrich Lessing	312
Mit dem Porträt C. F. Lessings. Radirung von J. E. Meyer in Düsseldorf.	

— Inhalt des 14. Bandes. —

Paul Lindau in Berlin.	Seite
Goethes „Faust“ als Bühnenwerk	366
Wilhelm Lübke in Stuttgart.	
Die Kunst und der Kaufmann	244
Menenius der Jüngere.	
Ein Blick von der politischen Warte	96
Friedrich Dettler in Kassel.	
Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862	347
Friedrich Kugel in München.	
Die Wasserfälle	218
Bernhard Schädel in Darmstadt.	
Briefe von Moritz von Schwind	23
Rudolf Seydel in Leipzig.	
Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion	123
M. E. von Sosnowski in Posen.	
Kuno Fischer	268
Mit dem Porträt Kuno Fischers. Radirung von Wilhelm Rohr in München.	
Bibliographie	141. 278. 408





Band 14. — Heft 40.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juli 1880.

Breslau.
E. Schottlaender.

Musee. 22. X. 3.

Juli 1880

Inhalt.

	Seite.
Paul Heyse in München.	
Die Eselin	1
Bernhard Schädel in Darmstadt.	
Briefe von Moritz von Schwind	23
Theodor Fontane in Berlin.	
Adultera. Novelle. (Schluß)	49
Menenius der Jüngere.	
Ein Blick von der politischen Warte	96
Max Jordan in Berlin.	
Ludwig Knaus	117
Rudolf Seydel in Leipzig.	
Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion	123
Bibliographie.	141
Hierzu das Portrait Ludwig Knaus, Radirung von W. Krauskopf in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

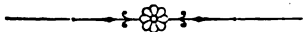
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIV. Band. — Juli 1880. — 40. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Knaus.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Die Eselin.

Don

Paul Hense.

— München. —



Es war wenige Jahre nach dem französischen Kriege. Die Herbstmanöver hatten eine Anzahl junger Offiziere, die in der Voirc-Armee sich ihre eisernen Kreuze verdient, zufällig wieder zusammengeführt, und Kameraden aus andern Regimentern sich dazu gefunden, um im Gasthof bei einer unerschöpflichen Bowle das Wiedersehen zu feiern. Mitternacht war vorüber. Das Gespräch, das sich lange um persönliche Schicksale und Erinnerungen gedreht, hatte eine nachdenkliche, in die Tiefe führende Wendung genommen. Man konnte unmöglich so Viele sehen, die nicht da waren, ohne an die alten ewigen Räthselfragen des Menschenlebens zu streifen. Zumal der grausame Tod eines von Allen gleich sehr geliebten und bewunderten jungen Helden, der den Franc-tireurs in die Hände gefallen und auf die schauerhafteste Weise umgekommen war, mit ihm ein Schatz von glänzenden Gaben und Talenten, Hoffnungen und Verheißungen, — hatte das alte Problem wieder auf's Tapet gebracht, ob die Weltgeschichte und die Loose der Einzelnen im Sinne unserer menschlichen Gerechtigkeit gelenkt würden, oder ob Wohl und Wehe des Individuums sich den großen, verhüllten Zielen der Weltregierung ohne Murren unterzuordnen habe. Die sämmtlichen bekannten Gründe für und wider eine nach menschlichen Begriffen sittlich waltende und gerecht ausgleichende Vorsehung waren nach und nach discutirt worden, und aus dem lebhaften Hin- und-Herwogen des Streites hatte endlich der älteste und geschulteste Denker unter den jungen Kriegern das Ergebniß formulirt, daß selbst ein gläubigster Optimist angesichts der schreienden Unbilden, denen die arme Menschheit ausgesetzt sei, eine auf Erden ausgleichende Gerechtigkeit nicht nachweisen, vielmehr nur durch die Bertröstung auf ein Jenseits sich das Vertrauen auf eine gütige Gottheit retten könne.

„Aber kommen denn auch die Esel in den Himmel?“ hörte man plötzlich aus einer Ecke, in der es bisher ziemlich still gewesen war, eine ruhige, klangvolle Stimme fragen.

Einen Augenblick schwieg Alles. Dann folgte ein helles Lachen, das den Meisten, die des Philosophirens schon seit einer Weile müde waren, sehr erwünscht das Herz zu befreien schien.

„Hört! hört!“ riefen Einige.

„Am jüngsten Tage wird man sein eigenes Wort nicht verstehen, wenn alle außerwanderten Esel durcheinander schreien!“ sagte ein munterer, junger Hauptmann. „Uebrigens, Eugen, wenn das Schwein des heiligen Antonius in den Himmel gekommen ist —“

„Und so viel fromme Schafe!“ fiel ein Anderer ein.

„Ihr vergeßt, daß die Frage längst entschieden ist“, sagte ein Dritter.

„Man lese nur Voltaires Pucelle im so und so vielen Gefange“.

„Hast du nur einen Witz machen wollen, Eugen“, fragte jetzt der Alterspräsident, der nicht mitgelacht hatte, „oder war die Frage ernstlich gemeint, weil es ja immerhin noch nicht ausgemacht ist, ob nicht auch den Thieren eine entwicklungsfähige Seele innewohnt?“

Der so Angeredete war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, der allein von allen Kameraden in Civilkleidung bei dem Gelage saß. Eine schwere Verwundung hatte ihn genöthigt, die militärische Carriere aufzugeben. Er lebte seitdem auf einem kleinen Gut, mehr mit theoretischen Studien der Kriegswissenschaft, als mit der Bewirthschaftung seiner Felder beschäftigt, und war bei Gelegenheit der Manöver in die Stadt gekommen, um seine alten Freunde zu begrüßen.

„Die Frage“, sagte er jetzt ganz ernsthaft, „rührt eigentlich nicht von mir her, sondern ist ein Citat, dessen brüste Naivetät mich selbst vor nicht sehr langer Zeit in Verlegenheit gesetzt hat. Es hängt eine wunderliche kleine Geschichte daran, nicht gerade lustig. Da wir uns aber doch einmal zu Speculationen verstiegen haben, bei denen einem der Spaß vergeht, wird es vielleicht am Platze sein, wenn ich erzähle, wo jenes Citat herkommt. Daß die Geschichte geeignet sei, etwas mehr Licht in das dunkle Problem zu bringen, kann ich freilich nicht behaupten.

„Erzähle nur!“ rief einer der Andern. „Wer weiß, ob der Esel, den du uns vorreiten willst, nicht doch am Ende wie Wileams prophetisches Granthier den Mund aufthut und uns über die sittliche Weltordnung belehrt.“

Eugen schüttelte mit einem seltsamen Lächeln den Kopf und begann.

Ihr wißt, daß ich den ganzen Winter von 71 auf 72 an meiner Wunde zu laboriren hatte, bis ich nur wieder am Stock herumhinken konnte. Wie dann der Frühling kam, gab ich mich meiner verheiratheten Schwester in die Pflege. Das Rittergut meines Schwagers, das an der böhmisch-sächsischen Grenze liegt, ist von endlosen Nadelholzwaldungen umgeben, in denen

ich Luftbäder nehmen sollte. Was ich da für Blut und Nerven gewann, indem ich tagelang in den einsamen Dickichten herumschlenderte, oder mich in die üppigen, knietiefen Moospolster vergrub, büßte ich wieder ein an meiner moralischen Verfassung. Ich war mir selbst im Lazareth nicht so sehr als ein elender Krüppel vorgekommen, wie hier. Alles um mich her strotzte von Säften und Kräften, jeder alte Knorren trieb zahllose hellgrüne Schößlinge, selbst ein verfaulter Baumstumpf machte sich als Kaserne für ein wimmelndes Heer von Ameisen nützlich — und ich —! mit meinen Vier- undzwanzig zu schnöder Bärenhäuterei verdammt — aus meiner Carriere herausgeschleudert — basta! Ich melancholisirte halbe Tage lang vor mich hin und war auf Gott und seine Welt sehr schlecht zu sprechen.

Auch erlebte ich selten etwas, was mich aus meinem Brüten herausgerissen hätte. Die Gegend ist wenig bevölkert, die Leute sehr arm, die Weiber abschreckend häßlich; böhmischer Typus, durch Kreuzung mit dem sächsischen und sorbischen entartet, durch Noth und Elend noch verkümmert und verwildert. Ich war aber im Grunde ganz zufrieden, daß nichts Reizendes meine Wege kreuzte. Es hätte mir das Bewußtsein meiner Invalidität noch peinlicher gemacht. Ihr wißt ja, wie lange es braucht, bis die letzte Spur des Typhusgiftes, das alles Leben lähmt, aus den Gliedern geschwunden ist. Wir sollte erst die Nordsee diesen Dienst leisten.

Nun, ich taumelte also einige Wochen lang wie der rasende Roland, nur in etwas gedämpfterer Tonart, durch die Fichten- und Tannenschluchten, die Jagdflinte umgehängt, aber ohne je einen Schuß zu thun. Es war eigentlich bei allem Weltschmerz eine himmlische Zeit; nie habe ich zur Natur ein so intimes Verhältniß gehabt, nie so lebhaft empfunden, was mit den Worten „meine Mutter die Erde“ und „mein Vater der Aether“ gemeint ist. Das aber gehört nicht hierher. Ich will zur Sache kommen.

Eines Nachmittags hatte ich mich von einem allerliebsten Weg durch junges Holz, das mir kaum über den Kopf reichte und die Maiensonne voll hereindringen ließ, weiter als sonst vom Hause weglocken lassen. Ich suchte, da ich mich ganz verirrt fand, mich an den Rand des Waldes durchzuschlagen, um wieder einen freien Ueberblick zu gewinnen. Es ging eine sanfte Halde hinab, die nur spärlich mit Birken und Vogelbeerbäumen bestanden war. Hier konnte ich schon durch die hohen Fichten, die wie ein schwarzer Zaun die Pflanzung umstanden, die blauen Bergzüge des Horizontes schimmern sehen und mußte von dort aus mich leicht zurechtfinden. Als ich aber aus dem Walde trat, merkte ich erst, wie weit ich umgegangen war. Vom Waldsaum an senkte sich das Land in ziemlich jähem Gang nach der Ebene hinunter, und in der Tiefe drunten lag eine kleine Stadt, die mir von der Karte her bekannt war, aber zu weit von dem Gut entfernt, als daß ich sie bisher in den Kreis meiner Recognoscirungen hätte hineinziehen mögen. Ich erschrak, als ich merkte, wo ich war und daß ich mit meinem lahmen Bein den Rück-

weg nicht unternehmen durfte. Sicher aber war unten ein Einspänner aufzutreiben.

Ich hatte mich auf einen frischgefallten Stamm gesetzt, um, ehe ich zum Städtchen hinunterstieg, noch ein wenig auszuruhen. Das Land unter mir lag in tiefer Nachmittagsruhe, und aus den Schornsteinen der alten Häuser wirbelten nur dünne Rauchwölkchen auf, die anzeigten, daß die guten Hausfrauen ihren Kaffee kochten. Darüber hinaus die weite flache Ebene mit ihren buntgewürfelten Aedern, wo die Wintersaaten schon lustig grünt. Fast genau aber in der Mitte zwischen meinem Walbrand und den ersten Häusern lag ein großer Weiher mit Gebüsch und einigen höheren Erlen eingefast, dessen Fluth eine seltsam schwärzliche Farbe hatte, obwohl sich der reinste Frühlingshimmel darin spiegelte. Der Boden ringsum war quellig, und es mochten da in der Einsenkung wie in einer ungeheuren Cisterne alle Wasser der nächsten Umgebung zusammenrinnen. Ich weiß nicht, warum mir das schwarze Becken so unheimlich schien, obwohl es von Vögeln, die in den Ufergesträuchen nisteten, mit lautem Zwitschern umflogen wurde. Aber meine düstere Verstimmung sog eben Nahrung aus dem Unschuldigten.

Wie ich endlich die Augen aufhob, um mich nach einem gebahnten Pfade umzusehen, der bequem hinunterführte, bemerkte ich zur Rechten, kaum einen Steinwurf weit von meinem Sitz entfernt, ein einsames und sehr niedriges Häuschen, das dicht an die Wurzeln der letzten Bäume herangerückt war und jetzt schon im Schatten stand. Der alte, verfallene Zaun, der ein Stück Feld umgab, der Taubenschlag, in dem sich nichts Lebendiges mehr regte, das Ziegeldach, dessen Schäden mit Schindeln und Feldsteinen nothdürftig geflickt waren, das Alles sah verlassen und verwahrlost aus; aber ein Weg mußte doch von dort zur Stadt hinunterführen, und so erhob ich mich und schleppte mich langsam nach der Hütte hin.

Die Vermuthung, daß ein Waldhüter hier seine Wohnung habe, gab ich auf, sobald ich den grenzenlosen Verfall der alten Barade in der Nähe betrachten konnte. An der Wetterseite war aller Bewurf von der Mauer weggebröckelt, der Regen mußte auch durch die Löcher des schiefgesunkenen Daches freien Zutritt haben; das Stück Land hinter dem dürrn Zaun, das vor Zeiten ein Gärtchen oder ein paar Gemüsebeete getragen haben mochte, war zu einem wüsten Rehrichthausen geworden, auf dem eine einzige schwarze Henne fieberhaft herumtrippelte und zwischen dem Unkraut und den hohen Nesseln nach etwas Eßbarem scharrete. Die Nordseite, dem Abhang zugekehrt, hatte zwei kleine Fenster mit zerbrochenen Scheiben und eine Thür in der Mitte, die weit offen stand. Ich blickte in den unsäuerlichen Flur hinein, es war keine Menschenseele drinnen zu hören oder zu sehen. Schon wollte ich wieder zurücktreten und den schmalen Fußweg verfolgen, der hinter dem Zaun herum sich nach der Tiefe zuzuschlängeln schien, als ich durch das Geschrei eines Esels erschreckt wurde, ja wirklich erschreckt, denn ich habe in

meinem Leben diese grotesken Laute nie so leidenschaftlich und in so seltsam klagender Modulation ausstoßen hören, wie in jenem Augenblick.

Das Wehgeschrei kam von der anderen Seite des Hauses. Als ich um die Ecke bog, sah ich auf der Wiese, die hier wieder dicht an die Mauer herantrat, eine idyllische Gruppe in dem jungen Grase hingekauert, ein altes Weib, nur mit einer zerrissenen Jacke von geblühtem Rattun und einem groben wollenen Rock bekleidet, ein graues Tuch um den Kopf gewickelt, unter welchem die schwarzen Haare, schon reichlich mit grauen Streifen durchzogen, unordentlich hervorhingen; neben ihr auf den Boden hingestreckt ein junger Esel von auffallend schlanken Gliedern, das Fell fast silbergrau, auf dem Rücken durch einen schwarzen Streifen geziert, der sich bis an den Kopf hinaufzog, während die Ohren gleichfalls dunkel eingesäumt waren. Ein Staatsthier, das seinem Geschlecht alle Ehre machte und auf einer Thierschau sicherlich einen Preis bekommen hätte. Leider sah ich aber auch sogleich die Ursache, weshalb das arme Geschöpf so besonders wehmüthig seinem gepreßten Herzen Luft machte. Eine handgroße Stelle am linken Schulterblatt war durch eine schwärende Wunde verunstaltet, welche die Alte eben bemüht war, mit nassen Umschlägen zu behandeln, obwohl das wunde Thier sich äußerst unruhig verhielt und mit heftigem Zucken und Stampfen der Vorderbeine ihre barmherzige Hilfe abzuwehren suchte. In einem niedrigen Scherben an ihrer Seite hatte das Weib irgend eine dunkle Flüssigkeit, mit welcher sie den Lappen tränkte, um die Wunde zu kühlen. Sie fuhr auch in dieser Beschäftigung gelassen fort, als ich vor sie hin trat. „Guten Abend, Alte“, sagte ich. — Sie nickte nur verdrossen mit dem Kopf. — Ich fing an, von der Wunde zu reden, fragte, wie es dazu gekommen, was für eine Cur sie dagegen brauche. — Keine Antwort. Ich kam auf den Gedanken, sie verstehe kein Deutsch. Wie ich mich aber eben abwende und nur noch vor mich hin sage: Schade um das schöne Thier! — blitzen mich plötzlich ihre grauen Augen unter den buschigen schwarzen Brauen so gewaltig an, daß das ganze verwelkte, lederfarbene Gesicht dadurch um zehn Jahre verjüngt wurde.

„Ja wohl, Herr!“ sagte sie in einem merkwürdig reinen Deutsch, nur mit ganz leisem böhmischem Anflug; „Schade ist's freilich drum, und schön ist die Minka auch. Wenn Sie sie nur gesehen hätten, ehe sie so verschändet worden ist, wie sie springen konnte, fast wie ein junges Pferd, und ihre Haut war wie Sammt und Seide. Nun liegt sie schon an die sieben Monate so miserabel auf dem Bauch, und wenn sie sich auf ihre Beine stellt — 's ist herzbrechend, wie sie einknickt mit den Knien, arme Creatur! Wozu taugt sie noch? Lise Samiz, sagte noch gestern erst der Postwart, wie er vorbeikam und sah, was ich für Plage mit dem Thier hatte, — denn auch sein Bißchen Futter muß man ihm jetzt vor's Maul bringen — Ihr solltet sie abthun lassen, sagt' er; der Schinder gibt Euch einen Thaler für die Haut, Aber psui! sagt' ich; ein Vieh ist's nur, aber es soll wie'n

anderer Christenmensch seine Pflege haben, oder wie'n ehrlicher Diensthote, der im Dienst krank geworden ist. Ja, so sagt' ich — ho ho Minka! Nicht so wälzen! Sehen Sie, Herr, sie will sich immer wieder auf den Rücken legen und ihre Wunde scheuern — darum hält kein Pflaster, und es frisst immer weiter um sich. Hoho! Sachte!"

Sie bemühte sich, indem sie das Thier förmlich umhalszte, es zu beruhigen und in seiner Lage zu erhalten. Dann ließ sie es plötzlich los, lief zu einem hölzernen Brünnchen, das hinten am Haus im Schatten stand, und füllte aus dem alten Steintrog, in den die Quelle hinein rieselte, einen niedrigen Eimer, den sie ihrem Pflegling unter das rosenfarbene Maul schob. Da trank Minka in langen Zügen, und sichtbar ließ ihre fieberhafte Aufregung nach. Die Alte saß daneben und sah mit großer Befriedigung zu, schien auch darüber meine Gegenwart wieder ganz vergessen zu haben.

Ich wiederholte endlich meine Frage, was die böse Wunde, just zwischen den Schulterblättern, verursacht habe. Aber wieder blieb die Alte die Antwort schuldig; sie seufzte nur und kratzte sich mit ihren dünnen Fingern die hageren Arme, daß lange, weiße Striemen in der braunen Haut hervortraten.

„Ja ja!“ sagte sie nach einer ganzen Weile vor sich hin, „so ein armes Frauenzimmer! Was hilft Schönheit gegen das Unglück? Und wie sie gearbeitet hat, immer willig und munter, ich habe ihr auspacken können, so viel ich wollte — sie soll noch zum ersten Mal nach mir ausschlagen oder nur die Ohren schütteln. Freilich, ich hab' sie aufgezogen von ihrem zehnten Tage an. Ein Zwilling war's, der Förster im Freithof, der hatte eine Gelin, die warf ihm eines Morgens die Minka und ihre Schwester; wollt Ihr einen schönen Säugling haben, Mutter Lamiß? sagte er nur so zum Spaß. Nu, ich hielt ihn beim Wort. Ich hatte gerade ein Geld zu fordern, für ein Stück Leinwand, das ich ihm gewebt. Da fehlten ein paar Gulden daran, und dafür nahm ich das junge Thier. — Hatte meine Noth, es erst heimzuschaffen und dann aufzuziehen; die Milch war uns rar. Aber hernach hat's uns nie gereut. Eine feste Arbeiterin, die Minka, Herr! Wir haben viel aus dem Holz zu holen gehabt, Beeren und Schwammerlinge im Sommer auf den Markt unten, und dann unser Winterholz und was sonst noch vorkommt. Ich — lieber Himmel — ich spüre meine Knochen schon, ob ich auch erst fünfzig bin, und die Hana — nu, die war noch zu schwach. Und sehen Sie, ein so treues Thier, ein Gottesseggen, unser Ein und Alles — und muß so niederträchtig schimpfirt und verelendet werden in seinen jungen Jahren — oh!“

„Alte“, sagt' ich, „da seht mich an! Ich bin auch noch jung und humple auch durch die Welt, und das Futter muß mir dicht vor den Mund gebracht werden, weil ich's mit eigener Kraft mir nicht mehr erwerben kann, und wer einen Thaler für meine Haut giebt, ist ein Narr und ein Verschwenker. Aber wer weiß, ob wir Beide nicht noch einmal ganz lustig herumspringen!“

So schwahte ich noch eine Weile fort, sie zu trösten. Aber sie hörte mich wieder nicht, sondern stierte nur immer auf die wunde Stelle, die sie inzwischen, da das Thier die Umschläge nicht mehr leiden wollte, mit einem festen Pflaster verklebt hatte.

„Sagen Sie einmal“, fuhr sie plötzlich auf und wieder funkelten ihre Augen — (ich sah, daß sie als junge Person gar nicht übel gewesen sein mußte) — „sagen Sie einmal, Herr, glauben Sie, daß auch die Esel in den Himmel kommen?“

Ich lachte.

„Wie kommt Ihr darauf, Mutter?“

„Ich habe einmal unseren Pfarrer danach gefragt, der hat gesagt, daß sei eine dumme Frage, nur Christenmenschen kämen in den Himmel und die Thiere hätten keine unsterbliche Seelen. Aber Herr Pfarrer, sagt' ich, wenn der Herrgott gerecht und barmherzig ist, warum erbarmt er sich denn nicht auch des Viehs, wie's ja doch die Menschen thun, wenn sie keine Hundsfötter sind? Warum lebt zum Beispiel die Schwester von der Minka wie eine Prinzess, hat nichts zu thun, als nur das Kinderwägelchen zu ziehen, in welchem die jungen Herrschaften manchmal spazieren fahren, kriegt immer gute Worte und das beste Futter und hat auch schon eine Liebchaft mit dem Esel des Thalmüllers gehabt. Und unsere Minka, die keinen schlechteren Charakter hat und immer sich abgerackert und manchen Tag zehn Stunden mit ihrer Last auf den Weiden gewesen ist, — nun streckt sie alle Biere von sich, und wenn sie morgen das Zeitliche segnet, was hat sie von den Lebensfreuden gehabt? Ist das nun gerecht, Herr Pfarrer? Und wenn es ihr nicht einmal droben vergolten wird — aber da ließ er mich gar nicht ausreden und sagte, so Spintifiren führte geradewegs in die Hölle. Sagen Sie, Herr, wissen Sie mir darauf Bescheid zu geben?“

Ihr könnt denken, daß ich nicht die geistreichste Miene machte, als mir so unerwartet die Pistole auf die Brust gesetzt und die Lösung des Welt-räthsels abgefordert wurde. Zum Glück aber fing gerade in diesem Augenblick drinnen im Haus eine helle Weiberstimme zu singen an, und dazwischen hörte man ein ganz dünnes Kinderstimmchen wimmern, das offenbar durch den Gesang zum Schweigen gebracht werden sollte.

„Wer singt da, Mutter Samig?“ fragte ich.

„Wer soll singen“, brummte sie, „als die Hana!“

„Eure Tochter? Darf ich wohl einmal zu ihr hineinschauen?“

Die Alte erwiderte kein Wort, sie nahm, vor sich hin murrend, den Eimer weg und trug ihn zum Brunnen, worauf sie einen Schubkarren, der mit Gras und Kräutern hoch beladen war, heranrollte und sich daran machte, händevoll dem kranken Thiere vorzuhalten und ihm das Futter fast in das Maul zu schieben. Ich wartete eine ausdrückliche Erlaubniß nicht lange ab, sondern trat in's Haus und, nachdem ich angeklopft hatte, sofort in die Thür zur Linken.

Ein erstickender Dufendunst schlug mir entgegen, gemischt mit dem Geruch von-frischer Wäsche, die an einem quer durch das Zimmer gespannten Seil aufgehängt war. Ich sah gleich, daß es nur ein paar armselige Windeln und Kinderhemdchen waren, von größter Leinwand und viel geflickt. In der einen Ecke stand ein großer Webstuhl, mit dichtem Staub überzogen. In der anderen, auf einer Strohschütte, die nur durch eine wollene Decke vom Lager eines Thieres sich unterschied, saß ein blondes junges Weib, das einen halbnackten Säugling an der Brust hielt. Sie selbst trug nichts am Leibe, als das Hemd, das von der einen Schulter tief heruntergefallen war, und einen rothwollenen Rock, der ihre weißen Füße bis an die Knöchel frei ließ.

Als ich eintrat, musterte sie mich mit einem forschenden Blick und hörte einen Augenblick zu fingen auf. Sie schien statt meiner Jemand anders erwartet zu haben; aber sobald sie sah, daß ich ihr ganz fremd war, fuhr sie, nur ein wenig leiser, in ihrem Ciapopeia fort und schien nicht das Geringste dabei zu finden, daß ich sie in ihren intimsten Mutterpflichten und einem so unvollkommenen Anzug überraschte.

Ich sah nur, während sie mit dem großen Munde und den blanken Zähnen mich anlachte und immer fort sang, wie sie das Kind fester an ihre offene Brust drückte und mit der anderen Hand sich bemühte, das Hemd wieder über die Schulter zu ziehen. Dabei färbte ein leichtes Roth ihr volles, weißes Gesicht, und die sehr blauen Augen bekamen einen halb stehenden, halb wieder blöde und gedankenlos vor sich hin träumenden Ausdruck.

Ich entschuldigte mich, daß ich sie störte, die Mutter habe mir erlaubt einzutreten, ich wolle gleich wieder gehen, wenn es ihr lieber sei. Sie summte ihre Melodie fort, ohne von mir Notiz zu nehmen, nur von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen rasch zu mir auf, als ob sie sehen wolle, ob ich immer noch da sei, dann biß sie sich auf die volle rothe Unterlippe, schwenkte den Säugling hin und her und schlug mit den bloßen Füßen im Stroh den Takt zu ihrem Liede.

Darüber hatte sich das Kind, das nur ein paar Monate alt sein konnte, in Schlaf getrunken und geweint. Immer leiser wurde das Wiegenlied, und zuletzt richtete die junge Mutter sich auf ihren Knien auf und hüllte die Kleine, die wie ein rosiges Wachsputtchen vor ihr lag, in einen großen wollenen Shawl, der offenbar bessere Tage gesehen hatte. Im Winkel neben ihrem Kopfkissen sah ich ein kleines Lager von alten Lappen und Lumpen zurechtgemacht, dahin wurde das Puttchen sacht und sorgsam gelegt und trotz der Hitze noch zugedeckt, worauf die Mutter, immer wie wenn sie ganz allein im Zimmer wäre, anfang, ihr wirres, gelbes Haar vollends aufzulösen und neu zu flechten. Ihre übrige Toilette schien ihr soignirt genug zu sein.

Auch hätte freilich kein elegantes Costüm den reizenden Wuchs des armen jungen Weibes vortheilhafter an's Licht bringen können. Das Gesicht war dem der Alten zu ähnlich, um für hübsch gelten zu können. Aber in

den Farben und der Jugendfülle dieses müden Weiberkopfes lag doch ein Reiz, der wunderlicher Weise durch einen Zug von Geistesabwesenheit, vielleicht sogar Schwachsinn, nicht vermindert wurde. Ich fühlte ein tiefes Mitleid mit dem armen Geschöpf, das in dieser kläglichen Entblößung von Allem, was eine Kinderstube zu schmücken pflegt, in halbem Zrrsinn hier in seiner Mutterwonne vor sich hin sang.

Sie gab aber auf keine meiner Fragen, auch nicht mit Geberden, die geringste Antwort. Zudem war der Ofen, da sie an Holz Ueberfluß hatten und sich's also gönnen konnten, bis zum Zerspringen in Gluth gesetzt, obwohl die Luft draußen, selbst hier auf der windigen Höhe, gelinde genug war. So wartete ich nicht ab, bis sie ihre dicken Flechten vollends aufgesteckt hatte, legte einen blanken Thaler auf den Rand des Webstuhls, nickte der harmlos mich Anlächelnden freundlich zu und verließ das Zimmer.

Ich fand die Alte nicht mehr bei ihrem kranken Liebling, sondern am Brünnehen, wo sie eine Hand voll Rüben puzte und in einen Topf schnitt.

„Mutter Samiſ“, sagte ich, „Ihr habt ja eine sehr hübsche Tochter. Aber sie hat kein Wort mit mir sprechen wollen. Ist sie immer so stumm gegen Fremde?“

Die Alte zog die Augenbrauen zusammen und starrte finster in den Topf hinein, den sie zwischen ihren Knien hielt. In dieser Attitüde hätte sie einem Maler zum Modell dienen können für eine Hexe, die irgend ein unheimliches Essen zubereitet.

„Stumm?“ sagte sie nach einer Weile. „Nein, Herr, an der Zunge fehlt's ihr nicht. Wenn sie will, kann sie plappern wie ein Staar. Da oben fehlt's. Sie war schon so als Kind. Nu, ein großer Schaden war's nicht. Wenn sie auch den schönsten Verstand gehabt hätte, was hätte uns das geholfen, ein armes vaterloses Ding wie sie war? Hat mir's genügt, daß ich alle meine fünf Sinne richtig beisammen hatte? Ich hab' mich trotzdem anführen lassen, ja, und darum macht mir's auch keinen Kummer, ob der Wurm, dem sie das Leben gegeben, nach ihrem Kopf arten wird, wie die Leute sagen, oder nach meinem. So wie so wird auch das Marielchen einmal hinterm Zaun Mutter werden, wie es hinterm Zaun zur Welt gekommen ist. Es liegt in der Familie, Herr, es liegt in der Familie“.

Und dann nach einer Weile, da ich nicht gleich wußte, was ich zu dieser unbefangenen Lebensweisheit sagen sollte: „Uebrigens wird das Kind schwerlich alt werden. Die Spana geht zu unsinnig damit um. Freilich, Vernunft ist da nicht hineinzubringen. Und wenn vollends der Winter kommt und wir Alle hungern müssen — es heißt ja, der Herrgott läßt keinen Spazzen vom Dach fallen, ohne seinen Willen. Bin neugierig, ob er sich um uns arme vier Frauenzimmer hier oben bekümmern wird“.

Sie warf dabei wieder einen mitleidigen Blick nach der Eselin, die ruhig an ihrem Futter laute. Ich hätte fast lachen mögen, daß sie die graue langohrige Minka so ohne Weiteres als die Vierte im Bunde ansah;

aber die entsetzliche Kaltblütigkeit, mit der sie von Kind und Kindeskind sprach, ließ den Humor nicht aufkommen.

„Ihr scheint ja viel zärtlicher um Eure Eselin besorgt zu sein, als um das arme Würmchen, Euer Enkelkind!“ sagte ich scharf.

Sie nickte ruhig mit dem Kopf.

„So ist es auch“, sagte sie. „Die Minka hat mich auch nöthiger. Wenn ich heute sterbe, muß sie elendiglich zu Grunde gehn. Meinen Sie, daß die Hana ihr nur einen Arm voll Futter vormerfen würde, obwohl das arme Thier nicht mehr selbst danach gehen kann? Nein, die hat nur Gedanken für ihre Puppe, und dann noch für den Schuft, der ihr dazu verholfen hat. Den erwartet sie alle Abend, wenn die Sonne untergeht, obwohl es schon ein halbes Jahr her ist, daß er keinen Fuß mehr über unsere Schwelle gesetzt hat. Und dabei ist sie so vergnügt, wie man sich's nur wünschen kann, und läßt den lieben Gott einen guten Mann sein und ihre alte Mutter, statt ihr zu helfen, alle Arbeit im Haus und in der Küche allein thun. Warum soll ich da Mitleid mit ihr haben, oder mit ihrem Wurm? Die beiden sind schon jetzt wie im Himmel, und wenn's ihnen auch noch schlecht geht und sie hungern und frieren müssen, können sie sich hernach nicht dafür entschädigen, wenn sie in's Paradies kommen? Die Minka aber — sehen Sie, Herr, die hat keinen Liebsten gehabt und kein Junges zur Welt gebracht, und wenn sie crepirt, wird sie auf den Schindanger geworfen, und am jüngsten Tag, wo wir andern armen Sünder unsere Knochen wieder zusammenlesen, — von ihr ist nichts mehr übrig, und daß sie's schlechter gehabt hat auf Erden, als ihre Zwillingsschwester, wird ihr nicht angerechnet. Sehen Sie, da muß sich nun ein anderer armer Christenmensch des Viehes erbarmen, wenn unser Herr Christus selbst sich nicht dazu abmüßigen kann“.

Gegen diese Logik ließ sich nicht viel einwenden. Ich gestehe aber, daß mir die Zukunft des kleinen Menschenbildes trotz seiner unsterblichen Seele doch wichtiger war, als die Frage, ob Minka bei der lückenhaften sittlichen Weltordnung nicht zu kurz kam. Wenn morgen die einzige Person unter den „vier Frauenzimmern“ die gesunde Menschenverstand besaß, vom Blitz getroffen wurde, was sollte aus der armen Schwachsinnigen und ihrem Säugling werden?

„Thut der Vater denn gar nichts für die Kleine?“ fragte ich endlich. „Ein Kind wie aus Eisenbein gedrehselt — es ist noch nicht ausgemacht, daß es wie die Mutter werden wird. Und er hat sich überhaupt noch nicht wieder blicken lassen?“

„Der!“ machte die Alte und stieß das Messer, mit dem sie die Rüben gepuht hatte, tief in die hölzerne Brunnenröhre. „Wenn ich den vor Gericht schleppte, er würde sich los schwören, das würde er, obwohl er dem Herrn Landrichter sein eigener Sohn ist. Meinen Sie, ich hätt's ihm nicht angesehen, gleich beim ersten Mal, als er in unser Häuschen trat, sich

seine Pfeife am Herd anzuzünden, wie er sagte, der Spitzbube? Er ist leider gerade so sauber anzuschauen, wie schmutzig von innen, und das dumme Ding, die Hana — noch ganz unschuldig war sie, und ich konnte sie halbe Tage lang allein in den Wald gehen lassen mit der Minka, die beiden Körbe mit Beeren und Pilzen zu füllen, sie dachte an kein Mannsbild, und ich — Gott weiß, wie es kam — eben weil sie so hinterfönnig und schwach unter der Stirn ist, bildete ich mir ein, es werde sich Keiner um sie bekümmern. Aber dem Landrichtersohn, dem stach sie dennoch in die Augen, und sie selbst war gleich ganz weg von ihm. Seitdem hatt' ich meine Plage mit ihr. Sie hatte brav geschafft bisher am Webstuhl und in unserm Gärtchen und war ihr keine Arbeit zu hart gewesen. Jetzt auf einmal — halbe Tage lang die Hände im Schooß, und wenn ich zu schelten anfing, lachte sie mich an wie ein Kind, das man eben aus einem schönen Traum aufweckt. Schickt' ich sie in den Wald, so brachte sie die Körbe kaum viertelvoll nach Hause. Und freilich, in den Wald hatt' ich sie erst recht nicht wieder schicken sollen. Das war auch der Minka ihr Unglück. Sie glauben nicht, Herr, wie das Thier an der Hana hing, und es hat ordentlich Menschenverstand, jedenfalls mehr als die Hana, und merkte, daß der gechniegelte Bursch mit dem schwarzen Schnauzbärtchen nichts Gutes im Schilde führte. Darum lief sie dem dummen Mädel immer nach und verführte ein mörderliches Jag-Geschrei, gleichsam um sie zu warnen. Ich sah das Alles, aber was konnt' ich thun? Schelten und Ermahnen war umsonst; sie verstand mich gar nicht. Und einsperren kann man ein großes Frauenzimmer nicht, das mit Gewalt sich zu Grunde richten will. Sie wär' zum Fenster oder gar zum Schornstein hinausgeklettert, bloß um ihrem Unglück in die Arme zu laufen. Nu, und so kam's denn auch. Aber das Schlimmste war, daß die Minka mit daran glauben mußte. Sie kam eines Abends, nachdem sie mit dem Mädel in den Wald gegangen, ächzend und jammernd, ordentlich wie ein Mensch zurückgehumpelt und zwar allein und mit der Wunde im Nacken; die Hana erst eine Stunde später. Ich befragte sie scharf, wie das Thier zu der Wunde gekommen. Ha! sagte sie und lachte trotzig, sie hab' immer geschrien und sich zwischen sie gedrängt, obwohl der Franzel sie mit Schlägen habe zurücktreiben wollen, und da sei er endlich wüthend geworden, habe sein Messer gezogen und ihr den Stich beigebracht. — Ich schlug das schamlose Ding, das noch dazu lachen konnte, und legte gleich eine Salbe auf die Wunde. Aber sie wälzte sich wie unsinnig auf dem Rücken und wollte keinen Verband leiden, und so ist's von Tag zu Tag ärger geworden, und mit der Hana auch. Nu, die hat wenigstens ihren Willen gehabt, und viel was Besseres hätte ihr doch nicht geblüht. Wer würde Eine wie sie zu seiner ehrlichen Frau nehmen? Und wenn sie einmal dahinterkommt, daß sie auf ihren Liebsten ganz umsonst wartet, und vor Jammer über seine Niederträchtigkeit verrückt wird, — viel Verstand hat sie ja nicht mehr zu verlieren! Dagegen die Minka, Herr, die

klüger ist als mancher Mensch, glauben Sie mir, die liegt manchen Tag und sinnt darüber nach, warum Gut und Böß auf der Welt so ungleich vertheilt ist, warum sie Nichts haben soll, als ein verhungtes Leben, und ihre Schwester herrlich und in Freuden dahintrabt, und warum es unser Herrgott nicht wenigstens so eingerichtet hat, daß auch die Esel in den Himmel kommen, um für Alles, was sie an Schinderei und Plackerei, an Prügeln und Messerstichen ausstehen gemußt, ihren Lohn kriegen“.

Diese letzte lange Rede hatte sie mit solcher Heftigkeit herausgesprudelt, daß sie einen Augenblick nach Luft schnappen mußte. Dann strich sie die losen Haare in den Nacken zurück, knüpfte ihr Kopftuch fester und nahm den Topf mit Rüben in den Arm.

„Ich muß hinein, Herr“, sagte sie ganz heiser, „sonst kann ich hungrig zu Bette gehen. Kennen Sie den Herrn Landrichter und seinen sauberen Herrn Sohn? Nun, es ist auch einerlei. Er wirb's wohl nicht eher als vor Gottes Thron eingestehen, was er an meinem Mädcl verbrochen hat und an der Winka. Und übrigens, warum sollte er sich Gewissensbisse machen? Sie hat's nicht besser gewollt, wir Alle wollen's ja nicht besser; wären wir nicht dumm, ihr Mannsbilder könntet nicht schlecht sein. So wird's bleiben, so lange die Welt steht. Am jüngsten Tag werde ich mich auch nicht darüber beschweren, aber daß ich unsern Herrgott fragen werde, ob nicht auch die Esel in den Himmel kommen, darauf können Sie sich verlassen, darauf können Sie sich heilig verlassen!“

Sie nickte heftig vor sich hin, ging an mir vorbei, ohne mich noch einmal anzusehen, und verschwand im Hause.

Ihr könnt denken, daß, während ich den Abhang hinunterstieg, an dem schwarzen Wasser vorbei, und endlich das Städtchen erreichte, Alles, was ich droben gehört und gesehen, mich beständig verfolgte. Auch wie ich dann im Wirthshaus unten glücklich ein Wägelchen aufgetrieben hatte und nun auf der Landstraße dem schwägerlichen Hause entgegenrollte, stand das Bild der Alten und mehr noch das ihrer blonden Tochter mit dem nackten Würmchen an der Brust zum Greifen leibhaftig vor meiner Seele. Es fügte sich, daß mein Kutscher ein ältlicher Mensch war, der auf meine Frage nach den Bewohnern des Häuschens droben mir den zuverlässigsten Bescheid geben konnte. Er entsann sich noch sehr gut, wie vor zwanzig Jahren die Lise Samitz hier plötzlich aufgetaucht war. Ihre eigene Heimath war ein benachbarter Ort, wo aber, da ihre Mutter gestorben und ihre Papiere nicht in Ordnung waren, die Gemeinde sie nicht aufnehmen wollte. Sie habe in Prag in einem vornehmen Hause gedient und sich ganz brav gehalten, bis einer der Söhne des Hauses, ein Offizier, in der Langenweile eines Urlaubs ein Auge auf sie warf. Selbst mit Dreißigen sei sie noch eine stattliche Person gewesen, trotz ihrer Platt Nase und den breiten Backen, ein Mädcl, dem was Besonderes aus den Augen blitze, und wenn sie gelacht habe, was freilich nicht oft ge-

sehen, hätte sie selbst noch manche Jüngere ausgestochen. Nur sei's dann aber den gewöhnlichen Weg gegangen, trotz ihrer Gescheidtheit, da sie immer gesagt, sie wolle es nicht machen, wie ihre eigene Mutter. Ihre Herrschaft habe sie natürlich nicht im Hause behalten, sondern ihr ein anständiges Stück Geld mitgegeben, von dem habe sie sich das verlassene Häuschen droben und das Stück Gartenland gekauft, und da sie nicht wieder in einen Dienst gehen wollte, vielleicht auch nicht konnte, ganz eingezogen für sich hin gelebt und die Hana aufgefüttert. Die ersten Jahre habe auch der junge Graf dann und wann noch an sie gedacht und ihr etwas geschickt. Hernach sei's ausgeblieben, da habe sie sich allein durchschlagen müssen. Und es sei auch gegangen; den Kummer freilich um den blöden Verstand ihres Kindes habe ihr Niemand abnehmen können.

Dann kam mein Kutscher auf die traurige Geschichte mit dem Landrichterssohn zu sprechen, gegen den er sich in sehr mißbilligendem Tone ausließ. Es wisse Jedermann darum. Aber er sei nun einmal der einzige Sohn aus dem angesehensten Hause, und Niemand könne ihm zumuthen, daß er den schlechten Streich durch eine ehrliche Heirath wieder gut mache. Ein hergelaufenes Ding, mit dem es nicht richtig stehe! Warum auch die Alte nicht besser aufgepaßt habe! Wenn er für das Kind ein bißchen was thue, so werde ihn Niemand um diese Jugendsünde viel ansehen.

Ich ließ mir das Alles erzählen, ohne auf moralische Erörterungen des Falles weiter einzugehen. Im Herzen — ich weiß nicht warum — hatte ich ein so lebhaftes Mitgefühl mit dem armen Geschöpf, daß ich ihrem Verföhler, wenn er mir in den Weg gekommen wäre, mit vielem Vergnügen einen Denkfettel verabreicht hätte.

Auch war mein Erstes, als ich die Meinigen wiedersah, mein Erlebniß ihnen zu erzählen und meine gute Schwester zu bewegen, sich der verwahrlosten jungen Creatur ein wenig anzunehmen. Ihr mitleidiges Herz verläugnete sich nicht. Sie schickte gleich am andern Tage ihre „Mamsell“, eine erfahrene alte Person, zu Wagen nach der Hütte der Mutter Lamitz, mit einem Korbe, der allerlei gute Dinge enthielt, Kinderzeug, Mundvorrath für einige Wochen, ein paar austrangirte Garderobenstücke, um auch für die rauhere Jahreszeit vorzusorgen, und ich fügte noch Einiges an Baarem hinzu, mit dem festen Voratz, bald selbst wieder nachzuschauen, ob dieser schwache Versuch, die Lücken der sittlichen Weltordnung zu verstopfen, auch gut gewirkt und seinen Zweck erreicht habe.

Dahin sollte es aber nicht kommen. Früher als ich gedacht, bestand unser Hausarzt darauf, mich in's Seebad zu schicken. Ich hörte nur, daß unsere Sendung von der alten Frau mit ziemlich trockenem Dank, von der jungen Mutter dagegen mit kindischem Jubel in Empfang genommen worden sei. Dann reiste ich ab, blieb den ganzen Sommer fort, und die Bewohner jenes Waldhäuschens waren mir bald so gleichgiltig geworden, wie der erste Bettler, dem man einen Groschen in den Hut wirft.

Auch als ich im Herbst zu den Jagden wieder auf das Gut kam, nachdem ich mein Invalidenthum sammt seinem Appendix, dem Weltschmerz, in der See von mir abgespült hatte, fiel mir wochenlang nicht ein, mich nach den „vier armen Frauenzimmern“ zu erkundigen. Schwester und Schwager waren selbst verreist gewesen und hatten an ganz andere Dinge zu denken gehabt. Erst bei einem einsamen Bürschgang, den ich gegen Mitte October an einem widerwärtigen naßkalten Nebeltage unternahm, besann ich mich darauf, daß ich dieselben Waldwege vor fünf Monaten gewandelt war und daß sie mich endlich zu der Eselin mit der problematischen Seele geführt hatten.

Was mochte aus Minka inzwischen geworden sein?

Ich schritt rascher zu, da der Abend schon hereinbrach. Im Wald ward's schon nächtlich und unerquicklich, der Nebel troff jäh und schwer von den Fichten, die kleine Waldblüße mit den Birken und Ebereichen nahm sich trotz der rothen Beeren, die jetzt reichlich zwischen den fahlen Zweigen hingen, nicht mehr so lustig aus, wie an jenem Tag im Mai, wo nur ich selbst ein verdrossenes Gesicht schnitt. Als ich endlich aus den Fichten heraustrat, die den Höhenrand einsäumen, lag das Land unter mir und die schwarzblauen Berggipfel am Horizont so wunderbar da, wie wenn gleich ein furchtbares Unwetter hereinbrechen sollte. Noch war die Luft ganz still, man hörte die einzelnen Tropfen in das dürre Laub niederfallen, und nur von Zeit zu Zeit kreischten oben in den Wipfeln die Dohlen, die in dieser Gegend sehr häufig sind. Der Lärm war mir so zuwider, daß ich plötzlich in einer Art Fähzorn den Zwilling von der Schulter riß und den Schrotlauf in den arglosen Schwarm abfeuerte. Eine einzige Getroffene fiel mir zuuckend und flügel Schlagend vor den Füßen nieder. Ich schämte mich dieser kindischen Entladung und ging hastig auf die Hütte los, die noch ganz in der alten Verfassung, nur in dem schmutzigen Abendnebel noch kläglicher, auf dem alten Platze stand.

Der eingezäunte Platz hatte sich durch ein paar Kürbisranken, die über die Urathhügel hinkrochen, und durch ein halb Duzend hoher Sonnenblumenstauden wesentlich verschönert. Das schwarze Huhn aber schien den Sommer nicht überlebt zu haben. Auf der anderen Seite des Hauses, wo Minka gelagert hatte und das Brunnchen floß, war keine Spur mehr von ihr zu finden. Es mochte der armen Wunden schon längst auf diesem feuchten Lager zu kalt geworden sein. Wo aber war sie hingekommen? Ich mußte vor mich hin lachen, als ich mich darauf ertappte, daß auch mir jetzt das Schicksal der unvernünftigen Creatur interessanter war, als das der menschlichen Insassen dieser Hütte. Von denen war Nichts zu hören und zu sehen.

In der Stube, wo der Webstuhl stand, sah Alles ziemlich ebenso aus wie bei meinem ersten Besuch, nur das Strohbette im Winkel war leer. Dazu der Ofen kalt und alle Fenster offen. Ich drückte die Klinke an der Thür des einzigen niederen Gemaches, auf der rechten Seite des engen Hausgangs. Wie erstaunte ich aber, als ich hier von den vier Frauenzimmern wenigstens

Eine fand, die gute Minka. Sie lag auf einer Streu von gelben Blättern, Moos und Fichtenzweigen dicht neben einem niedrigen Herde, auf welchem noch Kohlen glimmten, und hob den Kopf traurig und matt, als sie mich eintreten sah. Hier mußte die Alte hausen, es lag und stand außer dem wenigen Küchengeräth allerlei Weiberkram herum, und auf der anderen Seite des Herdes stand ein alter Großvaterstuhl mit zerrissenem Polster, der offenbar der Mutter Samiz als Bettstatt diente. So hatte sie ihre kranke Pflégetochter in ihrer nächsten Nähe untergebracht.

Ich trat zu dem armen Geschöpf hin und kraute ihr das Fell zwischen den Ohren, die wehmüthig dankbar wackelten. Die Wunde hatte sich offenbar verschlechtert, der ganze Zustand war bedenklich, und zum ersten Mal sah ich an einem Thier so etwas wie ein hippokratisches Gesicht. Sie fing, da sie sah, daß ich ihr wohlwollte, mit sichtbarer Mühe an, ein paar unarticulirte Laute aus der müden Brust hervorzustoßen, konnte sich aber offenbar nicht mehr so ausdrücken, wie sie wollte, und ließ, indem sie wieder verstummte, mit einem unbeschreiblichen Blick die Zunge zum Munde heraushängen, was ihr in meinen Augen den letzten Rest von Schönheit nahm. Und da ich ihr keinen Trost zu bringen wußte, verließ ich sie nach wenigen Minuten wieder, ohne die Thür zu schließen, da der Brodem in dem dumpfen Raum, in dem ich kaum zu athmen vermochte, auch für einen kranken Esel nicht zuträglich sein konnte.

Draußen sah ich mich nach allen Seiten um. Von Großmutter, Mutter und Kind nirgend eine Spur. Im Walde — was hätten sie dort zu suchen gehabt bei dem schaurigen Nebelwetter und so spät am Tage? Sie werden in die Stadt hinuntergegangen sein, dacht' ich, dort irgend einen Einkauf zu machen. Aber Gott! weiß, wann sie wiederkommen.

Sie droben zu erwarten, war die dumpfe Hütte nicht einladend genug.

Ich dachte, ihnen vielleicht unterwegs zu begegnen, da ich auch hinunter wollte, um den Rückweg lieber auf der Chaussee, als auf dem schlüpfrigen, dunklen Waldwege zu machen. So ging ich wieder den schmalen Pfad zwischen den Wiesen hinab und hörte jetzt erst von der Stadt herauf eine gedämpfte Tanzmusik, besonders Clarinette und Contrabaß, die aus dem Wirthshause kommen mußte. Es klang aber gar nicht munter, vielmehr wie das richtige Accompagnement zu dem melancholischen Liede, das Himmel und Erde mit einander sangen. Wie wenn Nebelgeister sich einen Ländler aufspielen ließen, um toll über kahlen Berghöhen sich mit einander hin und her zu drehen.

Jene Gegend ist überhaupt unmusikalisch. Nur wenn einmal ein Trüppchen wandernder Böhmen sich in diesen Winkel des Gebirges verirrt, hört man flotte Weisen in rüstigem Takt, der aber selten die schwerfälligen Gliedmaßen der Bursche und Mädels in Bewegung setzt.

Nun, das Alles gehört eigentlich nicht zur Sache. Ich will mich kurz fassen. Nicht zwanzig Schritte war ich hinabgestiegen, da seh' ich an dem

Weißer drunten auf einem moosigen Stein eine weibliche Figur sitzen, die mir den Rücken zugekehrt hat und ganz regungslos in das schwarze Wasser starrt. Ich konnte kaum die Umriffe erkennen, und doch wußte ich gleich, wer sie war.

„Mutter Samiž!“ rief ich. „Mutter Samiž!“

Erst beim dritten Mal, und da ich ihr schon ganz nahe war, wendete sie langsam den Kopf, immer noch ohne daß ich ihr in die Augen sehen konnte.

„Was sitzt Ihr hier auf dem nassen Stein, Mutter Samiž?“ fragte ich. „Habt Ihr etwa ein Netz gelegt und wollt den Fang noch hereinziehen? Oder auf wen wartet Ihr hier in dem ungesunden Nebelwetter?“

Sie sah mir jetzt gerade in's Gesicht, sie suchte offenbar in ihrer Erinnerung nach dem Menschen, dem diese Züge und diese Stimme gehören mußten. Aber es schien nur langsam in ihr aufzudämmern.

Ich half ihr auf die Spur, indem ich sie an meinen Besuch im Frühling erinnerte und ihr sagte, daß ich inzwischen schon oft darüber nachgedacht, aber noch immer nichts Gewisses darüber herausgebracht hätte, ob die Esel auch in den Himmel kämen. — Das hörte sie stillschweigend mit an; ich wurde nicht klug daraus, ob sie den Sinn meiner Worte richtig verstand, denn sie nickte beständig vor sich hin, auch wenn ich eine Frage that, die sie hätte verneinen sollen.

Erst als ich den Namen ihrer Tochter aussprach, wurde sie plötzlich wach und sah mich unter ihren buschigen Augenbrauen argwöhnisch an.

„Was wollen Sie von der Hana?“ sagte sie. „Die ist nicht zu Haus. Aber es geht ihr sehr gut, ihr und ihrem Wurm. Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß sie ein bißchen schwach im Kopf ist? Da hab' ich gelogen. Sie hat mehr Verstand, als die meisten dummen Gänse. O, ich wollt', ich wär' auch so gescheidt wie sie gewesen, aber es sind verschiedene Gaben, und wie heißt's im Testament? Denen, die arm am Geist sind — ja, ja! O du Barmherziger!“

Und plötzlich brach sie wieder ab, legte beide Hände flach auf ihre Kniee und ließ den Kopf dicht auf die Brust sinken.

Ihr Wesen wurde mir immer unheimlicher. Auch war's da am Ufer schauerlich, da die Fledermäuse um das niedere Gebüsch zu flattern anfangen und der Wind, der sich jetzt aufmachte, einen moderigen Sumpferuch uns entgegenwehte. Dazwischen immer Brummbaß- und Clarinetfiguren von unten herauf.

Um nur die Stille zu unterbrechen sagt' ich: „Es scheint hoch herzugehen im Wirthshaus drunten. Wird da ein Fest gefeiert?“

Sie fuhr in die Höhe und blickte mich wieder mißtrauisch an.

„Hören Sie 's erst jetzt? So haben sie ja schon seit Mittag gesiedelt und gepfiffen und so wird's bis an die Mitternacht fortgehen. Ich hab' mir die Ohren verstopft, aber es hilft nichts. Nu, Hochzeiten sind keine

Begräbnisse, das weiß man ja wohl. Aber wenn sie wüßten, wenn sie wüßten —! Freilich, sie würden darum keinen Hopser weniger machen. O du Darmherziger!“

„Wer hält denn Hochzeit?“

Sie spuckte heftig aus und warf einen ingrimmigen Blick über den Weiher weg nach dem Hause unten, von wo die Töne herkamen.

„Gehen Sie nur auch hin“, murrte sie. „Sehn Sie sich das Paar an. Sie passen schön zu einander. Er ist hübsch und schlecht und sie ist reich und dumm. Eine Bräuerstochter; sie mißt das Geld mit Scheffeln. Aber so viel Verstand hat sie doch noch, daß sie auf Alles, was man sie fragt, richtig antworten kann, und nicht Nein gesagt hat, als der Pfarrer sie gefragt hat, ob sie den Landrichterssohn zum Manne haben wolle.“

„Den Landrichterssohn? Den! — „Nun wußt' ich freilich, warum die alte Frau so vor sich hin wüthete.

„Arme Hana! Und weiß sie auch, was da unten vorgeht?“

„Wie soll sie's nicht wissen, Herr? Meinen Sie, es fänden sich nicht mitleidige Seelen genug, solche Neuigkeiten gerade dahin zu tragen, wo man sich am meisten einen Gottslohn damit verdienen kann? Sie saß gerade vor der Thür und hatte ihre Puppe auf dem Schooß, mit ihren besten Tüchchen aufgepußt, das blaue Tragkleid, wissen Sie, das die Frau Baronin ihr geschickt hat, und ließ das Kind auf ihrem Schooß tanzen zu der Musik da unten; da kommt die Magd der Apothekerin, die that, als käme sie so zufällig vorbei, aber es war das pure Mitleid, lieber Herr, zu sehen, was der arme Narr für ein Gesicht dazu machen würde, wenn er hörte, da unten macht sein Schatz Hochzeit. Sie sagte es ihr auch nicht selbst. „Mutter Lise“, schrie sie mir hinein, „der Landrichterssohn — was sagt Ihr dazu?“ — und dann schimpfte sie auf die schlechte Welt. Ich zwinkerte ihr mit den Augen zu, denn ich meinte, ich sollt' in den Erdboden versinken. Daß er sie heirathen würde, hatt' ich ja nie geglaubt; aber sie erwartete ihn noch immer jeden Abend und war guter Dinge dabei, und hätte ihn in alle Ewigkeit so erwarten können und dazu Ciapopeia singen. Und jetzt die ganze Niedertracht von der Hochzeit und der Bräuerstochter sich so plötzlich über den Hals kommen lassen — wie wenn einem ein guter Freund ein Messer mitten in die Brust stößt —! Der tüdtschen Person selbst blieb das Wort im Halse stecken, wie sie sah, was sie angerichtet. Sie sagte, sie müsse sich sputen, ihre Frau warte auf sie, und lief weg. Und ich hinaus und sehe das arme Ding auf der Bank sitzen, den Kopf an die Mauer zurückgelehnt, als würde er ihr zu schwer, Mund und Augen weit aufgerissen. „Hana!“ schrie ich, „glaub es doch nicht, sie hat gelogen“ — und was mir die Angst noch Alles eingab. Aber sie sprach kein Wort, sie lachte mit einmal hell auf, dann wurde sie wieder ganz ernsthaft, schüttelte sich in allen Gliedern und stand auf, ihr Kind fest in den Armen. „Wo willst du hin?“ sagt' ich? „Komm ins Haus. Ich Koch' dir einen Holberthee“. — Aber es war, als hörte sie mich nicht.

Sie ging langsam vom Hause weg, den Weg hinunter. Ich immer hinter ihr, und wollte sie am Kleide festhalten, aber es war was Uebermensliches in ihr, das Gesicht dabei ganz ruhig, nur todtensblaß. „Hana“, sagt' ich, „du wirfst doch nicht zu ihm wollen? Denk, was sie sagen würden, wenn du so auf die Hochzeit kämest! Sie würden sagen, du seist nicht recht bei Trost — und am Ende käme das Gericht und nähme dir das Kind, weil man's einer Unsinigen nicht lassen dürfte!“ — Das schien sie auf einmal zur Besinnung zu bringen. Sie blieb stehen, drückte das Kind heftig an sich und that einen Seufzer, als ob ihr die Seele aus dem Leibe fahren sollte. Ich dachte, nun hätte ich's gewonnen und sie würde mit mir umkehren und nach und nach sich drein geben. Wenn sie nur hätte weinen können, es wäre gewiß ihre Rettung gewesen. Aber die Augen ganz trocken, und ich sah, wie sie immer nur auf das Haus da unten starrte, als ob sie die Wand durchbohren und den schlechten Menschen drinnen und seine Tänzerin mit Kranz und Schleier in Brand stecken wollte. Ich rebete ihr zu, in's Haus zu kommen, ich merkte jetzt erst, wie ich nichts auf der Welt mehr hatte als sie, und das sagte ich ihr und bat ihr ab, wenn ich manchmal rauh und ungut zu ihr gewesen war. Lieber Gott, wenn man schon so miserabel daran ist und es wird einem noch ein hungriger Gast ins Haus beschert! — Aber das Alles hörte sie gar nicht. Die Musik schien sie festzuzaubern, sie fing wieder an, das Kind hin und herzuwiegen, plötzlich aber that sie einen lauten Schrei, als wäre was in ihrer Brust zersprungen, und ehe ich merken konnte, was sie vorhatte, rannte sie nach links hinab grade auf den Weiher zu. Ihre losen Haare flogen ihr nach, das blaue Kleidchen flatterte, so im Sturm ging's hinunter, und — o du Warmherziger! — mit meinen eigenen leiblichen Augen hab' ich's mit angesehen — — Kind und Kindeskind — — ich wollte schreien — es ersticke mich — ich lief wie eine Rasende — wie ich hinfam, sah ich nur noch das schwarze Wasser, das wie in einem Kessel brodelte an der Stelle, wo —“

Sie war aufgesprungen und stand mit dem halben Leibe vorgebeugt in dem nassen Ufergras wie ein Bild des Jammers, beide Arme ausgestreckt nach einem Punkt in der Fluth, der jetzt so unbewegt war, wie die ganze Fläche.

Ich konnte kein Wort hervorbringen. Jeden Augenblick dachte ich, sie selbst würde sich nachstürzen. Die Stelle, wo wir standen, schien besonders dazu geeignet, mit einem einzigen Sprung von der Welt Abschied zu nehmen. Der Abhang mußte hier senkrecht in die Tiefe gehen; es wuchs kein Schilf aus dem Wasser herauf, die Erlenbüsche traten zurück und ließen eine Lücke von einigen Mastern Breite, und dicht am Rande war das Wasser so dunkel, als ob die Tiefe bodenlos sei.

Die Alte aber schien nichts Gewaltthames im Sinn zu haben. Ihre Gestalt sank wieder in sich zusammen, und die Arme fielen schlaff an den Hüften nieder.

„Sehen Sie da drüben Nichts?“ fragte sie plötzlich halblaut?

„Wo?“

„Da hinten bei dem Weidenbusch — nein, es ist Nichts — ich dachte, ihr Haar käme wieder zum Vorschein. Aber sie liegt nun am Grunde. Gleich anfangs freilich, da schwamm etwas Gelbes oben auf dem Wasser, ich will darauf schwören, es war ihr Haar — und der lange Rechen dort, der vom Heumachen her noch liegen geblieben ist — wenn ich den gepackt hätte und hätte das Haar damit gefischt und es fest um die Faden gewickelt — ich glaube, ich hätte sie noch an's Land ziehen können. Aber sagen Sie selbst, Herr: was hätte es geholfen? Sie wäre doch wieder hineingesprungen. Und wäre es nicht auch gottlos gewesen, ihr die Ruhe wieder zu stehlen, die sie da unten gefunden hat? Wer weiß denn auch, ob ich den armen Wurm mit herausgezogen hätte! Und ohne ihr einziges Spielzeug, — was hätte sie auf der Welt noch angefangen?“

Sie schwieg wieder und rieb sich mit den gekreuzten Armen die mageren Schultern, als ob sie im Fieber fröstelte. Im Wirthshaus unten hatte die Musik eine Pause gemacht, ich hörte die raschen, keuchenden Athemzüge der alten Frau und dazwischen dann und wann ein abgerissenes Wort wie aus einer Gebets-Vitanei. Aber diese traurige Stille wurde plötzlich unterbrochen durch ein heiseres Eselgeschrei droben vom Walde her. Wir sahen uns Beide um.

Vor dem Häuschen stand die lahme Minka und ließ ihr klägliches Nothsignal erschallen. Gegen den dunklen Hintergrund hob sich der Umriß der grauen Thiergestalt deutlich ab; man konnte sogar sehen, wie sie die gesenkten Ohren schüttelte. Sie mußte uns unten bemerkt haben, denn als wir ihr nicht antworteten, schickte sie sich an, so holperig und mühsam es auch ging, zu ihrer alten Pflegerin hinunterzuhinken.

„Kommst du auch?“ sagte die Alte. „Hast du Durst, weil ich vergessen habe, dir den Eimer zu füllen? Sehen Sie, Herr, daß ich Recht habe? Die Minka hat Menschenverstand. Sie möchte auch mit ihrer Noth und Plage ein Ende machen. Und es ist auch das Beste, ihr hilft es auf einmal von allen Schmerzen, und ich — Aber wissen Sie, daß ich nun doch glaube, auch die Esel kommen in den Himmel? Warum hätten sie sonst Menschenverstand? Wer weiß, es ist ein für alle Mal aus, der fürchtet sich vor'm Aufhören. Und nun sehen Sie die Minka, wie resolut sie auf das schwarze Wasser losstrahlt! Komm, Minka, komm, armer Narr! Wir wollen dir hinüberhelfen!“

Das Thier war unten bei dem Stein angelangt, auf dem die Alte hockte. Es schob seinen dicken Kopf in ihren Schooß hinein und knickte dabei in den Knien zusammen. Aber die Alte half ihr wieder auf die Beine.

„Komm, Minka“, wiederholte sie. „Es thut nicht weh, und vielleicht hilft es dir zu den ewigen Freuden. Die Hana ist schon voran mit dem Mariechen. Mutter Lise wird bald nachkommen“.

Sie zog das Thier, das widerwillig folgte, an den Rand des Weiher's

und versuchte, es hineinzubringen. Aber Zureden und Streicheln waren so umsonst, wie das Stoßen und Schlagen, zu dem die Alte sich endlich entschloß. Alle vier Füße stemmte das arme Opfer, das am ganzen Leibe zitterte, gegen das Ufergrün und ließ wieder sein flehendes Nah ertönen.

Die Alte warf mir einen bittenden Blick zu.

„Sie haben ein Gewehr auf dem Rücken, Herr. Wollten Sie meiner Minka nicht den letzten Liebedienst thun und ihr zu ihrer Erlösung verhelfen? Das bißchen Pulver und Blei möge Ihnen der Herrgott vergüten, das Sie an eine geplagte Creatur wenden, und wenn es eine himmlische Gerechtigkeit giebt und wir uns alle einmal droben wiedersehen, wird auch die Minka dabei nicht fehlen, und dann sollen Sie sehen, daß nächst dem Esel, der unsern Herrn nach Jerusalem getragen hat, kein schönerer im ganzen Paradies zu finden sein wird“.

Wie hätt' ich dieser rührenden Bitte widerstehen können? Ich spannte den Hahn, trat dicht an das gute Geschöpf heran und schoß ihm meine Kugel durch den Kopf. Augenblicklich stürzte das Thier zusammen und kopfüber in's Wasser, wo das graue Haupt nur noch einmal auftauchte, um dann spurlos zu versinken.

Die Alte war bei dem Schuß in die Kniee gebrochen, ich sah, wie sie die dürrn Hände im Schooß gefaltet hielt und lautlos die Rippen bewegte. Gewiß betete sie ein Vaterunser für Minkas abgeschiedene Seele.

Dann rappelte sie sich mühsam wieder auf. „Ich danke Ihnen, Herr“, sagte sie. „Sie haben mir eben eine größere Wohlthat gethan, als damals, da Sie mir das Geld schickten. Wenn Sie nach Hause kommen, grüßen Sie die Frau Baronin. Sagen Sie ihr, sie brauchte nun nicht mehr Gutes an mir zu thun, Drei wären schon zur Ruhe, mit der Vierten würde es auch nicht mehr lang dauern. Und somit behüt' Sie Gott! Mich friert. Ich will in's Haus zurück und mir ein bißchen einheizen. Die Nacht wird kalt werden und das Haus ist leer. Vergelt's Gott tausendmal, Herr! Nein, Sie sollen nicht mit mir gehen. Ich habe Niemand und brauche auch Niemand, und die verdammte Musik wird mich wohl schlafen lassen, wenn ich mir die Ohren recht fest zuhalte. Gute Nacht, Herr! Wohl zu ruhen! Und der Herrgott droben wird ja ein Einsehen haben und es gnädig mit uns machen. Amen!“

Sie schlug ein Kreuz und nickte mit ganz ruhiger Miene vor sich hin. Dann stieg sie den Abhang quer durch die Wiese hinan, und ich sah noch, wie sie oben ihr Häuschen erreichte und die Thür hinter sich zuzog.

Ich selbst schlug den Thalweg wieder ein, in einer Stimmung, die ich schwer beschreiben könnte. Der Menschheit ganzer Jammer — darauf ließ's ungefähr hinaus. Aber es mischten sich noch andere Elemente mit ein, die dem seltsamen Erlebnis etwas zugleich Feierliches und Groteskes gaben. Ein Psychologe von Fach hätte seine Noth gehabt, daraus Flug zu werden.

Zum Glück sorgte das Wetter dafür, daß ich nicht in den bodenlosen Abgrund unfruchtbarer Speculation versank. Die Wolkenschicht, die langsam zusammengedrückt war, entlud sich, da ich eben die ersten Häuser erreichte, mit solcher Gewalt, daß ich erst abwarten mußte, was daraus wurde, eh' ich den Fahrweg nach dem Gute betrat. Ich flüchtete natürlich in's Wirthshaus. Auch hatte ich eine gewisse Neugier, den vielbelobten Landrichterssohn an diesem Tage zu sehen, wo sein altes Liebchen sich aus der Welt geschlichen, um seinem neuen den Platz zu räumen.

Nun, es war eine Honoratioren-Hochzeit wie andere mehr. Ich konnte durch die offene Thüre in den Saal sehen, wo die Tafel längst abgeräumt war, um Raum zu schaffen für den Ball. Das junge Paar fiel mir sogleich in die Augen, nicht eben unvortheilhaft, er ein Mensch ganz wie ich ihn mir gedacht hatte, so ein Friseurkopf, wie ihn die Weiber zu bevorzugen pflegen, mit einem leichtsinnig verwogenen Gesicht, hinter dem nichts steckt. Im Ganzen eben ein „angenehmer Schwerenöther“ des gewöhnlichsten Schlags. Die junge Frau im Myrtenkranz, eine Provinz-Schönheit, die sehr in ihren Gatten verliebt schien, beständig mit ihm tanzen wollte und sich dabei heftiger echauffirte als lieblich anzuschauen war. Da sie auch reich sein sollte, hatte der Gemahl in der That ein besseres Loos gezogen, als seine schurkische That verdiente, und es war nicht grade zu hoffen, daß die ausgleichende Gerechtigkeit ihn durch diese Heirath für all seine Sünden würde büßen lassen. Auch schien er nicht der Mann, eine solche Buße ruhig hinzunehmen, viel weniger sich mit überflüssigen Gedanken über die sittliche Weltordnung nur eine schlaflose Stunde zu machen.

Nich widerste diese schnöde Larve an; ich setzte mich zu den Bauern unten in die Schenkstube und trank mein Glas Bier in sehr verdrossener Laune, während die Decke zu Häupten vom Stampfen und Schleifen der Tanzenden dröhnte und zitterte und der Stromregen an die Fenster schlug.

Das dauerte so länger als eine Stunde, da hörte der Regen auf, die Wolkenschicht wälzte sich den Bergen zu, und der Mond trat hervor. Ich dachte nun daran, mich wieder nach meinem Einspänner umzusehen, denn für einen Fußgänger war die Straße natürlich nicht praktikabel, und hier zu übernachten wäre bei dem Hochzeitslärm ein schlechtes Auskunftsmittel gewesen.

Zum Glück fand ich, wie ich eben in's Freie trat, um mich nach jenem alten Kosselenker zu erkundigen, den Kutscher meines Schwagers vor der Thür, den mir die Schwester eben mit dem Jagdwagen geschickt hatte, um mich nach Hause zu holen. Ihm und seinen Gäulen that eine kleine Raft und Stärkung im Trodenen Noth. So verzögerte sich die Heimfahrt, daß ich zu Hause Alle schon im besten Schlaf antraf und erst am folgenden Morgen, als wir Drei beim Frühstück saßen, meine schauerlichen Erlebnisse von gestern berichten konnte.

Wir saßen noch unter dem Eindruck dieses seltsamen Trauerspiels, das

besonders meine Schwester, welche die Mitspielenden im Sommer einmal aufgesucht hatte, heftig ergriff und bis zu Thränen rührte, als die Thür aufging und der Verwalter meines Schwagers eintrat.

„Ich wollte nur melden, Herr Baron“, sagte er, „daß es die Nacht ein Feuer gegeben hat. Es hat Gott sei Dank nicht um sich gegriffen und war auch nicht auf unserem Grund und Boden. Nur das Häuschen der alten Lise Lamiß ist niedergebrannt“.

Wir sahen einander betroffen an.

„Weiß man, wie das Feuer ausgebrochen ist, und ist Niemand dabei verunglückt?“ fragte mein Schwager.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Gewisses weiß man nicht, Herr Baron“, sagte er. „Um Mitternacht, wie unten im Wirthshaus der Rehraus geegigt wurde — der Sohn des Herrn Landrichters hatte Hochzeit gehalten — hörte man plötzlich den Thürmer die Feuerglocke ziehn, und wie Alles hinausstürzt, sehen sie oben am Walbrande die alte Hütte der Mutter Lamiß in hellen Flammen stehen. Wie von einem Holzstoß habe die Gluth ruhig in die Höhe geflammt, und obwohl sogleich das halbe Städtchen auf den Beinen und die Feuersprihe den Berg hinaufgeschleppt war, konnte man doch nicht das Mindeste ausrichten, so hatte sich die Flamme schon bis in die letzten Winkel des alten Nestes eingefressen. Erst als nichts mehr zu retten war, wurde man der Brunst Herr, und nur die Grundmauern sind bis auf Manneshöhe stehen geblieben, wenn sie nicht inzwischen auch schon zusammengestürzt sind. Von den Weibern und dem kleinen Kinde schien erst nichts mehr übrig, bis man im Winkel der einen Stube, in der der Webstuhl gestanden hatte, einen schwarzen schauerlichen Aschen- und Knochenhaufen entdeckte, unzweifelhaft die Ueberreste der alten Lise, die vielleicht, da alte Weiber nie warm genug haben, den Ofen übermäßig geheizt hat, daß die morschen Rachen sprangen und die Flamme das Sparrenwerk des Webstuhls erreichen konnte. Sie muß zum Glück durch den Qualm rasch betäubt worden sein und ohne weitere Qualen ihr Ende gefunden haben. Was aber aus ihrer Tochter und dem kleinen Mädchen geworden ist, weiß Niemand, und auch von ihrem Egel, auf den sie so große Stücke hielten, ist bis zur Stunde nicht das kleinste Stück Fell oder Knochen gefunden worden“.





Briefe von Moritz von Schwind.

Mitgetheilt

von

Bernhard Schädel.

— Darmstadt. —



an darf wohl annehmen, daß die Bedeutung Moritz von Schwind's gegen das Ende seiner Laufbahn immer mehr erkannt und daß erst nach seinem Tode dieselbe dem deutschen Volke vollständig zum Bewußtsein gekommen ist. Neben dem, daß seine Werke durch Nachbildungen in immer weiteren Kreisen bekannt wurden, trugen dazu wohl zumeist die trefflichen Biographien bei, welche seitdem erschienen sind.

Das Volk hat ein Recht, seine großen Männer kennen und lieben zu lernen, und die Sachgenossen und Kunstkenner können keinen Anspruch darauf erheben, mit Einem aus ihren Reihen gleichsam einen Separat-Cultus zu treiben. Ist nun aber der Geseierte zugleich ein Mann, wie Schwind es war: ein echt deutscher Charakter vom Kopf bis zur Zehe, ein Mensch voll Geist und Humor, der, wie ein Spiegel, die Strahlen unseres gesammten Geistes- und Kunstlebens in sich sammelte und auf die eigenartigste Weise wieder ausstrahlte; so gewinnt dessen Besitz einen desto allgemeineren Werth, und mit Freude und Stolz wird das Volk ihn hegen und bewahren.

Aus diesem Grunde würde Einer, der etwas beitragen könnte, Schwind's Eigenthümlichkeit für die Augen Deutschlands in ein helleres Licht zu setzen, und es nicht thäte, sich einer tadelnswerthen Unterlassung schuldig machen.

Diese Erwägung hat mich bestimmt, mit Ueberwindung mancher Bedenken an die Veröffentlichung einer Briefreihe zu gehen, die vom Jahre 1847 bis zum Tode Schwind's, im Jahre 1871, reicht und die geeignet erscheint, nicht nur über die mancherlei Schöpfungen aus dieser Zeit, sondern mehr noch über seine persönlichen Erlebnisse, sowie über seine Art, die Dinge dieser Welt anzusehen, ein erwünschtes Licht zu verbreiten.

Schon im Jahre 1872 hatte ich zwar, auf Ersuchen eines begeisterten Jüngers von Schwind, des Historienmalers Raue zu München, demselben

die gedachten Briefe zur Benutzung für die zu erwartende zweite Auflage von L. von Führißs Biographie unsers Meisters, mitgetheilt und Herr Naue hatte, wie er mir schrieb, unter Meidung alles Persönlichen, die gewünschten Excerpte gemacht. Aus mir unbekannten Gründen ist jedoch hiervon bis jetzt kein Gebrauch gemacht worden, und die in Aussicht gestellte neue Auflage des Werkes nicht erschienen.

Bei dieser Sachlage, und in Erwägung meines vorgerückten Alters, welches ein längeres Abwarten widerräth, will ich nun nicht länger säumen, den Schatz, welchen ich und für mich allein zu genießen mir nicht zusteht, auch Anderen zugänglich zu machen.

Wo zwingende Gründe mich zu kleinen Auslassungen veranlaßten, ist solches durch Punkte angezeigt (. . .).

Außerdem erschien es geboten, einige der vorkommenden Personennamen durch den Anfangsbuchstaben entweder nur anzudeuten, oder ganz unkenntlich zu machen. Dagegen hielt ich mich nicht für berechtigt, solche Ausdrücke, welche entweder die Stellung Schwind's zu den herrschenden Kunststrichtungen bezeichnen, oder zur Darstellung seines Charakters dienen können, wegzulassen, auch wenn dieselben Vielen hart und ungerecht oder all zu derb erscheinen dürften. — Die Orthographie und Interpunction des Originals ist genau beibehalten.

Wenn ich mit dieser Veröffentlichung, wie ich glaube, dem Publikum einen Dienst erweise, so dürfte es wohl nicht unbescheiden sein, mir dafür eine Gegenleistung zu erbitten, welche überdies nur in non faciendo bestehen soll. Ich habe soeben von meinem Alter gesprochen, dem man ja wohl an sich schon das Bedürfniß nach Ruhe zusteht, und muß noch hinzufügen, daß meine äußerst geschwächte Sehkraft mir fast gänzlich das Lesen und Schreiben verbietet. Ich erkläre daher, außer mit den, den Briefen beigelegten, allerdings dürftigen Erläuterungen, der Wißbegierde oder gar der Neugierde nicht weiter dienen zu können und sage mit St. Paulus im Schlußwort seines Galaterbriefes: „Hinfort mache mir Niemand weiter Mühe“.

Darmstadt, März 1880.

Bernhard Schädel.

I.

München, Pfingstsonntag 1847.

Liebster Freund!

Wäre ich noch in Frankfurt*), so ist wohl kein Zweifel, daß ich heute morgen nach der Mainzer Chaussee geschlendert wäre, und mit Zigarren Anzünden und Schwärzen Ihre Ungeduld nach der Kirche gehörig gesteigert hätte. Da nun die Promenade zwischen uns sich bedeutend verlängert hat, so benütze ich die unvollkommene, aber doch angenehme Erfindung des Schreibens, dem Mangel der Wirklichkeit in etwas nachzuhelfen. Es ist dieß der erste Brief, den ich nach Frankfurt schreibe, nicht ohne Gewissensbiß, da es sich wohl schickte, empfangene Briefe zu beantworten — es kann aber auch noch geschehen. Was ist in diesen 8—9 Wochen alles vorgekommen! von der kleinlichen Pein des Wohnungsuchens, Frau-erwartens, Besuchemachens, Zimmermalens und Reublaufens gar nicht zu reden. Unter allen diejem Troubl ist vor der Hand das wichtigste geschehen, ich habe Frankfurt vergessen, rein abgeschüttelt, und was davon halten kann das kommt jetzt zum Vorschein, ohne den Beigeschmack alberner Verdrüßlichkeiten, die alle in den großen Papiertorb verjencet sind. Hier ist Fahrwasser, und wer Kräfte hat, der kann sie loslassen. Ich habe lange zu thun gehabt mich des langersehnten herrlichen Zustandes, als eines wirklich erreichten, ganz zu bemächtigen: daß ich mich hinsetzen kann und mit aller Mühe Werke unternehmen, bei deren Ausföhrung mich von vornherein kein fremder Einfluß auf die Wahl des Stoffes, hintennach keine alberne und neidische Verdächtigungs-politik, verstimmt und ermüdet. Im Vorbeigehen gesagt ist das Musikantenbild, mit Glück überarbeitet, und braucht nur mehr die letzte Feile. Der Rhein im Begriff auf die Leinwand gepaust zu werden, und für die Geschichte mit der Beethovenischen Symphonie, ein wichtiger Schritt geschehen, nehmlich die Eintheilung erfunden. Ueber den Verkauf des Hauses bin ich vollkommen getröstet. Meine hiesige Wohnung (in Schnorr's Haus) ist um ein tüchtiges größer, der Garten schöner die Umgebung ganz grün, und statt des Eschenheimerthurms haben wir die Glyptothek vor Augen die auch nicht bitter ist. Veni et vido. Ein Gastzimmer fehlt nicht. Die Klimatisirung scheint vorüber zu sein. Die ganze Gesellschaft hustete und fieberte — jetzt ist es Gott sey Dank gut. Die Kinder freßen wie die Wölfe, und schlafen wie die Würste. Ich hatte Anfangs viel von Schwindel zu leiden, der aber auch seinen Abschied genommen hat. Drei — vier Aerzte die ich über das Schleimfieber gesprochen — versichern daß es erstens seinen epidemischen zweitens seinen nervösen Charakter, den es seit der Cholera behauptet, seit mehr als einem Jahre ganz verloren, und wieder wie sonst, nur mehr sporadisch und ent-

*) Schwind zog im Jahre 1844 von Carlsruhe nach Frankfurt am Main in dasselbe freundliche Haus an der Mainzer Chaussee, welches ich bewohnte, und es bildete sich hier zwischen den beiden jungen Familien ein freundschaftliches Verhältniß, das fortbauerte, als sich Schwind, einige Jahre später, ein Haus vor dem Eschenheimer Thor erbaute und endlich im Jahre 1847 nach München übersiedelte, wohin er einem Rufe als Professor an die Akademie der bildenden Künste folgte. Verreundete Nachbarn schlossen sich dem kleinen Kreise an und es wurden die schönsten Abende in froher Laune im Freien zugebracht. Für diese Zusammenkünfte componirte ich verschiedene Quartette für gemischte Stimmen, Duette &c., u. a. „die Nachbarn auf dem Lande“, von welchen in diesem Brief die Rede ist.

zündlicher Natur sei. Dieß zum Trost für die Frau Gemalin, wenn sie den Reispapier ausfertigen muß.

Lachner ist ganz der alte. (Die Nachbarn auf dem Lande hab ich ihm noch nicht gezeigt — er kennt aber Sachen von Ihnen und schätzt sie.) Morgens schreibt er an seiner neuen Oper *Benvenuto Cellini* klopft dann Noten aus und füllt den übrigen Tag mit Billard spielen und Biertrinken aus. Eine Oper seines Bruders „*Corley*“ habe ich mit großem Vergnügen gehört. Wäre die von Mendelson welchen Spektakel! Ich sage Ihnen das sind Leute daß einem das Herz im Leibe lacht: Sie müssen nothwendig kommen und sie kennen lernen. Er macht auch so vortreffliche Schwänke e. g. behauptet er von Meyerbeer's Instrumentirung, wenn ein Besenstiel irgend einen Ton von sich gäbe, müßte er auch in's Orchester. Was macht der Instrumental Verein? Diese Tage habe ich mit der Liedertafel geknecpt — eine solche Majja von Humor habe ich nicht bald beisammen gesehen, dazu singen die Kerls prächtig. Kunz ist dirigens. Zum Künstler Mayfest habe ich Frau und Kinder hinausgeführt, welche treffliche Wirthschaft! Man sitzt und liegt im Wald herum hält Reden Maskenzüge, singt ißt und trinkt alles auf das fröhlichste. Der König ist im allerbesten Humor. An meiner Thür war er einmal vergeblich und rufen hat er mich nicht lassen. Fr. Lola sitzt in ihrem Haus und zeigt sich wenig. Ich habe nur erst ihr Porträt gesehen, das ist aber schon der Mühe werth. Um unsern Dir. Gaertner hat es mir leid gethan. Es war ein Grobian aber eine ehrliche Haut und ein Mann von Energie und großen Gaben. Wenn man sich um den unentbehrlichsten Mann in München gefragt hätte, so war es Gaertner, jetzt ist er vier Wochen todt, und wenn er heute zurückkomt, kann man ihn gar nicht mehr brauchen. Das ist eine traurige Betrachtung.

Der Geldbeutel von Ihrer guten Frau sieht schon sehr strapeziert aus. Er soll getragen werden so lang er hält. Ein Clavier wird sich herauschlagen lassen, und zwar der Leipziger Stußflügel a 280 f. Ich hoffe Leo*) versteht es. Setzen Sie nur den Gedanken fest ins Auge daß Sie herkommen müssen . . . , grüßen Sie Frau und Kinder nebst der ganzen Nachbarschaft von meiner Frau Louisl und Ihrem alten Freund

Schwind.

Ich muß Ihnen auch ins Ohr sagen das es niemand hört, daß das bewußte Gützl sich gefunden hat und am 25 ten ligitirt wird. Hoffentlich krieg ich es. Der schönste Punkt im Gebirg — für 10 Kühe Land und ein allerliebsteß Haus.

P. S. 1. ten Juni. Mit dem Gützl ist es nichts dagegen werden Sie einen Besuch von Fr. Lachner bekommen. Er dirigirt in Lübeck und reist von da über Frankfurt zurück, wo er sich zwei Tage aufzuhalten gedenkt. Ich habe ihm Ihre Adresse aufgeschrieben, und er freut sich sehr Sie kennen zu lernen. Der Rhein ist in voller Arbeit. Frä. Lola befindet sich ganz wohl.

II.

München den 8 ten August 1847.

Liebster Freund Schädel!

„Deine Freunde besuche weder zu selten, noch zu häufig“ steht in den vortrefflichen Lebensregeln von Platen. Ich will einmal sehen ob ich's errathe. Vorigen Sonntag, hatte ich schon große Lust zu schreiben dachte aber „nicht zu oft“ und expedirte unter-schiebliche nöthige Schreiben worüber ich jetzt sehr froh bin.

Ihr Brief enthält böse Stellen, vor allem die, daß wir Sie nicht hier haben sollen — vielleicht ändert sich's noch. O Kindbetter! wie bringt ihr alles in Un-

*) Professor S. C. Leonhard, ein trefflicher Componist und Clavierpieler.

ordnung! ich sehe dem meinigen Anfangs September entgegen, und das mit einiger Angst. Mein Bruder den wir in seiner zweiten Ehe, wieder getrübtet und glücklich wußten hat seine Frau im Kindbett verloren, und steht jetzt allein da mit einem kleinen Kinde. Wenn das glücklich vorüber ist, will ich Gott danken. Indessen arbeitet man fleißig fort, und es würde Sie doch freuen den Rhein bereits ganz untermalt zu sehen. Den Musikanten habe ich eine Woche mit gutem Erfolg gewidmet, nun fange ich an zu übermalen. Ich bin so glücklich über die herrliche Muße, daß mich alles andere gleichgültig läßt. Geselligkeit, Spaziergänge Kunstgenüsse, ja selbst die englischen Reiter die doch ein Hauptvergnügen sind — es ist nicht für mich auf der Welt, und es ist mir ganz gleichgültig ob es dergleichen giebt oder nicht. Wenn ich erst die alten Ideen abgeferligt habe, dann kanns losgehen aber genug von mir Marlo's*) Schluß hat mich sehr betrübt. Ich war seit fast einem Jahr gewohnt alle Tag meine Portion Marlo zu haben, auf einmal liegt die ganze Geschichte im Dr. und ich habe nichts mehr zu lesen. Die Infamie einen altgebadenen Schimpfartikl, über Cornelius Overbeck und Veti, frisch abzdrukten, hat mich bewogen nicht weiter zu praenumeriren — wenn ich aber bedenke, daß der Hauptstieb die administration trifft, die doch diese schlechten Sachen um schweres Geld, aus dem anvertrauten Schatze bezahlt hat, so könnte ich mich wieder versöhnen. Ich bekomme 6 Journale umsonst ins Haus, sie erzeugen aber die Ober P. M. Zeitung doch nicht. Begierig bin ich auf Nachrichten über die baldige ocularinspection der kühnen Müller'sbraut.**)

Möge der gute Kerl nicht gar zu hart gestraft werden! Seit drei Tagen ist mein Schwager Julius hier. Derselbe der 14 Tage bei Malzens gewohnt hat. Wir haben gehofft er würde mit Don Gerharo***) zusammentreffen, es wird aber wie ich sehe nichts daraus. Die Maña der Fremden ist, im vorbeigehen gesagt, lächerlich groß — wir sehen sie an unsern Fenstern vorüber nach der glyptothek ziehen. Einen Wiener hatte ich da, daß mir die Haare wollten zu Berg stehen. Die Kerls schreien alle, als hätten sie die erstaunlichsten Dinge zu sagen, und es ist immer wieder nichts. Dieses Exemplar war eine Liebertafel simpel, und war vom Sieg der guten Sache für immer überzeugt, weil die Wiener Liebertafel eine vierfarbige Vereinsflagge aufgeschift hat, ohne ins Loch gesteckt zu werden. Vom kleinen Rollett soll ein Trauerspiel zur Aufführung kommen, dessen Gegenstand die Liebe zweier Geschwister ist, d. h. die Liebe zum Heirathen, nicht die Geschwisterliebe — übrigens aber mit einer merkwürdigen Prägung gemacht, kurz beisammen, mit einer etwas zopfigen Ueberschwenglichkeit, die man aber zu glauben genöthigt ist — mit einem Wort, der kleine Kerl wird sich geltend machen. Vor der Hand wünsche ich ihm von Herzen daß er ausgespißt wird.

Lachner ist nicht nach Frankfurt gekommen — ärgerlich! Ich habe ihn übrigens seit seiner Zurückkunft noch nicht gesprochen. Für den Winter sind Quartett Abende verabredet, abwechselnd bei Lachner Pucci und mir — aber von den besten Weigern wo unser einer nicht mitmachen kann! Ich bin aber auch einem solchen Quartett von Notenfressern auf der Spur. Von Gleim†) habe ich schon sehr lange keine Antwort — Sie wissen wohl daß er Sklavenhändler geworden auf sehr gute Bedingungen, und baldigst heirathet. Schade daß er in Mannheim sein muß, solche Leute sind selten.

*) Roman von Otto Müller welcher in dem belletristischen Beiblatt der Ober-Postamt's-Zeitung erschien.

**) Müller hatte seine spätere Gattin bis dahin nur aus einer intimen Correspondenz gekannt.

***) Gerharo Malß, gegenwärtig Inspector des Etadel'schen Instituts in Frankfurt.

†) Der talentvolle Landschaftsmaler Gleim, welcher mit einer Freundin von Schwinds Frau versprochen war, nahm damals eine Privatstellung in Mannheim an, und obiges Witzwort scheint eine Aneignung Schwinds gegen dieses Verlassen der Künstlerlaufbahn zu documentiren.

Jetzt wird es im Haus lebendig und ich muß ein Ende machen. So lange ich jetzt schreibe, war meine alte Phantasie so gefällig mir abwechselnd, die angenehmsten Stellen von Frankfurt vorzuführen. (Sonderbarer Weise ist mir alles deutlicher als mein ehemaliges Haus). Es geht daraus hervor daß es doch eigentlich nothwendig ist den Ort zu kennen an dem ein Freund lebt, weil man sonst keine rechte Vorstellung von ihm hat und ihn nach und nach vergißt. Und da geht hervor daß Sie den Plan, uns in unsrer neuen Pflanzung anzusehen, durchaus nicht aufgeben dürfen, so wie ich heimlich an der angenehmen Vorstellung nahe nächste Osterferien in Frankfurt zuzubringen. Vielleicht können wir zusammenhandeln. Frau und Kinder sind Gott sei Dank wohl auf und grüßen bestens. Der Frau Gemalin und bei M . . . 's bitte ich alles Schöne, versteht sich wenn Sie Malzens oder Frau Wenner*) sehen beßgleichen. Leben Sie recht wohl und lassen Sie mich recht bald wissen, ob ich das Platnische „nicht zu oft, nicht zu selten“ getroffen habe.

Ihr aufrichtigster

Freund Schwind.

Nothwendig sollte ich wissen, wo Helmsbücker's symbolisches Lexicon**) oder wie es heißt zu haben ist. Ich führe es auf der Akademie ein.

III.

München, 9ten September 1848.

Liebster Freund Schaedl!

Gestern Abend 1/47 wurden wir mit einem stattlichen Töchterlein erfreut. Mutter und Kind sind wohl auf und alles geht wie es gehen soll. Sie sind wohl so freundlich und theilen die frohe Nachricht M . . . 's . . . und J . . . 's mit, denen wir uns allen bestens empfehlen, und unser Andenken wieder an's Herz legen wollen. Ich denke ich kriege bald einen Brief von Ihnen, denn ein längeres Schweigen würde heißen — Du hast Deine Freunde zu oft besucht.

Es lebt sich ein Tag wie der andere und dem Himmel sei tausendmal gedankt, wenn ers nicht ändert. Der Rhein geht vorwärts. Das Bild mit dem Concert wird immer zeitiger.

Leben Sie recht wohl empfehlen Sie uns bei der guten Frau Andreae und der angenehmsten Geheimrätthin***). Louise war sehr erfreut über den Brief von Fr. M

Leben Sie recht wohl und lassen bald gutes hören

Ihren Freund Schwind.

IV.

München 14ten Octob. 1847.

Liebster Freund!

Was ich von mir zu erzählen habe, ist nur in so fern gut als es vorüber ist. Dieses vorüber ist aber mehr werth als manches praesens. Vierzehn Tage nach der Niederkunft, bekam meine Frau eine Brustfellungen = Entzündung elende Tage und schlaflose Nächte waren der natürliche Verlauf. Seit einigen Tagen geht sie wieder aus, und gestern Abends hatte ich den Todes-schrecken, daß sie, wie sich ergab in Folge eines Diätfehlers, der in Frankfurt keiner gewesen wäre — auf einmal alles halbirt und dann gar nichts sah. Gott sei tausend Dank bis der Arzt kam, war alles wieder so ziemlich gut, aber es war

*) Wittve des bekannten Kunsthändlers und Förderers des jungen Cornelius.

**) Christliche Kunsthymnobotik und Phonographie. Frankfurt a. M. Hermann'sche Buchhandlung 1839.

***) Frau Marianne Willemer, Stiefmutter der Frau Andreae-Willemer.

eine Stunde ohne gleichen. Zwischen alledem durch gebeißt das kleine vortrefflich, und hat die Muttermilch nicht ein einziges Mal entbehren müssen. Aus einer sehr nöthigen Erholungsreise wurde bei dieser Gelegenheit nichts ein Besuch meines Bruders durch den Ausbruch der Entzündung um seine Reize gebracht, und ein Besuch Thäters mit der fertigen Platte des Ritter Curt den er vortrefflich gestochen hat, durch dessen Erkrankung abgekörtzt. Wir waren ein Paar Tage in Sorgen, daß er das Nervenfieber bekäme. Mittlerweile wurden die Musikanten fertig, und waren diese vergangene Woche auf dem Kunst Verein ausgestellt. Mit dem Erfolg kann ich zufrieden sein, ich hätte ihn nicht so gut erwartet. Er wandert jetzt nach Leipzig wo Verkaufs Unterhandlungen anknüpft sind. Thäter sticht das Bild auf eigene Rechnung. Jetzt geht es wieder an den Rhein, nachdem ich für die fliegenden Blätter ziemlich fleißig war. Leider konnte ich eine Arbeit noch nicht zu Ende bringen die ich in Holz geschnitten „meinen Freunden und Feinden in Frankf. gewidmet“, zum neuen Jahr wollte erscheinen lassen. W war hier um wieder zu versichern oder versichern zu lassen daß ihm die Gabe der Beredsamkeit nicht gegeben sei

. . . . daß Sie nicht kommen konnten war mir gar nicht recht, jetzt sehe ich allerdings ein daß nicht viel Vergnügen wäre zu holen gewesen. Ich habe über all dem Troubl Freund Lachner die längste Zeit nicht gesehen. Im ersten Abonnements Concert, erschien weder der König, noch irgend wer von Hof, wahrscheinlich aus Grimm, daß die adeligen Damen weggeblieben waren — um nicht neben der Gräfin Lola sitzen zu müssen, die auch wieder einen apparten Born auf Lachner hat. So ist dieser reizende Teufel überall fühlbar. Ohne ihre holde Anwesenheit dürfte ich wohl mein Bild auch nicht weiter schicken —

Ich muß noch bemerken daß ich zu dem Bilde nichts geschrieben habe als „die Rose oder der Hochzeitsmorgen“ und das Publicum hat sich zurecht gefunden. Der schriftliche Lohnbedient in der allg. Z. wird sich hoffentlich wieder einsältig genug vernehmen lassen. Nun lieber Freund habe ich nur noch zu sagen, daß mir eine Morgenpfeife auf der Mainzer Chaussee ganz vortrefflich schmecken sollte, daß ein Gastmahl bei W . . . 's doch etwas vortreffliches war, und ein singender Abend im Garten in der Erinnerung immer schöner wird. Ich war meiner Sache fast ganz gewiß daß ich zu Ostern käme, nun wirds wieder zweifelhaft weil ich diese Ferien zu Hause bleiben mußte. Nun wir wollen sehen! Wenn Pluto fortfährt günstig zu sein läßt sich manches machen. Grüßen Sie herzlichst ihre Frau und Kinder und unsere alte Nachbarschaft. Wem meine Frau Briefe schuldig ist, der wird es nach dem vorliegenden Rapport begreiflich und unschuldig finden. W . . . 's möchten ihre guten Vorsätze wegen München nicht staubig werden lassen.

Was machen die Quartetten — zu schreibende sowohl als zu geigende? adieu
Ihr aufrichtigster Freund
Schwind.

V.

München 26ten Februar 1848.

Liebster Freund Schödl!

Sie können sich denken daß ich bei obwaltender Revolution, ernsthafteres im Haupte zu wählen hatte, als Briefe zu schreiben. Die Gemüther sind jetzt leidlich beruhigt, und da sitz ich. Bei alledem daß es zu nichts ernstlichem kam gab es doch für Aug und Ohr einige unvergeßliche Dinge, die der Poet der in 50 Jahren gewiß ein Theaterstück aus der Geschichte macht schwerlich so pikant wird erfinden können. Es wäre vielleicht gut das alles aufzuschreiben.

Also, schönsten Dant für die gute Aufnahme, es ist eigentlich Schade daß ich nicht länger geblieben bin. Freund Duller fand ich im Begriff die Fürsten zu

pensioniren, seine Frau hat nur noch nicht entschieden, bei welchem anzufangen sei. Klein sammt Frä. Braut fand ich im rosenfarbenen Humor. Die Sklavenhandlungs Agentur hat die badische Regierung ihm als einem Ausländer nicht bewilligt, demohingachtet macht sich's und es wird jetzt bald geheirathet. In Carlsruhe fand ich alles wohlthun, und blieb 3 Tage. Serenissima waren sehr liebenswürdig, ich war über zwei Stunden bei ihr, und wurden mir endlich Gemälde gezeigt, die freilich nicht sehr virtuos gemacht sind in denen aber doch immer eine Stimmung ausgesprochen sein will — manchem Künstler von Fach zu wünschende Eigenschaft. Ein Gespräch über die schöne Lola war interessant genug. In München kam ich an als Mehreisender. Einen ganzen Tisch konnte ich bebeden mit Geschenken für Frau und Kinder. Meine Wohnung gefiel mir wieder recht gut, aber im Winter ist noch mehr als im Sommer zu spüren daß München gegen Frankf. gehalten ein Dorf ist. Damit ich nicht vergesse, Frau Hoffstadt*) geschickt vielleicht ein Dienst damit wenn Sie ihr sagten daß vor 3—4 Wochen der König bei mir war, und von der Sammlung sprach „nicht wahr es wäre Schade wenn man sie nicht hätte“ ist der allerhöchste Ausdruck. Es geht jetzt alles drunter und drüber, aber Kunstfachen scheinen das einzige, was dem trefflichen Mann nicht verleidet ist. Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollten diese Stelle F. Hoffstadt mitzutheilen bitte ich meine besten Empfehlungen nicht zu vergessen. Freund Lachner habe ich seit ich hier bin kaum gesehen. Seine Kinder hatten die Köthln, späterhin wie seine gut waren singen die meinen an, jetzt wirds aber wieder gehen. Am Rhein bin ich jetzt am Lässiren respektive fertig machen. In drei Wochen habe ich diese Last abgeschüttelt. Es ist ein gewaltiges Stück Arbeit. Was thut man aber nicht wenn man die Aussicht hat seine Sachen nicht zu verkaufen und tüchtig befrittelt zu erleben! Warum habe ich auch nicht gelernt originelle Bilder machen die nebenbei gerade so aussehen wie die andern! Nichtsdestoweniger brenne ich schon vor Begierde die bewußte musikalische Novelle ins Werk zu setzen, und noch andere Dinge die sich noch weniger um das Publicum kümmern. Gott sei tausend Dank daß ich mit etwas Schulmeister und Poetenreißern mir die kostbare Muße erwerben kann mehr soll eigentlich niemand verlangen. Wenn es Sie intressirt können Sie ehestens beim Kupferstecher Gochl eine Handzeichnung von mir sehen die ich als Vergrößerung zu dem Falkensteiner Bild gemacht habe. Ich glaube sie ist nicht ganz übel. Von Leo höre ich gar nichts. Ich hoffte er würde sich vernehmen lassen, da die Musikanten in Leipzig waren. Man kaufte sie nicht, weil man nicht zugeben konnte daß bei einem Hochzeitssmorgen die Musikanten zur Hauptsache gemacht werden sollten. Auch gut. In Zukunft wenn Sie eine comische Oper schreiben, daß Sie ja nicht die Hauptparthien comisch halten.

Gewöhnen Sie sich ja bei Zeiten an den Gedanken, daß Sie diesen Sommer nach München kommen müssen, da ich hoffentlich die 2—3 nächsten nicht hier sein werde. Empfehlen Sie mich der Frau Gemalin C...ns Malzens und wer Ihnen sonst begnnet allerbestens und schreiben Sie etwas balders als ich

Ihrem aufrichtigsten Freund

Schwind.

VI.

München 21ten Juny 1848.

Liebster Freund Schadel!

In einem Brief den ich gestern aus Frankf. erhielt steht „von dem traurigen Ende das . . . genommen hat, werden Sie wissen“. Ich weiß aber gar nichts und

*) Wittve des Königl. Bayer. Ober-Appellationsrathes Hoffstadt, der sich besondere Verdienste um das Wiederaufleben der Gothik erworben und eine reichhaltige Sammlung von dahin einschlagenden kunsthändigen hinterlassen hatte, um deren Antauf es sich handelte.

kann doch nicht wohl bei . . . ens anfragen. Sie können sich denken daß wir sehr besorgt sind, und sehr dringend um ein Paar Zeilen Auskunft bitten. Vielleicht ist das ganze auch eine Fabel?

Ich hoffe es geht Ihnen noch gut, das demokratische Comité dürfte aber bald einiges Unheil herbeiführen. Gesiehe es doch dem gütigen Himmel es so einzurichten, daß kein einziger dieser Schlingel davontömmet. Die heut früh eingetroffenen Nachrichten aus Prag lauten dahin, daß die Bürger als sie sahen, daß die Swornost anfang anzugünden und zu plündern, sich endlich zum Militär geschlagen, und solcher-gestalt die süßen Bömakn „vertilgt“ worden seien. Leider wird es wieder nicht ganz wahr sein. Was für ein Esel war ich daß ich nicht gleich bei dem ersten Glimmen der Morgenröthe nach Amerika gewandert bin! Da ich wußte aus welchem Loth der Wind bläst. Es sieht nicht aus, als wollte sich irgend was gut einrichten, das beste ist vielleicht daß das Alpenhorn von Proch nicht mehr so oft gesungen wird. Hier ist man noch am besten dran, es ist schon erstens niemand hungrig, und zweitens hat die Münchner Bürgerschaft ihre Faust drauf gelegt Ordnung zu halten, und das will was sagen. Heute Nacht war eine Ragenmusik beabsichtigt, kam aber die ganze Capelle sehr ins Gedräng und ein Duzend ist arettirt. Wer? Juden und ein Paar Wiener Studenten. On dit gesehen habe ich sie nicht. Der Polizei Direktor ist ein wahrer Satan und ich wage zu hoffen, daß Bayern in diesem allgemeinen Tollhausspiel vernünftig bleibt. Von den Capellmeistern ist der jüngste — Kunz — ein braver Mann und guter Freund — sehr bedenklich krank. Fehlt der Schluß.

Sollen Sie glauben daß ich wieder ein ziemlich großes Bild unternehme? 7 Schuh hoch und breit, Gegenstand nichts weniger als zeitgemäß. Da ich aber mein eigner Mäcen bin und nichts zeitgemäßes weiß, als wie der Teufel in die Säue fährt, so lasse ichs beim Grafen Gleichen mit seinen beiden Frauen bewenden. In meiner Art ist da auch von Deutschland die Rede, aber nicht im Sinne des demokratischen Vereins. Ich arbeite dießmal mit ganz besonderer Pomade, und ich arbeite auf die Auflösung eines Farbenproblems los von dem ich die Satisfaction erwarde, daß ich nicht umsonst auf meinem wenig belobten Wege geblieben bin. Weil mir dabei meine Frankf. Bewunderer einfallen kann ich nicht unterlassen (vielleicht zum zweiten Mal) zu erwähnen, daß die heimkehrenden Schnitter zum besten des Unterstützungs Vereins ausgestellt, besagter Cassa 25 f. Auslagen eingetragen hat.

Transport f. 50

Einnahme 25

Rst. — 25

Mit meiner Frau und meinem älteren Bruder, der auf dem Rückwege von London nach Wien uns besuchte, war ich in Salzburg der Meinung meinen zweiten Bruder zu treffen. Da dieser aber meldete daß er nicht von Aufsee weglönne, entschlossen wir uns kurz und gut und reisten hin. Welch ein Land und in dieser Jahreszeit! Verdienen die Menschen eine so schöne Erde, wenn sie toll genug sind sich so aufzuführen wie sie thun? Was ist aber von einer Race zu erwarten, die in nichts einig war als das Alpenhorn von Proch zu singen sage ich noch einmal. Ich frage Sie auf ihr Gewissen, ob Sie schon je, einen so albernen Brief von mir bekommen haben, das ist auch eine Folge des Völkerfrühlings und muß ertragen werden.

Ein Lichtpunkt in allen diesen Teufeleien ist der unerschütterlich gute Humor unsrer kleinste Tochter. Sie lacht den ganzen Tag, und stampft mit dem P . . . dazu. Dazu erfreut sie sich eines röthlichen Schopfs was immer ein Hauptgusto von mir war. Die größeren zwei sind schon auf der Bahn des Fortschritt's, sie lärmten wie unsinnig und haben bereits ganz zeitgemäße Anwandlungen von Halsstarrigkeit

und Ungezogenheit. Leider können sich diese volksthümlichen Triebe, in dem Drud des philisterhaften Aelternhauses nicht in voller Freiheit entwickeln, und es steht noch immer zu besorgen daß der Pops die Oberhand behalten, und diese zur Freiheit und Vogelfreiheit berufenen Seelen, in den schmälichen Grenzen der Ordnung und Zucht eingepfercht bleiben dürften. Die Schwiegermutter ist bei uns und grüßt und empfiehlt sich nebst den Kindern allerseits. Ich bin recht froh daß ich mich noch einmal bei Ihnen rasirt*) habe, wer weiß wie lang es noch anginge.

Ihr alter Freund

Schwind.

VII.

München, 6ten Aug. 1848.

Liebster Freund Schädel!

Heute ist also glücklich dem Herrn Reichsverweser, abseits aller Münchner Waffenträger gehuldigt. Jetzt gegen Abend machen sich auch die Biertrinker daran, ein Chor bei dem es keine Reluents giebt, und so wäre bairischer Seits die Sache in Ordnung. Gebe der Himmel sein Gedeihen dazu — mich erinnert die Verweserschaft immer an die Geschichte von dem Jungen der jubelnd nach Hause kommt, weil er „beinahe“ etwas bekommen hätte. Sehr zu danken haben wir Ihnen, daß Sie uns so bald aus der . . . schen Sorge herausgeholfen haben. So leid mir um den guten Mann ist, so gönnt man doch einem kranken eher sein Ende, als unserm in seinem Alter so frischen Freund Pistol. Ein Stück unseres Coloniallebens konnten wir hier ans Herz drücken — Hr. u. Fr. J Man traf sich im Theater und gieng den andern Tag zusammen in die Erzgießerei. So unvergleichlich grob der Mann ist, freute ich mich seines Anblicks doch als eines Fragments gar schöner Zeiten. Ich wollte es käme einmal jemand recht's z. B. der Herr der die vierstimmigen Sachen für die Compagnie geschrieben hat — er singt einen sehr sanften Tenor — vielleicht wissen Sie wie er heißt — er hat es auch halb und halb verprochen. Sonderbar würde jenem Freunde, eine ganz ruhige Stadt vorkommen, mit zwei Königen statt einem denen sie beiden die allertiefsten Complimente macht. Er würde die Familie Schwind, die er zuletzt in einem sehr schönen Haus gekannt hat, finden in einem kleinen parterr Häuschen, das unter ein Paar gewaltigen Linden, im Hintergrund eines Wiesen und Garten Grundes liegt, gerade groß genug um die verehrliche Familie aufzunehmen, und einen anspruchlosen Gast. Das Atelier an welchem erweitert und nachgeholfen wird übertrifft das Frankfurter, der Ankaufspreis, ist etwas größer als der des Frankfurter Bauplazes! (Briennersstraße Nr. 36) als ein Haus weiter als jetzt. Außerdem möchte ich unsern Freund aufmerksam machen daß die Stadt München im Besitz einer Sängerin ist die aus mir alten Haushahn noch einen Theaterläufer machen wird. Es handelt sich nicht um Stimme und „entschiedenen timpr“ sondern ich bin so glücklich alle die schönen und tiefen Gefühle, wie in einer zweiten Jugend wieder zu erleben, wenn ich sie in diesem herrlichen Gesang vernehme. Und dieses Kleinod heirathet einen vertrackten Landrichter in irgend einer kleinen Stadt, und laßt uns mit Gefühlen und Entzündungen sitzen, und zwar nächstes Frühjahr. Wer also noch davon profitieren will der mache sich auf die Beine. Die ganze Oper ist in einem höchstglücklichen Zustand, der zu schön ist um auf die Länge ungestört zu bleiben. Lachner muß in Frankfurt sein oder diese Tage hinkommen, ich glaube man wünscht einen tenore. Von Leo höre ich gar nichts Troß aller Errungenschaften, sind wir in musicalibus nicht viel geschiedter als vorher. Freund Spreyer per parentesis, hat eine zeitge-

*) Schwind hatte die Servitut erworben, sich, auch wenn er nicht bei mir logirte, jedesmal am ersten Morgen seiner Ankunft bei mir zu rasiren; und daran hielt er fest.

mäße Dichtung in Musik gesetzt, und bei Mechetti in Wien erscheinen lassen, das ließt sich in den Wiener Zeitschriften. Einige gute Märsche könnte man jetzt brauchen, aber welcher wird der beste sein? Der bei einer höchstfeyerlichen Gelegenheit, von der möglichst großen Banda bei schönem Wetter in einer zeitgemäßen Stadt aufgeführt wird. Um von meiner Wenigkeit zu reden bin ich daran die letzten Striche am Rhein zu machen. Er soll auf der diesjährigen Ausstellung — 25^{ten} Aug. dem Publico vorgeritten werden. Wenn nur die verschiedenen Wappen nicht ein demokratisches Scheitern schießen hervorrufen, dann bin ich schon zufrieden. Außer den laufenden kleinen Beiträgen zu den fliegenden Blätter habe ich alles was angefangen war fertig gemacht und einige Wasserfarbenzeichnungen honoraris causa fertiggestellt. Wie angenehm wird es sein, ganz ohne Verpflichtungen, und anhängende Anfänge, sich auf ein Werk mit allem amore zu concentriren. Es hat mir doch zu schaffen gemacht der Hoffnung, ja der nächstliegenden Möglichkeit, zu entsagen, durch noch ein Paar größerer Werke, die das Publicum nicht übersehen kann, den früheren noch zu etwas mehr Geltung zu verhelfen. Ich kann ganz einfach das baare Geld nicht auslegen, das die großen Rahmen etc. kosten, wenn mir auch Zeit und Mühe nicht bezahlt wird. So überlasse ich denn die große Bühne andern, und ziehe mich unter meine Lindenbäume, ich bin da vielleicht besser am Platz, und keinesfalls werde ich der Narr sein und mir meine Peise nicht schmecken lassen. Das kleine tusculum hat einige Reize, und hat so viel ländliches als sich mit einer professura vereinigen läßt. Die Kinder sind Gott sei Dank gesund und werden den schönsten Platz haben zum Herumspringen. Das kleine das Sie nicht kennen ist ganz allerliebste. Frau und Schwiegermutter grüßen allerbestens, und nun käme noch eine große Aufzählung von Freunden die wir herzlich begrüßt wünschen, und über die einige Nachrichten sehr erfreulich wären. Als da sind . . . M . . . Malz, Fr. Wenner Fr. B . . . Fr. Rth. Willemer u. u. Alles Schöne an die Frau Gemalin — meine Damen sind in's Wasser gegangen, sonst würden sie mir noch mehr auftragen, und thun Sie das Ihrige dazu, sich auch einmal bei mir zu rasiren ich habe einen schönen Spiegel vom 9 K. Stand. Adieu und bald wieder schreiben, und den Herrn zur Herreise aufmuntern von Ihrem

alten Freund Schwind.

VIII.

München 14^{ten} Jenner 1849.

Liebster Freund Schaezel!

Mit dem Tobi*) seiner Verherbergung ist es nichts gewesen. Gerade die Zeit, wo er erst Pflege brauchte und Zeitvertreib, da konnten wir ihn nicht haben, weil er nicht aus dem Zimmer durfte. Er war indeß bei seiner braven Hausfrau ganz gut versorgt, an Besuchen hatte er keinen Mangel, und so kam daß ich ihn die ganze Zeit nicht anders als kreuzfidel getroffen habe einmal über das erste Glas Bier dann über die erste Cigarre item alle Tage über einen neuerlaubten Genuß. Seit 3—4 Tagen geht er aus, und da kommt er natürlich zu uns zum Essen und bleibt nach und vorher nach Belieben. Da ihm eine einfache Hausmannskost, als das zuträglichste empfohlen ist, so sind wir durchaus nicht in der Lage, ihm zu Lieb irgend einen Aufwand zu machen. Stelle das der Fr. Andreä vor und sag ihr wir seien ohnedem schon in die größte Verlegenheit gesetzt: ich durch eine gewaltige Sendung Cigarren, meine Frau durch eine schöne Nadel, die sich der galante Tobi,

*) Die jungen Frankfurter Tobias Andreä-Willemer und Otto Donner hatten sich der Malerei gewidmet und wurden von den Schwind befreundeten Familien dessen besonderer Obhut anempfohlen.

mit keiner Gewalt abhalten ließ, ihr zu verehren. Wenn Du ihr einen Wink geben kannst, die Hausfrau irgend mit Dank anzusehen, wird es eine gute Wirkung machen; sie war unverbrochen zu allem und voll Anteil. Es ist eine hübsche junge Beamtensfrau. Donner ist fleißig, hat aber durch Tobias Krankheit gewaltig Zeit verloren. Der brave Kerl war als Krankenwärter Vorleser und alles mögliche unermüdsch. —

Unter den Zeit Ereignissen kommen doch ein Paar vor, die mich näher angehen. Erstens daß der Hr. Oberst Majerhofer einen glänzenden Sieg erfochten an der Spitze von 20000 Mann, daß man einen Vetter von mir im Stadtgraben niedergeschossen (es war ein Lump in folio das kann ich ihm bezeugen: St. . . .) und daß die B. Perin die ich seit 25 Jahren als dumme Gans verehere als Amazonen Anführerin, ins Zuchthaus gewandert ist. Mein Bruder sitzt noch immer in Mailand, und ich hoffe, auf die ungrischen Ereignisse hin sicherer als vorher.

In musicalibus lebe ich wie Gott in Frankreich. Die gewisse Zeichnung wurde der Hr. Heyneder feierlich überreicht, und bei dieser Gelegenheit von Seite der Hofkapelle beschloßen alle Montag zusammenzukommen und Musik zu machen. Alle Einladungen Einführungen etc. wurden von vornherein verschworen, nur ich ganz allein, den man für einen Haupt-Veranlasser halten zu müssen sich einbildet, erhielt durch eine sehr liebliche Gesandtschaft meine Aufnahme als Mitglied. Es setzt alle Abend ein Paar Violinquartette Clavier, Gesangsstücke Lieder kurz das ausgefehlteste. Dazu ist man für sein Geld, trinkt Bier und zündet sich um zehn Uhr seine Cigarre an. Die Frau Louisl war ein Paar mal mit, weiß aber immer Ausreden. Ich weiß nur soviel daß ich lieber mit Leuten umgehe die für Musik begeistert sind, als mit politisirenden Malern,

Nachdem ich die fatalsten Stimmungen durchgemacht, leider bis zur Rückkehr meines alten Nervenübels, bin ich doch wieder flott geworden, auf meinem alten aber braven Kunstgaul. Er geht mir gerade nicht mehr durch, aber wenns darauf ankommt, so macht der Kerl noch Anstrengungen trotz einem jungen. Ich wünschte mir nur noch einige Paar Pfoten. Der Tag wird Gott sei Dank länger, und ich habe ein fast ungestörtes Jahr vor mir. Nach Frankfurt wird bald die Mumm'sche Zeichnung kommen, kannst Du ihm sagen — den Heiden ein Vergerniß — hoffe ich.

Weihnachten war sehr brillant bei uns. Wenn Du uns wieder besuchst wirst Du unsern Salon, um einen gemalten Lustier reicher finden der sich gewaschen hat, aber — vielleicht bessert sich's wieder. Leb recht wohl und schreib recht bald wieder.

Hoffentlich gehts Deiner Frau besser, was ich ihr von Herzen wünsche, und Deine Kinder sind gesund. Frau und Fräulein C. . . . bitte uns schönstens zu empfehlen. M. . . 's möchten sich doch jetzt schon an den Gedanken gewöhnen, daß es für sie unerläßlich sei diesen Sommer nach München zu kommen. Hast Du kein Geschäft machen können mit den Schallerischen Statuetten? Denke doch daran, der gute Kerl spürt den Völkerfrühling auf das unangenehmste. Mit dem neuen König geht es gar nicht. Auch die Münchner jammern. Es scheint das alte Uebel der Unentschlossenheit und wie Schwandaler sagte, das Blut Carl des Großen oder vielmehr der Stolz darauf — zu wirken. Daß mich auch der Guckut gerade herbringen muß wo der alte abdankt.

Von der Frau alles Schöne nach allen Seiten und somit proßt Neujahr

Dein alter Freund

Schwind.

IX.

München 27 ten Jenner 1849.

Liebster Freund Schaebl!

Erschrick immerhin daß schon wieder ein Brief kommt, denn dießmal kostet dichs Geld und Zeit.

Es gibt ein Spiel das in Carlsruh Zitter und Backl, in Frankfurt „Hütelspiel“ heißt. Eine Anzahl solcher Stängelchen ich glaube 100 in einer beinernen Kapsel. Ein solches kaufe und zwar das hübscheste das Du kriegst, thue es in eine Schachtel mit Brennten, wenn man sie zu kaufen bekommt und schicke es per post an mich in die „I. Akademie der bildenden Künste“ adressirt. Ich könnte Dir eine schöne Geschichte dazu erzählen, aber das geheimnißvolle und romantische in der Sache ist allzureichend. Wenn die Post sich auf Nachnahme einläßt, d. h. Dir das Geld auszahlt und es bei mir in Empfang nimmt so ist dieser schwierige Punkt gleich geordnet, wo nicht — wird in Wälde bei Freund Goehl Geld für mich flüßig werden, wo ich Dir dann gerecht werden kann. Laß mich nicht strecken Freund und wenn Du Brennten kriegen kannst so laß es eine tüchtige Schachtel sein. Wenn Du Freund Mumm siehst, so sag ihm daß seine Zeichnung fertig ist, nur wird noch hin und her dran geübt, und Samstags wandert sie für eine Woche auf den Kunst-Verein, um dann nach Frankfurt zu reisen. Ich habe das allerbeste dran gethan, es wird ihn aber eine schwere Ladung Markobrunner kosten. Bei mir im Haus wo Gott sei Dank alles wohlauflieft, prangt ein gemalter Luster, den ich zu Weihnachten verfertigt habe — das Uhländische Gedicht „Eberstein Eberstein, heut Nacht wird dein Schloßlein gefährdet sein“ darstellend der sich gewaschen hat. Der wunderliche Heilige ist endlich ausgestellt und macht eine Art furors. Ich beschäftige mich viel mit Porträten (unbezahlt versteht sich) theils weil es nichts giebt, was angenehmer anregt als nach der Natur malen, und weil es mich fördert für die Art und Weise wie der Graf Gleichen gemalt werden muß. In den Osterferien werde ich wohl nach Gotha und Erfurt wandern um die Lokalität in Augenschein zu nehmen, den Grabstein und was sich etwa noch vorfindet. Werde ich es aushalten von Eisenach nicht nach Frankfurt zu machen? Ich zweifle wenn anders das Geld langt. Wenn ich für gewisse Zeichnungen, die mir, dem Himmel sei Dank bestellt sind, einen ordentlichen Preis kriegen kann so wird sich's thun — leider nur auf ein oder zwei Tage. Unser Haus heizt sich ganz gut und Abends ist das unterirdische Stübchen ganz gemüthlich. Ob recht wohl und besorge „das Geheimniß“, dessen in Briefen keine Erwähnung zu thun, so schnell es Dir möglich ist. Tobi ist als ganz gesund anzusehen — ja als gesünder als zuvor. Er will nicht mehr bei uns essen was aber nicht gelitten wird. Donner hat seinen Körner glücklich gezeichnet, und fangt an ihn zu malen. Ich halte mich um die Wege und laße ihm nichts durchgehen. In ein Paar Jahren muß das ein gemachter Mann sein.

Grüße alle Bekannten schönstens vor allem Frau und Kinder denen ich alles Wohlsein wünsche.

Dein alter Freund

Schwind.

X.

(Poststempel vom 10. März 1849.)

Lieber Freund Schaebl!

Deinen Brief habe wiederholt mit Freude, leider aber auch mit noch anderen Gefühlen gelesen. Eine werthe Anhänglichkeit nicht mit der alten Freundschaft erwiedern zu können, thut verteuert weh, weil es mehr als alles andere merkt, daß die

angeborene Nachhaltigkeit ein Ende nehmen will. Cor contritum et humiliatum, was ist damit ferner anzufangen, als zu sterben, oder wenigstens dem Leben abzuscheren. Aber laßen wir das. Ich hoffe oder vielmehr ich habe beschloßen Montag nach dem Palmsonntage abzureisen, um bei Gotha den Schauplatz der Wiederkehr des Grafen Gleichen, den ich malen will, in Augenschein zu nehmen. Es macht nicht viel aus wenn ich über Frankfurt reise. Näheres wird gemeldet damit man sich in Massa zusammenhüt denn ich kann höchstens zwei Tage bleiben. Zu Dir komme ich in der Nacht damit man sich ein wenig ausschwätzt.

Die geheimnißvolle Schachtel, wurde mir richtig ans Bett gebracht, wo denn alle Sorge für Ueberraschung überflüssig war. Dießmal sollst Du einen Auftrag der Donna Elvira ausführen. Sie hat bei uns von einer aus Frankfurt gekommenen Göttinger Wurst gegeben, und zwar mit solchem Behagen daß sie deren zwei selber verschlingen und drei ihrem holden Bräutigam schenken will. Ich denke das Geld wird reichen, auf 5 ordentliche Stücke, in Frankfurt rechnen wir ab. Als musicus wirst Du nicht anstehen, dieses sentimentale Geschenk, vielleicht ein Paar Lieder dazu, gleich beim Kauf einpacken zu laßen, und mittelst Post franco an Fräulein Caroline Fehndorfer k. b. Hof Sängerin, Promenade Platz N. 4. bald möglichst abgehen zu laßen. Die Würste wohnen in Frankfurt auch auf dem Promenade Platz glaub ich.

Mumms Zeichnung ist diese Woche, wie ich höre mit großem Beifall ausgestellt und wird Samstags abgesandt. Er darf sich aber auf eine schöne Rechnung gefaßt machen es war eine tüchtige Arbeit.

Wenn Du 's richten könntest daß Du mich nach Gelnhausen begleitest, o wäre das ganz schön ich möchte doch endlich einmal das Schloß des Barbarossa besichtigen.

Die Stadt Frankfurt machte Aufsehen, schon durch ihre prachtvolle Begleitung. Donner entzückte den ganzen Saal. Die zwei Bursche sind tüchtig fleißig (Tobi ist kugelrund) und kommen fleißig zu uns. Möge es ihnen besser gehen als mir, der noch immer nicht dazu gelangt ist sein Brod mit seinen besten Kräften zu verdienen. Mit halber Kraft arbeiten heißt mit halber Kraft leben. Man wird darüber alt, und hat das rasende Gefühl nichts geleistet zu haben. Ich schreibe nicht weiter sonst kommen die Klagelieder die ich nur auf Augenblicke zum verstummen bringe „Gätt ich doch auch mit Schrott geladen!“

Leb recht wohl laß den Wurst Auftrag nicht auch so alt werden wie ich, und übergieb ihn der Vergessenheit.

Grüß alle schön und bleib gesund bis auf Wiedersehen

Dein alter Freund

Schwind.

XI.

München den 6^{ten} Mai 1849.

Liebster Freund Schaedl!

Es ist schon ein übles Zeichen daß ich so lang nicht schreibe. Endlich soll es aber doch geschehen. Aus der Parthie nach Frankfurt wurde nichts, da sich herausstellte, daß wenn ich überhaupt Wien noch einmal sehen wollte es jetzt geschehen müßte. Mein Bruder aus Mailand war da, und kommt wahrscheinlich nicht wieder hin, da ihm eine Anstellung nach Innsbruck in Aussicht gestellt ist. Auch fürchtete ich — der Erholung sehr bedürftig wie ich war — die unendlichen Rausche und Nachtwachen denen ich auf der mit Freunden reichgespickten Tour nicht hätte entgehen können. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und hoffentlich kann ich in besserer Stimmung kommen, als es jetzt möglich ist. Mir ist nicht anders, als wäre das beste

meines Lebens zerbrochen und vor die Füße, geworfen. Aber lassen wir das, es wird nicht besser.

Meine Freunde in Wien sand ich alle wohl auf, aber manchen betrübt genug durch den leidigen Krieg. Einem ist ein Sohn erschossen, einem ein Bruder. Andere sind in Sorge um die andern die im Feld sind. Ueber das Bombardement sind alle einstimmig, daß ihnen das Herz im Leibe gelacht, wie es endlich anfangen zu lachen, ja nicht einer versicherte mich, er hätte sich nicht enthalten können, auf die Gefahr hin, eine auf den Pelz zu kriegen, in die Stadt zu gehen, um den Genuß voll auf zu haben, daß endlich einmal, in das Lumpengefinde hingearbeitet werde. Es ist kaum zu zweifeln daß wenn die Freiheitskrieger noch eine Nacht Herren geblieben wären, ein großartiges Latourisiren nicht ausgeblieben wäre. Die Häuser waren wenigstens der Reihe nach bezeichnet, und die Weiber hatten schon die Stride um den Leib.

Ich finde jetzt meine angenehme Zerstreuung darin, das bewußte Concert samt Anhang und Umgebung auszuführen. Es gibt eine sehr große Zeichnung, und ich hoffe einigen Erfolg davon. Der Graf Gleichen muß einstweilen ruhen, da ich einerseits die Kosten scheuen muß, andererseits mich zu einer großen Arbeit leider nicht frisch genug fühle.

Deine trefflichen Würste sind zur großen Zufriedenheit angekommen. Ich habe mir 5 f. 40 R. dafür bezahlen lassen wie auf der Schachtel angegeben war. Behalte den Rest bis auf weiteres. Der Rummische Wein ist vortrefflich. Ich schreibe ihm diese Tage. Leb recht wohl und schreibe bald wieder. Grüße Deine Frau, Malz und C...ens, sowie Andree. Tobi ist in einer heilsamen Desperation aber fleißig, und vor allem in bester Gesundheit. Unser Garten wird grün, und ich soll mich erstaunlich freuen darüber, daß ein dummer Weichselbaum blüht, während ich selber anjange zu verdorren.

Adieu

Dein alter Freund

Schwind.

XII.

München 17^{ten} Juni 1849.

Lieber Freund Schäd!

In politicia ist jetzt nichts besseres zu thun als den Ahristophanes zu lesen, und zwar die Ritter. Man sieht darin daß es vor 2000 Jahren gerade so war wie jetzt, und in 2000 Jahren eben so sein wird. Der Poehl wenn er keine Zucht zu fühlen hat ist eine Bestie und zwar ein Schwein in das der Teufel fährt so oft es ihm beliebt. Wollten sie auch alle so gefällig sein in den See zu springen, da wären sie am besten aufgehoben. Den beiden jungen Herrn habe ich gleich erzählt daß ihre Bilder beiläufig fiasco gemacht, und D. erhielt bald darauf einen Brief von Haus, mit ganz gleichlautender Recension. Es ist vielleicht gut wenn ich mich bei der Gelegenheit über mein Verhältniß zu den beiden ausspreche. Ich habe bei ihrer Ankunft halb und halb erwartet, sie würden an die Akademie gehen, wogegen sie aber protestirten, maßen sie hinlänglichen Ecl an allem Schulwesen gesammelt. Auf das hin sagte ich ihnen sie sollten sich nur freiz und fest vornehmen alles was sie machten auszustellen und das Urtheil der Künstler und des Publicums über sich ergehen lassen. Da ich nun an meiner täglichen Correctur an der M. vollkommen genug habe, so ist es wohl natürlich daß ich nicht alle Tage zu ihnen kann, also auch nur im allgemeinen, und so weit sie es verlangen mit meiner Weisheit bei der Hand bin. Tobi muß mit Schonung behandelt werden. Erstens ist er, obwohl gesünder und besser aussehend als je, doch noch nicht ganz aus den Nachwehen des

verteufelten Schleimfiebers, wenigstens war er es nicht, bei Fertigstellung jenes Zifferblatts. Alsdann geht diesem trefflichen jungen Mann die Spaltung nach, in die er gerathen mußte, einerseits an Weder gebannt, andererseits zu Zeit hinzugezogen, der ihm zu hoch ist, und nicht in der Lage war einen detaillirten Einfluß auf ihn zu nehmen. Ich habe vor der Hand darauf gedrungen daß aus Leibeskräften studirt wird, und das thun auch beide mit dem schönsten Eifer. Es muß aber nicht vergessen werden, daß ein Bild zu malen eine schwere Sache ist, die nicht in der Handumlehr erreicht werden kann, und daß es besser ist Freude und Eifer zu bewahren für ein nächstes Werk, als sich matt zu quälen an einem Ding das doch nichts rechtes wird, weil es nicht recht angefangen ist. Das ist vor allem zu lernen, und erhält die Freiheit. Donner sein Bild ist hier häufig ausgelacht worden, mitunter als ein hübscher Anfang erfreulich aufgenommen worden. Er selbst kratzte sich hinter den Ohren als er es unter andern Bildern figuriren sah. Das jetzige wird schon besser. Im ganzen glaub ich daß sie in dem rechten Boden sind. Sie haben eine treffliche Cameradschaft gefunden und ihre Aeltern würden ihre Freude haben zu sehen, wie lustig und eifrig die beiden Kerle dahinter her sind, was rechtes zu lernen. Nebenbei magst Du die alten Häuser trösten über die harten Urtheile eines P. und B., ein Theil davon kommt auf Rechnung der großen Freundschaft dieser Herrn gegen mich

Das erste Zügl'sche Büchlein habe ich gelesen — es will wenig bedeuten das zweite wo er grob zu werden scheint würde mich mehr interessiren. Bekenne jetzt daß ich recht gehabt habe zu sagen: wenn das Parlament ein rechtes ist d. h. ein deutsches, so muß der Fuß abgeschafft werden, wenigstens da das Parl. es nicht gethan hat, ist es jetzt auf dem Punkt aus irgend einer Kneipe hinausgeworfen zu enden. Hat man Unrecht zu sagen: eine Nation die solche Schneibergefallen wie sie P. und Cons. geliefert haben, sich für Kaiser ausbinden laßt, kann keinen Kaiser zu Stand bringen schon weil sie keine Ahnung hat wie ein Kaiser aussieht. Ist von einer Nation etwas bedeutendes zu erwarten, die 15 Jahre lang das Alpenhorn singt, Balzak liest, Herwegh bewundert, kurz — sich von allen seinen tüchtigen Männern losragt, und alles was ver und schüßig ist, ans Herz drückt? Wo kann von National Gefühl die Rede sein, wenn ganz Deutschland englische Romane liest französisches Theater, italienische Musik und belgische Malerei verehrt; das reine Griechenthum das der Teufel noch immer obenan hat, und orientalischer Stilmuster zu geschweigen, die ärger sind als die polnischen Einflüsse in der Politik. Vielleicht wird jetzt ein wenig ausgeräumt es ist wenigstens hohe Zeit, den selbigen Programm, riecht nach Sodom und Gomorah.

Die Zeichnung rückt tapfer vorwärts. Vielleicht bezieht sich damit die Dresdner Ausstellung. Wenn ich mich nicht sehr irre, so ist etwas damit gethan, was zu geschehen hatte, aber es wird eine Weile dauern bis das eingesehen wird. Die beiden Lachner schreiben Quartetten. Die Oper ist noch vierzehn Tage lang vortrefflich dann heirathet die Iphigenia, und der Guckuf weiß was nachkommt.

Leb wohl recht wohl grüße alle schönstens und schreib bald wieder

Deinem alten Freund

Schwind.

XIII.

München 18ten Aug. 1849.

Liebster Freund!

Ich habe überall nachgesehen, aber kein weiteres Münchner Kindel im ganzen Hause gefunden, als das bereits vorhandene das Du kennst. Nicht einmal im

Keller ist etwas zu spüren. Irgend eine neidige Seele muß uns das aufgebracht haben. Wegen des Transparentes meint meine Frau daß es nach Sachsenhausen gewandert sei. Es wäre also Steinle zu befragen. Wenn man sich dessen bedienen will habe ich nichts dagegen, kann aber die Bemerkung nicht unterlassen, daß es von einem traurigen Verhältniß zwischen Frankfurt und seinen Künstlern zeugt, wenn sie sich's bei einer so bedeutenden Gelegenheit nehmen lassen dürfen, daß ihrige zur Verherrlichung der Feier beizutragen. Dann möchte man ja Sorge tragen daß H. Prof. und Dep. H bei der Aufstellung nicht wieder zwei Querballen zwischen das Transparent und die Lampen bringt, die dann zwei breite Schattenstreifen durch das Bild ziehen.

Die vielbesprochene Aufführung der Clavier Phantasie ist fertig. Nur braucht es noch zusammengeheftet zu werden und eine fleißige Feile. Ein schönes Märchen von den sieben Raben wird sobald ich einige Schuldigkeits Arbeiten vom Hals habe, vorgenommen. (7 Blätter). Mit solchen Sachen kann ich mich durchbringen, wollte ich etwas machen was irgend auf Deutschland Bezug hat — Zorn und Beschämung ließe mich zu keinem Strich kommen.

Die drei Brüder Lachner haben jeder ein Quartett geschrieben und sie neulich probiren lassen, wobei ich unglücklicher Weise fehlte. Sonst happerts mit Musil. Franz V. Oper wird aufgeführt. Bereits wird an den Decorationen gemalt. Frau und 3 Kinder sind Gott sei Dank wohl auf. Die Donnerstagen Aelteren sind hier aus Tirol zurück, und nehmen noch die nöthige Kunst Ladung zu sich.

Alles Schöne an die Deinigen und Mahnung an M der geschworen hat, nach München zu kommen.

Kannst Du keine Dichter Statuetten anbringen? schau doch.

Moieu

Dein alter Freund Schwind.

XIV.

München 24ten Nov. 1849.

Liebster Freund Schädel!

Es ist heute gerade wieder so ein nebliges Sauwetter, wie voriges Jahr in den angenehmen Tagen Deines Hierseins, so verschaffe ich mir denn schreibend, ein Surrogat des Geschwäzes das mir, Du darfst es glauben, sehr abgeht. Familie ist Gott sei Dank wohl auf, und die Freundschaft, um meinen alten Kameraden Thäter, den wir als Kupferstich Professor an die Akademie bekommen haben, vermehrt. Unser gestrenger H.E. Director Kaulbach, der Glanz des Weltalls, zeigt sich

Die vielbesprochene Zeichnung mit dem Beethovischen Musikstück ist schon längere Zeit fertig. Obwohl ich sie nicht öffentlich ausstellte, brachte sie mir gewaltigen Beifall ein, und ich wünschte nur, es bestellte sie jemand in einem etwas größeren Maasstab auszuführen. Ich schreibe Dir ein Programm ab, das ich dem König zustellte, um ihn etwas vorzubereiten: Zur Probe eines der anmuthigsten Werke Beethovens „Phantasie für Clavier Orchester und Chor“, dem einzigen das in dieser Weise instrumentirt, und dadurch im Wille zu erkennen ist, hat sich die bunte musikalische Welt eines Bade Orts, in dem zur festlichen Aufführung geschmückten Theater Saal versammelt. Die Sängerin eines kleinen Solos erweckt bei dieser Gelegenheit, die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes. Dieses Paars harmlose Liebes Geschichte entwickelt sich in weiteren drei Bildern, die im Charakter mit den weitem drei Stücken eines Quartetto — Andante Scerzo Allegro — Schritt halten; ein Begegnen ohne Annäherung — der Muthwille eines Ball's auf dem man seine Gefühle laut werden läßt, und ein heiterer Moment der Hochzeits Reise, als man das Schloßchen des beglückten Gatten zuerst erblickt.

Im Einklang mit dem Chor des Beethovischen Musikstücks der ein Lobgesang auf die Freuden des Natur Genusses ist, sind in der Umfassung dieser Bilder Wald und Lust — letztere durch die vier Winde vorgestellt, so wie in den verbindenden Arabesken, die Tageszeiten, die Erfrischung des Reisens der Heilquelle zc. angebracht.

Ich schide dieses opus das natürlich niemand brauchen kann weil noch niemand eines hat dem das meine nachhinkt, der Erb Großherzogin von Weimar zu, die ich diesen Herbst auf einer Reise nach Thüringen kennen gelernt habe. Es scheint möglich daß mit dem jungen Hofe sich eine sehr erfreuliche Verbindung anknüpfe. Wenn die Zeichnung wieder flott wird, hätte ich nicht übel Lust sie nach Frankfurt wandern zu lassen, und zwar an das Haus Brentano, unter eidlicher Versicherung, daß sie nicht im Institut ausgestellt wird. Die mögen erst schäßen lernen, was sie von mir haben, und bis dahin die geistreichen Werke eines und bewundern. Lustig ist, daß diese Herren überall versichern, der junge Donner müsse nothwendig wieder nach Paris wenn er nicht verloren sein soll, also sehen sie doch selber ein, daß in Frankfurt nichts zu lernen ist. Dieser brave Kerl macht mir die größte Freude. Laß ein Paar Jahre herumgehen und wir wollen sehen was der macht. Er packte mit einem Ernst und Eifer an, daß eine tüchtige Entfaltung nicht ausbleiben kann. Ich habe eine Freude daran, alles was ich an Erfahrung und Beobachtung im Leib habe, an den Burschen hinzuhängen und ich hoffe ihn so auszurüsten, daß ihm die allgemeine Dummheit und Verwirrung wenig soll anhaben können Willst Du gelegentlich H. Mumm sagen, daß seine Zeichnung in der Arbeit ist, und sehr schön zu werden verspricht. Ich habe jetzt die Maßen so Sachen auf dem Hals, sonst könnte ichs bis Weihnachten versprechen.

Die Montags Musiken sind wieder im Gang, leider ohne die Donna Elvira. Ihre Stelle muß ein junges Mädchen vertreten, die wenigstens eine wunderschöne Stimme hat. Lachner's Oper erleidet der Ansechtungen genug. Sicherlich ist es ein reiches Sujet, das nupft aber alles nichts, wenn nicht eine dosis Biige und eine sehr schöne gesunde Musik, und Niederträchtigkeit dabei ist, so schmeckt es nicht nach dem Brei den die Welt täglich zu fressen gewohnt ist, und das wird nicht verziehen. Concerte sind wieder trefflich. Theater sage Oper hinkt. Bei mir sind nebst den Erwerblichen Arbeiten das zweite Blatt von den sieben Raben in der Arbeit, ein Märchen in 18 Compositionen auf 7 Blättern. Leb recht wohl und schreibe bald. Was macht Blittersdorf? Schöne Grüße zu Haus und überall von Deinem alten Freund
Schwind.

XV.

München 30^{ten} Dec. 1849.

Liebster Freund Schaedel.

Beiliegende Depesche kann beweisen, daß ich auch nicht faul bin, meines Freundes zu gedenken. Dein Brief kreuzte die Absendung. Bleibt noch hinzuzusetzen, daß die besagte Zeichnung dormalen in Weimar ist, und auf Verlangen bereit ist, unter der Patronage Louis Brentano, wenn es ihm recht ist nach Frankfurt zu spazieren. Aber der feierliche Schwur wird vorausgelegt sie dem publicum auf keine Weise vorzuwerfen. Dieses Pack mag seine Heissenmenscher fressen und daran erwürgen. An Mumm's Zeichnung arbeite ich lustig und hoffe bald fertig zu sein, es ist aber schon wieder eine nackte P... darauf aber ein femininus. Zeichnungen sind abgegangen an Fr. Johann von Sachsen Grfh. von Weimar Frz. von Koburg und Grf. Thun die ich wohl hätte zeigen mögen. So sind sie gemacht und verschwunden. Pech wenn man sein eigener Meccan ist. Unser junger König ist und der alte nagt an den zwei Millionen griechischer Anleihe.

Item ich erwarte von dem neuen Jahr das beste — Ruhe und Mufe. Die Montags Musiken sind wieder im Gang. Ein neues Quartett von Fr. Lachner —

er hat drei geschrieben neuester Zeit — ist, an Melodie, Feuer und Klarheit vortrefflich. Das Theater ist auf dem Hund. Don Juan, Fidelio, Iphigenia, Freischütz, selbst Zübin, will nicht mehr hören, dagegen wird zum Empfang des Ex Reichs-verweisers Stradella aufgeführt. Die dünnen Tricotbeine des Balletchors (mit Recht Chor der Rache) genannt sind es was..... anregt..... Das kann mit der Zeit gut werden. Die Schöpfung hatten wir zu Weihnacht. „Und eine neue Welt, und eine neue lederne Welt entspringt“ u. nach dem zweiten Theil gieng der allerhöchste. Zahn schreibt. Im neuen Jahr bleibts zwischen uns beim Alten, übrigs Zulage Orden und das große Loos. Wünsche dergleichen. Wollte ich könnte mich wieder bei Dir rasiren wie vor zwei Jahren

Adio Dein alter Freund
Schwind.

Grüße an alle.

XVI.

München 28ten März 1850.

Liebster Freund!

Gratulor ex animo! daß Du in einen existenzlichen Hasen eingelaufen, und Deine Kunst nicht mehr melken mußt*). Das hat den T—l gesehen. Ich wünschte nur daß Du nicht zu bescheiden warst und Dir wenigstens 5000 f. des Jahrs zalen laßt. Frankf. hat seine Reize, die man nirgends wieder findet, aber wenn's nicht anders ist, so muß man's eben haben. Sollte uns das Schicksal in Wien (?) zusammenführen, es sollte Dein Schade nicht sein. Und meiner auch nicht. Denn seit H. Kaulbach an der Spitze steht, ist der Untergang unterschrieben.

Im Hause ist Gott sei Dank alles wohl. Der Garten leider voll Schnee, das Wetter insam, Arbeitslust bei obwaltender Finsterniß gleich null. Sämmtliche Bilder fort, der Rhein mit grausamer Mühe zurechtgeseilt, alles wahrscheinlich, um unverkauft wieder zurückzulehren. Bewußte Zeichnung bei Mumm anlangen. Vergiß nicht es Adolfo Schmitt**) zu sagen, dem die Zähne darnach wässern. Der wackre alte kneipte einen Abend bei mir, in der Kajüte, was seiner zierlichen Tochter ziemlich wunderbar mag vorgekommen sein. Sei's wie's will, der alte Herr gehört zu der Menschengattung die für etwas schwärmen, und ist mithin eine erfreuliche Erscheinung. Er wird Dir meine Grüße ausgerichtet haben.

Mit Musik laßt's gewaltig nach. Mit der Donna Elvira (auf der Zeichnung wirst Du sie vielleicht erkennen) ist der Segen gewichen. Was war es eine Erfrischung, eine so treffliche Richtung triumphirend zu sehen. Mir geht's auf allen Ecken ab.

Die Zeichnung betreffend, habe ich Dir einmal eine Art Programm geschrieben, damit magst Du Mumm ausbelfen. Mir ist das Ding schon so zuwieder, daß ich froh sein werde, wenn sie entweder, wie in Aussicht steht, nach England wandert, oder bei mir zu Haus ist. Der Weimarsche Hof, scheint vor Schrecken ganz verstummt zu sein. Die Redensarten reichen da nicht. Es ist höchst lustig, daß das allernaheliegendste, ganz gewiß nicht verstanden wird, d. h. nicht auf den Boden des gewöhnlichen Geschwäzes zu verpflanzen ist. Von Dir erwarte ich, daß Du mir schreibst, was das Ding für einen Eindruck auf Dich macht, und wie Dir das schiene, als Wandgemälde in einem Musikzimmer. Ich wollte die englischen Majestäten sehen es ausführen und ich hoffe leise.

Unser junger Herrscher ist und der alte in das reine Griechenthum festgefahren, wie nur einem echten Deutschen möglich.

Lebe wohl und schreib recht bald — Ich bin heute eilig und schon etwas müde geschrieben.

Dein alter Freund
Schwind.

*) Nach dem für den ausübenden Künstler verhängnißvollen Jahr 1848 übernahm ich die Güter- und Vermögensverwaltung des Grafen Wilhelm von Reichenbach-Lessonitz, wozu mich das frühere Studium der Cameral-Wissenschaften befähigt hatte. Dies machte verschiedene Reisen nach Oesterreich nöthig, wo ich die Freunde Schwind's: Dr. Gutherz, Bauernfeld, Graf Kuersperg u. A. kennen lernte.

**) Aloys Schmitt.

XVII.

München 27 ten April 1850.

Liebster Freund Schädel!

In wohlgeheizter Stube, dem weit entfernten Frühling entgegen frierend, Sonntags Morgen dazu, nach durchgeschanzter Woche, kann man nichts besseres thun als schreiben. Nun also in den vierzigen bist Du auch, wohl bekomm's. Ich wünsche nur, daß Du Deinem begeisterten Grafen genug abgefordert hast. Deine Kunst wird Dir jetzt mehr Freude machen, da Du sie nicht mehr melken mußt. In Deiner neuen Stellung, kannst Du mir vielleicht behülflich sein, meinen alten Plan eines ländlichen Mückzugs ins Werk zu setzen, ich laufe doch in der Welt herum wie in dem fatalen Traum wo man die Hosen vergessen hat. Es nützt auch nichts, wenn man das Publicum in Entzücken versetzt, wie ihr schreibt daß der Fall war, weder das Institut noch einer von all den reichen Menschen fragt auch nur was das kosten könnte. So war's in Frankfurt, so war's hier und wird auch überall so sein, man kann es nicht brauchen und ich darf zur Belohnung für die gehabte Mühe, ein Paar Monate lang hinsitzen, und Kinderbücher illustriren und ähnliches Lumpenzeug zum Schaden meiner Augen meines Renomees, und meines Fortschreitens in der Kunst. Was soll man sagen, es wurde in Vorschlag gebracht diese Composition, als Vereinsblatt zu stechen, und ein ganz schädiger Columbus von Hansstängl lithographirt, siegte glanzvoll dagegen.

Wegen der Seitenstücke wäre ich nicht im geringsten in Verlegenheit. Aus der Zauberflöte habe ich längst eine Zusammenstellung gemacht, und die 4 Jahreszeiten und Schöpfung, gäben eine Wand für den alten Haiden. Auch sehe ich nicht ein warum ein Zimmer nicht mit dem einen Bilde genug haben sollte gerade über dem Clavier, was mehrentheils die einzige breite Wand ist, und übrigens kleine Sachen. Louis Brentano könntest Du doch jetzt fragen, ob er nicht glaubt daß ich's mit seinem Saal besser gemeint habe, als er meinte, das hätte müssen was werden! Was Du von überwundener Eifersucht sprichst verstehe ich nicht. Ich weiß ich hatte vor die Gräfin Gallenberg, als Beethovische Anbetung ans Clavier zu setzen, da ich aber kein Porträt habe auch sonst für die Dame keine Begeisterung fühle, so setzte ich ein hin unter der die Frau von Blittersdorf, ehemalige Max. Brentano verstanden ist. Das Köpfchen ist aber gar zu klein und dabei wie bei manchem andern einiges (schuldig bleiben*).

Wohlauf ist Gott sei Dank alles. In unserm Park ist der Verschönerungen manche entstanden. Frau Louisl mit einem großen Pinsel hat sämmtliche Tische und Bänke mit einem frischen Grün angestrichen „dem Auge zur Erquickung dar“. Verschiedene Stauden die einst ein undurchdringlicher Hain werden sollen, sind angepflanzt. Im Atelier habe ich meinen Sitz für diesen Sommer aufgeschlagen, und zittere bei dem Gedanken daß ich wieder in die Akademie werde hinein müssen. Hier fange ich um 6 Uhr an, in die Akademie komme ich nie vor acht Uhr, und habe eine Störung nach der andern auszuhalten. Ich wollte ich wärs wieder los. Von den nach Berlin und Prag ausgesandten Bildern verlautet nichts, und ich zweifle nicht daß sie alle wieder an mein Vaterherz zurückkehren werden. Wir haben in unsrer Kunst auch Mayerbeer und Broch, wer soll sich da um unser einen kümmern. Ich bin über alles das sehr getrübt seit ich die Hand des Schicksals darin sehe. Deutschland muß es büßen, daß es 35 Jahre lang mit Kokebu Clahren Eugen Sue Donitzotti & und solchen Schuften gebuhlt hat. Mein Leben ist ein sehr kleines Naderchen des ganzen, aber es läuft dasselbe Blut darin wie im ganzen. Leb recht wohl und schreib bald wieder

Deinem alten Freund Schwind.

*) Statt bleiben wollte er wohl: geblieben schreiben.

XVIII.

München 1ten Juli 1850.

Liebster Freund! Die Frau hat sich mit Ruhm bedeckt. Gott sei Dank ohne sich mit Blattern bedeckt zu haben, welche, aus Erfahrung weiß ich es, das niederträchtigste Uebel sind das man sich denken kann. Gratulire von Herzen. Bei mir erblühte der kleinen Marie eine vollwüchsige Hirn Entzündung während die Frau noch in Carlsruh war. Ich mußte es endlich schreiben, in welcher Verfassung die Frau Louiss angeflogen kam kannst Du Dir denken. Nach ein Paar Tagen legte sie sich ins Bett. Beide sind wieder gesund, ich aber bin in einer solchen Nervenverfassung daß ich seit drei Wochen nichts thun kann, und in ein Seebad soll, beides gleich einträglich. Die Jahre her mit der gehörigen Zugabe von erfolgloser Anstrengung und Verdruß können einen schon zurechten.

Mein Bruder sitzt in Verona. Beiliegender Brief ist an einen alten Freund Dr. Gutherz der die Güter des Wiener Dom Capitels verwaltet, dazu ein sehr gefälliger und gewandter Mann ist, mir also der geeignetste scheint Dir zu dienen. Dazu kommst Du bei der Gelegenheit in eine mir sehr unvergeßliche Wohnung, und lernst an der Frau die Schwägerin, durch diese vielleicht die Königin meiner jungen Jahre, die dermalige Bojewodin kennen. Bauernfeld und sonstige Freunde sind auch um die Wege. Noch möchte ich Dir empfehlen die Mildreise zu machen, von Klagenfurt nach Salzburg welches einer der schönsten Wege ist, und von Salzburg nach München x. Nebst besten Grüßen

Dein Alter

Mr. Schwind.

XIX.

München 27ten März 1851.

Liebster Freund!

An Dich schreiben und nicht alles schreiben, das will nicht recht, und wollte nicht recht gehen, daher das lange Schweigen. Seit ich hier bin steht ein Ereigniß nach dem andern vor der Thür, das es rathsam erscheinen ließ auf dem Platz zu bleiben, keines aber gieng in Erfüllung. Insofern war ich aber bedeutend erleichtert, als ich bis jetzt noch von den akademischen Sitzungen dispensirt bin, und das andere ist nicht von Belang.

Mit der Gesundheit ging es von Anfang gar nicht gut. Habe ich das Seebad zu lang gebraucht, oder hat es mich übermäßig angegriffen, ich war tüchtig auf dem Hund. Ich machte mich mit Donner und meinem kleinen Herrman nach Aufsee wo ich 14 Tage blieb und doch so weit kam, daß ich bei dem dortigen Maler zu erst wieder die Courage bekam den Pinsel in die Hand zu nehmen. Zurückgekehrt fing ich wieder an zu arbeiten, und siehe da es gieng wieder, und fast kommt es mir vor, besser als vorher. Nur bin ich kein Narr mehr und plage mich den ganzen Tag. Hast Du die drei Sachen gesehen die an Mumm abgegangen sind? Schau doch nach, warum ich denn keine Antwort bekomme? Schrötter den Du wohl öfter siehst, laß Dir sagen ob die Sachen da sind, denn es ist die Zeichnung dabei, die er für einen Engländer bestellt hat. Großes habe ich weißlich nicht unternommen, wodurch denn, was auch nicht unwichtig ist, die Geld Erndte gegen die bisherigen Münchner Jahre, sich bedeutend besser stellt. Meine nächste Arbeit sind 6 Kirchenfahnen für eine hiesige Kirche, die ich nun freilich fast umsonst mache, auf die ich mich aber sehr freue. Erstens bleiben sie in der Kirche stehen, und zweitens ist mir von Zeit zu Zeit ein wahres Bedürfniß etwas kirchliches zu machen. Es sind einzelne Figuren, da lange ich mit meiner geringen Fähigkeit aus, zu großen

Sachen gehört Beruf und ein theologischer ja priesterlicher Zustand von dem allem ich nicht viel aufzuweisen habe. Ein neuer Silberbogen, die bisherigen wirst Du wohl kennen, und für Deine Jugend angeschafft haben, ist im Schneiden der soll Dir gefallen, denke ich, diesmal in der Form des Frieses, die zum Erzählen doch ganz unvergleichlich ist. Ein zweiter ist ausgedacht und wird demnächst zu Papier gebracht werden. Mit lauter so kleinem Zeug wird der August (Monat nicht Bruder) herankommen, und wenn es Gottes Wille ist packe ich meine ganze Wirthschaft auf, und leg mich auf drei Monat nach Auffee. Da kann ich mich denn an eine Herzens Arbeit machen, wenn mir nicht alle Lust bis dahin, vergangen ist. Das hiesige Kunstleben ist einem Spaziergang zwischen Torgau und Wittenberg zu vergleichen, wo man drei Stunden weit Landparthien zu einem Baum macht. Eine Debe, ein allmähliches crepiren, das einen anedelt wo „man es nur von weitem sieht“. Gott sei Dank hält sich Bachner mit seinem Orchester wenigstens obenauf. Wir hatten gestern (25 jährige Todestag Beethovens) eine Aufführung der eroica und der Musik zum Egmout, von einer Feinheit und Wärme, wie es nicht schöner zu denken ist. Der Publicus war auch völlig bezaubert. Besagter hat diesen Winter eine Symphonie geschrieben nebst vielen Liedern, nebst den Propheten Einstudiren. Wie schwach ich war kannst Du daraus sehen, daß ich das erstemal wieder im Concert nach dem zweiten Stück der Symph. das weite suchte — ich konnte es nicht aushalten. Jetzt entgeht mir keine Note.

Donner marschirt alle Tage etwas besser. Wenn der vollends von hier wegkommt, dann wird's ganz schön. Ich wollte —

Im Garten wird schon gearbeitet. Es giebt Verbesserungen und Verschönerungen, nach der Blittersdorfschen Maxime jeden Zustand anzusehen als sei es der ein für allemal bleibende (definitives provisorium?) Von Deiner schönen Wohnung und gutem Clavier habe ich mit großem Vergnügen mir erzählen lassen. Ist nur noch zu wünschen, daß Dein edler Graf Bilder kauft und sie bis auf weiteres bei Dir aufhängt. Siehst Du Stralendorf öfters? Hat sich mit W.... ein Umgang gebildet? Ich hätte gedacht die zwei paßten für einander.

Grüß überall schönstens, empfiehlt uns Deiner Frau und schreib bald wieder Deinem alten

Freund Schwind.

XX.

11 ten Jenner 1852.

Liebster Freund Schaedel!

Gratulire von Herzen zu dem kleinen Buben sowohl als zu der so weit wieder gewonnenen Gesundheit. Was noch fehlt kommt mit dem Frühling. Gut, daß Ihr in Frankfurt einen habt, in München reduzirt er sich auf ein Paar frühlingsartige Tage oder Stunden. Die Büste mag Dich manchmal erinnern daß ich noch auf der Welt bin, und Gott sei Dank, seit die Schwäche nach dem Seebad gewichen ist, gesünder als seit langen Jahren. Obgleich aus der Reihe der lebenden Künstler ausgestrichen, bin ich nichts desto weniger thätig und guter Dinge, und trotz aller Zurücksetzungen und Preisherabdrückungen, verbessert sich mein Haus und mein Vermögele wie die Frau sagt, mehrt sich, wenn auch langsam. Die Kinder sind kreuzwohllauf, und die Frau, obgleich noch stellenweise von der Neßlsucht geplagt, ist doch wieder so weit praktikabl, daß wir unsere Spaziergänge machen, und Abends, in der Regel ja fast immer allein, in unserm unterirdischen Kneiplein beisammensitzen. Nachdem die Kirchenfahnen für die hiesige Theatinerkirche, zu meiner Zufriedenheit und hoffentlich zum Vergern des Publicums fertig sind arbeite ich mit allem Eifer, an der Bestellung des Königs Otto, die Beethovische Zeichnung nämlich in Farben auszuführen. Die Haut wird mir zwar dabei über die Ohren gezogen, aber bei so etwas

muß man froh sein wenn man's machen darf. Nicht um das fünfzigfache Geld möchte ich so Lumpenzug machen oder gemacht haben, wie es jetzt das Reich der Kunst beherischt. Kommt's noch einmal dazu, daß von deutscher Kunst überhaupt die Rede ist, dann wird man sich wundern, was für dumme Bestien unsere Mecäne waren. Wie gut dem Ding die Farbe thut kannst Du Dir gar nicht denken. Es ist alles so klar gefordert, daß sich ganz ohne Anstand heruntermalt. Bis Ostern hoffe ich fertig zu sein, und gehe dann damit nach Wien, vielleicht daß es behülflich ist, meinen alten Ehrgeiz zu befriedigen, ein Bild in die Wiener Gallerie zu bringen. Geht's nicht, ist's mir auch recht, ich habe selbst eine Gallerie.

Siehst Du, so ist man noch immer voll Eifer, für seine Kunst und meint, andere mögen das mit Beifall anhören.

Lachner hat seine neueste Symphonie in Wien mit größtem Beifall aufgeführt, und es sieht fast aus, als wollten sie ihn von München entführen. Ich rechne aber auf die bei Reorganisirung der Akademie bewiesene Energie, die so groß ist, daß nach 24jährigem Reorganisiren, die Anstalt zugesperret ist. Es wäre für München eine schöne Ohrbeize, umsomehr als Dingelstett mir ganz so vorkommt, als schaffte er an Lachners Stelle, den Cimborasso List herbei. Willst Du Freund Donner bei Gelegenheit fragen ob er unsre Danfsagungsschreiben erhalten? Ist keine Aussicht daß Dich ein Güterkauf nach München führt? ein Silberkauf wäre eine noch schönere Veranlassung. Kann ich's irgend machen so rutsche ich einmal nach Frankfurt. Möge sich das neue Jahr in diesen und allen rechtschaffenen Punkten gut aufführen.

Der Frau Gemalin und dem neuen Ankömmling, nebst sämtlichen Kindern und Freunden alles Schöne. Schreib wieder einmal und recht viel gutes Deinem alten

Freund Schwind.

Mals, M. C. . . . unsre besten Grüße.

XXI.

München 14ten Merz 1852.

Liebster Freund Schaebl!

O geschähe doch das! so rufe ich mit dem homerischen Vulcan, wenn Du von einem Besuch in Frankfurt, von einer Villegiatura in Kronberg schreibst. Ich könnte es wohl Gott recht gut brauchen, mich wieder mit Dir auszuplaudern, und den braven Otto ein wenig aufzufrischen, sollte mich auch nicht wenig freuen. Nun wer weiß was geschieht, vielleicht gehst Du wieder Güter kaufen.

Gr. Reichenbach soll bestens bedient werden, ein bißchen möchte ich aber doch wissen was ihm gefiele, ob ein Romantikum, oder der Antike sich nähernd.

Bei mir ist Gott sei Dank alles wohl. Ich arbeite mit Gewalt und voraussichtlich bin ich bis Ostern, mit der Heiden Arbeit die Beeth. Zeichnung in Farben auszuführen fertig. Das sieht nun freilich anders aus als die Zeichnung. Wenn ich auch wenig bekomme, der gute Παυλαος scheint in Finanzen etwas schlechter dran zu sein als unjereins, so habe ich doch das Bewußtsein, wie sehr sich ganz Deutschland freuen muß, daß das einzige Bild auf dem zu sehen, wie der anständige Theil unsrer Zeit, aussieht und denkt, gleich in die Barbarei abgeliefert wird. Es wäre schrecklich wenn es einriße mitten aus unsern Zuständen heraus Bilder zu dichten. Ein aus Frankfurt zurückkehrender Freund ergötzte mich sehr durch Mittheilung der Bürger Vereins Künstler über die Unmöglichkeit so etwas in Dehl zu malen. In Dehl geht's schon aber in Dr. nicht. Das Volk thut noch vornehm damit, daß es nichts kann.

O. Grafen wäre noch zu sagen, daß ich wohl bis halben Mai werde müßen warten lassen, da ich unserm König ein Paar schätzbare Zeichnungen machen muß. Ad vocem König florirt Dingelstett am Hof, daß es eine Pracht ist Heßbl und

Geißl steigen auch hier herum es scheint auf eine Sammlung abgesehen. Heute wird auch vorm. im Museum eine antike Musik aufgeführt, mit den antiken Instr. und griechischem Text. Ab. dagegen l'enfant prodigue mit Decorationen aus Paris. Das ist doch eine reiche Zeit.

Lebrechtwohl und schreib recht bald wieder. H. Varrentrapp ist hier, und erfreute mich mit Frankf. Berichten.

Dein alter Schwind.

XXII.

München, 7ten Mai 1852.

Liebster Freund!

Ich hoffe Brief und Zeichnung werden zusammen eintreffen. Aufziehen und eine letzte Feile, die es mich reizte noch anzulegen, haben den kleinen Aufenthalt verursacht.

Du wirst gern bekennen, daß ich Deinen charmanten Grafen gut bediene. Da nur der nackte Weiber... das Recht hat zu existiren, ohne Critik und Beanstandung, ja erhaben über die etwaige Verlegenheits Anwendung, des gegen allen Weltgebrauch schamhaften, da außer dieser wahren Basis, der körperlichen Existenz nur das Kleeblatt der größten Wohltäter deutscher Nation, Fuß, Gustav Adolph und Napoleon einen Freibrief haben, unangesehen etwaiger patriotischer Bedenken, den Beutl der Beschützer, das Hirn der Künstler, und die unendliche Geduld des edlen Michaels in Anspruch zu nehmen, so wirst Du es meiner Seits nicht ungehörig finden, daß ich mit meinem armen Kaiser Friedrich in der Hand der weber die allgemeinmenschliche noch nationale Glorie der obenangeführten Gegenstände für sich hat, an Deine Gerechtigkeit appellirend Dich auffordere zu bekennen, daß Dein guter Graf, nicht angeschmiert werden soll.

Ich möchte diese Arbeit groß sehen — aber daran ist nicht zu denken. Es ist von Haus aus das Hauptbild für den, durch das segensreiche Jahr 1848 um sein ihm zugebachten Fresken gebrachten Ständesaals in Linz. Genug ich hab's gut gemeint, und bin froh, daß ich mich durch diesen sehr verwickelten Periodenbau durchgeschrieben habe.

Geld betreffend, findest Du leicht bairische oder badische Banknoten, oder eine Anweisung an etwas banquierartiges. Ich hoffe Du bist noch nicht abgereist, und es kommt bald.

Das griechischmusikalische Bild, noch immer des Rahmens ermangelnd, ist weder öffentlich ausgestellt, noch abgesandt, erfreut sich aber eines sehr frequenten Besuchs, besonders von Damen, die in großen Parthien sich mir vorstellen lassen und selbst vorstellen. Das Entzücken ist gewaltig, und der Jammer groß, daß das einzige europäische Bild nach Asien wandern muß, wenigstens nach Griechenland. Für das nächste Wert, an dem ich in voller Arbeit bin, und wovon nächstens mehr, rechne ich auf das Mecänat des Schachs von Persien, oder des Alaherschers von China, denn in Deutschland ist's nichts für uns.

Frau und Kinder sind Gott sei dank wohl auf, erstere mit jenen Ausnahmen jener Unbequemlichkeiten, die einer etwa in acht Wochen erfolgenden Vergrößerung der Familie vorhergehen. Der Garten wird zu meinem Erstaunen auch wieder grün, und seit gestern scheint sogar die Sonne. Zu Deinem Aufenthalt in Kronberg alles Glück und schönes Wetter, ich hoffe der nächste Brief wird von Deiner Krankheit in der längstvergangenen Zeit sprechen. Gott sei Dank, so sehr ich auf dem Fund war, ich befinde mich besser und arbeitslustiger als je.

Empfehl mich Deiner Frau bestens, und Graf H. unbekannter Weise

Dein alter sehr eiliger

Schwind.

(Schluß folgt.)



L' A d u l t e r a.

Novelle

von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

XII. Unter Palmen.

Die Nachmittagsstunden vergingen, wie's Melanie geplant und Van der Straaten gebilligt hatte. Dem anderthalbstündigen Musiciren folgte das kleine Diner, opulenter als gedacht, und die Sonne stand eben noch über den Bosquets, als man sich erhob, um draußen im „Orchard“ ein zweites Dessert von den Bäumen zu pflücken.

Dieser für allerhand Obst-Culturen bestimmte Theil des Parkes, lief, an sonnigster Stelle, neben dem Fluß entlang und bestand aus einem anscheinend endlosen Kieswege, der nach der Spree hin offen, nach der Parkseite hin aber von Spalierwänden eingefasst war. An diesen Spalieren, in kunstvollster Weise behandelt und jeder einzelne Zweig gehegt und gepflegt, reiften die feinsten Obstarten, während kaum minder feine Sorten an nebenher laufenden niederen Brettergestellen, etwa nach Art großer Ananas-Erdbeeren, gezogen wurden.

Melanie hatte Rubehn's Arm genommen, Anastasia folgte langsam und in wachsenden Abständen; Heth aber auf ihrem Velocipède begleitete die Mama, bald weit voraus, bald dicht neben ihr, und wandte sich dann wieder, ohne die geringste Ahnung davon, daß ihre rückseitige Drapirung in ein immer komischeres und ungenirteres Fliegen und Flattern kam. Melanie, wenn Heth die Wendung machte, suchte jedesmal durch ein lebhafteres Sprechen über die kleine Verlegenheit hinweg zu kommen, bis Rubehn endlich ihre Hand nahm und sagte: „Lassen wir doch das Kind. Es ist ja glücklich, beneidenswerth glücklich. Und Sie sehen, Freundin, ich lache nicht einmal“.

„Sie haben Recht“, entgegnete Melanie. „Thorheit und nichts weiter. Unsere Scham ist unsere Schuld. Und eigentlich ist es rührend und ent-

zückend zugleich“. Und als der kleine Wildfang in eben diesem Augenblicke wieder heranrollte, commandirte sie selbst: „Rechts um. Und nicht zu nah an die Spree! Sehen Sie nur, wie sie hinsliegt. So lange die Welt steht, hat keine Reiterei mit so fliegenden Fahnen angegriffen“.

Unter solchem Gespräch waren sie bis an die Stelle gekommen, wo, von der Parkseite her, ein breiter avenueartiger Weg in den langen und schmalen Spaliergang einmündete. Hier, im Centrum der ganzen Anlage, erhoben sich denn auch, nach dem Vorbilde der berühmten englischen Gärten in Kew, ein paar hohe, glasgetuppelte Palmenhäuser, an deren eines sich ein altmodisches Treibhaus anlehnte, das, früher der Herrschaft zugehörig, inzwischen mit all seinen Blattpflanzen und Topfgewächsen in die Hände des alten Gärtners übergegangen und die Grundlage zum Betrieb eines sehr einträglichen Privat-Geschäftes geworden war. Unmittelbar neben dem Treibhause hatte der Gärtner seine Wohnung, ein nur zweifenstriges und ganz von Epheu überwachsenes Häuschen, über das ein alter, schräg-stehender Akazienbaum seine Zweige breitete. Zwei, drei Steinstufen führten bis in den Flur und neben diesen Stufen stand eine Bank, deren Rücklehne von dem Epheu mit überwachsen war.

„Sehen wir uns“, sagte Melanie. „Immer vorausgesetzt, daß wir dürfen. Denn unser alter Freund hier ist nicht immer guter Laune. Nicht wahr, Ragelmann?“

Diese Worte hatten sich an einen kleinen und ziemlich häßlichen Mann gerichtet, der, wiewohl kahlköpfig (was übrigens die Sommermütze verdeckte) nichtsdestoweniger an beiden Schläfen ein paar lange glatte Haarsträhnen hatte, die bis tief auf die Schulter niederhingen. Alles an ihm war außer Verhältniß, und so kam es, daß, seiner Kleinheit unerachtet, oder vielleicht auch um dieser willen, alles zu groß an ihm erschien: die Nase, die Ohren, die Hände. Und eigentlich auch die Augen. Aber diese sah man nur, wenn er, was öfters geschah, die ganz verblakte Hornbrille abnahm. Er war eine typische Gärtnerfigur: unfreundlich, grob und habgüchtig, vor allem auch seinem Wohlthäter, dem Commerzienrath gegenüber, und nur wenn er die „Frau Rätthin“ sah, erwieß er sich auffallend verbindlich und guter Laune.

So nahm er denn auch heute das scherzhaft hingeworfene „wenn wir dürfen“ in bester Stimmung auf und sagte, während er mit der Rechten (in der er einen kleinen Aukerltopf hielt) seine großschirmige Mütze nach hinten schob: „Zott, Frau Rätthin, ob Sie dürfen! Solche Frau! Solche Frau wie Sie darf allens. Un warum? Weil Ihnen allens kleid't. Un wen alles kleidt, der darf ooch alles. Uf's kleiden kommt's an. S' giebt welche, die sagen, die Blumen machen dumm und simplig. Aber daß es uff's kleiden ankommt, so viel lernt man bei de Blumens“.

„Immer mein galanter Ragelmann“ lachte Melanie. „Man merkt doch den Unverheiratheten, den Junggesellen. Und doch ist es Unrecht, Ragelmann, daß Sie so geblieben sind. Ich meine, so ledig. Ein Mann wie Sie, so

frisch und so gesund, und ein so gutes Geschäft. Und reich dazu. Die Leute sagen ja, Sie hätten ein Rittergut. Aber ich will es nicht wissen, Nagelmann. Ich respectire Geheimnisse. Nur das ist wahr, Ihr Epheuhaus ist zu klein, immer vorausgesetzt, daß Sie sich noch 'mal anders beünnen".

„Ja, klein is es man. Aber vor mir is es groß genug, das heißt vor mir alleine. Sonst . . . Aber ich bin ja nu all sechsßig".

„Sechsßig. Mein Gott, sechsßig. Sechsßig ist ja gar kein Alter".

„Ne", sagte Nagelmann. „En Alter is es eijentlich noch nich. Un es jehet ooch allens noch. Un ganz jut. Un es schmeckt ooch noch, un die Gebrüder Benefens dragen einen ooch noch. Aber viel mehr is es ooch nich. Un wen soll man denn am Ende nehmen? Sehen Se, Frau Rätthin, die so vor mir passen, die gefallen mir nich, un die mir gefallen, die passen wieder nich — Ich wäre so vor dreißig oder so drum rum. Dreißig is jut, un dreißig zu dreißig, das stimmt ooch. Aber sechsßig in dreißig jehet nich. Un da sagt denn die Frau: borg ich mir einen".

Melanie lachte.

Nagelmann aber fuhr fort: „Ach, Frau Commerzienrätthin, Sie hören jo was nich, un glauben jar nich, wie die Welt is un was allens passiert. Da war hier einer drüben bei Platon's, Cohn und Platon, großes Ledergechäft, (un sie sollen's ja von Amerika kriegen, na, mir is es jleich,) un war ooch en Gärtner, un war woll so sechsundfunßig. Oder vielleicht ooch erst fünfundfunßig. Un der nahm sich ja nu so'n Madamchen, so von'n Zahrer dreißig, un war ne Wittib, un immer ganz schwarz, un ne hübsche Person, un saß immer ins mittelfte Zelt, Nummer 4, wo Kaiser Wilhelm steht, un wo immer die Musik is mit Clavier un Flöte. Ja, Du mein Gott, was hat er gehabt? Jar nichts hat er gehabt. Un da sikt er nu mit seine drei Würmer, und Madamchen is weg. Un mit wem is se weg? Mit'n Gelschnabel, un hatte noch keene zwanzig uff'n Rücken, un Reichgräber sagt, er wär' erst achtzehn gewesen. Un möglich is es. Aber ein fixer, kleiner Kerl war es, so was Italien'sches, un war blos aus Rathnow. Aber en paar Dogen! Ich sag Ihnen, Frau Commerzienrätthin, wie'n Feuerwerk, un es war orntlich, als ob's man so prasselte".

„Ja, das ist traurig für den Mann", lachte Melanie. „Aber doch am traurigsten für die Frau. Denn wenn einer solche Augen hat . . ."

„Un so was is jetzt alle Tage" schloß der Alte, der auf die Zwischenbemerkung nicht geachtet hatte und wieder an seinen Töpfen zu stellen und zu kramen begann.

Aber Melanie ließ ihm keine Ruh. „Alle Tage", sagte sie. „Natürlich, alle Tage. Natürlich, alles kommt vor. Aber das darf einen doch nicht abhalten. Sonst könnte ja keiner mehr heirathen und es gäbe gar kein Leben und keine Menschen mehr. Denn ein kleiner fixer Gärtnerbursche, nu, mein Gott, der find't sich überall.

„Ja, Frau Commerzienrätthin, das is schon richtig. Aber mitunter

find't er sich immer und mitunter find't er sich bloß manchmal. Heirathen! Nu ja, hübsch muß es ja find, sonst dhäten es nich so Viele. Aber besser is besser. Un ich denke, lieber bewahrt als beklagt".

In diesem Augenblicke wurde, von der Hauptallee her, ein Einspanner sichtbar und hielt, indem er eine Biegung machte, vor der Bank, auf der Rubehn und Melanie Platz genommen hatten. Es war ein auf niedrigen Rädern gehendes Fuhrwerk, das den Geschäftsverkehr des kleinen Privat-Treibhauses mit der Stadt vermittelte.

Ragelmann that ein paar Fragen an den vorn auf dem Deichselbrette sitzenden Kutscher, und nachdem er noch einen andern Arbeiter herbeigerufen hatte, fingen alle drei an, die Palmen-Kübel abzuladen, die, trotzdem sie nur von mäßiger Größe waren, den Rand des Wagenkastens weit überragten und mit ihren dunklen Kronen, schon von Fern her, den Eindruck prächtig wehender Federbüsche gemacht hatten.

Alle drei waren ein paar Minuten lang emsig bei der Arbeit, als aber schließlich Alles abgeladen war, wandte sich Ragelmann wieder an seine gnädige Frau und sagte, während er die zwei größten und schönsten Palmen mit seinen Händen patzte: „Ja, Frau Rätthin, das sind nu so meine Stammhalter, so meine zwei Säulen von's Geschäft. Un immer unterwegs, wie'n Landbriefträger. Man bloß noch unterwegs. Denn der hat doch 'n Sonntag oder Kirchengzeit. Aber meine Palmen nich. Un ich freue mir immer orntlich, wenn mal 'n Stillstand is und ich allens mal wieder so zu sehen kriege. So wie heute. Denn mitunter seh ich meine Palmen die ganze Woche nich“.

„Aber warum nicht?“

„Gott, Frau Rätthin, Palme paßt immer. Un is kein Unterschied ob Trauung oder Begräbniß. Und manche taufen auch schon mit Palme. Und wenn ich sage Palme, na, so kann ich auch sagen Lorbeer oder Lebensbaum oder was wir Thuja nennen. Aber Palme, versteht sich, is immer das Feinste. Un is bloß man ein Metier, das is grade so, ganz affurat so bei Leben und Sterben. Und is ooch immer mit dabei un ooch immer dasselbe“.

„Ah, ich versteh“ sagte Melanie. „Der Tischler“.

„Nein, Frau Rätthin, der Tischler nich. Er is woll auch immer mit dabei, das is schon richtig, aber 's is doch nich immer dasselbe. Denn ein Sarg is keine Wiege nich und eine Wiege is kein Sarg nich. Un was en richtiges Himmelbett is, nu davon will ich jar nich erst reden . . .“

„Aber Ragelmann, wenn es nicht der Tischler ist, wer denn?“

„Der Domchor, Frau Rätthin. Der is auch immer mit dabei un is immer dasselbe. Grade so wie bei mir. Un er hat auch so seine zwei Stammhalter, seine zwei Säulen von's Geschäft: „'s is bestimmt in Gottes Rath“ oder „Wie sie so sanft ruhn“. Un es paßt immer un macht keinen Unterschied, ob einer abreist oder ob einer begraben wird. Un grün is grün, un is grade so wie Lebensbaum und Palme“.

„Und doch Ragelmann, wenn Sie nun mal heirathen und selber Hochzeit

machen (aber nicht hier in Ihrem Ehehause; das ist zu klein) dann sollen Sie doch Beides haben: Gesang und Palme. Und was für Palmen! Das versprech ich Ihnen. Denn ohne Palmen und Gesang ist es nicht feierlich genug. Und aus's Feierliche kommt es an. Und dann gehen wir in das große Treibhaus, bis dicht an die Kuppel, und machen einen wundervollen Altar unter der allerschönsten Palme. Und da sollen Sie getraut werden. Und oben in der Kuppel wollen wir stehn und ein schönes Lied singen, einen Choral, ich und Fräulein Anastasia, und Herr Rubehn hier und Herr Elimar Schulze, den Sie ja auch kennen. Und dabei soll Ihnen zu Muth sein, als ob Sie schon im Himmel wären und hörten die Engel singen“.

„Glaub ich, Frau Rätlin. Glaub ich“.

„Und zu vorläufigem Dank für all diese kommenden Herrlichkeiten, sollen Sie, liebster Ragelmann, uns jetzt in das Palmenhaus führen. Denn ich weiß nicht Bescheid und kenne die Namen nicht, und der fremde Herr hier, der ein paar mal um die Welt herum gefahren ist und die Palmen so zu sagen an der Quelle studirt hat, will einmal sehen, was wir haben und nicht haben“.

Eigentlich kam alles Dieses dem Alten so wenig gelegen wie möglich, weil er seine Kübel und Blumentöpfe noch vor Dunkelwerden in das kleine Treibhaus hineinschaffen wollte. Er bezwang sich aber, schob seine Mütze, wie zum Zeichen der Zustimmung, wieder nach hinten und sagte: „Frau Rätlin haben bloß zu befehlen“.

Und nun gingen sie zwischen langen und niedrigen Backsteinöfen hin, den bloß mannsbreiten Mittelgang hinauf, bis an die Stelle, wo dieser Mittelgang in das große Palmenhaus einmündete. Wenige Schritte noch und sie befanden sich wie am Eingang eines Tropenwaldes und der mächtige Glasbau wölbte sich über ihnen. Hier standen die Prachtexemplare der Van der Straaten'schen Sammlung: Palmen, Dracäen, Riesenfarren, und eine Wendeltreppe schlängelte sich hinauf, erst bis in die Kuppel und dann um diese selbst herum und in einer der hohen Emporen des Langschiffes weiter.

Untermwegs war nicht gesprochen worden.

Als sie jetzt unter der hohen Wölbung hielten, entsann sich Ragelmann etwas Wichtiges vergessen zu haben. Eigentlich aber wollt' er nur zurück und sagte: „Frau Rätlin wissen ja nu Bescheid un kennen die Galerie. Da wo der kleine Tisch is um die kleinen Stühle, das is der beste Platz, un is wie ne Laube, un ganz dicht. Un da sitzt ooch immer der Herr Commerciencrath. Un keiner sieht ihn. Un das hat er am liebsten“. Und danach verabschiedete sich der Alte, wandte sich aber noch einmal um, um zu fragen „ob er das Fräulein schicken solle?“

„Gewiß, Ragelmann. Wir warten“.

Und als sie nun allein waren, nahm Rubehn den Vortritt und stieg hinauf und eilte sich, als er oben war, der noch auf der Wendeltreppe stehenden Melanie die Hand zu reichen. Und nun gingen sie weiter über die

kleinen, klirrenden Eisenbrettchen hin, die hier als Dielen lagen, bis sie zu der von Nagelmann beschriebenen Stelle kamen, besser beschrieben, als er selber wissen mochte. Wirklich, es war eine phantastisch aus Blattkronen gebildete Laube, fest geschlossen, und überall an den Gurten und Ribben der Wölbung hin, rankten sich Orchideen, die die ganze Kuppel mit ihrem Duft erfüllten. Es athmete sich monnig aber schwer in dieser dichten Laube, dabei war es als ob hundert Geheimnisse sprächen, und Melanie fühlte, wie dieser berausende Duft ihre Nerven hinschwinden machte. Sie zählte jenen von äußeren Eindrücken, von Luft und Licht abhängigen Naturen zu, die der Frische bedürfen, um selber frisch zu sein. Ueber ein Schneefeld hin, bei rascher Fahrt und scharfem Ost, — da wär' ihr der heitere Sinn, der tapfere Muth ihrer Seele wiedergekommen, aber diese weiche, schlaffe Luft machte sie selber weich und schlaff, und die Rüstung ihres Geistes lockerte sich und löste sich und fiel.

„Anastasia wird uns nicht finden“.

„Ich vermisse sie nicht“.

„Und doch will ich nach ihr rufen“.

„Ich vermisse sie nicht“, wiederholte Rubehn und seine Stimme zitterte. „Ich vermisse nur das Lied, das sie damals sang, als wir im Boot über den Strom fuhren. Und nun rathe“.

„Long, long ago . . .“

Er schüttelte den Kopf.

„O sah ich auf der Haide dort . . .“

„Auch das nicht, Melanie“.

„Nothtraut“, sagte sie leise.

Und nun wollte sie sich erheben. Aber er litt es nicht und kniete nieder und hielt sie fest, und sie flüsterten Worte, so heiß und so süß, wie die Luft, die sie athmeten.

Endlich aber war die Dämmerung gekommen und breite Schatten fielen in die Kuppel. Und als alles immer noch still blieb, stiegen sie die Treppe hinab und tappten sich durch ein Gewirr von Palmen, erst bis in den Mittelgang und dann in's Freie zurück.

Draußen fanden sie Anastasia.

„Wo Du nur bleibst!“ fragte Melanie befangen. „Ich habe mich geängstigt um Dich und mich. Es ist so. Frage nur. Und nun hab ich Kopfweh“.

Anastasia nahm unter Lachen den Arm der Freundin und sagte: „Und Du wunderst Dich! Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen“.

Melanie wurde roth bis an die Schläfe. Aber die Dunkelheit half es ihr verbergen. Und so schritten sie der Villa zu, darin schon die Lichter brannten.

Alle Thüren und Fenster standen auf, und von den frisch gemähten Wiesen her kam eine balsamische Luft. Anastasia setzte sich an den

Flügel und sang und neckte sich mit Rubehn, der bemüht war, auf ihren Ton einzugehen. Aber Melanie sah vor sich hin und schwieg und war weit fort. Auf hoher See. Und in ihrem Herzen klang es wieder Wohin treiben wir?!

Eine Stunde später erschien Van der Straaten und rief ihnen schon vom Corridor her in Spott und guter Laune zu: „Ah, die Gemeinde der Heiligen! Ich würde fürchten zu stören. Aber ich bringe gute Zeitung“.

Und als alles sich erhob und entweder wirklich neugierig war oder sich wenigstens das Ansehen davon gab, fuhr er in seinem Berichte fort: „Excellenz sehr gnädig. Alles sondirt und abgemacht. Was noch aussteht, ist Form und Bagatelle. Oder Sitzung und Schreiberei. Melanie, wir haben heut einen guten Schritt vorwärts gethan. Ich verrathe weiter nichts. Aber das glaub' ich sagen zu dürfen: von diesem Tag an datirt sich eine neue Aera des Hauses Van der Straaten“.

XIII. Weihnachten.

Die nächsten Tage, die viel Besuch brachten, stellten den unbefangenen Ton früherer Wochen anscheinend wieder her, und was von Befangenheit blieb, wurde, die Freundin abgerechnet, von Niemandem bemerkt, am wenigsten von Van der Straaten, der mehr denn je seinen kleinen und großen Citelkeiten nachhing.

Und so näherte sich der Herbst und der Park wurde schöner, je mehr sich seine Blätter färbten, bis gegen Ende September der Zeitpunkt wieder da war, der, nach altem Herkommen, dem Aufenthalt in der Villa draußen ein Ende machte.

Schon in den unmittelbar vorausgehenden Tagen war Rubehn nicht mehr erschienen, weil allernächst liegende Pflichten ihn an die Stadt gefesselt hatten. Ein jüngerer Bruder von ihm, von einem alten Procuristen des Hauses begleitet, war zu rascher Etablierung des Zweiggeschäfts herübergekommen, und ihren gemeinschaftlichen Anstrengungen gelang es denn auch wirklich, in den ersten Octobertagen eine Filiale des großen Frankfurter Bankhauses ins Leben zu rufen.

Van der Straaten nahm an all diesen Hergängen den größten Antheil und sah es als ein gutes Zeichen und eine Gewähr geschäftskundiger Leitung an, daß Rubehns Besuche seltener wurden und in den Novemberwochen beinahe ganz aufhörten. In der That erschien unser neuer „Filial-Chef“, wie der Commerzienrath ihn zu nennen beliebte, nur noch an den kleinen und kleinsten Gesellschaftstagen, und hätte wohl auch an diesen am liebsten gefehlt. Denn es konnt' ihm nicht entgehen, und entging ihm auch wirklich nicht, daß ihm von Reiff und Duquede, ganz besonders aber von Gryczinski, mit einer vornehm ablehnenden Kühle begegnet wurde. Die schöne Jacobine suchte freilich dann durch halbverflohene Freundlichkeiten Alles wieder ins Gleich-

zu bringen und beschwor ihn, ihres Schwagers Haus doch nicht ganz zu vernachlässigen, um ihretwillen nicht und um Melanies willen nicht, aber jedesmal wenn sie den Namen nannte, schlug sie doch verlegen die Augen nieder und brach rasch und ängstlich ab, weil ihr Gryczinski sehr bestimmte Weisungen gegeben hatte, jedwedes Gespräch mit Rubehn entweder ganz zu vermeiden, oder doch auf wenige Worte zu beschränken.

Um vieles heiterer gestalteten sich die kleinen Reunions, wenn die Gryczinskis fehlten und statt ihrer bloß die beiden Maler und Fräulein Anastasia zugegen waren. Dann wurde wieder geschertzt und gelacht, wie damals in dem Stralauer Kaffeehaus, und Van der Straaten, der mittlerweile von Besuchen, sogar von häufigen Besuchen gehört hatte, die Rubehn in Anastasia's Wohnung gemacht haben sollte, hing in Ausnutzung dieser ihm hinterbrachten Thatsache seiner alten Neigung nach, alle dabei Betheiligten ins Komische zu ziehen und zum Gegenstande seiner Schraubereien zu machen. Er sähe nicht ein, wenigstens für seine Person nicht, warum er sich eines reinen und auf musikalischer Glaubenseinigkeit aufgebauten Verhältnisses nicht aufrichtig freuen sollte, ja die Freude darüber würd' ihm einfach als Pflicht erscheinen, wenn er nicht andererseits den alten Satz wieder bewahrheitet fände, daß jedes neue Recht immer nur unter Kränkung alter Rechte geboren werden könne. Das neue Recht, wie der Fall hier läge, sei durch seinen Freund Rubehn, das alte Recht durch seinen Freund Climar vertreten, und wenn er diesem letzteren auch gerne zugesteh, daß er in vielen Stücken er selbst geblieben, ja bei Tisch sogar als eine Potenzirung seiner selbst zu erachten sei, so läge doch gerade hierin die nicht wegzuleugnende Gefahr. Denn er wisse wohl, daß dieses Blut an Verzehrung einen furchtbaren Gleichschritt mit Climars innerem verzehrenden Feuer halte. Was Namens aber dieses Feuer sei, ob Liebe, Haß oder Eifersucht, das wisse nur der, der in den Abgrund sieht.

In dieser Weise zischten und plakten die reichlich umhergeworfenen Van der Straaten'schen Schwärmer, von deren Sprühfunken sonderbarer Weise diejenigen am wenigsten berührt wurden, auf die sie berechnet waren. Es lag eben alles anders, als der commerzienräthliche Feuerwerker annahm. Climar, der sich auf der Stralauer Partie, weit über Wunsch und Willen hinaus engagirt hatte, hatte durch Rubehns anscheinende Rivalität eine Freiheit wiedergewonnen, an der ihm viel, viel mehr als an Anastasia's Liebe gelegen war und diese selbst wiederum vergaß ihr eigenes, offenbar im Niedergange begriffenes Glück, in dem Wohnegefühl, ein anderes hochinteressantes Verhältniß, unter ihren Augen und ihrem Schutze heranwachsen zu sehen. Sie schwelgte mit jedem Tage mehr in der Rolle der Confidenten und weit über das gewöhnliche Maaß hinaus mit dem alten Evahange nach dem Heimlichen und Verbotenen ausgerüstet, zählte sie diese Winterwochen nicht nur zu den angeregtesten ihres an Anregungen so reichen Lebens, sondern erfreute sich nebenher auch noch des unbeschreiblich hohen Glücks, den ihr au fond unbequemen und widerstrebenden Van der Straaten gerade dann am herzlichsten be-

lachen zu können, wenn dieser sich, in seiner Sultanslaune gemüthigt fühlte, sie zum Gegenstand allgemeiner und natürlich auch seiner eigenen Lachlust zu machen.

In der That, unser commerzienrätthlicher Freund hätte bei mehr Aufmerksamkeit und weniger Eigenliebe stuhig werden und über das Lächeln und den Gleichmuth Anastasias den eignen Gleichmuth verlieren müssen; er gab sich aber umgekehrt einer Vertrauensseligkeit hin, für die, bei seinem sonst soupçonnösen und pessimistischen Charakter, jeder Schlüssel gefehlt haben würde, wenn er nicht unter Umständen, und auch jetzt wieder, der Mann völlig entgegengesetzter Voreingenommenheiten gewesen wäre. In seiner Scharfsicht oft übersichtlich und Dinge sehend, die gar nicht da waren, übersah er eben so oft andere, die klar zu Tage lagen. Er stand in der abergläubischen Furcht, in seinem Glücke von einem vernichtenden Schlage bedroht zu sein, aber nicht heut und nicht morgen, und je bestimmter und unausbleiblicher er diesen Schlag von der Zukunft erwartete, desto sicherer und sorgloser erschien ihm die Gegenwart. Und am wenigsten sah er sie von der Seite her gefährdet, von der aus die Gefahr so nahe lag und von jedem Andern erkannt worden wäre. Doch auch hier wiederum stand er im Bann einer vorgefaßten Meinung und zwar eines künstlich construirten Rubehns, der mit dem wirklichen eine ganz oberflächliche Verwandtschaft, aber auch nur diese gemein hatte. Was sah er in ihm? Nichts als ein Frankfurter Patrizierkind, eine ganz und gar auf Anstand und Hausehre gestellte Natur, die zwar in jugendliche Thorheiten verfallen, aber einen Vertrauens- und Hausfriedensbruch nie und nimmer begehen konnte. Zum Ueberflusse war er verlobt und um so verlobter, je mehr er es bestritt. Und Abends beim Thee, wenn Anastasia zugegen und das Verlobungs- Thema 'mal wieder an der Reihe war, hieß es vertraulich und gut gelaunt: „Ihr Weiber hört ja das Gras wachsen und nun gar erst das Gras! Ich wäre doch neugierig zu hören, an wen er sich verthan hat. Eine Vermuthung hab' ich und wette zehn gegen eins, an eine Freiin vom deutschen Uradel, etwa wie Schreck von Schreckenstein oder Sattler von der Hölle“. Und dann widersprachen beide Damen, aber doch so klug und so vorsichtig, daß ihr Widerspruch, anstatt irgend etwas zu beweisen, umgekehrt nur dazu diente, Ban der Straaten in seiner vorgefaßten Meinung immer fester zu machen.

Und so kam Heiligabend und im ersten Saale der Bildergalerie waren all unsre Freunde, mit Ausnahme Rubehns, um den brennenden Baum her versammelt. Elmar und Gabler hatten es sich nicht nehmen lassen auch ihrerseits zu der reichen Bescheerung beizusteuern: ein riesiges Puppenhaus, drei Stock hoch, und im Souterrain eine Waschküche mit Herd und Kessel und Rolle. Und zwar eine altmodische Rolle mit Steinkasten und Mangelholz. Und sie rollte wirklich. Und es unterlag alsbald keinem Zweifel, daß das Puppenhaus den Triumph des Abends bildete und beide Kinder waren selig. Sogar Lydia that ihre Vornehmheits-Mühen bei Seit' und ließ sich von

Elinor in die Luft werfen und wieder fangen. Denn er war auch Turner und Akrobat. Und selbst Melanie lachte mit und schien sich des Glücks der andern zu freuen oder es gar zu theilen. Wer aber schärfer zugehört hätte, der hätte wohl wahrgenommen, daß sie sich bezwang, und mitunter war es als habe sie geweint. Etwas unendlich Weiches und Wehmüthiges lag in dem Ausdruck ihrer Augen, und der Polizeirath sagte zu Duquede: „Sehen Sie, Freund, ist sie nicht schöner denn je?“

„Bläß und angegriffen“, sagte dieser. „Es giebt Leute, die blaß und angegriffen immer schön finden. Ich nicht. Sie wird überhaupt überschätzt, in allem, und am meisten in ihrer Schönheit“.

An den Aufbau schloß sich wie gewöhnlich ein Souper und man endete mit einem schwedischen Punsch. Alles war heiter und guter Dinge. Melanie belebte sich wieder, gewann auch wieder frischere Farben, und als sie Riefchen und Anastasia, die bis zuletzt geblieben waren, bis an die Treppe geleitete, rief sie dem kleinen Fräulein mit ihrer freundlichen und herzwinnenden Stimme nach: „Und sieh Dich vor, Riefchen. Christel sagt mir eben, es glatteist“. Und dabei bückte sie sich über das Geländer und grüßte mit der Hand.

„O, ich falle nicht“, rief die Kleine zurück. „Kleine Leute fallen überhaupt nicht. Und am wenigsten „wenn sie vorn und hinten gut balanciren“.

Aber Melanie hörte nichts mehr von dem, was Riefchen sagte. Der Blick über das Geländer fort, hatte sie schwindlig gemacht, und sie wäre gefallen, wenn sie Van der Straaten nicht aufgefangen und in ihr Zimmer zurück getragen hätte. Er wollte klingeln und nach dem Arzte schicken. Aber sie bat ihn, es zu lassen. Es sei nichts, oder doch nichts Ernstes, oder doch nichts wobei der Arzt ihr helfen könne.

Und dann sagte sie was es sei.

XIV. Entschluß.

Erst den dritten Tag danach hatte sich Melanie hinreichend erholt, um in der Alsenstraße, wo sie seit Wochen nicht gewesen war, einen Besuch machen zu können. Vorher aber wollte sie bei der Madame Guichard, einer vor Kurzem erst etablirten Französin vorsprechen, deren Confections und künstliche Blumen ihr durch Anastasia gerühmt worden waren. Van der Straaten rieth ihr, weil sie noch angegriffen sei, lieber den Wagen zu nehmen, aber Melanie bestand darauf alles zu Fuß abmachen zu wollen. Und so kleidete sie sich in ihr diesjähriges Weihnachtsgeschenk, einen Merz-Pelz und ein Castorhütchen mit Straußenseider, und war eben auf dem letzten Treppenabsatz, als ihr Rubehn begegnete, der inzwischen von ihrem Unwohlsein gehört hatte und nun kam, um nach ihrem Befinden zu fragen.

„Ah, wie gut, daß Sie kommen“, sagte Melanie „nun hab' ich Begleitung auf meinem Gange. Van der Straaten wollte mir seinen Wagen

aufzwingen, aber ich sehne mich nach Luft und Bewegung. Ach, unbeschreiblich . . . Mir ist so bang und schwer . . .“

Und dann unterbrach sie sich und setzte rasch hinzu: „Geben Sie mir Ihren Arm. Ich will zu meiner Schwester. Aber vorher will ich Ballblumen kaufen und dahin sollen Sie mich begleiten. Eine halbe Stunde nur. Und dann geb' ich Sie frei, ganz frei“.

„Das dürfen Sie nicht, Melanie. Das werden Sie nicht“.

„Doch“.

„Ich will aber nicht frei gegeben sein“.

Melanie lachte. „So seid ihr. Tyrannisch und eigenmächtig, auch noch in eurer Huld, auch dann noch, wenn ihr uns dienen wollt. Aber kommen Sie. Sie sollen mir die Blumen aussuchen helfen. Ich vertraue ganz Ihrem Geschmack. Granatblüthen; nicht wahr?“

Und so gingen sie die große Petristraße hinunter und vom Platz aus durch ein Gewirr kleiner Gassen, bis sie, hart an der Jägerstraße, das Geschäft der Madame Guichard entdeckten, einen kleinen Laden, in dessen Schaufenster ein Theil ihrer französischen Blumen ausgebreitet lag.

Und nun traten sie ein. Einige Cartons wurden ihnen gezeigt und ehe noch viele Worte gewechselt waren, war auch schon die Wahl getroffen. In der That hatte Rubehn sich für eine Granatblüthen-Garnitur entschieden und eine Directrice, die mit zugegen war, versprach alles zu schicken. Melanie selbst aber gab der Französin ihre Karte. Diese versuchte den langen Titel und Namen zu bewältigen, und ein Lächeln flog erst über ihr Gesicht, als sie das „née de Caparoux“ las. Ihre nicht hübschen Züge verklärten sich plötzlich, und es war mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Glück und Wehmuth, daß sie sagte: „Madame est Française! . . . Ah, notre belle France“.

Dieser kleine Zwischenfall war an Melanie nicht gleichgiltig vorübergegangen, und als sie draußen ihres Freundes Arm nahm, sagte sie: „Hörten Sie's wohl? Ah, notre belle France! Wie das so sehnüchtig klang. Ja, sie hat ein Heimweh. Und alle haben wir's. Aber wohin? wonach? . . . Nach unsrem Glück . . . Nach unsrem Glück! Das Niemand kennt und Niemand sieht. Wie heißt es doch in dem Schubert'schen Liede?“

„Da wo Du nicht bist, ist das Glück“.

„Da wo Du nicht bist“, wiederholte Melanie.

Rubehn war bewegt und sah ihr unwillkürlich nach den Augen. Aber er wandte sich wieder, weil er die Thräne nicht sehen wollte, die darin glänzte.

Vor dem großen Platz, in den die Straße mündet, trennten sie sich. Er, für sein Theil, hätte sie gern weiter begleitet, aber sie wollt' es nicht und sagte leise: „Mein Ruben, es war der Begleitung schon zuviel. Wir wollen die bösen Zungen nicht vor der Zeit herausfordern. Die bösen Zungen, von denen ich eigentlich kein Recht habe zu sprechen. Adieu“.

Und sie wandte sich noch einmal und grüßte mit leichter Bewegung ihrer Hand.

Er sah ihr nach, und ein Gefühl von Schreck und ungeheurer Verantwortlichkeit über ein durch ihn gestörtes Glück überkam ihn und erfüllte plötzlich sein ganzes Herz. Was soll werden? fragte er. Aber dann wurde der Ausdruck seiner Züge wieder milder und heitrer, und er sagte vor sich hin: „Ich bin nicht der Narr, der von Engeln spricht. Sie war keiner und ist keiner. Gewiß nicht. Aber ein freundlich Menschenbild ist sie, so freundlich, wie nur je eines über diese arme Erde gegangen ist . . . Und ich liebe sie, viel, viel mehr, als ich geglaubt habe, viel, viel mehr als ich je geglaubt hätte, daß ich lieben könnte. Muth, Melanie, nur Muth. Es werden schwere Tage kommen, und ich sehe sie schon zu Deinen Häupten stehen. Aber mir ist auch, als käm es sich dahinter. O, nur Muth, Muth!“

*

*

*

Eine halbe Woche danach war Sylvester und auf dem kleinen Ball, den Gryczynski's gaben, war Melanie die Schönste. Jacobine trat zurück und gönnte der älteren Schwester ihre Triumphe. „Superbes Weib. Aegyptische Königs-tochter“ schnarrte Rittmeister von Schnabel, der wegen seiner eminenten Ulanen-Figur aus der Provinz in die Residenz versetzt worden war und von dem Gryczynski zu sagen pflegte: „Der geborene Prinzessinnentänzer. Nur schade, daß es keine Prinzessinnen mehr giebt“.

Aber Schnabel war nicht der einzige Melanie-Verwunderer. In der letzten Fensternische stand eine ganze Gruppe von jungen Offizieren: Wensky von den Ohlauer kaffeebraunen Husaren, enragirter Sportsmann und Steeple-Chase-Reiter (Oberschenkel dreimal an derselben Stelle gebrochen), neben ihm Ingenieur-Hauptmann Stiffelius, berühmter Rechner, mager und trocken wie seine Gleichungen, und zwischen beiden Lieutenant Tigris, kleiner, kräpischer Füsilier-Offizier vom Regiment Zauche-Belzig, der aus Gründen, die Niemand kannte, mehrere Jahre lang der Pariser Gesandtschaft attachirt gewesen war und sich seitdem für einen Halbfranzosen, Libertin und Frauen-marder hielt. Junge Mädchen waren ihm „ridikül“. Er schob eben, trotzdem er wahre Luchsaugen hatte, sein an einem kurzen Seidenbände hängendes Pince-nez zurecht und sagte: „Wensky, Sie sind ja so gut wie zu Haus hier, und eigentlich Hahn im Korb. Wer ist denn dieser Prachtkopf mit den Granatblüthen? Ich könnte schwören, sie schon gesehen zu haben. Aber wo? Halb die Herzogin von Mouchy und halb die Beauffremont. Un teint de lys et de rose, et tout à fait distinguée“.

„Sie treffen es gut genug, mon cher Tigris“, lachte Wensky. „'s ist die Schwester unsrer Gryczynska, eine geborne de Caparoux“.

„Drum drum auch. Jeder Zoll eine Französin. Ich konnte mich nicht irren. Und wie sie lacht“.

Ja, Melanie lachte wirklich. Aber wer sie die folgenden Tage gesehen hätte, der hätte die Beauté jenes Ballabends in ihr nicht wieder erkannt, am wenigsten wär er ihrem Lachen begegnet. Sie lag leidend und abgehärtet, uneins mit sich und der Welt, auf dem Sopha und las ein Buch, und wenn sie's gelesen hatte, so durchblätterte sie's wieder, um sich einigermaßen zurück-zurufen, was sie gelesen. Ihre Gedanken schweiften ab. Rubehn kam, um nach ihr zu fragen, aber sie nahm ihn nicht an und groölte mit ihm wie mit jedem. Und ihr wurde nur leichter ums Herz, wenn sie weinen konnte.

So vergingen ein paar Wochen, und als sie wieder aufstand und sprach, und wieder nach den Kindern und dem Haushalte sah, schärfer und eindringlicher als sonst, war ihr der energische Muth ihrer früheren Tage zurückgekehrt, aber nicht die Stimmung. Sie war reizbar, heftig, bitter. Und was schlimmer, auch capriciös. Van der Straaten unternahm einen Feldzug gegen diesen vielköpfigen Feind und im Einzelnen nicht ohne Glück, aber in der Hauptsache griff er fehl, und während er ihrer Reizbarkeit klugerweise mit Nachgiebigkeit begegnete, war er, ihrer Caprice gegenüber unklugerweise darauf aus, sie durch Zärtlichkeit besiegen zu wollen. Und das entschied über ihn und sie. Jeder Tag wurd' ihr qualvoller, und die sonst so stolze und sieges sichere Frau, die mit dem Manne, dessen Spielzeug sie zu sein schien und zu sein vorgab, durch viele Jahre hin immer nur ihrerseits gespielt hatte, sie schrak jetzt zusammen und gerieth in ein nervöses Zittern, wenn sie von fern her seinen Schritt auf dem Corridore hörte. Was wollt' er? Um was kam er? Und dann war es ihr, als müsse sie fliehen und aus dem Fenster springen. Und kam er dann wirklich und nahm ihre Hand, um sie zu küssen, so sagte sie: „Geh. Ich bitte Dich. Ich bin am liebsten allein“.

Und wenn sie dann allein war, so stürzte sie fort, oft ohne Ziel, öfter noch in Anastasiens stille, zurückgelegene Wohnung, und wenn dann der Erwartete kam, dann brach alle Noth ihres Herzens in bittre Thränen aus und sie schluchzte und jammerte, daß sie dieses Lügenpiel nicht mehr ertragen könne. „Steh mir bei, hilf mir, Ruben, oder Du siehst mich nicht lange mehr. Ich muß fort, fort, wenn ich nicht sterben soll vor Scham und Gram“.

Und er war mit erschüttert und sagte: „Sprich nicht so, Melanie. Sprich nicht, als ob ich nicht alles wollte, was Du willst. Ich habe Dein Glück gestört (wenn es ein Glück war) und ich will es wieder aufbauen. Ueberall in der Welt, wie Du willst und wo Du willst. Jede Stunde, jeden Tag“.

Und dann bauten sie Luftschlösser und träumten und hatten eine lachende Zukunft um sich her. Aber auch wirkliche Pläne wurden laut, und sie trennten sich unter glücklichen Thränen.

XV. Die Vernezobres.

Und was geplant worden war, das war Flucht. Den letzten Tag im Januar wollten sie sich an einem der Bahnhöfe treffen, in früher Morgenstunde, und dann fahren weit, weit in die Welt hinein, nach Süden zu, über die Alpen. „Ja über die Alpen“ hatte Melanie gesagt und aufgeathmet, und es war ihr dabei gewesen, als wär' erst ein neues Leben für sie gewonnen, wenn der große Wall der Berge trennend und schützend hinter ihr läge. Und auch darüber ward gesprochen worden, was zu geschehen habe, wenn Van der Straaten ihr Vorhaben etwa hindern wolle. „Das wird er nicht“, hatte Melanie gesagt. „Und warum nicht? Er ist nicht immer der Mann der zarten Rücksichtsnahmen und liebt es mitunter die Welt und ihr Gerede zu brüskiren“. „Und doch wird er sich's erparen, sich und uns. Und wenn Du wieder fragst, warum? Weil er mich liebt. Ich hab' es ihm freilich schlecht gedankt. Ach, Ruben, Freund, was sind wir in unserem Thun und Wollen! Undank, Untreue . . . mir so verhaßt! Und doch . . . ich thät' es wieder alles, alles. Und ich will es nicht anders als es ist“.

So vergingen die Januarwochen. Und nun war es die Nacht vor dem festgesetzten Tage. Melanie hatte sich zu früher Stunde niedergelegt und ihrer alten Dienerin befohlen, sie Punkt drei zu wecken. Auf diese konnte sie sich unbedingt verlassen, trotzdem Christel ihren Dienstjahren, aber freilich auch nur diesen nach, zu jenen Erbstücken des Hauses gehörte, die sich, unter Duquedes Führung, in einer stillen Opposition gegen Melanie gefielen.

Und kaum daß es drei geschlagen, so war Christel da, fand aber ihre Herrin schon auf und konnte derselben nur noch beim Ankleiden behülflich sein. Und auch das war nicht viel, denn es zitterten ihr die Hände, und sie hatte, wie sie sich ausdrückte „einen Glimmer vor den Augen“. Endlich aber war doch alles fertig, der feste Lederstiefel saß, und Melanie sagte: „So ist's gut, Christel. Und nun gib die Handtasche her, daß wir packen können“.

Christel holte die Tasche, die dicht am Fenster auf einer Spiegelconsole stand, und öffnete das Schloß. „Hier, das thu hinein. Ich hab' alles aufgeschrieben“. Und Melanie riß, als sie dies sagte, ein Blatt aus ihrem Notizbuch und gab es der Alten. Diese hielt den Zettel neben das Licht und las und schüttelte den Kopf.

„Ach meine gute, liebe Frau, das ist ja gar nichts . . . Ach, meine liebe, gute Frau Sie sind ja . . .“

„So vermöhnt, willst Du sagen. Ja Christel, das bin ich. Aber Verwöhnung ist kein Glück. Ihr habt hier ein Sprichwort: „wenig mit Liebe“. Und die Leute lachen darüber. Aber über das Wahrste wird immer gelacht. Und dann, wir gehen ja nicht aus der Welt. Wir reisen bloß. Und auf Reisen heißt es: Leicht Gepäck. Und sage selbst, Christel,

ich kann doch nicht mit einem Riesenkoffer aus dem Hause gehn. Da fehlte bloß noch der Schmutz und die Cassette“.

Melanie hatte, während sie so sprach, ihre Hände dicht über das halb niedergebrannte Feuer gehalten. Denn es war kalt und sie fröstelte. Jetzt setzte sie sich in einen nebenstehenden Fauteuil und sah abwechselnd in die glühenden Kohlen und dann wieder auf Christel, die das Wenige, was aufgeschrieben war, in die Tasche that und immer leise vor sich hinsprach und weinte. Und nun war alles hinein, und sie drückte den Bügel in's Schloß und stellte die Tasche vor Melanie nieder.

So verging eine Weile. Keiner sprach. Endlich aber trat Christel von hinten her an ihre junge Herrin heran und sagte: „Tott, liebe, jnädige Frau, muß es denn . . . Bleiben Sie doch. Ich bin ja bloß solche alte, dumme Person. Aber die Dummen sind oft gar nicht so dumm. Und ich sag Ihnen, meine liebe Jnädigste, Sie glauben ja nicht, woran sich der Mensch alles gewöhnen kann. Tott, der Mensch gewöhnt sich an alles. Und wenn man reich ist und hat so viel, da kann man auch viel aushalten. Un vor mir wollt' ich woll einstehn. Un wie jeht es denn? Un wie leben denn die Menschen? In jedes Haus is'n Gespenst, sagen sie jeht, un das is jo'ne neumodische Redensart! Aber wahr is es. Und in manches Haus sind zweie, un rumoren, daß man's bei hellen, lichten Tage hören kann. Un so war es auch bei Vernezobres. Ich bin ja nu fußzig und dreiußzwanzig hier. Un sieben vorher bei Vernezobres. Un war auch Commerzienrath un alles ebenso. Das heißt beinaß“.

„Und wie war es denn?“ lächelte Melanie.

„Tott, wie war es? Wie's immer is. Sie war dreißig un er war fußzig. Un sie war sehr hübsch. Drall un blond, sagten die Leute. Na, un er? Ich will ja nicht sagen, was die Leute von ihm alles gesagt haben. Aber viel Zutes war es nicht . . . Un natürlich, da war ja denn auch ein Baumeister, das heißt eigentlich kein richtiger Baumeister, bloß einer der immer Brücken baut, vor Eisenbahnen un so, un immer mit'n Gitter un schräge Löcher, wo man durchfaden kann. Un der war ja nu da un wie'n Biesel, un immer mit in's Concert und nach Saattwinkel oder Bichelsberg, un immer's Jaquet übern Arm, un Fächer un Sonnenschirm, un immer Erdbeeren gesucht un immer verirrt un nie da, wenn die Herrschaften wieder nach Hause wollten. Un unser Herr, der ängstigte sich un dacht' immer, es wäre was passirt. Un was die andern waren, na, die tuschelten“.

„Und trennten sie sich? Oder blieben sie zusammen? Ich meine die Vernezobres“, fragte Melanie, die mit halber Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Natürlich blieben sie. Mal hört' ich, weil ich nebenan war, daß er sagte: „Gulda das geht nicht“. Denn sie hieß wirklich Gulda. Und er wollt' ihr Vorwürfe machen. Aber da kam er ihr gerade recht. Un sie drehte den Spieß um un sagte: was er nur wolle? Sie wolle fort. Un sie liebe ihn, das heißt den andern, un ihn liebe sie nicht. Un sie dächte

gar nicht dran, ihn zu lieben. Und es war eigentlich bloß zum Lachen. Und so ging es weiter und sie lachte wirklich. Un ich sag Ihnen, da wurd' er wie'n Ohrwurm und sagte bloß: „sie sollte sich's doch überlegen“. Un so kam es denn auch, un es war woll schon Ende Mai . . . Un da war ja nu der Bernezobre'sche Doktor, so'n richtiger, der alles ganz genau wußte, der sagte „sie müßte nachs Bad“, wovon ich aber den Namen immer vergesse, weil da der Wellenschlag am stärksten ist. Un das war ja nu damals, als sie irade die große Hängebrücke bauten, un die Leute sagten, er könnt es alles am besten ausrechnen. Un was unser Commerzienrath war, der kam immer bloß Sonnabends. Un die Woche hatten sie frei. Un als Ende August war, oder so, da kam sie wieder und war ganz frisch un munter un hatte orntlich rothe Backen, un cajolirte ihn. Und von ihm war gar keine Rede mehr“.

Melanie hatte, während Christel sprach, ein paar Holzschelte auf die Rohlen geworfen, so daß es wieder prasselte, und sagte: „Du meinst es gut. Aber so geht es nicht. Ich bin doch anders. Und wenn ich's nicht bin, so bild' ich es mir wenigstens ein“.

„Tott“ sagte Christel, „en bißchen anders is es immer. Un sie war auch bloß von Neu-Cölln an's Wasser, un die Singuhr immer irade gegenüber. Aber die war nich Schuld mit „Ueb' immer Treu und Redlichkeit“.

„Ach meine gute Christel, Treu und Redlichkeit! Danach drängt es jeden, jeden, der nicht ganz schlecht ist. Aber weißt Du, man kann auch treu sein wenn man untreu ist. Treuer als in der Treue“.

„Tott, liebe Gnädigste, sagen Se doch so was nich. Ich versteh es eigentlich nich. Un das muß ich Ihnen sagen, wenn einer so was sagt un ich versteh es nicht, denn is es immer schlimm. Un Sie sagen, Sie sind anders. Ja, das is schon richtig, un wenn es auch nich ganz richtig is, so is es doch halb richtig. Un was die Hauptsache is, das is, meine liebe Gnädigste, die hat eigentlich das liebe kleine Herz auf'n rechten Fleck, un is immer für helfen und geben, un immer für die armen Leute. Un was die Bernezobern war, na, die pußte sich bloß, un war immer vor'n Stehspiegel, der alles noch hübscher machte, und sah aus wie's Modejournal und war eigentlich dummi. Wie'n Haubenstock, sagten die Leute. Un war auch nich so was Vornehmes, wie meine liebe Gnädigste, un bloß aus 'ne Färberei, türkischroth. Un nachher war es ein Blaufärber. Aber das muß ich Ihnen sagen, Ihrer is doch auch anders als der Bernezobern Ihrer war, un hat sich gar nich, un red't immer frei weg, un kann keinen was abschlagen. Un zu Weihnachten immer alles doppelt“.

Melanie nickte.

„Nu, sehen Sie, meine liebe Gnädigste, das is hübsch, daß Sie mir zunicken, un wenn Sie mir immer wieder zunicken, dann kann es auch alles noch wieder werden un wir packen alles wieder aus, un Sie legen sich in's Bett un schlafen bis an'n hellen lichten Tag. Un Mocker zwölfse bring ich

Ihnen Ihren Kaffee un Ihre Chokolade, alles gleich auf ein Brett, un wenn ich Ihnen dann erzähle, daß wir hier geseffen und was wir alles gesprochen haben, dann is es Ihnen wie'n Traum. Denn dabei bleib ich, er is eijentlich auch ein juter Mann, ein sehr juter, un blos ein bißchen sonderbar. Und sonderbar is nichts Schlimmes. Und ein reicher Mann wird es doch wohl am Ende dürfen! Un wenn ich reich wäre, ich wäre noch viel sonderbarer. Un daß er immer so spricht, un solche Redensarten macht, als hätt' er keine Bildung nich un wäre von'n Wedding oder so, ja, Du himmlische Güte, warum soll er nich? warum soll er nich so reden, wenn es ihm Spaß macht? er is nu 'mal für's Berlinsche. Aber is er denn nich einer? Und am Ende . . ."

XVI. Abschied.

Christel unterbrach sich und zog sich erschrocken in die Nebenstube zurück, denn Van der Straaten war eingetreten. Er war noch in demselben Gesellschaftsanzug, in dem er, eine Stunde nach Mitternacht, nach Hause gekommen war und seine überwachten Züge zeigten Aufregung und Ermattung. Von welcher Seite her er Mittheilung über Melanie's Vorhaben erhalten hatte, blieb unaufgeklärt. Aus allem war nur ersichtlich, daß er sich gelobt hatte, die Dinge ruhig gehen zu lassen. Und wenn er dennoch kam, so geschah es nicht, um gewaltsam zu hindern, sondern nur um Vorstellungen zu machen, um zu bitten. Es kam nicht der empörte Mann, sondern der liebende.

Er schob einen Fauteuil an das Feuer, ließ sich nieder, so daß er jetzt Melanie gegenüber saß, und sagte leicht und geschäftsmäßig: „Du willst fort, Melanie?“

„Ja, Ezel“.

„Warum?“

„Ich lieb' einen andern“.

„Das ist kein Grund“.

„Doch“.

„Und ich sage Dir, es geht vorüber, Lanni. Glaube mir, ich kenne die Frauen. Ihr könnt das Einerlei nicht ertragen, auch nicht das Einerlei des Glücks. Und am verhaßtesten ist euch das eigentliche, das höchste Glück, das Ruhe bedeutet. Ihr seid auf die Unruhe gestellt. Ein bißchen schlechtes Gewissen habt ihr lieber als ein gutes, das nicht prickselt, und unter allen Sprichwörtern ist euch das vom „besten Ruhelassen“ am langweiligsten und am lächerlichsten. Ihr wollt gar nicht ruhen. Es soll euch immer was tribbeln und zwicken, und ihr habt den überspannt sinnlichen oder meinethwegen auch den heroischen Zug, daß ihr dem Schmerz die süße Seite abzugewinnen wißt“.

„Es ist möglich, daß Du Recht hast, Ezel. Aber je mehr Du Recht hast, je mehr rechtfertigst Du mich und mein Vorhaben. Ist es wirklich

wie Du sagst, so wären wir geborene *Hazardeurs* und *Ba banque* spielen unsere eigentlichsste Natur. Und natürlich auch die meinige“.

Er hörte sie gern in dieser Weise sprechen, es klang ihm wie aus guter, alter Zeit her, und er sagte, während er den *Fauteuil* vertraulich näher drückte: „Laß uns nicht spießbürgerlich sein, Lanni. Sie sagen, ich wär ein *Bourgeois*, und es mag sein. Aber ein Spießbürger bin ich nicht. Und wenn ich die Dinge des Lebens nicht sehr groß und nicht sehr ideal nehme, so nehm' ich sie doch auch nicht klein und eng. Ich bitte Dich, übereile nichts. Meine *Course* stehen jetzt niedrig, aber sie werden wieder steigen. Ich bin nicht Gek genug, mir einzubilden, daß Du schönes und liebenswürdiges Geschöpf, verwöhnt und ausgezeichnet von den Klügsten und Besten, daß Du mich aus purer Neigung oder gar aus Liebeschwärmerei genommen hättest. Du hast mich genommen, weil Du noch jung warst und noch keinen liebtest, und in Deinem witzigen und gesunden Sinn einsehen mochtest, daß die jungen *Attaches* auch keine Helden und Halbgötter waren. Und weil die Firma *Van der Straaten* einen guten Klang hatte. Also nichts von Liebe. Aber Du hast auch nichts gegen mich gehabt und hast mich nicht ganz alltäglich gefunden und hast mit mir geplaudert und gelacht und geschertzt. Und dann hatten wir die Kinder, die doch schließlich reizende Kinder sind, zugestanden Dein Verdienst, und Du hast endlich an die zehn Jahr in der Vorstellung und Erfahrung gelebt, daß es nicht zu den schlimmsten Dingen zählt, eine junge, bequem gebettete Frau zu sein und der Augapfel ihres Mannes, eine junge, verwöhnte Frau, die thun und lassen kann was sie will und als Gegenleistung nichts andres einzusehen braucht, als ein freundliches Gesicht, wenn es ihr grade paßt. Und sieh, Melanie, weiter will ich auch jetzt nichts, oder sag ich lieber, will ich auch in Zukunft nicht. Denn in diesem Augenblick erscheint Dir auch das Wenige, was ich fordere, noch als zu viel. Aber es wird wieder anders, muß wieder anders werden. Und ich wiederhole Dir, ein Minimum ist mir genug. Ich will keine Leidenschaft. Ich will nicht, daß Du mich ansehen sollst, als ob ich *Leone Leoni* wär' oder irgend ein anderer großer Romanheld, dem zu Liebe die Weiber Giftbecher trinken wie Mandelmilch und lächelnd sterben, bloß um ihn noch einmal lächeln zu sehen. Ich bin nicht *Leone Leoni*, bin bloß deutsch und von holländischer Abstraction, wodurch das Deutsche nicht besser wird, und habe die mir abstammlich zukommenden hohen Backenknochen. Ich bewege mich nicht in Illusionen, am wenigsten über meinen äußeren Menschen, und ich verlange keine Liebes-Großthaten von Dir. Auch nicht einmal Entsagungen. Entsagungen machen sich zuletzt von selbst, und das sind die besten. Die besten, weil es die freiwilligen und eben deshalb auch die dauerhaften und zuverlässigen sind. Übereile nichts. Es wird sich alles wieder zurechtrücken“.

Er war aufgestanden und hatte die Lehne des *Fauteuils* genommen, auf der er sich jetzt hin und her wiegte. „Und nun noch eins, Lanni“, fuhr er fort, „ich bin nicht der Mann der Rücksichtsnahmen und hasse diese lang-

weiligen „Regards“ auf nichts und wieder nichts. Aber dennoch sag' ich Dir, nimm Rücksicht auf Dich selbst. Es ist nicht gut, immer nur an das zu denken, was die Leute sagen, aber es ist noch weniger gut, garnicht daran zu denken. Ich hab es an mir selbst erfahren. Und nun überlege. Wenn Du jetzt gehst . . . Du weißt, was ich meine. Du kannst jetzt nicht gehen; nicht jetzt“.

„Eben deshalb geh ich, Ezel“, antwortete sie leise. „Es soll klar zwischen uns werden. Ich habe diese schändliche Lüge satt“.

Er hatte jedes Wort begierig eingefogen, wie man in entscheidenden Momenten auch das hören will, was einem den Tod giebt. Und nun war es gesprochen. Er ließ den Stuhl wieder nieder und warf sich hinein, und einen Augenblick war es ihm, als schwänden ihm die Sinne. Aber er erholte sich rasch wieder, rieb sich Stirn und Schläfe und sagte: „Gut. Auch das. Ich will es verwinden. Laß uns mit einander reden. Auch darüber reden. Du siehst, ich leide; mehr als all mein Vebtag. Aber ich weiß auch, es ist so Lauf der Welt und ich habe kein Recht Dir Moral zu predigen. Was liegt nicht alles hinter mir! . . . Es mußte so kommen, mußte nach dem Ban der Straatenschen Hausgesetz (warum sollen wir nicht auch ein Hausgesetz haben) und ich glaube fast, ich mußte es von Jugend auf“. Und nach einer Weile fuhr er fort: „Es giebt ein Sprichwort „Gottes Mühlen mahlen langsam“ und sieh, als ich noch ein kleiner Junge war, hört' ich's oft von unserer alten Kindermuhme und mir wurd' immer so bange dabei. Es war wohl eine Vorahnung. Nun bin ich zwischen den zwei Steinen, und mir ist als würd' ich zermahlen und zermalmt . . .“

„Zermahlen?“ Er schlug mit der rechten in die linke Hand und wiederholte noch einmal und in plötzlich verändertem Tone: „Zermahlen! Es hat eigentlich etwas Komisches. Und wahrhaftig, hol' die Pest alle feigen Memmen. Ich will mich nicht länger damit quälen. Und ich ärgere mich über mich selbst und meine Haberei und Thuererei. Bah, die Nachmittagsprediger der Weltgeschichte machen zuviel davon, und wir sind dumm genug und plappern es ihnen nach. Und immer mit Vergessen allereigenster Herrlichkeit, und immer mit Vergessen wie's war und ist und sein wird. Oder war es besser in den Tagen meines Pathen Ezechiel? Oder als Adam grub und Eva spann? Ist nicht das ganze alte Testament ein Sensationsroman? Dreifache Geheimnisse von Paris! Und ich sage Dir, Lanni, gemessen an dem, sind wir die reinen Lämmchen, weiß wie Schnee. Waisenkinder. Und so höre mich denn. Es soll Niemand davon wissen, und ich will es halten, als ob es mein eigen wäre. Deine ist es ja. Und das ist die Hauptsache. Denn so Du's nicht übel nimmst, ich liebe Dich und will Dich behalten. Bleib. Es soll nichts sein. Soll nicht. Aber bleibe“.

Melanie war, als er zu sprechen begann, tief erschüttert gewesen, aber er selbst hatte, je weiter er kam, dieses Gefühl wieder weggesprochen. Es

war eben immer dasselbe Lied. Alles was er sagte, kam aus einem Herzen voll Gütigkeit und Nachsicht, aber die Form, in die sich diese Nachsicht kleidete, verletzte wieder. Er behandelte das, was vorgefallen, aller Erskütterung unerachtet, doch bagatellmäßig obenhin und mit einem starken Anfluge von cynischem Humor. Es war wohlgemeint, und die von ihm geliebte Frau sollte, seinem Wunsche nach, den Vortheil davon ziehn. Aber ihre vornehmere Natur sträubte sich innerlichst gegen eine solche Behandlungsweise. Das Geschehene, das wußte sie, war ihre Verurtheilung vor der Welt, war ihre Demüthigung, aber es war doch auch zugleich ihr Stolz, dies Einsetzen ihrer Existenz, dies rückhaltlose Bekenntniß ihrer Neigung. Und nun plötzlich sollt' es nichts sein, oder doch nicht vielmehr als nichts, etwas ganz Alltägliches, über das sich hinwegsehen und hinweggehen lasse. Das widerstand ihr. Und sie fühlte deutlich, daß das Geschehene verzeihlicher war, als seine Stellung zu dem Geschehenen. Er hatte keinen Gott und keinen Glauben, und es blieb nur das Eine zu seiner Entschuldigung übrig: daß sein Wunsch, ihr goldne Brücken zu bauen, sein Verlangen nach Ausgleich um jeden Preis, ihn anders hatte sprechen lassen, als er in seinem Herzen dachte. Ja, so war es. Aber wenn es so war, so konnte sie dies Gnadengeschenk nicht annehmen. Jedenfalls wollte sie's nicht.

„Du meinst es gut, Ezel“, sagte sie. „Aber es kann nicht sein. Es hat eben Alles seine natürliche Consequenz, und die, die hier spricht, die scheidet uns. Ich weiß wohl, daß auch Anderes geschieht, jeden Tag, und es ist noch keine halbe Stunde, daß mir Christel davon vorgeplaudert hat. Aber einem Jeden ist das Gesetz in's Herz geschrieben, und danach fühl' ich, ich muß fort. Du liebst mich, und deshalb willst Du darüber hinsehen. Aber Du darfst es nicht und Du kannst es auch nicht. Denn Du bist nicht jede Stunde derselbe. Keiner von uns. Und keiner kann vergessen. Erinnerungen aber sind mächtig. Und Fleck ist Fleck, und Schuld ist Schuld“.

Sie schwieg einen Augenblick und bog sich rechts nach dem Kamin hin, um ein paar Kohlenstückchen in die jetzt hellbrennende Flamme zu werfen. Aber plötzlich, als ob ihr ein ganz neuer Gedanke gekommen, sagte sie mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres früheren Wesens: „Ach, Ezel, ich spreche von Schuld und wieder Schuld, und es muß beinah klingen, als sehnt' ich mich danach, eine büßende Magdalena zu sein. Ich schäme mich ordentlich der großen Worte. Aber freilich, es giebt keine Lebenslagen, in denen man aus der Selbsttäuschung und dem Komödienspiele herauskäme. Wie steht es denn eigentlich? Ich will fort, nicht aus Schuld, sondern aus Stolz und will fort, um mich vor mir selber wieder herzustellen. Ich kann das kleine Gefühl nicht länger ertragen, das an aller Lüge haftet; ich will wieder klare Verhältnisse sehen und will wieder die Augen aufschlagen können. Und das kann ich nur, wenn ich gehe, wenn ich mich von Dir trenne und mich offen und vor aller Welt zu meinem Thun bekenne. Das wird ein groß' Gerede

geben, und die Tugendhaften und Selbstgerechten werden es mir nicht verzeihn. Aber die Welt besteht nicht aus lauter Tugendhaften und Selbstgerechten, sie besteht auch aus Menschen, die Menschliches menschlich ansehen. Und auf die hoff ich, die brauch' ich. Und vor allem brauch' ich mich selbst. Ich will wieder in Frieden mit mir selber leben und wenn nicht in Frieden, so doch wenigstens ohne Zwiespalt und zweierlei Gesicht“.

Es schien, daß Van der Straaten antworten wollte, aber sie litt es nicht und sagte: „Sage nicht nein. Es ist so und nicht anders. Ich will den Kopf wieder hochhalten und mich wieder fühlen lernen. Alles ist eitle Selbstgerechtigkeit. Und ich weiß auch, es wäre besser und selbstsuchtsloser, ich bezwänge mich und bliebe, freilich immer vorausgesetzt, ich könnte mit einer Einklehr bei mir selbst beginnen. Mit Einklehr und mit Reue. Aber das kann ich nicht. Ich habe nur ein ganz äußerliches Schuldbewußtsein, und wo mein Kopf sich unterwirft, da protestirt mein Herz. Ich nenn' es selber ein störrisches Herz und ich versuche keine Rechtfertigung. Aber es wird nicht anders durch mein Schelten und Schmähren. Und sieh, so hilft mir denn Eines nur und reißt mich Eines nur aus mir heraus: ein ganz neues Leben und in ihm das, was das erste vermissen ließ: Treue. Laß mich gehen. Ich will nichts beschönigen, aber das laß mich sagen: es trifft sich gut, daß das Gesetz, das uns scheidet und mein eignes selbstisches Verlangen zusammenfallen“.

Er hatte sich erhoben, um ihre Hand zu nehmen, und sie ließ es geschehen. Als er sich aber niederbeugen und ihr die Stirn küssen wollte, wehrte sie's und schüttelte den Kopf. „Nein, Ezel, nicht so. Nichts mehr zwischen uns, was stört und verwirrt und quält und ängstigt, und immer nur erschweren und nichts mehr ändern kann . . . Ich werd' erwartet. Und ich will mein neues Leben nicht mit einer Unpünktlichkeit beginnen. Unpünktlich sein, ist unordentlich sein. Und davor hab ich mich zu hüten. Es soll Ordnung in mein Leben kommen, Ordnung und Einheit. Und nun leb wohl und vergiß“.

Er hatte sie gewähren lassen, und sie nahm die kleine Reisetasche, die neben ihr stand und ging. Als sie bis an die Tapetenthür gekommen war, die zu der Kinderschlaftube führte, blieb sie stehen und sah sich noch einmal um. Er nahm es als ein gutes Zeichen und sagte: „Du willst die Kinder sehen!“

Es war das Wort, das sie gefürchtet hatte, das Wort, das in ihr selber sprach. Und ihre Augen wurden groß, und es flog um ihren Mund, und sie hatte nicht die Kraft ein „Nein“ zu sagen. Aber sie bezwang sich und schüttelte nur den Kopf und ging auf Thür und Flur zu.

Draußen stand Christel, ein Licht in der Hand, um ihrer Herrin das Täschchen abzunehmen und sie die beiden Treppen hinabzubegleiten. Aber Melanie wies es zurück und sagte: „Laß Christel, ich muß nun meinen Weg allein finden“. Und auf der zweiten Treppe, die dunkel war, begann sie wirklich zu suchen und zu tappen.

„Es beginnt früh“, sagte sie.

Das Haus war schon auf, und draußen blies ein kalter Wind von der Brüderstraße her, über den Platz weg, und der Schnee federte leicht in der Luft. Sie mußte dabei des Tages denken, nun beinaß jährlig, wo der Kollwagen vor ihrem Hause hielt, und wo die Flocken auch wirbelten wie heut, und die kindische Sehnsucht über sie kam, zu steigen und zu fallen wie sie.

Und nun hielt sie sich auf die Brücke zu, die nach dem Spittelmarke führt und sah nichts als den Laternenanstecker ihres Reviers, der mit seiner langen schmalen Leiter immer vor ihr her lief und wenn er oben stand, halb neugierig und halb pffiffig auf sie nieder sah und nicht recht wußte, was er aus ihr machen sollte.

Jenseits der Brücke kam eine Droschke langsam auf sie zu. Der Kutscher schlief, und das Pferd eigentlich auch, und da nichts Besseres in Sicht war, so zupfte sie den immer noch Verschlafenen an seinem Mantel und stieg endlich ein und nannt' ihm den Bahnhof. Und es war auch, als ob er sie verstanden und zugestimmt habe. Kaum aber, daß sie saß, so wandt' er sich auf dem Bock um und brummelte durch das kleine Guckloch: „er sei Nachtdroschke, un ganz klamm, un von Klock elwe nichts in'n Leib. Un er wolle jezt nach Hause“. Da mußte sie sich auf's Bitten legen, bis er endlich nachgab. Und nun schlug er auf das arme Thier los und holprig ging es die lange Straße hinunter.

Sie warf sich zurück und stemmte die Füße gegen den Rücksitz; aber die Rissen waren feucht und kalt, und das eben erlöschende Lämpchen füllte die Droschke mit einem trüben Qualm. Ihre Schläfe fühlten mehr und mehr einen Druck und ihr wurde meh und widrig in der elenden Armeleute-Luft. Endlich ließ sie die Fenster nieder und freute sich des frischen Windes, der durchzog. Und freute sich auch des erwachenden Lebens der Stadt. Und jeden Wäckerjungen, der trällernd und pfeifend und seinen Korb mit Backwaaren hoch auf dem Kopf an ihr vorbeizog, hätte sie grüßen mögen. Es war doch ein heiterer Ton, an dem sich ihre Niedergedrückttheit aufrichten konnte.

Sie waren jezt bis an die letzte Querstraße gekommen, und in fortgesetztem und immer nervöser werdendem Hinaussehen erschien es ihr, als ob alle Fuhrwerke, die denselben Weg hatten, ihr eignes elendes Gefährt in wachsender Eil' überholten. Erst einige, dann viele. Sie klopfte, rief. Aber alles umsonst. Und zuletzt war es ihr, als läg' es an ihr, und als versagten ihr die Kräfte, und als sollte sie die letzte sein und könne nicht mehr mit, heute nicht und morgen nicht, und nie mehr. Und ein Gefühl unendlichen Elends überkam sie. „Muth, Muth“, rief sie sich zu und raffte sich zusammen und zog ihre Füße von dem Rücksitzkissen und richtete sich auf. Und sieh, ihr wurde besser. Mit ihrer äußeren Haltung kam ihr auch die innere zurück.

Und nun endlich hielt die Droschke und weil weder oben auf noch vorne

bei dem Kutscher etwas von Gepäckstücken sichtbar war, war auch niemand da, der sich dienstbar gezeigt und den Droschkenschlag geöffnet hätte. Sie mußte es von innen her selber thun und sah sich um und suchte. „Wenn er nicht da wäre!“ Doch sie hatte nicht Zeit es auszudenken. Im nächsten Augenblicke schon trat von einem der Auffahrtspfeiler her Rubehn an sie heran und bot ihr die Hand, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Ihr Fuß stand eben auf dem mit Stroh umwickelten Tritt und sie lehnte den Kopf an seine Schulter und flüsterte: „Gott sei Dank! Ach, war das eine Stunde! Sei gut, einzig Geliebter, und lehre sie mich vergessen“.

Und er hob die geliebte Last und setzte sie nieder, und nahm ihren Arm und das Täschchen, und so schritten sie die Treppe hinauf, die zu dem Perron und dem schon haltenden Zuge führte.

XVII. Della Salute.

„Nach Sünden!“ Und in kurzen, oft mehrtägig unterbrochenen Fahrten, wie sie Melanies erschütterte Gesundheit unerläßlich machte, ging es über den Brenner, bis sie gegen Ende Februar in Rom eintrafen, um daselbst das Osterfest abzuwarten und „Nachrichten aus der Heimath“. Es war ein absichtlich indifferentes Wort, das sie wählten, während es sich doch in Wahrheit um Mittheilungen handelte, die für ihr Leben entscheidend waren, und die länger ausblieben als erwünscht. Aber endlich waren sie da, diese „Nachrichten aus der Heimath“ und der nächste Morgen bereits sah Beide vor dem Eingang einer kleinen englischen Kapelle, deren alten Reverend sie schon vorher kennen gelernt und, durch seine Milde dazu bestimmt, ins Vertrauen gezogen hatten. Auch ein paar Freunde waren zugegen, und unmittelbar nach der kirchlichen Handlung brach man auf, um, nach monatelangem Eingeschlossensein in der Stadt, einmal außerhalb ihrer Mauern aufathmen und sich der Crocus und Veilchenpracht in Villa d'Este freuen zu können. Und Alles freute sich wirklich, am meisten aber Melanie. Sie war glücklich, unendlich glücklich. Alles was ihr das Herz bedrückt hatte, war wie mit einem Schlage von ihr genommen und sie lachte wieder, wie sie seit lange nicht mehr gelacht hatte, kindlich und harmlos. Ach, wem dies Lachen wurde, dem bleibt es und wenn es schwand, so kehrt es wieder. Und es überdauert alle Schuld und baut uns die Brücken vorwärts und rückwärts in eine bessere Zeit.

Wohl, es war ihr so frei geworden an diesem Tag, aber sie wollte es noch freier haben, und als sie, bei Dunkelwerden, in ihre Wohnung zurückkehrte, drin die treffliche römische Wirthin außer dem hohen Kaminfeuer auch schon die dreieckige Lampe angezündet hatte, beschloß sie denselben Abend noch an ihre Schwester Jacobine zu schreiben, allerlei Fragen zu thun und nebenher von ihrem Glück und ihrer Reise zu plaudern.

Und sie that es und schrieb.

Meine liebe Jacobine. Heute war ein rechter Festestag und was mehr ist, auch ein glücklicher Tag, und ich möchte meinem Danke so gern einen Ausdruck geben. Und da schreib' ich denn. Und an wen lieber, als an Dich, Du mein geliebtes Schwesterherz. Oder willst Du das Wort nicht mehr hören? Oder darfst Du nicht?

Ich schreibe Dir diese Zeilen in der Via Catena, einer kleinen Querstraße, die nach dem Tiber führt, und wenn ich die Straße hinuntersehe, so blinken mir, vom andern Ufer her, ein paar Lichter entgegen. Und diese Lichter kommen von der Farnesina, der berühmten Villa, drin Amor und Psyche so zu sagen aus allen Fensterkappen sehen. Aber ich sollte nicht so scherzhaft über derlei Dinge sprechen, und ich könnt' es auch nicht, wenn wir heute nicht in der Kapelle gewesen wären. Endlich, endlich! Und weißt Du wer mit unter den Zeugen war? Unser Hauptmann von Brausewetter, Dein alter Tänzer von Dachrödens her. Und lieb und gut und ohne Hoffarth. Und wenn man in der Nacht ist, die noch schlimmer ist als das Unglück, so hat man ein Auge dafür, und das Bild, Du weißt schon, über das ich damals so viel gespottet und gescherzt habe, es will mir nicht mehr aus dem Sinn. Immer dasselbe „Steinige, steinige“. Und die Stimme schweigt, die vor den Pharisäern das himmlische Wort sprach.

Aber nichts mehr davon, ich plaudre lieber.

Wir reisten in kleinen Tagereisen und ich war anfänglich abgespannt und freudlos, und wenn ich eine Freude zeigte, so war es nur um Rubens willen. Denn er that mir so leid. Eine weinerliche Frau! Ach, das ist das schlimmste, was es giebt. Und nun gar erst auf Reisen. Und so ging es eine ganze Woche lang, bis wir in die Berge kamen. Da wurd' es besser, und als wir neben dem schäumenden Inn hinfuhren und an demselben Nachmittage noch in Innsbruck ein wundervolles Quartier fanden, da fiel es von mir ab und ich konnte wieder aufathmen. Und als Ruben sah, daß mir Alles so wohlthat und mich erquickte, da blieb er noch den folgenden Tag und besuchte mit mir alle Kirchen und Schlösser und zuletzt auch die Kirche, wo Kaiser Max begraben liegt. Es ist derselbe von der Martinswand her, und derselbe auch, der zu Luthers Zeiten lebte. Freilich schon als ein sehr alter Herr. Und es ist auch der, den Anastasius Grün als „Lezten Ritter“ gefeiert hat, worin er vielleicht etwas zu weit gegangen ist. Ich glaube nämlich nicht, daß er der letzte Ritter war. Er war überhaupt zu stark und zu corpulent für einen Ritter, und ohne Dir schmeicheln zu wollen, sind' ich, daß Gryczinski ritterlicher ist. Sonderbarerweise fühl' ich mich überhaupt eingepreußter als ich dachte, so daß mir auch das Bildniß Andreas Hofers wenig gefallen hat. Er trägt einen Tyroler Spruch-Gürtel um den Leib und wurde zu Mantua, wie Du vielleicht gehört haben wirst, erschossen. Manche tadeln es, daß er sich geängstigt haben soll. Ich für mein Theil habe nie begreifen können, wie man es tadeln will, nicht gern erschossen zu werden.

Und dann gingen wir über den Brenner, der ganz in Schnee lag, und es sah wundervoll aus, wie wir an derselben Bergwand, an der unser Zug emporkletterte, zwei drei andre Züge tief unter uns sahen, so winzig und unscheinbar wie die Futterkästchen an einem Zeisigbauer. Und denselben Abend noch waren wir in Verona. Das vorige Mal, als ich dort war, hatt' ich es nur passirt, jetzt aber blieben wir einen Tag, weil mir Ruben das alströmische Theater zeigen wollte, das sich hier befindet. Es war ein kalter Tag und mich fror in dem eisigen Winde, der ging, aber ich freue mich doch es gesehen zu haben. Wie beschreib ich es Dir nur? Du mußt Dir das Opernhaus denken, aber nicht an einem gewöhnlichen Tage, sondern an einem Subscriptionsball-Abend, und an der Stelle wo die Musik ist, rundet es sich auch noch. Es ist nämlich ganz eiförmig und amphitheatralisch und der Himmel als Dach darüber, und ich würd' es Alles sehr viel mehr noch genossen haben, wenn ich mich nicht hätte verleiten lassen, in einem benachbarten Restaurant ein Salami-Frühstück zu nehmen, das mir um ein Erhebliches zu national war.

Die Woche darauf kamen wir nach Florenz, und wenn ich Duquede wäre, so würd' ich sagen: es wird überschätzt. Es ist voller Engländer und Wilder und mit den Wildern wird man nicht fertig. Und dann haben sie die „Cascinen“ etwas wie unsre Thiergarten- oder Hofsäger-Allee, worauf sie sehr stolz sind, und man sieht auch wirklich Fuhrwerke mit sechs und zwölf und sogar mit vierundzwanzig Pferden. Aber ich habe sie nicht gesehen und will Dich durch Zahlenangaben nicht beirren. Ueber den Arno führt eine Bubenbrücke, nach Art des Rialto, und wenn Du von den vielen Kirchen und Klöstern absehen willst, so gilt der alte Herzogspalast als die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt. Und am schönsten finden sie den kleinen Thurm, der aus der Mitte des Palastes aufwächst, nicht viel anders als ein Schornstein mit einem Kranz und einer Galerie darum. Es soll aber sehr originell gedacht sein. Und zuletzt findet man es auch. Und in der Nähe befindet sich eine lange schmale Gasse, die neben der Hauptstraße herläuft und in der beständig Wachteln am Spieß gebraten werden. Und Alles riecht nach Fett, und dazwischen Lärm und Blumen und aufgethürmter Käse, so daß man nicht weiß, wo man bleiben und ob man sich mehr entsetzen oder freuen soll. Aber zuletzt freut man sich, und es ist eigentlich das Hübscheste, was ich auf meiner ganzen Reise gesehen habe. Natürlich Rom ausgenommen. Und nun bin ich in Rom.

Aber Herzens-Jacobine davon kann ich Dir heute nicht schreiben, denn ich bin schon auf dem vierten Blatt und Ruben wird ungeduldig und wirft aus seiner dunklen Ecke Confetti nach mir, trotzdem wir den Carneval längst hinter uns haben. Und so brech' ich denn ab und thue nur noch ein paar Fragen.

Freilich, jetzt wo ich die Fragen stellen will, wollen sie mir nicht recht aus der Feder und Du mußt sie errathen. Räthsel sind es nicht. In

Deiner Antwort sei schonend, aber verschweige nichts. Ich muß das Unangenehme, das Schmerzliche tragen lernen. Es ist nicht anders. Ueber all das geb ich mich keinen Illusionen hin. Wer in die Mühle geht, wird weiß. Und die Welt wird schlimmere Vergleiche wählen. Ich möchte nur, daß, bei meiner Verurtheilung, über die „mildernden Umstände“ nicht ganz hinweg gegangen würde. Denn sieh, ich konnte nicht anders. Und ich habe nur noch den einen Wunsch, daß es mir vergönnt sein möchte, dies zu beweisen. Aber dieser Wunsch wird mir versagt bleiben und ich werd' allen Trost in meinem Glück und alles Glück in meiner Zurückgezogenheit suchen und finden müssen. Und das werd' ich. Ich habe genug von dem Geräusch des Lebens gehabt und ich sehne mich nach Einsamkeit und Stille. Die hab' ich hier. Ach, wie schön ist diese Stadt, und mitunter ist es mir, als wär' es wahr und als käm' uns jedes Heil und jeder Trost aus Rom und nur aus Rom. Es ist ein seliges Wandeln an diesem Ort, ein Sehen und Hören als wie im Traum.

Und nun meine süße Jacobine, lebe wohl und schreibe recht, recht viel und recht ausführlich. Es interessiert mich alles, und ich sehne mich nach Nachricht, vor allem nach Nachricht Aber Du weißt es ja. Nichts mehr davon. Immer die Deine. Melanie R.

Der Brief wurde noch denselben Abend zur Post gegeben, in dem dunklen Gefühl, daß eine rasche Beförderung auch eine rasche Antwort erzwingen könne. Aber diese Antwort blieb aus, und die darin liegende Kränkung wurde sehr schmerzlich empfunden worden sein, wenn nicht Melanie, wenige Tage nach Absendung des Briefes, in ihre frühere Melancholie zurückverfallen wäre. Sie glaubte bestimmt, daß sie sterben werde, versuchte zu lächeln und brach doch plötzlich in einen Strom von Thränen aus. Denn sie hing am Leben und genoß inmitten ihres Schmerzes ein unendliches Glück: die Nähe des geliebten Mannes.

Und sie hatte wohl Recht, sich dieses Glückes zu freuen. Denn alle Tugenden Rubens zeigten sich um so heller, je trüber die Tage waren. Er kannte nur Rücksicht, keine Mißstimmung, keine Klage wurde laut, und über das Bornehme seiner Natur wurde die Zurückhaltung darin vergessen.

Und so vergingen trübe Wochen.

Ein deutscher Arzt endlich, den man zu Rathe zog, erklärte, daß vor allem das Stillstehen vermieden, dagegen umgekehrt für beständig neue Eindrücke gesorgt werden müsse. Mit anderen Worten, was er vorschlug war ein beständiger Orts- und Luftwechsel. Ein solch' tagtägliches Hin und Her sei freilich selber ein Uebel, aber ein kleinereß, und jedenfalls das einzige Mittel der inneren Ruhelosigkeit abzuheben.

Und so wurden denn neue Reisepläne geschmiedet und von der Kranken apathisch angenommen.

In kurzen Etappen, unter geistlicher Vermeidung von Eisenbahn und großen Straßen, ging es durch Umbrien immer höher hinauf an der Ost-

küßte hin, bis sich plötzlich herausstellte, daß man nur noch zehn Meilen von Venedig entfernt sei. Und siehe, da kam ihr ein tiefes und sehnfüchtiges Verlangen, ihrer Stunde dort warten zu wollen. Und sie war plötzlich wie verändert und lachte wieder und sagte: „Della Salute! Weißt Du noch? . . . Es heimelt mich an, es erquickt mich: das Wohl, das Heil! O, komm. Dahin wollen wir“.

Und sie gingen, und dort war es, wo die lange Stunde kam. Und einen Tag lang wußte der Zeiger nicht, wohin er sich zu stellen habe, ob auf Leben oder Tod. Als aber am Abend, von über dem Wasser her, ein wunderbares Läuten begann, und die todtmatte Frau auf ihre Frage „von wo“ die Antwort empfing „von Della Salute“, da richtete sie sich auf und sagte: „Nun weiß ich, daß ich leben werde“.

XVIII. Wieder daheim.

Und ihre Hoffnung hatte sie nicht getrogen. Sie genas und erst als die Herbsttage kamen, und das Gedeihen des Kindes und vor allem auch ihr eigenes Wohlbefinden einen Aufbruch gestattete, verließen sie die Stadt, und die sie sich durch ernste und heitere Stunden aufs innigste gekettet fühlten und gingen in die Schweiz, um in dem lieblichsten der Thäler, in dem Thale „zwischen den Seen“ eine neue vorläufige Rast zu suchen.

Und sie lebten hier glücklich-stille Wochen, und erst als ein scharfer Nordwest vom Thuner See nach dem Brienzler hinüber fuhr, und den Tag darauf der Schnee so dicht fiel, daß nicht nur die „Jungfrau“ sondern auch jede kleinste Kuppe verschneit und vereist ins Thal hernieder sah, sagte Melanie: „Nun ist es Zeit. Es kleidet nicht jedem Menschen das Alter und nicht jeder Landschaft der Schnee. Der Winter ist in diesem Thale nicht zu Haus oder paßt wenigstens nicht recht hierher. Und ich möchte nun wieder da hin, wo man sich mit ihm eingelebt hat und ihn versteht“.

„Ich glaube gar“, lachte Rubehn „Du sehnst Dich nach der Rousseau-Insel!“

„Ja“ sagte sie. „Und nach viel anderem noch. Sieh, in drei Stunden könnt ich von hier aus in Genf sein und das Haus wiedersehen, darin ich geboren wurde. Aber ich habe keine Sehnsucht danach. Es zieht mich nach dem Norden hin und ich empfind' ihn mehr und mehr als meine Herzensheimath. Und was auch dazwischen liegt, er muß es bleiben“.

* * *

Und an einem milden Decembertage waren Rubehn und Melanie wieder in der Hauptstadt eingetroffen und mit ihnen die Breni oder „das Brenel“, eine derbe schweizerische Magd, die sie, während ihres Aufenthalts in Interlaken, zur Abwartung des Kindes angenommen hatten. Eine vorzügliche Wahl. Am Bahnhof aber waren sie von Rubehns jüngerem Bruder empfangen und in ihre Wohnung eingeführt worden: eine reizende

Mansarde dicht am Westende des Thiergartens, ebenso reich wie geschmackvoll eingerichtet, und beinahe Wand an Wand mit Duquede. „Sollen wir gute Nachbarschaft mit ihm halten?“ hatten sie sich im Augenblick ihres Eintretens unter gegenseitiger Heiterkeit gefragt.

Melanie war sehr glücklich über Wohnung und Einrichtung, überhaupt über Alles, und gleich am anderen Vormittage setzte sie sich, als sie allein war, in eine der tiefen Fensternischen und sah auf die bereisten Bäume des Parks und auf ein paar Eischälchen, die sich haschten und von Ast zu Ast sprangen. Wie oft hatte sie dem zugeesehen, wenn sie mit Bibbi und Heth durch den Thiergarten gefahren war! Es stand plötzlich Alles wieder vor ihr, und sie fühlte daß ein Schatten auf die heiteren Bilder ihrer Seele fiel.

Endlich aber zog es auch sie hinaus, und sie wollte die Stadt wieder sehen, die Stadt und bekannte Menschen. Aber wen? Sie konnte nur bei der Freundin, bei dem Musikfräulein vorsprechen. Und sie that es auch, ohne daß sie schließlich eine Freude davon gehabt hätte. Anastasia kam ihr vertraulich und beinahe überheblich entgegen, und in begreiflicher Verstimmung darüber kehrte Melanie nach Hause zurück. Auch hier war nicht alles, wie es sein sollte, das Brenel in schlechter Laune, die Zimmer überheizt, und ihre Heiterkeit kam ihr erst wieder, als sie Rubens Stimme draußen auf dem Vorflur hörte.

Und nun trat er ein.

Es war um die Theestunde, das Wasser brodelte schon und sie nahm des geliebten Mannes Arm und schritt plaudernd mit ihm über den dicken, türkischen Teppich hin. Aber er litt von der Hitze, die sie mit ihrem Taschentuche vergeblich fortzuscheln bemüht war. „Und nun sind wir im Norden!“ lachte er. „Und nun sage, haben wir im Süden je so was von Gluth und Samum auszuhalten gehabt?“

„O doch, Ruben. Entsimst Du Dich noch, als wir das erste Mal nach dem Lido hinausfuhren? Ich wenigstens vergeß es nicht. All mein Lebtag hab ich mich nicht so geängstigt, wie damals auf dem Schiff: erst die Schwüle und dann der Sturm. Und dazwischen das Blitzen. Und wenn es noch ein Blitzen gewesen wäre! Aber wie feurige Laken fiel es vom Himmel. Und Du warst so ruhig“.

„Das bin ich immer, Herz, oder such' es wenigstens zu sein. Mit unsrer Unruhe wird nichts geändert und noch weniger gebessert“.

„Ich weiß doch nicht, ob Du Recht hast. In unserer Angst und Sorge beten wir, auch wir, die wir's in unseren guten Tagen an uns kommen lassen. Und das versöhnt die Götter. Denn sie wollen, daß wir uns in unserer Kleinheit und Hilfsbedürftigkeit fühlen lernen. Und haben sie nicht Recht?“

„Ich weiß nur, daß Du Recht hast. Immer. Und Dir zu Liebe sollen auch die Götter Recht haben. Bist Du zufrieden damit?“

„Ja und nein. Was Liebe darin ist, ist gut, oder ich hör' es wenigstens gern. Aber . . .“

„Lassen wir das „aber“ und nehmen wir lieber unseren Thee, der uns ohnehin schon erwartet. Und er hilft auch immer und gegen Alles, und wird uns auch aus dieser afrikanischen Hitze helfen. Um aber sicher zu gehen, will ich das Fenster öffnen“. Und er that's, und unter dem halb aufgezogenem Rouleau hin, zog eine milde Nachtlust ein.

„Wie mild und weich“ sagte Melanie.

„Zu weich“ entgegnete Rubehn. „Und wir werden uns auf kältere Luftströme gefaßt machen müssen“.

XIX. Incognito.

Melanie war froh wieder daheim zu sein.

Was sich ihr nothwendig entgegen stellen mußte, das überjah sie nicht, und die Furcht, der Rubehn Ausdruck gegeben hatte, war auch ihre Furcht. Aber sie war doch andererseits sanguinischen Gemüths genug, um der Hoffnung zu leben, sie werd' es überwinden. Und warum sollte sie's nicht? Was geschehen, erschien ihr, der Gesellschaft gegenüber, so gut wie ausgeglichen; allem Schickslichen war genügt, alle Formen waren erfüllt, und so gewärtigte sie nicht einer Strenge zu begegnen, zu der die Welt in der Regel nur greift, wenn sie's zu müssen glaubt. Wohl einfach in dem Bewußtsein davon, daß, wer in einem Glashause wohnt, nicht mit Steinen werfen soll.

Melanie gemächtigte keines Rigorismus. Nichtsdestoweniger stimmte sie dem Vorschlage bei, wenigstens während der nächsten Wochen noch ein Incognito bewahren und erst von Neujahr an die nöthigsten Besuche machen zu wollen.

So war es denn natürlich, daß man den Weihnachtsabend im engsten Birkel verbrachte. Nur Anastasia, Rubehn's Bruder und der alte Frankfurter Procurist, ein versteifter und schweigsamer Junggeselle, dem sich erst beim dritten Schoppen die Zunge zu lösen pflegte, waren erschienen, um die Dichter am Christbaum brennen zu sehen. Und als sie brannten, wurd' auch das Anninettchen herbeigeholt, und Melanie nahm das Kind auf den Arm und spielte mit ihm und hielt es hoch. Und das Kind schien glücklich und lachte und griff nach den Lichtern.

Und glücklich waren alle, besonders auch Rubehn, und wer ihn an diesem Abende gesehen hätte, der hätte nichts von Behagen und Gemüthlichkeit an ihm vermißt. Alles Amerikanische war abgestreift.

In dem Nebenzimmer war inzwischen ein kleines Mahl servirt worden, und als einleitend erst durch Anastasia, dann durch den jüngeren Rubehn ein paar scherzhafte Gesundheiten ausgebracht worden waren, erhob sich zuletzt auch der alte Procurist, um „aus vollem Glas und vollem Herzen“ einen Schluß-Trast zu proponiren. Das Beste des Lebens, das wiß' er aus eigener Erfahrung, sei das Incognito. Alles was sich auf den Markt oder

auf die Straße stelle, das taue nichts, oder habe doch nur Alltagswerth; das was wirklich Werth habe, das ziehe sich zurück, das berge sich in Stille, das verstecke sich. Die lieblichste Blume, darüber könne kein Zweifel sein, sei das Veilchen, und die poetischste Frucht, darüber könne wiederum kein Zweifel sein, sei die Walderdbeere. Beide versteckten sich aber, beide ließen sich suchen, beide lebten so zu sagen incognito. Und somit lasse er das Incognito leben, oder die Incognitos, denn Singular oder Plural sei ihm gleichgültig.

Das oder die.

Ein volles Glas für Frau Melanie;

Die oder das,

Für Ebenezzer ein volles Glas.

Und danach fing er an zu singen.

Erst zu später Stunde trennte man sich und Anastasia versprach am andern Tage zu Tisch wieder zu kommen; abermals einen Tag später aber (Ruhehn war eben in die Stadt gegangen) erschien das Brenel, um in ihrem Schweizer Deutsch und zugleich in sichtlich Erregung den Polizeirath Reiff zu melden. Und sie beruhigte sich erst wieder, als ihre junge Herrin antwortete: „Ah, sehr willkommen. Ich lasse bitten, einzutreten“.

Melanie ging dem Angemeldeten entgegen. Er war ganz unverändert: derselbe Glanz im Gesicht, derselbe schwarze Frack, dieselbe weiße Weste.

„Welche Freude Sie wieder zu sehen, lieber Reiff“, sagte Melanie und wies mit der Rechten auf einen neben ihr stehenden Fauteuil. „Sie waren immer mein guter Freund, und ich denke, Sie bleiben es“.

Reiff versicherte etwas von unveränderter Devotion und that Fragen über Fragen. Endlich ließ er durch Zufall oder Absicht auch den Namen Van der Straatens fallen.

Melanie blieb unbefangen und sagte nur: „Den Namen dürfen Sie nicht nennen, lieber Reiff, wenigstens jetzt nicht. Nicht als ob er mir unfreundliche Bilder weckte. Nein, o nein. Wäre das, so dürften Sie's. Aber gerade weil mir der Name nichts Unfreundliches zurüchruft, weil ich nur weiß, ihm, der ihn trägt, wehe gethan zu haben, so quält und peinigt er mich. Er mahnt mich an ein Unrecht, das dadurch nicht kleiner wird, daß ich es in meinem Herzen nicht recht als Unrecht empfinde. Also nichts von ihm. Und auch nichts . . .“ Und sie schwieg und fuhr erst nach einer Weile fort: „Ich habe nun mein Glück, ein wirkliches Glück, mais il faut payer pour tout et deux fois pour notre bonheur“.

Der Polizeirath stotterte eine verlegene Zustimmung, weil er nicht recht verstanden hatte.

„Wir aber, lieber Reiff“, nahm Melanie wieder das Wort, „wir müssen einen neutralen Boden finden. Und das werden wir. Das zählt ja zu den Vorzügen der großen Stadt. Es giebt immer hundert Dinge, worüber sich plaudern läßt. Und nicht bloß um Worte zu machen, nein,

auch mit dem Herzen. Nicht wahr? Und ich rechne darauf, Sie wiederzusehen“.

Und bald danach empfahl sich Reiff, um die Droschke, darin er gekommen war, nicht allzu lange warten zu lassen. Melanie aber sah ihm nach und freute sich, als er wenige Häuser entfernt dem aus der Stadt zurückkommenden Rubehn begegnete. Beide grüßten einander.

„Reiff war hier“, sagte Rubehn, als er einen Augenblick später eintrat.

„Wie fandest Du ihn?“

„Unverändert. Aber verlegener als ein Polizeirath sein sollte“.

„Schlechtes Gewissen. Er hat Dich aushorchen wollen“.

„Glaubst Du?“

„Zweifellos. Einer ist wie der andre. Nur ihre Manieren sind verschieden. Und Reiff hat die Harmlosigkeits-Mühen. Aber vor dieser Species muß man doppelt auf der Hut sein. Und so lächerlich es ist, ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß wir morgen in's schwarze Buch kommen“.

„Du thust ihm Unrecht. Er hat ein Attachment für mich. Oder ist es meinerseits bloß Eitelkeit und Einbildung?“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber diese guten Herren, . . . ihr bester Freund, ihr erblicher Bruder, ist nie sicher vor ihnen. Und wenn man sich darüber erstaunt oder beklagt, so heißt es ironisch und achselzuckend: *c'est mon métier*“.

* * *

Eine Woche später hatte das neue Jahr begonnen und der Zeitpunkt war da, wo das junge Paar aus seinem Incognito heraustreten wollte. Wenigstens Melanie. Sie war noch immer nicht bei Jacobine gewesen, und wiewohl sie sich, in Erinnerung an den unbeantwortet gebliebenen Brief, nicht viel gutes von diesem Besuche versprechen konnte, so mußte er doch auf jede Gefahr hin gemacht werden. Sie mußte Gewißheit haben, wie sich die Gryczinskis stellen wollten.

Und so fuhr sie denn nach der Alsenstraße.

Schwereren Herzens als sonst stieg sie die mit Teppich belegte Treppe hinauf und klingelte. Und bald konnte sie hinter der Corridor-Glaswand ein Hin- und Herhuschen erkennen. Endlich aber wurde geöffnet.

„Ah, Emmy. Ist meine Schwester zu Haus?“

„Rein, Frau Commerz . . . Ah, wie die gnädige Frau bedauern wird! Aber Frau von Heyfing waren hier und haben die gnädige Frau zu dem großen Bilde abgeholt. Ich glaube „die Fackeln des Nero“.

„Und der Herr Major?“

„Ich weiß es nicht“, sagte das Mädchen verlegen. „Er wollte fort. Aber ich will doch lieber erst . . .“

„O nein, Emmy, lassen Sie's. Es ist gut so. Sagen Sie meiner

Schwester, oder der gnädigen Frau, daß ich da war. Oder besser, nehmen Sie meine Karte . . .“

Danach grüßte Melanie kurz und ging.

Auf der Treppe sagte sie leise vor sich hin. „Das ist er. Sie ist ein gutes Kind und liebt mich“. Und dann legte sie die Hand auf's Herz und lächelte: „Schweig stille, mein Herze“.

Kubehn, als er von dem Ausfall des Besuches hörte, war wenig überrascht, und noch weniger als am andern Morgen ein Brief eintraf, dessen zierlich verschlungenes F. v. G. über die Absenderin keinen Zweifel lassen konnte. Wirklich, es waren Zeilen von Jacobine. Sie schrieb:

„Meine liebe Melanie. Wie hab' ich es bedauert, daß wir uns verfehlen mußten. Und nach so langer Zeit! Und nachdem ich Deinen lieben, langen Brief unbeantwortet gelassen habe! Er war so reizend, und selbst Gryczinski, der doch so kritisch ist und alles immer auf Disposition hin ansieht, war eigentlich entzückt. Und nur an der einen Stelle nahm er Anstoß, daß alles Heil und aller Trost nach wie vor aus Rom kommen solle. Das verdroß ihn, und er meinte, daß man dergleichen auch nicht im Scherze sagen dürfe. Und meine Vertheidigung ließ er nicht gelten. Die meisten Gryczinskis sind nämlich noch katholisch, und ich denke mir, daß er so streng und empfindlich ist, weil er es persönlich los sein und von sich abwälzen möchte. Denn sie sind immer noch sehr difficil oben, und Gryczinski wie Du weißt, ist zu klug, als daß er etwas wollen sollte, was man oben nicht will. Aber es ändert sich vielleicht wieder. Und ich bekenne Dir offen, mir wär es recht, und ich für mein Theil hätte nichts dagegen, sie sprächen erst wieder von etwas andrem. Ist es denn am Ende wirklich so wichtig und eine so brennende Frage? Und wär' es nicht wegen der vielen Todten und Verwundeten, so wünscht' ich mir einen neuen Krieg. (Es heißt übrigens, sie rechneten schon wieder an einem.) Und hätten wir den Krieg, so wären wir die ganze Frage los und Gryczinski wäre Oberstlieutenant. Denn er ist der Dritte. Und ein paar von den alten Generälen, oder wenigstens von den ganz alten, werden doch wohl endlich abgehen müssen.

Aber ich schwärze von Krieg und Frieden und von Gryczinski und mir, und vergesse ganz nach Dir und Deinem Befinden zu fragen. Ich bin überzeugt, daß es Dir gut geht und daß Du mit dem Wechsel in allen wesentlichen Stücken zufrieden bist. Er ist reich und jung, und bei Deinen Lebensanschauungen, mein' ich, kann es Dich nicht unglücklich machen, daß er unbetitelt ist. Und am Ende wer jung ist, hofft auch noch. Und Frankfurt ist ja jetzt preussisch. Und da findet es sich wohl noch.

Ach, meine liebe Melanie, wie gerne wär' ich selbst gekommen, und hätte nach allem Großen und Kleinen gesehen, ja, auch nach allem Kleinen, und wenn es eigentlich ähnlich ist. Aber er hat es mir verboten und hat auch dem Diener gesagt „daß wir nie zu Hause find“. Und Du weißt, daß

ich nicht den Muth habe, ihm zu widersprechen. Ich meine, wirklich zu widersprechen. Denn etwas widersprochen hab ich ihm. Aber da fuhr er mich an und sagte: „Das unterbleibt. Ich habe nicht Lust, um solcher Alotria willen bei Seite geschoben zu werden. Und sieh Dich vor, Jacobine. Du bist ein entzückendes, kleines Weib (er sagte wirklich so), aber ihr seid wie die Zwillinge, wie die Drub-Aepfel, und es spukt Dir auch so was im Blut. Ich bin aber nicht Van der Straaten und führe keine Generositätskomödien auf. Am wenigsten auf meine Kosten“. Und dabei warf er mir die Haut an das eine Kußhand zu und ging aus dem Zimmer.

Und was that ich? Ach, meine liebe Melanie, nichts. Ich habe nicht einmal geweint. Und nur erschrocken war ich. Denn ich fühle, daß er Recht hat und daß eine sonderbare Neugier in mir steckt. Und darin treffen es die Bibelleute, wenn sie so vieles auf unsere Neugier schieben. . . Elimar, der freilich nicht mit zu den Bibelleuten gehört, sagte mal zu mir: „Das Hübscheste sei doch das Vergleichenkönnen“. Er meinte, glaub ich, in der Kunst. Aber die Frage beschäftigt mich seitdem, und ich glaube kaum, daß es sich auf die Kunst beschränkt. Uebrigens hat Gryczinski noch in diesem Winter oder doch im Frühjahr eine kleine Generalstabsreise vor. Und dann seh ich Dich. Und wenn er wiederkommt, so beicht' ich ihm Alles. Ich kann es dann. Er ist dann immer so zärtlich. Und ein Blaubart ist er überhaupt nicht. Und bis dahin Deine

Jacobine.

Melanie ließ das Blatt fallen und Rubehn nahm es auf. Er las nun auch und sagte: „Ja, Herz, das sind die Tage, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht. Ach, und sie beginnen erst. Aber laß, laß. Es rennt sich Alles todt und am ehesten das“.

Und er ging an den Flügel und spielte laut und mit einem Anfluge heiterer Uebertreibung: „Mit meinem Mantel vor dem Sturm, beschützt ich Dich, beschützt ich Dich“.

Und dann erhob er sich wieder und küßte sie, und sagte: „cheer up, dear!“

XX. Eiddi.

„Cheer up, dear“ hatte Rubehn Melanie zugerufen und sie wollte dem Zurufe folgen. Aber es glückte nicht, konnte nicht glücken, denn jeder neue Tag brachte neue Kränkungen. Niemand war für sie zu Haus, ihr Gruß wurde nicht erwidert, und ehe der Winter um war, wußte sie, daß man sie, nach einem stillschweigenden Uebereinkommen, in den Bann gethan habe. Sie war todt für die Gesellschaft, und die tiefe Niedergedrücktheit ihres Gemüths hätte sie zur Verzweiflung geführt, wenn ihr nicht Rubehn in dieser Bedrängniß zur Seite gestanden hätte. Nicht nur in herzlichster Liebe, nein vor allem auch in jener heitren Ruhe, die sich der Umgebung entweder mitzutheilen oder wenigstens nicht ohne stillen Einfluß auf sie zu bleiben pflegt.

„Ich kenne das, Melanie. Wenn es in London etwas ganz Apartes giebt, so heißt es „it is a nine days wonder“, und mit diesen neun Tagen ist das höchste Maß von Erregungs- und Dauer ausgedrückt. Das ist in London. Hier dauert es etwas länger, weil wir etwas kleiner sind. Aber das Gesetz bleibt dasselbe. Jedes Wetter tobt sich aus. Eines Tages haben wir wieder den Regenbogen und das Fest der Versöhnung“.

„Die Gesellschaft ist unversöhnlich“.

„Im Gegentheil. Zu Gerichte sitzen, ist ihr eigentlich unbequem. Sie weiß schon warum. Und so wartet sie nur auf das Zeichen, um das große Hinrichtungsschwert wieder in die Scheide zu stecken“.

„Aber dazu muß etwas geschehen“.

„Und das wird. Es bleibt selten aus und in den milderer Fällen eigentlich nie. Wir haben einen Eindruck gemacht und müssen ehrlich bemüht sein, einen andern zu machen. Einen entgegengesetzten. Aber auf demselben Gebiete . . . Du verstehst?“

Sie nickte, nahm seine Hand und sagte: „Und ich schwöre Dir's, ich will. Und wo die Schuld lag, soll auch die Sühne liegen. Oder sag' ich lieber, der Ausgleich. Auch das ist ein Gesetz, so hoff' ich. Und das schönste von allen. Es braucht nicht alles Tragödie zu sein“.

In diesem Augenblicke wurde durch den Diener eine Karte hereingegeben: „Friederike Sawat v. Sawatzki, genannt Sattler v. d. Hölle, Stiffts-Anwärterin auf Kloster Himmelpfort in der Uckermark“.

„O, laß uns allein, Ruben“, bat Melanie, während sie sich erhob und der alten Dame bis auf den Vorflur entgegenging. „Ach, mein liebes Niekchen! Wie mich das freut, daß Du kommst, daß Du da bist. Und wie schwer es Dir geworden sein muß . . . Ich meine nicht bloß die drei Treppen . . . Ein halbes Stifftsfräulein und jeden Sonntag in Sanct Matthaei! Aber die Frommen, wenn sie's wirklich sind, sind immer noch die besten. Und sind gar nicht so schlimm. Und nun setze Dich, mein einziges, liebes Niekchen, meine liebe, alte Freundin!“

Und während sie so sprach, war sie bemüht ihr beim Ablegen behilflich zu sein und das Seidenmäntelchen an einen Haken zu hängen, an den die Kleine nicht heranzureichen konnte.

„Meine liebe, alte Freundin“, wiederholte Melanie. „Ja das warst Du, Niekchen, das bist Du gewesen. Eine rechte Freundin, die mir immer zum Guten gerathen und nie zum Munde gesprochen hat. Aber es hat nichts geholfen, und ich habe nie begriffen, wie man Grundsätze haben kann oder Principien, was eigentlich dasselbe meint, aber mir immer noch schwerer und unnöthiger vorgekommen ist. Ich hab immer nur gethan, was ich wollte, was mir gefiel, wie mir gerade zu Muth war. Und ich kann es auch so schrecklich nicht finden. Auch jetzt noch nicht. Aber gefährlich ist es, so viel räum' ich ein, und ich will es anders zu machen suchen. Will es

lernen. Ganz bestimmt. Und nun erzähle. Mir brennen hundert Fragen auf der Seele“.

Nieken war verlegen eingetreten und auch verlegen geblieben, jetzt aber sagte sie, während sie die Augen niederschlug und dann wieder freundlich und fest auf Melanie richtete: „Habe doch 'mal sehen wollen . . . Und ich bin auch nicht hinter seinem Rücken hier. Er weiß es und hat mir zugeredet“.

Melanie flog die Lippen. „Ist er erbittert? Sag', ich will es hören. Aus Deinem Munde kann ich alles hören. In den Weihnachtstagen war Reiff hier. Da mocht' ich es nicht. Es ist doch ein Unterschied, wer spricht. Ob die Neugier oder das Herz. Sag', ist er erbittert?“

Die Kleine bewegte den Kopf hin und her und sagte: „Wie denn! Erbittert! Wär' er erbittert, so wär ich nicht hier. Er war unglücklich und ist es noch. Und es zehrt und nagt an ihm. Aber seine Ruhe hat er wieder. Das heißt, so vor den Menschen. Und dabei bleibt es, denn er war Dir sehr gut, Melanie, so gut er nur einem Menschen sein konnte. Und Du warst sein Stolz, und er freute sich, wenn er Dich sah“.

Melanie nickte.

„Sieh, Herzenskind, Du hast nicht anders gekonnt, weil Du das andre nicht gelernt hattest, das andre worauf es ankommt, und weil Du nicht wußtest, was der Ernst des Lebens ist. Und Anastasia sang wohl immer: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“ und Elimar drehte dann das Blatt um. Aber singen und erleben ist ein Unterschied. Und Du hast das Thränenbrot nicht gegessen und Anastasia hat es nicht gegessen, und Elimar auch nicht. — Und so kam es, daß Du nur gethan hast, was Dir gefiel oder wie Dir zu Ruthe war. Und dann bist Du von den Kindern fortgegangen, von den lieben Kindern, die so hübsch und so fein sind, und hast sie nicht einmal sehen wollen. Hast Dein eigen Fleisch und Blut verleugnet. Ach, mein armes, liebes Herz, das kannst Du vor Gott und Menschen nicht verantworten“.

Es war als ob die Kleine noch weiter sprechen wollte. Aber Melanie war aufgesprungen und sagte: „Nein, Nieken, an dieser Stelle hört es auf. Hier thust Du mir Unrecht. Sieh, Du kennst mich so gut und so lange schon, und fast war ich selber noch ein Kind, als ich ins Haus kam. Aber das Eine mußt Du mir lassen: ich habe nie gelogen und geheuchelt, und hab umgekehrt einen wahren Haß gehabt, mich besser zu machen als ich bin. Und diesen Haß hab ich noch. Und so sag' ich Dir denn, das mit den Kindern, mit meiner süßen kleinen Geth, die wie der Vater aussieht und doch gerade so lacht und so fahrig ist wie die Frau Mama, nein, Nieken, das mit den Kindern, das trifft mich nicht“.

„Und bist doch ohne Blick und Abschied gegangen“.

„Ja, das bin ich, und ich weiß es wohl, manch' andre hätt' es nicht gethan. Aber wenn man auf etwas an und für sich Trauriges stolz sein

darf, so bin ich stolz darauf. Ich wollte gehn, das stand fest. Und wenn ich die Kinder sah, so konnt' ich nicht gehn. Und so hatt' ich denn meine Wahl zu treffen. Ich mag eine falsche Wahl getroffen haben, in den Augen der Welt hab ich es gewiß, aber es war wenigstens ein klares Spiel und offen und ehrlich. Wer aus der Ehe fortläuft und aus keinem andern Grund als aus Liebe zu einem andern Manne, der begiebt sich des Rechts, nebenher auch noch die zärtliche Mutter zu spielen. Und das ist die Wahrheit. Ich bin ohne Blick und ohne Abschied gegangen, weil es mir widerstand, Unheiliges und Heiliges durch einander zu werfen. Ich wollte keine sentimentale Verwirrung. Es steht mir nicht zu, mich meiner Tugend zu berühmen. Aber eines hab ich wenigstens, Rietchen: ich habe keine Nerven für das was paßt und nicht paßt“.

„Und möchtest Du jetzt sie sehen?“

„Heute lieber als morgen. Jeden Augenblick. Bringst Du sie?“

„Nein, nein, Melanie, Du bist zu rasch. Aber ich habe mir einen Plan ausgedacht. Und wenn er glückt, so laß ich wieder von mir hören. Und ich komm' entweder oder ich schreibe oder Jacobine schreibt. Denn Jacobine muß uns dabei helfen. Und nun Gott befohlen, meine liebe, liebe Melanie. Laß nur die Leute. Du bist doch ein liebes Kind. Leicht, leicht, aber das Herz sitzt an der richtigen Stelle. Und nun Gott befohlen, mein Schatz“.

Und sie ging und weigerte sich das Mäntelchen anzuziehen, weil sie gerne rasch abbrechen wollte. Aber eine Treppe tiefer blieb sie stehn und half sich mit einiger Mühe selbst in die kleinen Ärmel hinein.

* * *

Melanie war überaus glücklich über diesen Besuch, zugleich sehnsüchtig erwartungsvoll, und mitunter war es ihr, als träte das Kleine, das nebenan in der Wiege lag, neben dieser Sehnsucht zurück. Gehörte sie doch ganz zu jenen Naturen, in deren Herzen Eines immer den Vorrang behauptet.

Und so vergingen Wochen und Ostern war schon nahe heran, als endlich ein Billet abgegeben wurde, dem sie's ansah, daß es ihr gute Botschaft bringe. Es war von der Schwester, und Jacobine schrieb:

„Meine liebe Melanie! Wir sind allein und gesegnet seien die Landesvermessungen! Es sind das, wie Du vielleicht weißt, die hohen, dreibeinigen Gestelle, die man, wenn man mit der Eisenbahn fährt, überall deutlich erkennen kann und wo die Mitfahrenden im Coupée jedesmal fragen: „mein Gott, was ist das?“ Und es ist auch nicht zu verwundern, denn es sieht eigentlich aus wie ein Malerstuhl, nur daß der Maler sehr groß sein müßte. Noch größer und langbeiniger als Gabler. Und erst in vierzehn Tagen kommt er zurück, worauf ich mich sehr, sehr freue und eigentlich schon Sehnsucht habe. Denn er hat doch entschieden das, was uns Frauen gefällt. Und früher hat er Dir auch gefallen, ja Herz, das kannst Du nicht leugnen,

und ich war mitunter eifersüchtig, weil Du klüger bist als ich, und das haben sie gern. Aber weshalb ich eigentlich schreibe! Riekchen war hier und hat es mir an's Herz gelegt, und so denk' ich, wir säumen keinen Augenblick länger und Du kommst morgen um die Mittagsstunde. Da werden sie hier sein und Riekchen auch. Aber wir haben nichts gesagt und sie sollen überrascht werden. Und ich bin glücklich, meine Hand zu so was Nührendem bieten zu können. Denn ich denke mir, Mutterliebe bleibt doch das schönste . . . Ach, meine liebe Melanie! . . . Aber ich schweige, Gryczinski's drittes Wort ist ja, daß es im Leben darauf ankomme, seine Gefühle zu beherrschen . . . Ich weiß doch nicht, ob er Recht hat. Und nun lebe wohl. Immer Deine J. v. G."

Melanie war nach Empfang dieser Zeilen in einer Aufregung, die sie weder verbergen konnte noch wollte. So fand sie Ruhe und gerieth in wirkliche Sorge, weil er aus Erfahrung wußte, daß solchen Ueberreizungen immer ein Rückschlag und solchen hochgespannten Erwartungen immer eine Enttäuschung zu folgen pflegt. Er suchte sie zu zerstreuen und abzuziehen, und war endlich froh, als der andere Morgen da war.

Es war ein klarer Tag und eine milde Luft, und nur ein paar weiße Wölkchen schwammen oben im Blau. Melanie verließ das Haus noch vor der verabredeten Stunde, um ihren Weg nach der Alsenstraße hin anzutreten. Ach, wie wohl ihr diese Luft that! Und sie blieb öfters stehen, um sie begierig einzusaugen und sich an den stillen Bildern erwachenden Lebens und einer hier und da schon knospenden Natur zu freuen. Alle Hecken zeigten einen grünen Saum und an den geharkten Stellen, wo man das abgefallene Laub an die Seite gekehrt hatte, keimten bereits die grünen Blättchen des Gundermann und einmal war es ihr, als schöff' eine Schwalbe mit schrillum aber heiterem Ton an ihr vorüber. Und so passirte sie den Thiergarten in seiner ganzen Breite, bis sie zuletzt den kleinen, der Alsenstraße unmittelbar vorgelegenen Platz erreicht hatte, den sie den „kleinen Königsplatz“ nennen. Hier setzte sie sich auf eine Bank und säthelte sich mit ihrem Tuch und hörte deutlich wie ihr das Herz schlug.

„In welche Wirrnüß gerathen wir, sowie wir die Straße des Hergebrachten verlassen und abweichen von Regel und Gesetz. Es nußt uns nichts, daß wir uns selber frei sprechen. Die Welt ist doch stärker als wir und besiegt uns schließlich in unserem eigenen Herzen. Ich glaubte recht zu thun, als ich ohne Blick und Abschied von meinen Kindern ging, ich wollte kein Nührspiel; entweder oder, dacht' ich. Und ich glaube noch, daß ich recht gedacht habe. Aber was hilft es mir? Was ist das Ende? Eine Mutter, die sich vor ihren Kindern fürchtet“.

Dies Wort richtete sie wieder auf. Ein trotziger Stolz, der neben aller Weichheit in ihrer Natur lag, regte sich wieder und sie ging rasch auf das Gryczinski'sche Haus zu.

Die Portiersleute, Mann und Frau und zwei halbwachsene Töchter,

mußten schon auf dem Hintertreppenwege von dem bevorstehenden Ereignisse gehört haben, denn sie hatten sich in die halbgeöffnete Souterrains-Thür postirt und guckten einander über die Köpfe fort. Melanie sah es und sagte vor sich hin: „A nine-days wonder! Ich bin eine Sehenswürdigkeit geworden. Es war mir immer das Schrecklichste“.

Und nun stieg sie hinauf und klingelte. Niekchen war schon da, die Schwestern küßten sich und sagten sich Freundlichkeiten über ihr gegenseitiges Aussehen. Und alles verrieth Aufregung und Freude.

Das Wohn- und Empfangszimmer, in das man jetzt eintrat, war ein großer und lustiger, aber im Verhältniß zu seiner Tiefe nur schmaler Raum, dessen zwei große Fenster (ohne Pfeiler dazwischen,) einen nischenartigen Ausbau bildeten. Etwas Feierliches herrschte vor, und die rothen, von beiden Seiten her halb zugezogenen Gardinen gaben ein gedämpftes, wundervolles Licht, das auf den weißen Tapeten reflectirte. Nach hinten zu, der Fensternische gegenüber, bemerkte man eine hohe Thür, die nach dem dahinter gelegenen Eßzimmer führte.

Melanie nahm auf einem kleinen Sopha neben dem Fenster Platz, die beiden anderen Damen mit ihr, und Jacobine versuchte nach ihrer Art eine Plauderei. Denn sie war ohne jede tiefere Bewegung und betrachtete das Ganze vom Standpunkt einer dramatischen Matinée. Niekchen aber, die wohl wahrnahm, daß die Blicke Melanies immer nur nach der einen Stelle hin gerichtet waren, unterbrach endlich das Gespräch und sagte: „Laß, Mädchen. Ich werde sie nun holen“.

Eine peinliche Stille trat ein, Jacobine mußte nichts mehr zu sagen und war herzlich froh, als eben jetzt vom Platze her die Musik eines vorüberziehenden Garde-Regiments hörbar wurde. Sie stand auf, stellte sich zwischen die Gardinen, und sah nach rechts hinaus . . . „es sind die Ulanen“, sagte sie. „Willst Du nicht auch . . .“ Aber ehe sie noch ihren Satz beendet, öffnete sich unten die große Flügelthür und Niekchen, mit den beiden Kindern an der Hand, trat ein.

Die Musik draußen verklang.

Melanie hatte sich rasch erhoben und war den verwundert und beinahe erschrocken dastehenden Kindern entgegengegangen. Als sie aber sah, daß Lydia einen Schritt zurück trat, blieb auch sie stehen und ein Gefühl ungeheurer Angst überkam sie. Nur mit Mühe brachte sie die Worte heraus: „Geth, mein süßer, kleiner Liebling . . . Komm . . . Kennst Du Deine Mutter nicht mehr“.

Und ihre ganze Kraft zusammen nehmend, hatte sie sich bis dicht an die Thüre vorgewagt und bückte sich, um Geth mit beiden Händen in die Höhe zu heben. Aber Lydia warf ihr einen Blick bitteren Hasses zu, riß das Kind am Achselbände zurück und sagte: „Wir haben keine Mutter mehr“.

Und dabei zog und zwang sie die halbwiderstrebende Kleine mit sich fort und zu der halb offen gebliebenen Thür hinaus.

Melanie war ohnmächtig zusammengesunken.

Eine halbe Stunde später hatte sie sich soweit wieder erholt, daß sie zurückfahren konnte. Jede Begleitung war von ihr abgelehnt worden. Riekchens Weisheiten und Jacobinens Albernheiten mußten ihr in ihrer Stimmung gleich unerträglich erscheinen.

Als sie fort war, sagte Jacobine zu Riekchen: „Es hat doch einen rechten Eindruck auf mich gemacht. Und Gryczinski darf gar nichts davon erfahren. Er ist ohnehin gegen Kinder. Und er würde mir doch nur sagen: „Da siehst Du, was dabei heraus kommt. Undank und Unnatur“.

XXI. In der Nicolaiskirche.

Es schlug Zwei von dem kleinen Hothülmchen des Nachbarhauses, als Melanie wieder in ihre Wohnung eintrat. Das Herz war ihr zum Zerspringen, und sie sehnte sich nach Aussprache. Dann, (das wußte sie), kamen ihr Thränen und in den Thränen Trost.

Aber Ruben blieb heute länger aus als gewöhnlich, und zu den anderen Aengsten ihres Herzens gesellte sich auch noch das Bangen und Sorgen um den geliebten Mann. Endlich kam er. Es war schon Spätnachmittag und die drüben hinter dem kahlen Gezweig niedersteigende Sonne warf eine Fülle greller Lichter durch die kleinen Mansarden-Fenster. Aber es war kalt und unheimlich, und Melanie sagte, während sie dem Eintretenden entgegen ging: „Du bringst so viel Kälte mit, Ruben. Ach, und ich sehne mich nach Licht und Wärme“.

„Wie Du nur bist“, entgegnete Ruben in sichlicher Zerstreuung, während er doch seine gewöhnliche Heiterkeit zu zeigen trachtete. „Wie Du nur bist! Ich sehe nichts als Licht, ein wahrer embarras de richesse, auf jedem Sophasissen und jeder Stuhllehne, und das Ofenblech flimmert und schimmert, als ob es Goldblech wäre. Und Du sehnst Dich nach Licht! Ich bitte Dich, mich blendets und ich wollt', es wäre weniger oder wäre fort“.

„Du wirfst nicht lange darauf zu warten haben“.

Er war im Zimmer auf und ab gegangen. Jetzt blieb er stehen und sagte theilnehmend: „Ich vergesse nach der Hauptsache zu fragen. Verzeihe. Du warst bei Jacobine. Wie lief es ab? Ich fürchte, nicht gut. Ich lese so was aus deinen Augen. Und ich hatt' auch eine Ahnung davon, gleich heute früh, als ich in die Stadt fuhr. Es war kein glücklicher Tag“.

„Auch für Dich nicht?“

„Nicht der Rede werth. A shadow of a shadow“.

Er hatte sich in den zunächststehenden Fauteuil niedergelassen und griff mechanisch nach einem Album, das auf dem Sophasische lag. Seiner oft ausgesprochenen Ansicht nach war dies die niedrigste Form aller geistigen Beschäftigung, und so durft' es nicht überraschen, daß er während des Blätterns über das Buch fortjah und wiederholentlich fragte: „Wie war es? Ich bin begierig zu hören“.

Aber sie konnte nur zu gut erkennen, daß er nicht begierig war zu hören, und so sehr es sie nach Aussprache verlangt hatte, so schwer wurd' es ihr jetzt ein Wort zu sagen, und sie verwirrte sich mehr als einmal als sie, um ihm zu willfahren, von der tiefen Demüthigung erzählte, die sie von ihrem eigenen Kinde hatte hinnehmen müssen.

Ruben war aufgestanden und versuchte sie durch ein paar hingeworfene Worte zu beruhigen, aber es war nicht anders, wie wenn Einer einen Spruch herbetet.

„Und das ist Alles, was Du mir zu sagen hast?“ fragte sie. „Ruben, mein Einziger, soll ich auch Dich verlieren?!“ Und sie stellte sich vor ihn hin und sah ihn starr an.

„O, sprich nicht so. Verlieren! Wir können uns nicht verlieren. Nicht wahr, Melanie, wir können uns nicht verlieren?“ Und hierbei wurde seine Stimme momentan inniger und weicher. „Und was die Kinder angeht“, fuhr er nach einer Weile fort, „nun, die Kinder sind eben Kinder. Und eh' sie groß sind, ist viel Wasser den Rhein hinuntergelaufen. Und dann darfst Du nicht vergessen, es waren nicht gerade die glänzendsten metteurs en scène, die es in die Hand nahmen. Unser Niefchen ist lieb und gut, und Du hast sie gern, zu gern vielleicht; aber auch Du wirst nicht behaupten wollen, daß die Stifts-Anwärterin auf Kloster Himmelpfort an die Pforten ewiger Weisheit geklopft habe. Jedenfalls ist ihr nicht aufgemacht worden. Und Jacobine! Pardon, sie hat etwas von einer Prinzessin, aber von einer, die die Lämmer hütet“.

„Ach, Ruben“, sagte Melanie, „Du sagst so Vieles durcheinander. Aber das rechte Wort sagst Du nicht. Du sagst nichts, was mich aufrichten, mich vor mir selbst wieder herstellen könnte. Mein eigen Kind hat mir den Rücken gelehrt. Und daß es noch ein Kind ist, das gerade ist das Vernichtende. Das richtet mich“.

Er schüttelte den Kopf und sagte: „Du nimmst es zu schwer. Und glaubst Du denn, daß Mütter und Väter außerhalb aller Kritik stehen?“

„Wenigstens außerhalb der ihrer Kinder“.

„Auch der nicht. Im Gegentheil, die Kinder sitzen überall zu Gericht, still und unerbittlich. Und Lydia war immer ein kleiner Großinquisitor, wenigstens genferischen Schlages, und an ihr läßt sich die Rückschlagstheorie studiren. Ihr Urahne muß mitgestimmt haben, als man Servet verbrannte. Mich hätte sie gern mit auf dem Holzstoß gesehen, so viel steht fest. Und nun laß uns schweigen davon. Ich muß noch in die Stadt“.

„Ich bitte Dich, was ist? Was giebt's?“

„Eine Conferenz. Und es wird sich nicht vermeiden lassen, daß wir nach ihrem Abschluß zusammen bleiben. Mengstige Dich nicht und vor allem erwarde mich nicht. Ich hasse junge Frauen, die beständig am Fenster passen „ob er noch nicht kommt“ und mit dem Wächter unten auf Du und Du stehen, nur, um immer eine Heil-Ablieferung-Garantie zu haben. Ich

perhorrescire daß. Und das Beste wird sein, Du gehst früh zu Bett und schläfst es aus. Und wenn wir uns morgen früh wiedersehen, wirst Du mir vielleicht zustimmen, daß Lydia Bescheidenheit lernen muß und daß zehnjährige dumme Dinger, Fräulein Libbi mit eingeschlossen, nicht dazu da sind, sich zu Sittenrichterinnen ihrer eigenen Frau Mama aufzuwerfen“.

„Ach, Ruben, das sagst Du nur so. Du fühlst es anders und bist zu klug und zu gerecht, als daß Du nicht wissen solltest, das Kind hat Recht“.

„Es mag Recht haben. Aber ich auch. Und jedenfalls giebt es Ernsteres als das. Und nun Gott befohlen“.

Und er nahm seinen Hut und ging.

Melanie wachte noch, als Rubehn wieder nach Hause kam. Aber erst am andern Morgen fragte sie nach der Conferenz und bemühte sich darüber zu scherzen. Er seinerseits antwortete in gleichem Ton und war wie gestern ersichtlich bemüht mit Hülfe lebhaften Sprechens einen Schirm aufzurichten, hinter dem er, was eigentlich in ihm vorging, verbergen konnte.

So vergingen Tage. Seine Lebhaftigkeit wuchs, aber mit ihr auch seine Zerstreuung, und es kam vor, daß er mehrere Male dasselbe fragte. Melanie schüttelte den Kopf und sagte: „ich bitte Dich, Ruben, wo bist Du? sprich“. Aber er versicherte nur, „es sei nichts, und sie forsche, wo nichts zu forschen sei. Zerstreuung wäre ein Erbstück in der Familie, kein gutes, aber es sei einmal da, und sie müsse sich damit einleben und daran gewöhnen“. Und dann ging er, und sie fühlte sich freier, wenn er ging. Denn das rechte Wort wurde nicht gesprochen und er, mit dem sie die Last der Einsamkeit zu theilen gehabt hätte, verdoppelte sie nur durch seine Gegenwart.

Und nun war Ostern. Anastasia sprach am Ostersonntag auf eine halbe Stunde vor, aber Melanie war froh, als das Gespräch ein Ende nahm und die mehr und mehr unbequem werdende Freundin wieder ging. Und so kam auch der zweite Festtag, unfestlich und unfreundlich wie der erste, und als Rubehn über Mittag erklärte, „daß er abermals eine Verabredung habe“, konnte sie's in ihrer Herzensangst nicht länger ertragen und sie beschloß in die Kirche zu gehn und eine Predigt zu hören. Aber wohin? Sie kannte Prediger nur von Taufen und Hochzeiten her, wo sie neben frommen und nicht frommen manch liebes Mal bei Tisch gegessen und beim nach Hause kommen immer versichert hatte: „Geht mir doch mit Eurem Pfaffenhaß. Ich habe mich mein Lebtag nicht so gut unterhalten, wie heute mit Pastor Rämpel. Ist das ein reizender alter Herr! Und so humoristisch und beinahe witzig. Und schenkt einem immer ein und stößt an und trinkt selber mit, und sagt einem verbindliche Sachen. Ich begreife Euch nicht. Er ist doch interessanter als Reiff oder gar Duquede“.

Aber nun eine Predigt! Es war seit ihrem Einsegnungstage, daß sie keine mehr gehört hatte.

Endlich entsann sie sich, daß ihr Christel von Abendgottesdiensten

erzählt hatte. Wo doch? In der Nicolaiskirche. Richtig. Es war weit, aber desto besser. Sie hatte so viel Zeit übrig und die Bewegung in der frischen Luft war seit Wochen ihr einziges Labfal. So machte sie sich auf den Weg und als sie die große Petristraße passirte, sah sie zu den erleuchteten Fenstern des ersten Stockes auf. Aber ihre Fenster waren dunkel und auch keine Blumen davor. Und sie ging rascher und sah sich um, als verfolge sie wer, und bog endlich in den Nicolaiskirchhof ein.

Und nun in die Kirche selbst.

Ein paar Lichter brannten im Mittelschiff, aber Melanie ging an der Schattenseite der Pfeiler hin, bis sie der alten, reichgeschmückten Kanzel gerad' gegenüber war. Hier waren Bänke gestellt, nur drei oder vier, und auf den Bänken saßen Waisenhauskinder, lauter Mädchen, in blauen Kleidern und weißen Brusttüchern, und dazwischen alte Frauen, das graue Haar unter einer schwarzen Kopfbinde versteckt, und die meisten einen Stock in Händen oder eine Krücke neben sich.

Melanie setzte sich auf die letzte Bank und sah, wie die kleinen Mädchen kicherten und sich anstießen und immer nach ihr hinsahen und nicht begreifen konnten, daß eine so feine Dame zu solchem Gottesdienste käme. Denn es war ein Armen-Gottesdienst und deshalb brannten auch die Lichter so spärlich. Und nun schwieg Lied und Orgel, und ein kleiner Mann erschien auf der Kanzel, dessen sie sich, von ein paar großen und überschwänglichen Bourgeois-Begräbnissen her, sehr wohl entsann, und von dem sie mehr als einmal in ihrer übermüthigen Laune versichert hatte, „er spräche schon vorweg im Grabstein-Stil. Nur nicht so kurz“. Aber heute sprach er kurz und pries auch keinen, am wenigsten überschwänglich, und war nur müd und angegriffen, denn es war der zweite Feiertag Abend. Und so kam es, daß sie nichts Rechtes für ihr Herz finden konnte, bis es zuletzt hieß: „Und nun, andächtige Gemeinde, wollen wir den vorletzten Vers unsres Oster-Liedes singen“. Und in demselben Augenblicke summt wieder die Orgel und zitterte, wie wenn sie sich erst ein Herz fassen oder einen Anlauf nehmen müsse, und als es endlich voll und mächtig an dem hohen Gewölbe hinklang und die Spittelfrauen mit ihren zitterigen Stimmen einfielen, rückten zwei von den kleinen Mädchen halb schüchtern an Melanie heran und gaben ihr das Gesangbuch und zeigten auf die Stelle. Und sie sang mit:

Du lebst, du bist in Nacht mein Licht,
Mein Trost in Noth und Plagen,
Du weißt, was alles mir gebricht,
Du wirst mir's nicht versagen.

Und bei der letzten Zeile reichte sie den Kindern das Buch zurück und dankte freundlich und wandte sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen. Dann aber murmelte sie Worte, die ein Gebet vorstellen sollten, und es vor dem Ohre dessen, der die Regungen unseres Herzens hört, auch wohl waren und verließ die Kirche so still und seitab, wie sie gekommen war.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, fand sie Rubehn an seinem Arbeitstische

vor. Er las einen Brief, den er, als sie eintrat, bei Seite schob. Und er ging ihr entgegen und nahm ihre Hand und führte sie nach ihrem Sophaplaß.

„Du warst fort?“ sagte er, während er sich wieder setzte.

„Ja, Freund. In der Stadt . . . In der Kirche“.

„In der Kirche! Was hast Du da gesucht?“

„Trost“.

Er schwieg und seufzte schwer. Und sie sah nun, daß der Augenblick da war, wo sich's entscheiden müsse. Und sie sprang auf und lief auf ihn zu und warf sich vor ihm nieder und legte beide Arme auf seine Knie: „Sage mir, was es ist? Habe Mitleid mit mir, mit meinem armen Herzen. Sieh, die Menschen haben mich aufgegeben und meine Kinder haben sich von mir abgewandt. Ach, so schwer es war, ich hätt' es tragen können. Aber daß Du Dich abwendest von mir, das trag ich nicht“.

„Ich wende mich nicht ab von Dir“.

„Nicht mit Deinem Auge, wiewohl es mich nicht mehr sieht, aber mit Deinem Herzen. Sprich, mein Einziger, was ist es? Es ist nicht Eifersucht, was mich quält. Ich könnte keine Stunde leben mehr, wär' es das. Aber ein anderes ist es, was mich ängstigt, ein anderes, nicht viel Besseres: ich habe Deine Liebe nicht mehr. Das ist mir klar, und unklar ist mir nur das Eine, wodurch ich sie verlohren. Ist es der Bann, unter dem ich lebe und den Du mit zu tragen hast? Oder ist es, daß ich so wenig Licht und Sonnenschein in Dein Leben gebracht und unsere Einsamkeit auch noch in Betrübsamkeit verwandelt habe? Oder ist es, daß Du mir mißtraust? Ist es der Gedanke an das alte Heute Dir und morgen mir. O sprich. Ich will Dich nicht leiden sehen. Ich werde weniger unglücklich sein, wenn ich Dich glücklich weiß. Auch getrennt von Dir. Ich will gehen, jede Stunde. Verlang' es und ich thu es. Aber reiße mich aus dieser Ungewißheit. Sage mir, was es ist, was Dich drückt, was Dir das Leben vergällt und verbittert. Sage mir's. Sprich“.

Er fuhr sich über Stirn und Auge, dann nahm er den bei Seite geschobenen Brief und sagte: „Lies“.

Melanie faltete das Blatt auseinander. Es waren Zeilen vom alten Rubehn, dessen Handschrift sie sehr wohl kannte. Und nun las sie: Frankfurt, Ostersonntag, den 18. Ausgleich gescheitert. Arrangire was sich arrangiren läßt. In spätestens acht Tagen muß ich unsere Zahlungseinstellung aussprechen. W. R. . .

In Rubehn's Mienen ließ sich, als sie las, erkennen, daß er einer neuen Erschütterung gewärtig war. Aber wie sehr hatte er sie erkannt, sie, die viel, viel mehr war, als ein bloß verwöhnter Liebling der Gesellschaft, und eh ihm noch Zeit blieb über seinen Irrthum nachzudenken, hatte sie sich schon in einem wahren Freudenjubiläum erhoben und ihn umarmt und geküßt und wieder umarmt.

„O, nur das! . . . O, nun wird Alles wieder gut . . . Und was

Eurem Hause Unglück bedeutet, mir bedeutet es Glück, und nun weiß ich es, es kommt Alles wieder in Schick und Richtung, weit über all mein Hoffen und Erwarten hinaus. . . Als ich damals ging, und das letzte Gespräch mit ihm hatte, sieh, da sprach ich von den Menschlichen unter den Menschen. Und es ist mir, als wär es gestern gewesen. Und auf diese Menschlichen baut' ich meine Zukunft und rechnete darauf, daß sie's versöhnen würde: ich liebte Dich! Aber es war ein Fehler, und auch die Menschlichen haben mich im Stich gelassen. Und jetzt muß ich sagen, sie hatten Recht. Denn die Liebe thut es nicht und die Treue thut es auch nicht. Ich meine die Werkeltagsstreue, die nichts Besseres kann, als sich vor Untreue bewahren. Es ist eben nicht viel, treu zu sein, wo man liebt und wo die Sonne scheint und das Leben bequem geht und kein Opfer fordert. Nein, nein, die bloße Treue thut es nicht. Aber die bewährte Treue, die thut es. Und nun kann ich mich bewahren und will es und werd' es, und nun kommt meine Zeit. Ich will nun zeigen, was ich kann und will zeigen, daß alles Geschehene nur geschah, weil es geschehen mußte, weil ich Dich liebte, nicht aber weil ich leicht und übermüthig in den Tag hineinlebte und nur darauf aus war, ein bequemes Leben in einem noch bequemeren fortzusetzen“.

Er sah sie glücklich an und der Ausdruck des Selbstsuchtslosen in Wort und Miene riß ihn aus der tiefen Niedergebrücktheit seiner Seele heraus. Er hoffte nun selber wieder, aber Bangen und Zweifel liefen nebenher, und er sagte bewegt: „Ach, meine liebe Melanie, Du warst immer ein Kind und Du bist es auch in diesem Augenblicke noch. Ein vermöhntes und ein gutes, aber doch ein Kind. Sieh, von Deinem ersten Athemzuge an hast Du keine Noth gekannt, ach, was spreche ich von Noth, nie, so lange Du lebst, ist Dir ein Wunsch unerfüllt geblieben. Und Du hast gelebt wie im Märchen „Tischlein decke Dich“ und das Tischlein hat sich Dir gedeckt, mit Allem was Du wolltest, mit Allem was das Leben hat, auch mit Schmeicheleien und Liebkosungen. Und Du bist geliebt worden wie ein King-Charles-Hündchen mit einem blauen Band und einem Glöckchen daran. Und Alles was Du gethan hast, das hast Du spielend gethan. Ja, Melanie, spielend. Und nun willst Du auch spielend entbehren lernen und denkst: es findet sich. Oder denkst auch wohl, es sei hübsch und apart und schwärmst für die Poetenhütte, die Raum hat für ein glücklich liebend Paar, oder wenigstens haben soll. Ach es ließt sich erbaulich von dem blankgeschauerten Eßtisch und dem Maienbusch in jeder Ecke und von dem Zeisig, der sich das Futterhäppchen selber heranzieht. Und es ist schon richtig: Die gemalte Dürftigkeit sieht gerade so gut aus, wie der gemalte Reichthum. Aber wenn es aufhört Bild und Vorstellung zu sein und wenn es Wirklichkeit und Regel wird, dann ist Armuth ein bitteres Brot, und Muß eine harte Ruß“.

Es war umsonst. Sie schüttelte nur den Kopf, immer wieder, und sagte dann in jener einschmeichelnden Weise, der so schwer zu widerstehen war: „Nein, nein, Du hast Unrecht. Und es liegt Alles anders, ganz

anders. Ich hab einmal in einem Buche gelesen, und nicht in einem schlechten Buche, die Kinder, die Narren und die Poeten, die hätten immer Recht. Vielleicht überhaupt, aber von ihrem Standpunkt aus ganz gewiß. Und ich bin eigentlich alles Drei's, und daraus magst Du schließen, wie sehr ich Recht habe. Dreifach recht. „Ich will spielend entbehren lernen“ sagst Du. Ja, Lieber, das will ich, das ist es, um was es sich handelt. Und Du glaubst einfach, ich könn' es nicht. Ich kann es aber, ich kann es ganz gewiß, so gewiß ich diesen Finger aufhebe, und ich will Dir auch sagen, warum ich es kann. Den einen Grund hast Du schon errathen: weil ich es mir so romantisch denke, so hübsch und apart. Gut, gut. Aber Du hättest auch sagen können, weil ich andere Vorstellungen vom Glück habe. Mir ist das Glück etwas anderes als ein Titel oder eine Kleiderpuppe. Hier ist es, oder nirgend. Und so dacht' ich und fühlt' ich immer, und so war ich immer, und so bin ich noch. Aber wenn es auch anders mit mir stünde, wenn ich auch an dem Glitter des Daseins hinge, so würd' ich doch die Kraft haben, ihm zu entsagen. Ein Gefühl ist immer das herrschende, und seiner Liebe zu Liebe kann man Alles, Alles. Wir Frauen wenigstens. Und ich gewiß. Ich habe so Vieles freudig hingeopfert und ich sollte nicht einen Teppich opfern können! Oder einen Verticot! Ach, einen Verticot!“ und sie lachte herzlich. „Entsinnst Du Dich noch, als Du sagtest: „Alles sei jetzt Enquête“. Das war damals. Aber die Welt ist inzwischen fortgeschritten und jetzt ist alles Verticot!“

Er war nicht überzeugt, seine praktisch-patrizische Natur glaubte nicht an die Dauer solcher Erregungen, aber er sagte doch: „Es sei. Versuchen wir's. Also ein neues Leben, Melanie!“

„Ein neues Leben! Und das Erste ist, wir geben diese Wohnung auf und suchen uns eine bescheidenere Stelle. Mansarde klingt freilich anspruchslos genug, aber dieser Trumeau und diese Broncen sind um so anspruchsvoller. Ich habe nichts gelernt und das ist gut, denn wie die meisten, die nichts gelernt haben, weiß ich allerlei. Und mit Touffaint V'Overture fangen wir an, nein, nein, mit Touffaint Vangenscheidt, und in acht Tagen oder doch spätestens in vier Wochen geb' ich meine erste Stunde. Wozu bin ich eine Genjerin! Und nun sage: Willst Du? Glaubst Du?“

„Ja“.

„Topp“.

Und sie schlug in seine Hand und zog ihn unter Lachen und Scherzen in das Nebenzimmer, wo das Brenel in Abwesenheit des Dieners eben den Theetisch arrangirt hatte.

Und sie hatten an diesem Unglückstage wieder einen ersten glücklichen Tag.

XXII. Versöhnt.

Und Melanie nahm es ernst mit jedem Worte, das sie gesagt hatte. Sie hatte dabei ganz ihre Frische wieder, und eh ein Monat um war, war

die modern und elegant eingerichtete Wohnung gegen eine schlichtere vertauscht und das Stundengeben hatte begonnen. Ihre Kenntniß des Französischen und beinahe mehr noch ihr glänzendes musikalisches, auch nach der technischen Seite hin vollkommen ausgebildetes Talent, hatten es ihr leicht gemacht eine Stellung zu gewinnen und zwar in ein paar großen, schlesischen Häusern, die gerade vornehm genug waren, den Tagesklatz ignoriren zu können.

Und bald sollte es sich herausstellen, wie nöthig diese raschen und resoluten Schritte gewesen waren, denn der Zusammensturz erfolgte jäher als erwartet und jede Form der Einschränkung erwies sich als geboten, wenn nicht mit der finanziellen Reputation des großen Hauses auch die bürgerliche verloren gehen sollte. Jede neue Nachricht, von Frankfurt her, bestätigte dies und Ruben, der anfangs nur all zu geneigt gewesen war, den Eifer Melanies für eine bloße Opfer-Caprice zu nehmen, sah sich alsbald gezwungen, ihrem Beispiele zu folgen. Er trat als amerikanischer Correspondent in ein Bankhaus ein, zunächst mit nur geringem Gehalt, und war überrascht und glücklich zugleich, die berühmte Poeten-Weisheit von der „kleinsten Hütte“ schließlich an sich selber in Erfüllung gehn zu sehn.

Und nun folgten idyllische Wochen, und jeden neuen Morgen, wenn sie von der Wilmersdorfer Feldmark her am Rande des Thiergartens hin ihren Weg nahmen und an ihrer alten Wohnung vorüber kamen, sahen sie zu der eleganten Mansarde hinauf und athmeten freier, wenn sie der zurückliegenden schweren und sorgenreichen Tage gedachten. Und dann bogen sie plaudernd in die schmalen, schattigen Gänge des Parks ein, bis sie zuletzt unter der schräg liegenden Hängeweide fort, die zwischen dem Königsdenkmal und der Louiseninsel steht und hier beinahe den Weg sperrt, in die breite Thiergartenstraße wieder einmündeten. Den schräg liegenden Baum aber nannten sie scherzhaft ihren Zoll- und Schlagbaum, weil sich dicht hinter demselben ein Leiermann postirt hatte, dem sie Tag um Tag ihren Wegezzoll entrichten mußten. Er kannte sie schon, und während er die große Mehrheit, als wären es Steuerdefraudanten, mit einem zornig-verächtlichen Blicke verfolgte, zog er vor unfrem jungen Paare regelmäßig seine Militärmütze. Ganz aber konnt' er sich auch ihnen gegenüber nicht zwingen und verleugnen, und als sie den schon Pflicht gewordenen Zoll eines Tages vergessen oder vielleicht auch absichtlich nicht entrichtet hatten, hörten sie, daß er die Kurbel in Wuth und Heftigkeit noch dreimal drehte und dann so jäh und plötzlich abbrach, daß ihnen ein paar unfertige Töne wie Knurr- und Scheltworte nachklangen. Melanie sagte: „Wir dürfen es mit Niemand verderben, Ruben; Freundschaft ist heuer rar“. Und sie wandte sich wieder um und ging auf den Alten zu und gab ihm. Aber er dankte nicht, weil er noch immer in halber Empörung war.

Und so verging der Sommer und der Herbst kam, und als das Laub sich zu färben und an den Ahorn- und Platanenbäumen auch schon abzufallen begann, da hatte sich bei denen, die Tag um Tag unter diesen

Bäumen hinschritten, manches geändert und zwar zum Guten geändert. Wohl hieß es auch jezt noch, wenn sie den alten Inbaliden unter ihrerseits devotem Gruße passirten „daß sie der neuen Freundschaften noch nicht sicher genug seien, um die bewährten alten aufgeben zu können“, aber diese neuen Freundschaften waren doch wenigstens in ihren Anfängen da. Man kümmerte sich wieder um sie, ließ sie gesellschaftlich wieder aufleben, und selbst solche, die bei dem Zusammenbrechen der Rubehnschen Finanz-Herrlichkeit nur Schadenfreude gehabt und je nach ihrer klassischen oder christlichen Bildung und Beanlagung von „Nemesis“ oder „Finger Gottes“ gesprochen hatten, bequemten sich jezt, sich mit dem hübschen Paare zu versöhnen „das so glücklich und so gescheidt sei und nie Klage und sich so liebe“. Ja, sich so liebe. Das war es, was doch schließlich den Ausschlag gab, und wenn vorher ihre Neigung nur Reid und Zweifel geweckt hatte, so schlug jezt die Stimmung in ihr Gegenteil um. Und nicht zu verwundern! War es doch ein und dasselbe Gefühl, was bei Verurtheilung und Begnadigung zu Gerichte saß, und wenn es Anfangs eine sensationelle Befriedigung gewährt hatte, sich in Indignation zu stürzen, so war es jezt eine kaum geringere Freude von den „Insparables“ sprechen und über ihre „treue Liebe“ sentimentalisiren zu können. Eine kleine Zahl Esoterischer aber führte den ganzen Fall auf die Wahlverwandtschaften zurück und stellte wissenschaftlich fest, daß einfach seitens des stärkeren und deshalb berechtigteren Elements das schwächere verdrängt worden sei. Das Naturgesetzliche habe wieder 'mal gesiegt. Und hiermit sah sich denn auch der einen Winter lang auf den Schild gehobene Ban der Straaten abgefunden und theilte das Schicksal aller Saison-Lieblinge, noch schneller vergessen als erhoben zu werden. Ja der Spott und die Bosheit begannen jezt ihre Pfeile gegen ihn zu richten, und wenn des Falles ausnahmsweise noch gedacht wurde, so hieß es: „Er hat es nicht anders gewollt. Wie kam er nur dazu? Sie war siebzehn! Allerdings, er soll einmal ein Lion gewesen sein. Nun gut. Aber wenn dem „Löwen“ zu wohl wird . . .“ Und dann lachten sie und freuten sich, daß es so gekommen, wie es gekommen.

Ob Ban der Straaten von diesen und ähnlichen Aeußerungen hörte? Vielleicht. Aber es bedeutete ihm nichts. Er hatte sich selbst zu skeptisch und unerbittlich durchforscht, als daß er über die Wandlungen in dem Geschmacke der Gesellschaft, über ihr Gözen-schaffen und Gözen-stürzen auch nur einen Augenblick erstaunt gewesen wäre. Und so durfte denn von ihm gesagt werden „er hörte was man sprach, auch wenn er es nicht hörte“. Weg über das Urtheil der Menschen, galt ihm nur eines eben so wenig oder noch weniger: ihr Mitleid. Er war immer eine selbstständige Natur gewesen, frei und fest, und so war er geblieben. Und auch derselbe geblieben in seiner Nachsicht und Milde.

Und der Tag kam, wo sich's zeigen und auch Melanie davon erfahren sollte.

Es war schon Ausgangs October und nur wenig gelbes und rothes Laub hing noch an den halb kahl gewordenen Bäumen. Das Meiste lag abgeweht in den Gängen und wurde, wo's trocken war, zusammengeharkt, denn seit gestern hatte sich das Wetter wieder geändert und nach langen Sturm- und Regentagen schien eine wundervolle Herbstesonne. Vielleicht die letzte dieses Jahres.

Und auch Aninettchen wurde hinausgeschickt und blieb heute länger fort als erwartet, bis endlich um die vierte Stunde die Magd in großer Aufregung heimkam und in ihrem schweren Schweizer-Deutſch über ein eben gehabtes Erlebnis berichtete. Sie hab' auf der Bank g'sesse, wo die vier Löwe das Brückle halte, und hätt' ebe g'sagt: „Sieh, Aninettle, des isch der alt Weiberfommer, der will Di einspinne, aber der hat Di no lang nit“, un das Aninetti hat grad g'juchzt un lacht un n'am Ohrring g'langt, do wäre zwei Herre über die Brück komme, so gute funfzig, aber schon auf der Wipp, und einer hätt g'sagt, e langer Spindelbein: „Schau des Silberkettle; des isch e Schweizerin; un i mett, des isch e Kind vom Schweizer G'sandte“. Aber do hat der andre g'sagt: „nei, des kann nit sein; den Schweizer G'sandte, den kenn i, un der hat kein Kind un kein Regel . . .“ Un do hat er z'mir g'sagt: „ah nu, wem g'hört des Kind?“ Un da hab i g'sagt: „dem Herr Rubehn, un's isch e Mäde, un heißt Aninetti“. Un do hab' i g'fahn, daß er sich verfärbt hat und hat wegg'schaut eine Weil. Aber nit lang, da hat er sich wieder umg'wandt und hat g'sagt: „'s isch d' Mutter, und lacht auch so, un hat dieselbe schwarze Haar'. Es isch e schön's Kindle. Findscht nit au?“ Aber er hat's nit finde wolle und hat nur g'sagt: „Uebertag es nit. Es giebt mehr so. Un's ischt e Kind aus 'm Duzend“. So, so hat er g'sagt, der garstige Spindelbein: „'s giebt mehr so, un 's ischt e Kind aus'm Duzend“. Aber der gute Herre, der hat's Bättſchle g'nomme un hat's g'streichelt. Un hat mi g'lobt, deß i so brav un g'scheidt sei. So, so hat er g'sagt. Und dann sind sie gange“.

Al das hatte seines Eindrucks nicht verfehlt und Melanie war während der Tage, die folgten, immer wieder auf diese Begegnung zurückgekommen. Immer wieder und wieder hatte die Breni jedes Kleinste nennen und beschreiben müssen, und so war es durch Wochen hin geblieben, bis endlich in den großen und kleinen Vorbereitungen zum Feste der ganze Vorfall vergessen worden war.

Und nun war das Fest selber da, der heilige Abend, zu dem auch diesmal Rubehn's jüngerer Bruder und der alte Procurist, die sich zur Rückkehr nach Frankfurt nicht hatten entschließen können, geladen waren. Auch Anastasia.

Melanie, die noch, vor Eintreffen ihres Besuchs, allerlei Wirthschaftliches anzuordnen hatte, war ganz Aufregung und erschrak ordentlich, als sie gleich nach Dunkelwerden und lange vor der festgesetzten Stunde die Klingel gehen hörte. Wenn das schon die Gäste wären! Oder auch nur einer von ihnen.

Aber ihre Besorgniß währte nicht lange, denn sie hörte draußen ein Fragen und Parlamentiren und gleich darauf erschien das Brenel und trug eine mittelgroße Kiste herein, auf der, ohne weitere Namens-Angabe, bloß das eine Wort „Zulflapp“ zu lesen war.

„Ist es denn für uns, Breni?“ fragte Melanie.

„I denk schon. I hab' ihm g'sagt: „'s isch der Herr Rubehn, der hier wohnt. Un die Frau Rubehn“. Un do hat er g'sagt: „'s isch schon recht; des isch der Nam“. Un do hab' i's g'nomme“.

Melanie schüttelte den Kopf und ging in Rubehns Stube, wo man sich nun gemeinschaftlich an das Oeffnen der Kiste machte. Nichts fehlte von den gewöhnlichen Zulflapps-Zuthaten, und erst als man, unten am Boden, eines großen Grabensteiner Apfels gewahr wurde, sagte Melanie: „Gieb Acht. Hierin steckt es“. Aber es ließ sich nichts erkennen, und schon wollte sie den Grabensteiner, wie alles andere, bei Seite legen, als sich durch eine zufällige Bewegung ihrer Hand die geschickt zusammengepaßten Hälften des Apfels auseinander schoben. „Ah, voila“. Und wirklich an Stelle des Kernhauses, das herausgeschnitten war, lag ein in Seidenpapier gewickeltes Päckchen. Sie nahm es, entfernte langsam und erwartungsvoll eine Hülle nach der andern und hielt zuletzt ein kleines Medaillon in Händen, einfach ohne Prunk und Zierrath. Und nun drückte sie's an der Feder auf und sah ein Bildchen und erkannt' es und es entfiel ihrer Hand. Es war, en miniature, der Tintoretto, den sie damals so lachend und übermüthig betrachtet und für dessen Hauptfigur sie nur die Worte gehabt hatte: „Sieh, Ezel, sie hat gemeint. Aber ist es nicht, als begriffe sie kaum ihre Schuld?“

Ach, sie fühlte jetzt, daß das alles auch für sie selbst gesprochen war, und sie nahm das ihrer Hand entfallene Bildchen wieder auf und gab es an Ruben und erröthete.

Dieser spielte damit hin und her und sagte dann, während er die Feder wieder zuknipfte: „King Ezel in all his glories! Immer derselbe. Wohlwollend und ungeschickt. Ich werd' es tragen. Als Uhrgehäng, als Berloque“.

„Nein, ich. Ach, Du weißt nicht, wie viel es mir bedeutet. Und es soll mich erinnern und mahnen . . . jede Stunde . . .“

„Meinetwegen. Aber nimm es nicht tragischer als nöthig und grüble nicht zuviel über das alte leidige Thema von Schuld und Sühne“.

„Du bist hochmüthig, Ruben“.

„Nein“.

„Nun gut. Dann bist Du stolz“.

„Ja, das bin ich, meine süße Melanie. Das bin ich. Aber auf was? Auf wen?“

Und sie umarmten sich und küßten sich, und eine Stunde später brannten ihnen die Weihnachtslichter in einem ungetrübten Glanz.



Ein Blick von der politischen Warte

von

Menenius dem Jüngeren.

Darf ich mit der Tribunen und mit Deiner
Erlaubniß, liebes Volk, ein Wort noch sagen?
Es soll Euch weiter keinen Schaden bringen,
Als etwas Zeitverlust.

Menenius Agrippa
im Coriolan, Act III, Scene 1.

Er in künftigen Zeiten deutsche Geschichte schreibt, wird ein interessantes Problem in der Frage finden, ob die eigenthümlichen politischen Schicksale der deutschen Nation in ihrer Gesamtheit mehr aus der geographischen Lage Deutschlands oder mehr aus dem deutschen Volkscharakter zu erklären seien. Fest steht, daß seit der Zeit, wo die Völker der christlichen Welt aus der Rohheit des Mittelalters sich emporzuarbeiten begannen, bereits die deutlichen Spuren des Verfalles am deutschen Reiche bemerkbar wurden. In jedem Jahrhundert mehrten sich die Factoren, welche in ihrer Gesamtheit die Höhe der Cultur unserer Tage vorbereiteten. Während aber die geistige Arbeit der abendländischen Nationen überall sonst zugleich eine Läuterung des Staatsbegriffes, die Züchtung der Völker zur modernen Staatenbildung anregte und allmählich herbeiführte, ist eine ähnliche Wirkung auf das Deutschthum nicht erkennbar. Hier sah man im Gegentheil das hoffnungsvolle Staatengebilde, für welches einst die Hohenstaufen gerungen und geblutet hatten, in stetigen Verfall gerathen, und zuletzt zu einem traurigen Chaos verderben. In schweren Kämpfen mit stolzen und trotzigen Vasallen errichteten die Träger der Dynastien in Frankreich und auf den britischen Inseln den Einheitsstaat, während schon einige Menschenalter früher der undeutscheste unter den deutschen Kaisern über den Bestand des deutschen Reiches in der goldenen Bulle ein von dem

deutschen Volke lautlos vernommenes Todesurtheil gesprochen hatte. Entzündlich bis zur flammenden Begeisterung erwies sich der Deutsche für Luther, den Bannerträger der germanischen Freiheitsidee. Seinen Großthaten zu Liebe sah das Volk seiner Landsleute die Früchte seines Fleißes unter den blutigen Kämpfen des großen Krieges in den Staub sinken. Das deutsche Reich indessen wurde von einem Object der Geringschätzung zu einem Zielpunkte allgemeinen Spottes, versank in Nichts, als die Napoleonischen Siegeszüge über Europa hinbrausten, und blieb dann länger als ein halbes Jahrhundert derjenige Gegenstand, auf welchen sich eine sonderbare, beinahe unmännliche Sentimentalität, wie ihrer gerade der Deutsche fähig ist, concentrirte. Plötzlich aber, fast wie aus einem Hinterhalt, und jedenfalls gegen die Erwartung des Auslandes, vielmehr unter dem Schutze der Ungläubigkeit des Auslandes, zumal Derjenigen, die sich besondern Tiefblick in politischen Dingen zumaken, erhob sich die deutsche Nation grämlichen Streit bei Seite schiebend, und stellte ihre Einigkeit her. Binnen vier Jahren wurden alle Etappen vom blutigen Hader an bis zum Bündniß auf ewige Zeiten durchgemessen. Man lernte sich achten, man gewann gegenseitiges Vertrauen, man fühlte, daß der Eine für den Andern neben platonischer Liebe auch Opfermuth beße. Als der Nationalfeind drohte, trat man ihm verbündet entgegen, und nachdem er geschlagen worden, war man einig. Was Jahrhunderte lang als unvereinbar mit dem deutschen Volkscharakter erschienen, was seit Menschenaltern unter dem Einflusse moderner politischer Lehren ersehnt, aber für ein nie erreichbares Ziel gehalten worden war, wurde plötzlich vollendet, unter den Augen des mißtrauischen, mißgünstigen, ja zum Theil hassenden Europas, in einer Zeit, wo Dank den neu erfundenen Verkehrsmitteln die Völker einander in fast erschreckender Weise nahe gerückt sind, wo ungezählte Streitkräfte binnen wenigen Tagen an die Grenzen deutschen Landes hätten geführt werden können. Nichts dergleichen geschah. Das staatsmännische Genie Desjenigen, welcher die deutschen Interessen meisterhaft zu lenken, die Gegner magisch zu bannen verstand, wußte auch die Feinde der deutschen Einigung von Deutschlands Grenzen fern zu halten. Die deutsche Einigung vollzog sich, ohne daß von irgend einer Seite nur der Versuch gemacht worden wäre, sie zu hindern. Das Verdienst an dem politischen Theil dieser beispiellosen Erhebung gebührt unbestritten Bismarck. Er hat zu schaffen verstanden, was die Gebildeten der Nation seit Menschenaltern ersehnten. Der Mann, den sich Tausende deutscher Jünglinge in ihren Träumen ausmalten, dessen Erscheinen der erkorene Festsredner politischer Gelage in Deutschland mit strahlenden Augen und unter dem Sturmesbrausen allgemeiner Begeisterung prophezeite, er lebt und waltet in Deutschland. Ganze Lieder- und Sagenkreise sind durch ihn abgethan. Es findet kein wehmüthiges Echo mehr in sentimentalen Turnerherzen, wenn der Sängerkhor an das meerumschlungene Schleswig-Holstein mahnt, und die geheimnißvolle Wohnstätte des Kaisers Rothbart im Kyffhäuser ist ein verlorener Posten geworden.

Wer Geschichte studirt, den ergreift zuweilen die erklärliche Sehnsucht, den großen Männern der Vergangenheit durch Auffuchung des Schauplatzes ihrer Thaten oder sonstwie näher zu treten. Die Enkel unserer Tage werden mit Scheu zu ihren Großvätern aufblicken, wenn diese berichten, daß sie mit eigenen Augen die großen Wiederhersteller des Reiches selbst gesehen und gekannt haben. Gar Mancher schaut dann wohl mit Neid auf eine solche Zeit zurück. Wie mag — sagt er sich — das Herz der Großväter von Stolz emporgetragen gewesen sein, als der preussische Gesandte auf Bismarcks Rath und des Königs Befehl den alten deutschen Bund für aufgelöst erklärte, oder nach dem Schlachttage von Sedan, oder nach jener Stunde, wo der König von Preußen unter Waffengeklirr im Versailler Schloß die deutsche Kaiserkrone auf sein graises Haupt setzte! Wie mag die Brust den Männern des Parlamentes sich höher gehoben haben, vor welchem der deutsche Reichskanzler mit dem Frankfurter Friedensvertrage erschien, um den Vertretern der Nation darzulegen, daß er die Siege des deutschen Schmerzes im Friedensschlusse auszubenten verstanden! Stolzer erhobenen Hauptes schritt wohl der Bürger von Berlin einher, als in seinen Mauern der Congreß der europäischen Mächte tagte, unter Bismarcks Vorsitz, vor dem Alle sich beugten, in der Hauptstadt desselben Preußens, dessen Gesandten ein 20 Jahre früher in Paris versammelter Congreß den Eintritt zu verwehren gewagt hatte.

Gewiß haben viele deutsche Landsleute an dem einen oder andern dieser Dinge ihre Freude gehabt; wer aber künftig etwa schließen wird, daß die Zeitgenossen Bismarcks von Jubel übergeflossen seien, um dieses großen Staatsmannes willen, der ist gar gewaltig auf dem Irrwege. Ein grämlicher Zug erfüllt die Politik unserer Tage. Aerger und Verbissenheit sind die Merkmale der politischen Debatte. „Er wird alt, er wird unerträglich, er verliert, wie Friedrich der Große in späten Lebensjahren, die Fähigkeit, Widerspruch zu ertragen — genug seiner Thaten, wir danken ihm für Alles, was geschehen, aber er lasse uns nun in Frieden walten — wir werden künftig einmal ohne ihn fertig werden müssen, und wollen uns bei Zeiten daran gewöhnen — er ist nur ein Diplomat, und versteht nichts Anderes, er behandelt die Volksvertreter wie die Gesandten fremder Mächte, die er überreden will, und unser Land, wie ein erobertes Gebiet — er ist, in der inneren Verwaltung ein bloßer Empiriker, und tritt mit Füßen, was die Wissenschaft als klares Gesetz erkannt hat“, — solche und ähnliche Vorwürfe hört man täglich aller Orten. Und was die Hauptsache ist: er beugt seinen Nacken nicht vor der Weisheit des Parlamentes. Freilich sucht er sich glimpflich mit ihm abzufinden. Seit der Zudemnität nach 1866 hat er niemals mehr gegen den Willen eines Parlamentes gehandelt; er ist sogar im Stande, ein Füllhorn von Liebenswürdigkeiten auszuschiütten, wenn es seinen Zwecken zu dienen scheint. Oh, dann versteht er mit vollendeter Verbindlichkeit selbst den widerhaarigsten Abgeordneten zu fesseln, der auf

dem glatten Parquet seiner politischen Soireen erscheint, und dessen Auge bei allem Selbstbewußtsein freudig erglänzt, daß endlich sein Fuß diesen historischen Boden betreten hat. Aber — es ist in Allem keine rechte Liebe zur Sache erkennbar, ist Alles nur eitel diplomatische Kunst. Tief in seiner Seele ist der Kanzler kein Parlamentarier, und zum Mindesten ist ihm das Parlament nicht der Urquell politischer Machtfülle, wie es der Fall sein müßte, wenn Alles bei ihm recht bestellt wäre. So urtheilt der deutsche Parlamentarier, und zieht dabei gern die ihm naheliegende Parallele zu der Stellung seines englischen Collegen. Dem Kenner englischer Verhältnisse mag das als Ueberhebung erscheinen; der deutsche Politiker hat nicht leicht die gleiche Empfindung. Ist die Eigenart des deutschen Volkscharakters im Allgemeinen schwer verständlich, so ist sie nirgends sonderbarer, als auf dem Gebiete der Politik. Hier mangelt nicht nur die Bescheidenheit, welche den Deutschen sonst unzweifelhaft kennzeichnet; hier ist ihm sogar etwas eigen, was er auf anderen Gebieten, zumal in der Wissenschaft, mit grenzenlosem Spott verfolgt — der Hang zur Puscherei. Nichts behandelt der Deutsche dilettantisch, ausgenommen allein die Politik. Selbst der strenge Gelehrte, der in seiner Wissenschaft mit jedem Worte vorsichtig fahrt, unterliegt gern der Versuchung, seine dilettantischen Leistungen auf politischem Gebiete für Meisterstücke anzusehen und auszugeben. Und die Wirkung entspricht der Leistung; sie bestätigt die Wahrheit des Dichtermortes, daß ächte Vertiefung die Seele mit Dual erfüllt, während die Puscherei glücklich macht. Skepsis und Hang zur politischen Puscherei — diese beiden Begriffe werden die spätesten Geschlechter unserer Laubsteute in ihren Wirkungen zu ergründen haben, so oft sie sich des Geistes deutscher Geschichte werden bemächtigern wollen.

Und noch ein Anderes. Keinem Volke liegt auf dem Gebiete der Politik die Idee so weit ab von der That, als unseren braven Laubsteuten. Am Abend, unter der Wirkung des nationalen Trankes wächst sich gar mancher deutsche Spießbürger zum politischen Helden aus. Dann wettet er über die Armee, und enthüllt im höchsten Affect den erhitzten Köpfen der Freunde seine ächt republikanische Gesinnung. Ist am Morgen der Rausch verflogen, so liest er hinter dem Ludentisch oder in der Werkstatt mit Behagen den Zeitungsbericht über die letzte Parade, und blinzelt zuweilen sehnsüchtig hinüber nach dem goldenen Schilde des Nachbarns Hoflieferanten. Wie würde sein Gesicht sich verlängern, wenn ein Genosse des vergangenen Abends ihn in dieser Stunde zum sofortigen Beginn des Barricadenbaus ermahnen wollte.

Freilich rekrutiren sich aus diesem Material nicht die Parlamente, sondern nur die Bezirksversammlungen. Aber welcher Art ist denn das Holz, aus dem, eine kleine Schaar abgerechnet, der deutsche Parlamentarier geschnitten wird?

Wo ist jener glänzende englische Handelsstand, dessen Söhne, Dank dem

Reichthum der Väter, bei noch jungen Jahren so unabhängig und, Dank dem Ansehen, das Handel und Industrie in England genießen, auch des Vertrauens ihrer Mitbürger so vollkommen würdig erscheinen, um einen Parlamentsitz zum Ziel ihrer Wünsche zu machen? Wo ist die großartige und zahlreiche Aristokratie, deren Glieder ihre feine, in jedem Sinne sorgfältige Erziehung unter den Eindrücken weiter Reisen und selbstständiger Erfahrungen langsam ausreifen lassen, um dann alle Kräfte ohne Anspruch auf Entgelt dem Dienste des Vaterlandes im heimathlichen Bezirk, später in der heimathlichen Grafschaft, zuletzt im Parlamente zu weihen? Dies Alles fehlt uns; die wichtigsten Factoren des englischen Staatslebens gehen uns ab. Und doch würde der englische Parlamentarismus d. h. die Führung des Staatsruders nach der geheimnißvollen Strömung der öffentlichen Meinung, ganz abgesehen von der Singularität der geographischen Lage Englands, ohne jene Factoren niemals in dem Maße, in dem es der Fall ist, zur Herrschaft gelangt sein. Das englische Parlament ist so alt, wie Englands Ruhm. Der deutsche Parlamentarismus, zumal der preussische, ist gepflanzt auf das völlig ausgewachsene Gebilde eines absolutistischen Beamtenstaates. Von keiner Seite wird wohl die Berechtigung zu Repräsentativverfassungen für die Staaten des europäischen Continents heute mehr ernsthaft geleugnet werden. Sie ist vielmehr die größte und heiligste Errungenschaft der Völker des neunzehnten Jahrhunderts, und wird das bedeutsamste Kennzeichen dieser Epoche für alle Zeiten bleiben. Keineswegs handelt es sich auch bei der ferneren Entwicklung dieser Institution für die continentalen Staaten um einen Gegensatz zwischen parlamentarischer und königlicher Gewalt; diese ist in England nicht so gering, wie man auf dem Continent gern glauben möchte, und wird auf dem Continent, so lange nicht etwa sociale Umwälzungen die Verhältnisse der Culturstaaten völlig umgestalten, nie so gering werden können, als sie in England thatsächlich ist. Dafür sorgen die leicht überschreitbaren continentalen Grenzen, und die in Folge derselben gebotenen stehenden Heere. Wäre das britische Reich nicht vom Meere umflossen, so würde die königliche Macht in England niemals auf die Grenzen reducirt worden sein, die man auf dem Continent von mancher Seite für sie anstrebt.

Jener Gegensatz besteht vielmehr zwischen parlamentarischer und Beamtenherrschaft. Und wie zwischen diesen beiden Gewalten die Grenzsteine zu setzen und allmählich zu verrücken seien, das läßt sich nicht durch künstliche Mittel reguliren, läßt sich am allerwenigsten durch ein Staatsgrundgesetz vereirbaren. Das hängt ab von den Elementen, aus denen sich die Bevölkerung zusammsetzt, hängt vornehmlich ab von der Bereitwilligkeit der Unabhängigen, sich der mühseligen Mitwirkung an der Staatsverwaltung ohne Entgelt ernsthaft und dauernd zu unterziehen.

Gestehen wir uns nur, daß es mit unserer Bereitwilligkeit zur Erfüllung jener mühevollen Pflichten vorerst noch übel bestellt ist. In welchen Schichten

der Bevölkerung sind die zu finden, welche jene Pflichten erfüllen können? Der Wohlstand im Lande ist verhältnißmäßig nicht groß, zumal nicht in den wegen ihres Umfanges gewichtigen östlichen Provinzen. Wo er hervortritt, wird er nicht immer mit Freuden empfangen, sondern mit scheelen Blicken, mit Mißtrauen betrachtet. Die gute Gesellschaft der Kreisstädte des Ostens setzt sich im wesentlichen aus den Beamten zusammen; der Offizier der Garnison bildet eine willkommene Zugabe, Arzt und Apotheker haben legitimen Zutritt, der Handelsstand ist nur in wenigen Mitgliedern zugelassen, und mehr geduldet als herbeigerufen. So war es vor zwei Decennien auch noch in dem mittleren Abschnitte des Landes; nur der in jeder Beziehung glücklicher situirte Westen hebt sich seit lange vortheilhaft ab. Der gebildete Beamtenstand vertritt, wenn man von jenen westlichen Landstrichen und den großen Städten absieht, noch heute die Intelligenz des Landes. Seine Mitglieder überwiegen in den Parlamenten, und führen durch ihre zahlreiche Anwesenheit den Beweis, daß die bureaukratische Regierungsform dem Lande noch heute geläufiger ist, als die parlamentarische. Die Bureaukratie übt ihre Herrschaft in beiderlei Gestalt: hierarchisch geordnet repräsentirt sie das alte Regime, aus Wahlen hervorgegangen vertritt sie die neue Zeit. Niemand ist logischer Weise weniger zur Mitwirkung am parlamentarischen Regiment berufen, als die Beamten des Staates; und doch vermag nur ein kleiner Kreis mit ihnen in der Erfüllung dieses Berufes zu concurriren. Kein Wunder, daß solche Parlamente aus sich heraus nur den Geist entwickeln, den sie den Traditionen ihrer Mitglieder gemäß begreifen. Theoretische Kenntnisse für Fragen der Justiz und Verwaltung sind im Ueberfluß vorhanden, Verständniß für große praktische Fragen, insbesondere für die wirthschaftlichen Interessen fehlt in überraschendem Maße. Die Erwerbsthätigkeit des Volkes wird in ihrer Bedeutung nur von einem geringen Theile gewürdigt; die materiellen Erfolge der Einzelnen von einem großen Theile unfreundlich beurtheilt. Freilich machen die Handel und Industrie treibenden Bewohner der Städte neuerdings bemerkenswerthe Anstrengungen, um auch in der Politik Stellung zu nehmen; aber sie haben den schweren Kampf mit einer tief eingewurzelten Abneigung der durch die bisherigen Führer regulirten öffentlichen Meinung noch nicht ausgekämpft. Die ächte reiche Aristokratie ist wenig zahlreich; um so größer an Zahl ist der niedere Adel, welcher von vortrefflichen Traditionen erfüllt, die Stellen in der Civilverwaltung und der Armee mit Zähigkeit behauptet. Und selbst die Mitglieder der reichen Aristokratie kennen für ihre Söhne meistens kein anderes Bildungsmittel als die Armee. Im Kreise eines Offiziercorps, in welches man von der Schulbank nach erlangter militärischer Ausbildung eintritt, werden die Jugendjahre verbracht bis zu dem Zeitpunkte, wo Heirath und die Uebernahme eines väterlichen Landgutes dem lustigen Treiben der Garnison ein Ziel setzt. Während die Söhne der englischen Lords in Oxford das Staatsrecht Englands studiren und sich in der Beredsamkeit üben, um dann auf mehr-

ist, die Sitten und Institutionen fremder Völker aus eigener Anschauung kennen zu lernen, beschränkt sich der Sohn des deutschen Aristokraten in der Mehrzahl der Fälle auf seine militärische Ausbildung, eignet sich Vollendung in den gesellschaftlichen Formen des Offiziers an, tummelt seine Gänge, kämpft muthig und mit Hingebung, wenn ein Krieg in seine Dienstzeit fällt, und findet später in dem von den Wirkungen der allgemeinen Dienstpflicht durchsogenen Verhältnisse zu den Bauern seiner Güter noch eine Art Fortsetzung seiner früheren militärischen Position.

Sind das Institutionen, die, wenn nicht allmählich in mühevoller Arbeit umgestaltet, zur Selbstregierung, und durch diese zum parlamentarischen Regiment führen können? Die Frage beantwortet sich von selbst. Geduldig zwar, aber doch mit Widerwillen werden die Dienste geleistet, welche die Staatseinrichtungen schon jetzt von dem Einzelnen in Anspruch nehmen. „Früher bezahlten wir mit den Steuern die Verwaltung, jetzt zahlen wir die gleichen Steuern, und müssen doch die Verwaltung zur Hälfte selbst führen“ — so hört man selbst die Gebildeten und Unabhängigen sich äußern. Die Politik aber nimmt die Stelle ein, die ihr unter solchen Umständen allein verbleiben kann; sie ist ein Unterhaltungsstoff, und ein sehr anziehender, insofern sie der angeborenen Streitsucht Nahrung giebt. Die Wahlen sind in diesem Sinne ein wohlthuendes Reizmittel. An ernste und gefährliche Folgen denkt Niemand. Im Herzen vertraut der Wähler auf die Mäßigung und Standhaftigkeit des Monarchen, welcher unter allen Umständen dafür Sorge trägt, daß das Interesse des Staates an diesen Dingen nicht ernsthaften Schaden nimmt. Wie die Wahlversammlungen, so die Parlamente. Den Ministern die Zähne zeigen ist ein Hochgenuß, und wird es immer bleiben. Großartige politische Erfolge vermögen nur auf kurze Zeit diese unwiderstehliche Neigung einzuschläfern. So geschah es unmittelbar nach 1866 und einige Jahre lang nach 1870; aber diese Zeit ist längst vorüber. Und je mächtiger der Minister ist, desto angenehmer wird es empfunden, wenn man seinem Willen Widerstand entgegensetzt.

Es versteht sich, daß ein Mann wie Bismarck trotz der allseitigen Ueberzeugung von seiner Staatsweisheit, Energie und überlegenen Klugheit unter dieser Neigung am meisten zu leiden hat. Es giebt Tausende im Volke, die keine Parlamentsverhandlungen lesen, ausgenommen eine solche, wo Bismarck geredet hat, und diese nur, weil sie sicher sind, daß ihm von irgend einer Seite etwas höchst Widerwärtiges gesagt worden sein wird. Und es giebt zahlreiche Politiker in deutschen Landen, welche Bismarck, wenn er nur immer das Gegentheil seines wahren Willens kundgäbe, ganz nach seinem Belieben leiten könnte, weil sie unbedingt das Gegentheil von dem anstreben, was der Reichskanzler als wünschenswerth erachtet. Die letzte Reichstags-session war in dieser Beziehung noch lehrreicher, als ihre Vorgänger. Je mehr man sich dem Ende der Session näherte, desto trockener wurde die Luft. Der Luft am Streite war noch nie so wenig gefröhnt

worden. Der Reichskanzler war beinahe gänzlich aus dem Spiele geblieben; er war noch gar nicht erschienen. Kein Wunder, daß das nicht mehr aufzuhaltende Gewitter sich zuletzt an der falschen Stelle entlud. Ohne Wahl zuckt der Strahl. Die unglückliche Samoa-Vorlage fiel als Opfer. Sie war an sich kein wichtiges Ding. Eine aus den endlosen Fluthen des stillen Meeres aufsteigende Inselgruppe war durch Hamburgische Handelsniederlassungen halb und halb in deutschem Besitz. Kaum ein Jahr war verflossen, daß man der kleinen Colonie zu Liebe mit dem Staatswesens der Samoa-Inseln einen Freundschaftsvertrag geschlossen hatte. Nun brach aus ganz heterogenen Ursachen das Hamburgische Unternehmen finanziell zusammen. Es lag nahe, durch eine in mäßigtem Umfange zu leistende Staatshilfe die Colonie, weil sie einmal bestand, dem deutschen Mutterlande zu erhalten, und der Reichskanzler interessirte sich persönlich einigermaßen für das kleine Project. Das war es eben, daß er sich dafür interessirte! Es begann ein Streit, als ob ein ganzer Erdtheil erobert werden sollte. Die Frage, ob eine Reichssubvention in der projectirten Höhe wirthschaftlich gut oder schlecht angelegt wäre, wurde mit tiefsinnigen Argumenten erörtert; und je leichtere Arbeit es war, den Rentabilitätsrechnungen der Reichsregierung ihre Lückenhaftigkeit nachzuweisen, mit desto innigerem Behagen folgte die Majorität des hohen Hauses den nicht einen Deut überzeugenderen Gründen, welche für die gegentheilige Meinung entwickelt wurden. Der Kanzler hatte die Rentabilitätsfrage offenbar nicht zum Ausgangspunkte seiner Entscheidung gemacht. Er hatte sich gewiß nicht verhehlt, daß die Sache in dieser Beziehung immerhin ein Experiment wäre. Aber er war dem patriotischen Impulse gefolgt, die deutsche Flagge, nachdem sie einmal in jenen fernen Meeren gezeigt worden war, nicht wieder einzuziehen; und er hielt Deutschland ohne Optimismus noch für wohlhabend genug, um sich diesen kleinen Stolz gegenüber den großen Seemächten erlauben, ihn schlimmsten Falls auch bezahlen zu können. Entwickelte sich nichts Gutes aus der Sache, so war das Unglück zu ertragen; fände dagegen die Colonie ein gedeihliches Emporblühen, so könnte der wirthschaftliche Gewinn weit größer sein, als das zu seiner Erreichung übernommene Risiko. Die Gegner der Vorlage wollten hinter derselben allerhand Gespenster sehen. Das könnte uns ja, sagte man, ganz unmerklich in eine Colonialpolitik hineinreiben, und eine solche ist doch noch nicht im Princip beschlossen, ist noch nicht in ihrem allgemeinen und besonderen Theile debattirt, noch nicht von fünfzig verschiedenen Seiten in ihrem Für und Wider theoretisch beleuchtet! So verlangt es aber der Deutsche, und wird sich darin von dem rohen Empiriker Bismarck nicht befehren lassen. Die Samoa-Vorlage fiel also. Großer Jubel auf der ganzen Linie, als wäre ein mächtiger politischer Sieg errungen. Der Wiederhersteller des deutschen Reiches, da lag er im Staube! Und als die Sache schon abgethan war, grollte der Donner noch weiter. Es stellte sich heraus — man höre und schaudere — daß auf diesen nichtswürdigen Inseln des stillen Meeres die Elephantiasis zuweilen epidemisch auftritt. Ueig schade,

daß das nicht noch im Reichstage hatte gesagt werden können. Da wäre es doch mit einem Schlage erwiesen gewesen, in welches Verderben der Kanzler die Nation hatte locken wollen. Zum Glück scheinen die Samoaner über Deutschland nicht so genau unterrichtet zu sein, wie es umgekehrt der Fall ist; sonst riskiren wir die Nachricht, daß man dort erfahren hat, wie oft der Typhus unter den Bewohnern der Reichshauptstadt wüthet, wie die Diphtheritis daselbst ihr grausames Spiel treibt, der Chancen einer Cholera-epidemie gar nicht zu gedenken; wie dieses von den schlimmsten Krankheitsstoffen inficirte Deutsche Reich sich vor Jahr und Tag allen Ernstes sogar auf einen Besuch der orientalischen Pest hatte vorbereiten müssen. Erführen das die Samoaner, sie würden vielleicht allen Deutschen den Befehl geben, ihre Inseln unverzüglich zu verlassen; und um keinen Preis käme je ein Samoaner als Gesandter nach Berlin. Was würden wohl die Engländer oder Holländer sagen, wenn man ihnen zumuthete, ihre kostbaren indischen Besitzungen wegen der von wilden Thieren und Krankheiten drohenden Gefahren aufzugeben!

Dem vernichtenden Streich, den der Reichskanzler empfangen hatte, folgte sehr bald ein zweiter. Der Kanzler, welcher die Freihafenstellung Hamburgs als ein nur vorübergehendes künftig wegfallendes Institut betrachtet, wie dies auch bei den Verhandlungen über die Verfassung allerseits angenommen worden war, der Kanzler war dabei ertappt worden, daß er diese von den Hamburgern einigermaßen gemißbrauchte Freihafenstellung auf ein dem ursprünglichen Zwecke entsprechendes Maß zurückführen wollte. „Sanct-Pauli“ war plötzlich die Parole. „Rettung für Sanct-Pauli!“ tönte es durch ganz Deutschland. Hätte es sich zur Zeit um Wahlagitationen gehandelt, man würde vielleicht den katholischen Bauern Westfalens und der Rheinprovinz erzählt haben, St. Pauli sei der Schutzpatron von Hamburg, den der Reichskanzler aus Haß gegen den Papst nicht anerkennen wolle. Alle Hebel waren über Nacht gegen die Bestrebungen des Kanzlers in Bewegung gerathen; selbst die verfassungsmäßigen Reservatrechte Bayerns und der anderen süddeutschen Staaten wurden als gefährdet erklärt. Das war ein Jubel unter den Rannegießern, den man sich für einen so späten Zeitpunkt der Reichstagsession gar nicht mehr hatte träumen lassen. Als bald erschien denn auch der Kanzler im Reichstage, wenig aufgelegt zu Schmeicheln, erbittert über diese selbst in Deutschland überraschenden Hefereien. Seine Rede war kurz und barsch. Er fragte die Parlamentsmitglieder: „Bin ich allein ein Deutscher, oder sind Sie es gleichfalls? Wollen Sie Alles vernichten, dann kann ich allein nicht Alles halten“. Das war aber nun das Schlimmste von Allem, daß er, solche Worte sprach. Eine Fluth von Anschuldigungen folgte ihm, als er empört über das kleinliche Gebahren der Gegner den Reichstag verließ. „Nimmt's noch kein Ende mit ihm?“ fragten seine zahllosen Gegner, fragte die oppositionelle Presse, fragte man an tausend Viertischen des gelobten deutschen Landes. „Er hält den Mitgliedern des Parlaments Strafpredigten, er

beschuldigt sie des mangelnden Patriotismus; er erlaubt sich Vorwürfe gegen den Reichstag. Wann geht er endlich, denn nun ist's doch offenbar, er ist nicht länger zu ertragen!" —

* * *

Es besteht in Deutschland eine kleine Minorität von Politikern, welche eine ernste Gefährdung des jungen Reiches durch die Eigenthümlichkeit des deutschen Volkscharakters für möglich halten, und deshalb mitummer in die Zukunft schauen. Ein glühender Vaterlandsfreund, welcher zu diesen Sonderlingen zählt, war auf den seltsamen Gedanken verfallen, ein Stück Zukunftsgegeschichte zu fingiren, um durch Publikation desselben seinen Landsleuten gewissermaßen einen Spiegel vorzuhalten. Vor seinen Augen stand das lebendige Bild deutscher Schwäche seit den Freiheitskriegen. Seine Seele hatte schwer gelitten zu jenen Zeiten, wo bald der östliche, bald der westliche Nachbar seinen Fuß der deutschen Nation auf den Nacken setzte. Begeistert für die neue Erhebung seines Volkes wollte er an seinem bescheidenen Theile daran mitwirken, daß das neue deutsche Reich festen Bestand erhalte. Es sei aus den eigenartigen Aufzeichnungen dieses Mannes, welche mit Bismarcks Rücktritt beginnen, das Folgende hier wiedergegeben:

„Als Bismarcks Rücktritt unwiderruflich geworden war, ließ die Entscheidung über seinen Nachfolger nicht lange auf sich warten. Ein in Bismarck'scher Schule erzogener gewiegter Diplomat wurde dem athemlos laufenden Europa als neuer Reichskanzler bezeichnet. Der Kaiser wünschte den baldigen Zusammentritt des Reichstages, den er persönlich eröffnete. Mit bewegter Stimme gab er beim Empfang der Präsidenten seinen Schmerz über den Rücktritt des großen Kanzlers zu erkennen. Er sagte wiederholt, daß das deutsche Reich nun erst anfangen müsse, den Beweis seiner Existenzfähigkeit zu liefern. Das Vaterland rechne mehr als je auf den Patriotismus und die Weisheit des Parlamentes, — mit diesen Worten entließ er das Präsidium. Die Fractionen des Reichstages entwickelten ersichtlich eine große Geschäftigkeit. Es schien, als ob allenthalben bisher zurückgehaltene Pläne und Projecte aufgenommen und vorbereitet würden. Jeder Einzelne machte den Eindruck, als ob er in seinen eigenen Augen größer und mächtiger sei, denn zuvor; nur das Centrum, welches nach der allgemeinen Ansicht am meisten gewinnen konnte, demonstirte mit einer timiden, beinahe demüthigen Haltung. Man wollte darin eine wohlüberlegte Taktik erkennen, so daß ein liberaler Abgeordneter bei der ersten Gelegenheit dem Führer der Centrumpartei sagte, es scheine ihm ein Fuchs im Schlafrock zu stecken. Die Herausforderung blieb unbeantwortet. Daß der Wechsel in der Person des Reichskanzlers eine veränderte Ordnung der Dinge herbeiführen müsse, wurde allseitig ausgesprochen. Die Plänkereien ließen auch nicht lange auf sich warten. Gelegentlich einer die Finanzen betreffenden Gesetzesvorlage wagte ein Führer der liberalen Partei die Frage, ob der neue Kanzler

diesen Gesetzesentwurf, der seine Unterschrift trage, wohl gelesen und, wenn gelesen, ob er ihn verstanden habe. Es knüpfte sich hieran eine lange Discussion über die künftige Stellung des ersten Reichsbeamten. Man sagte, daß, was für die Riesenihultern Bismarcks erträglich gewesen, nicht auch jedem Anderen in gleicher Weise gezieme, ja, daß es einfach lächerlich erscheine, wenn ein zünftiger Diplomat Vorlagen der inneren Verwaltung durch seine Unterschrift als von ihm ausgehend bezeichnen wolle. Der neue Kanzler suchte sich mit schicklichen Worten aus der Affaire zu ziehen, indem er hauptsächlich bemerkte, daß die Ernennung von Stellvertretern für die einzelnen Verwaltungszweige sich seiner Meinung nach allerdings mehr und mehr zu einer festen Institution des Reiches ausbilden werde. Er bekam aber die Bemerkung zu hören, daß es des Reiches unwürdig sei, das bisherige Verhältniß des einzigen Reichsministers formell aufrecht zu erhalten, da es der Sache nach nicht ferner bestehen könne. Die Frage der Einsetzung von Reichsministern war somit wieder in den Vordergrund gedrängt, und wurde von der Presse ausführlich discutirt. Im Uebrigen verlief die erste Reichstagsession ohne erwähnenswerthe Zwischenfälle, und war auch von verhältnißmäßig kurzer Dauer, da der Kanzler den Plan verfolgte, von Anfang an mit Gesetzesvorlagen möglichst zurückhaltend zu sein. Bemerkenswerth blieb dagegen die ersichtliche Neigung, Bismarcks Verwaltung, die Höhe seiner Gesichtspunkte, die Großartigkeit seiner Erscheinung als Staatsmann allenthalben zum Ausdruck zu bringen, sobald es sich darum handelte, der Regierung den Text zu lesen. Und gerade die Liberalen waren mit dieser nachträglichen Würdigung am freigebigsten.

Sehr bedeutsam erwies sich alsbald der Rücktritt Bismarcks in seiner Wirkung auf die Regierungen der Mittelstaaten. Man fing an, sich dort bewußt zu werden, daß jetzt nichts mehr im Wege stehe, um in den Genuß der kostbaren Rechte einzutreten, welche die Verfassung des Reiches bezüglich der Theilnahme an der Reichsregierung diesen Staaten gewährt. Unter den Ministern jener Regierungen gab es manchen ehrgeizigen Herrn. Seit dem Beginn des alten deutschen Bundes bis zur Schöpfung des neuen deutschen Reiches stand diesen Regierungen eine Theilnahme an der großen Politik nicht offen. Als Mitgliedern des Reiches war sie ihnen formell gewährt; solange indeß Bismarck waltete, ließ das Schwerkewicht seiner Persönlichkeit selbstständige ehrgeizige Aspirationen nicht aufkommen. Jetzt besann man sich rasch, daß dieses Hinderniß nicht mehr bestehe. Der Art. 8 der Reichsverfassung, welcher für die auswärtigen Angelegenheiten einen von den Bevollmächtigten der Mittelstaaten dominirten Ausschuß zusammensetzt, bot eine willkommene Handhabe. Man erwog, daß dieser Ausschuß sich als Durchgangsstation für die Reichskanzlerwürde eigne, und den Weg dazu auch nichtpreussischen Staatsmännern eröffnen könne. Es wurde also bei nächster Gelegenheit eine genauere Definirung der Rechte dieses Ausschusses versucht, und dem neuen Reichskanzler eine bezüglichende Denkschrift unterbreitet. Die Antwort ließ

trotz mehrfacher Excitatorien lange auf sich warten, so lange, daß ein officiöses süddeutsches Blatt inzwischen eine ganze Serie von Staatsweisheit triefender Artikel über den Gegenstand publicirte. Als der Bescheid endlich kam, lautete er ausweichend und wenig befriedigend. Der Nachdruck des nicht umfangreichen Actenstückes lag in der Erklärung, daß man sich keineswegs mit allen Ausführungen des Ausschusses im Einverständniß befinde, daß aber jedenfalls die Rechte der Bundesstaaten in peinlichster Weise gewahrt werden würden, daß übrigens die Großmacht Preußen niemals eine andere als eine ächt deutsche Politik getrieben habe, und die Vereinigung der preussischen Krone mit der deutschen Kaiserkrone die beste Garantie für eine allseitig befriedigende auswärtige Politik des Reiches liefere. Der Ausschuß hielt es nicht für opportum, die Angelegenheit sogleich weiter zu verfolgen; indeß blieb, zumal bei einigen von persönlichem Ehrgeiz besonders erfüllten Mitgliedern ein Stachel zurück, der sich bald nach anderer Richtung bemerkbar machte. Die Angelegenheit gelangte dann auch in die Presse, und hatte hier die erklärliche Folge, den alten, seit einem Jahrzehnt eingeschläfertem Gegensatz zwischen specifischem Deutschtum und specifischem Preußenthum wieder aufzurütteln. Bismarck hatte diesen Gegensatz stets unterdrückt, und, wo es nicht anders anging, sogar verspottet. Die Entwicklung, welche die Angelegenheiten in Deutschland unter seiner Führung genommen hatten, sein steter Appell an die Liebe der Deutschen zur Größe des Reiches, am allermeisten aber der hohe Respekt der Regierungen wie der Fürsten vor der Weisheit seiner Politik hatten ihm die Wahl dieses Standpunktes leicht gemacht; der neue Kanzler konnte sich auf ähnliche Erfolge nicht berufen, und der Rechtsstandpunkt trat ihm gegenüber daher in allen Beziehungen schärfer hervor. Dies betonte auch der einsichtsvollere Theil der Presse, welcher übereinstimmend geltend machte, daß in der Reichsverfassung ganz unverkennbar Vieles auf die Riesengestalt Bismarcks zugeschnitten sei, und nach seinem Rücktritt durch sachgemäße Aenderungen dem Durchschnittsformat gewöhnlicher Menschen besser angepaßt werden müsse. Man sprach also von Aenderungen der Verfassung, ohne daß zunächst auf irgend einer Seite der Muth vorhanden war, ein bezügliches Project in greifbarer Form vorzulegen.

Als Niederschlag solcher und ähnlicher Vorgänge wurde aber in der deutschen Bevölkerung allmählich die Meinung laut, daß Preußen im Augenblicke nicht mehr wie zu Anfang der von großen Männern mit überwiegender Klugheit geleitete Staat sei, weder in der Civilverwaltung noch in der Armee. Die berühmten Führer der preussischen Armee waren nach und nach zurückgetreten, oder so alt geworden, daß sie nicht mehr zählten. Die angeborene Zweifelsucht fragte, ob das Reich in einem neuen Kriege wiederum das Glück der Waffen für sich haben würde. Unter dem Einflusse einer bekannten dem Deutschtum überaus feindlichen Partei in Bayern fing die öffentliche Meinung daselbst an, die vertragsmäßigen Befugnisse des Kaisers zur

Controllirung der bayerischen Armee als eine Kränkung Bayerns zu erklären. Man stellte die Forderung, daß der Kaiser dieses verfassungsmäßige Recht durch Nichtgebrauch in Wegfall bringen möge, und die bezeichnete Partei hatte die Nothwendigkeit, eine große Versammlung zu veranstalten, um für diesen angeblichen Wunsch des bayerischen Volkes zu demonstrieren. Das Programm des beabsichtigten Massenmeetings bezeichnete „die Freiheit der Armee“ als Thema der Erörterung, und die Parteipresse führte aus, daß die bayerischen Truppen sich im Kriege von 1870 den preussischen ebenbürtig gezeigt, damit also den Beweis geliefert hätten, wie sie dieser Obervormundschaft ohne Schädigung des Reiches entzogen werden könnten. Die Behörden verhinderten zwar die Abhaltung der Versammlung; indeß konnte es nicht fehlen, daß die Sache in ganz Deutschland lebhaft besprochen wurde. Und die jener Partei angehörigen Mitglieder des bayerischen Landtages erklärten unumwunden, daß sie an diesem Project festhalten und immer aufs Neue darauf zurückkommen würden. Die Reichsregierung enthielt sich jeder officiellen Aeußerung; der Kaiser aber bekundete seine Stellung zur Sache sehr deutlich dadurch, daß er früher als sonst im Jahre eine umfassende Inspicirung der bayerischen Armee anbefahl.

Inzwischen hatte die politische Parteigruppierung anläßlich der bevorstehenden Reichstagswahlen eine etwas veränderte Gestalt angenommen. Vornehmlich bildete sich aus dem linken Flügel der ehemaligen National-liberalen unter Hinzunahme jüngerer Kräfte eine neue Partei, welche als ihr Programm neben der Wahrung und Förderung der Größe des Reiches in echt Bismarck'schem Geiste die Anstrengung von absolut liberalen Institutionen im Innern bezeichnete. Die Conservativen gingen aus den Wahlen nicht zahlreicher hervor; dagegen erschienen die Mamen des Centrums vollzählig auf dem Platze. Sorgenvoll berechnete der neue Reichskanzler die ihm ergebenden Stimmen, und kam zu dem Resultat, daß es zur Erhaltung seiner Position nothwendig sei, mit dem Centrum zu verhandeln. Persönliche Neigungen in den höchsten Sphären unterstützten seinen Entschluß. Die Verhandlungen wurden geschickt angeknüpft, und hatten nach längerer Dauer das merkwürdige Resultat, in der Centrumspartei eine tiefe Spaltung zu demaskiren. Der eine Theil wollte von keiner Verständigung etwas wissen, die nicht erst im vollsten Umfange und in feierlichster Weise von Rom gut geheißener wäre. Der andere Theil erklärte diese Bedingung für böswillig, und es wurde offen ausgesprochen, daß viele Mitglieder des Centrums in dem kirchlichen Conflict eine bequeme Handhabe erblickten, um allerhand andere fröndrende Neigungen dahinter zu verbergen. Rom hielt sich geflissentlich zurück, indem es die überraschende Erklärung abgab, daß die Mitglieder des Centrums als deutsche Unterthanen frei nach ihren eigenen Entschlüssen zu handeln hätten. Geheime Nachrichten besagten, die Curie wolle jetzt die Taktik verfolgen, eine Ausöhnung des Centrums mit der preussischen Regierung anzubahnen, um ihre weitgehenden Pläne, nach Herstellung besserer Beziehungen

zu dieser maßgebenden Fraction sicherer verwirklichen zu können. Die zur Ausöhnung geneigte Gruppe knüpfte endlich den Abschluß ihres Pactes an die Bedingung, daß ein von ihr persönlich bezeichneter, streng katholischer Staatsmann als Vizekanzler eingesetzt würde. Der Reichskanzler, in dieser Wendung mit Recht eine auf Verdrängung seiner Person gerichtete Intrigue erkennend, brach die Verhandlungen ab, und betrieb die Auflösung des Reichstages. Der bezügliche Antrag war im Bundesrathe nicht leicht durchzubringen, wie überhaupt die Mitglieder dieser Körperschaft zusehends eine selbstständigere, dem Reichskanzler vielfach opponirende Haltung einnahmen. Staatsrechtliche Fragen aller Art fingen allmählich an, auf der Tagesordnung zu stehen. Man unterwarf die Zulässigkeit der Ernennung preussischer Minister zu Chefs von Reichsämbtern und die Frage, ob Preußen befugt sei, Beamte des deutschen Reiches zu preussischen Bundesbevollmächtigten zu bestellen, eingehender und abfälliger Beurtheilung. Die Minister der Mittel- und Kleinstaaten hielten sich öfter und länger als ehemals in Berlin auf. Die persönliche Vertretung des Einflusses beim Reiche galt bereits als der bei weitem vornehmste Theil der Regierungsthätigkeit der Bundesstaaten. Den Landtagen in Dresden und München gingen Projecte zur Erbauung eines sächsischen und eines bayerischen Palais in Berlin zu, und wurden von den Ministern eifrig unterstützt. Nicht die Liebe zum Reiche, sondern die ehrgeizigen Pläne einzelner hervorragender Leiter jener Staaten waren die wirklichen Triebfedern dieser Projecte. Man erwog sogar im Kreise einiger Regierungen, ob nicht der jedesmalige Gesandte in Berlin als solcher Mitglied des Ministeriums des betreffenden Bundesstaates sein müsse, da die Legation nur dem Namen nach eine solche, der Gesandte in Wahrheit ein Minister-Commissarius beim Reiche wäre, überdies ein wirklicher Minister schon vermöge seines Ranges die Interessen des Landes in Berlin erfolgreicher als ein bloßer Gesandter vertreten könne. Ein sonderbarer Vorfall in dem Ausbruch für die Marine verlieh der beständig wachsenden Eifersucht einen acuten Ausdruck. Aus Anlaß der bevorstehenden Fertigstellung eines neuen Panzerschiffes wurde die Frage angeregt, ob der Kaiser als verfassungsmäßiger Chef der Marine befugt sei, ohne Anhörung des Bundesrathes die Namen der zur deutschen Kriegsflotte gehörigen Schiffe zu bestimmen. Zur Motivirung wurde bemerkt, daß nachgerade genug Schiffe der Flotte auf preussische Namen getauft seien, und daß es sich ziemt endlich auch der anderen deutschen Bundesstaaten zu gedenken. Von einer Seite wurde für das neue Panzerschiff der Taufname „August der Starke“ verlangt, nach einem anderen Vorschlage sollte es „Eberhard“ genannt werden. Zur Schlichtung des Streites stellte ein drittes Bundesrathsmitglied den Antrag, man möge das Schiff „Günther von Schwarzburg“ nennen. Ein zum Spott aufgelegter preussischer Bevollmächtigter erlaubte sich hiergegen die Bemerkung, es lasse ihn dieser Streit lebhaft der Zeiten gedenken, wo die deutschen Kurfürsten mit Vorliebe den machtlosesten unter den Wahlcandidaten zum deutschen Kaiser wählten,

damit er ihnen in der Regierung des Reiches nicht unbequem werde. Dieses Wort führte zu einer so leidenschaftlichen Scene, daß der Präsident sich genöthigt sah, die Mitglieder eindringlich an die Würde der hohen Versammlung zu mahnen. Selbstverständlich wurde der Vorfall durch die Presse bekannt, und führte hier zu ganz erbitterten Streitereien. Die Einen machten geltend, daß nach dem klaren Wortlaut der Verfassung der Kaiser als solcher Chef der Marine, diese somit seinem Befehl unterstellt sei; die Andern behaupteten, der Kaiser übe diese Gewalt nicht in dem Sinne, wie etwa der König von Preußen oberster Kriegsherr der Armee wäre, sondern nur als vertragsmäßig eingesetzter Delegat der verbündeten Regierungen, die gerade für den vorliegenden Fall ihr gemeinschaftliches Recht nicht aufgegeben hätten. Nicht der Kaiser, sondern die Bundesstaaten insgesammt seien Eigenthümer der Flotte. Als bald darauf das Panzerschiff vom Stapel lief, erhielt es auf kaiserlichen Befehl den Namen „Ludwig der Bayer“. Darüber brach der Sturm von Neuem los. In höhnischer Weise beglückwünschte die oppositionelle Presse das bayrische Volk wegen der ihm ob seiner Folgsamkeit im Bundesrathe zu Theil gewordenen Gunstbezeugung.

So nahmen die Dinge allenthalben einen für den Vaterlandsfreund höchst unerquicklichen Verlauf. Inzwischen hatten die neuen Wahlen keine Vermehrung der Stimmen zu Gunsten des neuen Reichskanzlers ergeben. Eine neue Färbung war nur insofern bemerkbar, als in den einzelnen Fractionen die specifisch preußisch gesinnten Mitglieder sich von den übrigen abzuheben und enger aneinander zu schließen begannen. Es war dies die natürliche Folge der öffentlichen Stimmung. Die hohen Gesichtspunkte Bismarcks, welcher ohne Nebenbuhler regiert hatte, waren nicht mehr maßgebend. Die Würde des Reichskanzlers wurde der Zielpunkt des Ehrgeizes auf vielen Seiten; und wer sich nicht Reichskanzler zu werden getraute, hoffte es wenigstens einmal zum Chef eines Reichsamtes zu bringen. Man hatte eben rasch begriffen, welche glänzende Ziele für die Leiter selbst des kleinsten deutschen Bundesstaates mittelst der deutschen Reichsverfassung eröffnet worden waren. Hierin lag aber ein Anlaß, den Particularismus nicht zu bekämpfen, sondern ihn eifrig zu pflegen. Je werthvoller man durch diplomatisches Verhalten im Bundesrathe jede dort vertretene Stimme zu machen wußte, je besser der Einzelne es verstand, sich zum Führer einer bei der Abstimmung gewichtigen Gruppe hinzustellen, desto eher konnte ihn der gewonnene Einfluß an die Spitze der Geschäfte eines Ressorts führen. In Preußen machte sich auf vielen Seiten ganz unverkennbar ein Groll gegen diese Strömung bemerkbar. Es wurden in der altpreussischen Presse Stimmen laut, welche ausführten, daß die neue Macht der Mittel- und Kleinstaaten im deutschen Reiche auf preussischen Schultern ruhe, daß Preußen, ganz abgesehen von seinem territorialen Umfange, für alle Zeiten die Hegemonie zu beanspruchen habe. Diese Gesinnung erfüllte auch die maßgebenden Kreise; und als der Reichskanzler, vor der ihm nicht sympathischen Majorität des

neuen Reichstage zurückweichend, seine Demission gab, wurde aus dem Kreise speciell preussischer Staatsmänner ein in besserer Fühlung mit dem Parlamente stehender, auch mit der inneren Verwaltung mehr vertrauter Nachfolger ernannt. Selbstverständlich war dieser Schritt für den Augenblick nur geeignet, die Gegensätze noch zu verschärfen. Der neue Kanzler gab sich keine Mühe, seine Gesinnung zu bemänteln oder zu verbergen. In seiner ersten Rede erklärte er, daß er ein Preuße, und als solcher ein Deutscher sei. Das war für alle offenen und geheimen Gegner eine verständliche Sprache. Natürlich hatte er auch nicht zu sagen unterlassen, daß er die Geschäfte in ächt Bismarckschem Geiste zu handhaben gedenke. Diese Redewendung durfte nicht fehlen. Sie war längst der unentbehrliche Gemeinplatz aller öffentlichen Reden geworden, wie es etwa in England das bekannte von Nelson am Morgen der Schlacht von Trafalgar gesprochene Wort bis auf den heutigen Tag ist. Erklärlicher Weise nahmen nun die Frictionen im Bundesrathe zu, und stärkten die Position des Reichstages gegenüber den Zwecken der Regierungen in hohem Grade, was bei der Zusammensetzung dieser Körperschaft vornehmlich den liberalen Parteien zu Gute kam. Man sprach bereits offen, selbst in der officiösen Presse, von der Gegnerschaft einer mitteldeutschen Gruppe gegen die preussische Stellung im Reich. Und als der neue Kanzler in einer der folgenden Sitzungen des Bundesraths in unverblümter Form erklärt hatte, daß er sich seiner Position wohl bewußt sei, und sich durch keine Hindernisse von der Verfolgung seiner Politik zurückschrecken lassen werde, erhielt er die Antwort in einem von jener Gruppe dem Bundesrath unterbreiteten Antrag, worin man die Abstellung verschiedener als verfassungswidrig bezeichneten Verwaltungsacte verlangte. Als solche wurden erklärt: die Einsetzung preussischer Minister zu Chefs gewisser Reichsämters, und die Bestellung von preussischen Bundesrathsbevollmächtigten aus der Zahl der hervorragenden deutschen Reichsbeamten. Außerdem wurde nun definitiv eine Klarstellung der Befugnisse des Ausschusses für das Auswärtige gefordert, und ein entsprechend formulirter Antrag vorgelegt. Die Entscheidung des Bundesraths wurde angerufen unter Bezugnahme auf Artikel 76 der Reichsverfassung, welcher dieses verfassungsmäßige Organ zum Schiedsgerichte bei Streitigkeiten zwischen den einzelnen Bundesstaaten bestellt. Diese Wendung der Dinge rief begreiflicherweise die größte Aufregung hervor. Kaum zwei Jahre war Bismarck von den Geschäften zurückgetreten, und bereits war man dabei angelangt, die Grenzen der Befugnisse der Reichsregierung einem Richterspruch zu unterstellen. In heftigster Weise entwickelte sich sofort der Kampf der Parteien in der Presse und in politischen Versammlungen. Man bestritt die Competenz des Bundesrathes für die Entscheidung der aufgeworfenen Frage. Es wurde in Abrede gestellt, daß der Art. 76 auf Streitigkeiten der einzelnen Bundesstaaten über ihre Stellung zum Reiche Bezug habe. Es wurde deducirt, daß die Leitung des Staatswesens unmöglich sei, wenn die Regierungshandlungen des Kaisers dem Spruche eines Gerichts unter-

worfen werden könnten. Unter Bezugnahme auf die Verhandlungen, welche bei der Abfassung des Art. 76 der Reichsverfassung, resp. des analogen Artikels der ehemaligen deutschen Bundesverfassung geführt worden waren, hielt man es überdies für unzweifelhaft, daß der Bundesrath nicht selbst entscheiden könne, sondern die Entscheidung einem Gerichtshofe übertragen müßte. Die Organe der altpreussischen Presse ergingen sich zum Theil in heißendem Spott; andere führten eine unheimlich brüste Sprache, indem sie erklärten, Preußen habe das übrige Deutschland schon ein Mal zu seiner Pflicht zurückgeführt, es könne das nöthigenfalls noch ein zweites Mal geschehen. Die Organe der Antragsteller wiesen die Sprache dieser preussischen Blätter in empörtem Tone zurück. Deutschland sei ein Bundesstaat, und alle Glieder, das größte nicht ausgenommen, haben sich den vereinbarten Satzungen der Verfassung zu fügen. Nichts Anderes als eine strenge Innehaltung dieser Satzungen sei das Ziel des gestellten Antrages. Die Regierungen, von denen er ausgegangen, würden im Bewußtsein ihres guten Rechtes nicht zurückweichen, und hofften damit dem Reiche einen nicht zu unterschätzenden Dienst zu erweisen. Selbstverständlich waren die in den politischen Versammlungen geführten Reden noch um vieles heftiger. Im Parlament dagegen erhoben sich Stimmen, die einen seit Bismarcks Rücktritt nicht mehr gehörten Ton anschlagen wollten. Man appellirte an die Vaterlandsliebe, man citirte Vorgänge aus der Bismarckschen Periode, um zu zeigen wie stark die Einigkeit Deutschland gemacht habe, und auch fernerhin machen könnte. Man sprach es aus, daß die Einheit Opfer von jedem Einzelnen verlange, daß eine Einigkeit, bei der Jeder seinen eigenen Willen durchsetzen wolle, undenkbar sei. Ein Antrag, der in Form einer Resolution die verbündeten Regierungen von der Fortsetzung des Streites abmahnen sollte, wurde eingebracht. Die Vertreter der Regierungen erklärten aber vom Bundesrathstische, daß es über die Competenz des Reichstages hinausgehe, dem Bundesrath in dieser Sache Rathschläge zu ertheilen. Der Bundesrath sei ein Staatenhaus, seine Mitglieder seien Regierungen, die sich ihrer Ziele und Zwecke wohl bewußt wären. Monate hindurch tobte der Streit im ganzen Reiche, und wurde immer heftiger, immer leidenschaftlicher, je länger der Bundesrath in erklärlicher Verlegenheit ein materielles Eingehen auf die Sache hinausshob.

Selbstverständlich ließ die schädliche Einwirkung dieser Vorgänge auf die Haltung des Auslandes nicht warten. Der deutsche Botschafter in Wien hatte von einer eigenthümlichen unruhigen Geschäftigkeit der dortigen Regierung zu berichten, deren Chef ihm gelegentlich eines Gespräches das Bekenntniß machte, daß man den Vorgängen in Deutschland mit äußerster Besorgniß zuschaue, und daß es die kaiserliche Regierung mit Rücksicht auf ihre Interessen im Orient für geboten erachte, Vorkehrungen zu treffen, falls etwa das deutsche Reich sich nicht als ein unter allen Umständen einiger und festgeschlossener Staatenkörper erweisen sollte. In Frankreich war es

bei gewissen Parteien Dogma, daß Deutschland mit Bismarck stehe und falle. Mit schlecht verhehltem Behagen hatte man die Entwicklung der Dinge verfolgt. Und als die neueste Wendung eingetreten war, erging sich die Presse daselbst in grenzenlosen Ausfällen. „Eine kurze Zeit lang“ — so schrieb ein einflußreiches Blatt — „hatten wir fürchten müssen, daß tausendjährige Reich deutscher Nation wieder erstanden zu sehen. Mit Freuden erkennen wir, daß diese Furcht unbegründet war. Die Deutschen kehren zurück zu der Position, auf die ihr wohlbekannter Volkscharakter sie verweist. Noch eine kurze Frist, und jenes deutsche Reich, um welches man seit 1870 so viel Aufhebens gemacht hat, besteht nicht mehr. Was für uns zurückbleiben wird, sind die Erfahrungen; und wir werden nicht säumen, unsere Konsequenzen zu ziehen. Inzwischen können wir noch eine Zeit lang ruhig zusehen. Wir wußten immer, daß Ihr Deutschen in der Politik unheimliche Gesellen seid. Ein Bismarck verstand es, Euch zu lenken, wartet also, bis ein neuer kommt; so lange er aber nicht gefunden ist, beugt Euch vor uns“. Noch böshafter war die Sprache der russischen Presse. Ihre Organe erinnerten das russische Volk, daß Deutschland sich seit 1870 geberdet habe, als ob seine Einigkeit ein selbstverständliches, für alle Zukunft gesichertes Ding sei. „Wir kennen die Deutschen anders“, schrieb eine große Moskauer Zeitung. „Die deutsche Einigkeit war ein vorübergehendes Blendwerk; in der Geschichte wird sie nur die Bedeutung einer kurzen, wenngleich merkwürdigen Episode erlangen. Ist sie erst vorüber, dann wird Rußland seinen westlichen Nachbarn ihr Verhalten im letzten Türkenkriege und auf dem Berliner Congreß heimzuzahlen wissen. Frankreich und Rußland im Bunde werden dafür sorgen, daß sich die Vorgänge von 1870 nicht mehr wiederholen“. — — —

* * *

Man kann den vorstehenden Abriß dieser sonderbaren Zukunftsgeichte nicht wiedergeben, ohne den lebhaften Wunsch, daß der Verfasser ein arger Schwarzseher gewesen sein möge. Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß seine Darstellung mancherlei Betrachtungen anregt. Je weniger seitens einer großen Zahl von Deutschen die Person Bismarcks ausreichend gewürdigt wird, je anmaßender man auf vielen Seiten über die Folgen seines eventuellen Rücktrittes denkt, desto urtheilsloser überläßt sich die große Masse dem behaglichen Bewußtsein der durch Bismarck geschaffenen Situation. Daß die ganze Freude des Deutschen Reiches erst zehn Jahre alt ist, ein Zeitraum, der, mit den Maßen der Geschichte gemessen, nur einen Moment bedeutet, wird selten in Betracht gezogen. Man betrügt sich, als sei das tausendjährige deutsche Reich zu neuem, ewigem Leben erwacht, als sei dieser Zustand ein ganz natürlicher, als stehe dieses Reich auf so festen Füßen, daß man der Lust, daran zu rütteln, ungestraft fröhnen könne. Und doch hat in Wahrheit dieses deutsche Reich vom alten Reiche nichts als den Namen über-

kommen. In den ehemaligen deutschen Kaisern erblickte die civilisirte Welt die Erben der römischen Cäsaren. „Kaiser“ hieß so viel als weltlicher Beherrscher der Christenheit. Und mit Recht. Nur allmählich entwickelten andere Herrscher neben ihm eine selbstständige politische Macht. Noch Karl V. regierte über ein Reich, in welchem, wie er stolz sagen konnte, die Sonne nicht unterging. Es war niedergeschrieben in den Satzungen deutschen Rechts, daß Gott zur Beschirmung der Christenheit zwei Schwerter gegeben habe, von denen das eine der Kaiser trage. Auflehnung gegen ihn war, so oft sie auch geschah, Auflehnung im eminenten Sinne. Ueberdies war der Kaiser ein Sohn der katholischen Kirche, und seine Herrschaft mit der ihrigen in engem Zusammenhang. Von alledem ist nichts auf das neue deutsche Reich übergegangen. Das neue Deutschland ist ein Staatengebilde modernster Art, ein Bundesstaat. Der Kaiser, welcher Protestant ist, hat neben seinem Titel nur die Rechte, die ihm die Bundesregierungen durch Vertrag übereignet haben, und die Haltbarkeit dieses Vertrages ist noch in keiner Weise erprobt. Die modernen Politiker wollen in dem Wesen des Bundesstaates ein ganz außerordentlich leistungsfähiges und glückliches Gebilde erkennen. Es giebt aber nur zwei Beispiele dafür, deren eines, die Schweiz, wegen ihres kleinen Umfanges und ihrer geographischen Verhältnisse gar nicht in Betracht kommt, während das andere, die Vereinigten Staaten von Amerika, Eigenthümlichkeiten aufweist, wie sie das deutsche Reich für sich nicht geltend machen kann. Ihr Gebiet deckt sich, wenn man von dem machtlosen Kanada und dem gänzlich stagnirenden Mexico absieht, mit Nordamerika, welches ein Erdtheil für sich ist. Die großen Weltmeere sind seine Grenzen. Plötzliche feindliche Invasionen sind dort noch weniger, als in England zu befürchten. Und was die Hauptsache ist: keiner seiner Bundesstaaten hat für sich allein eine bedeutende historische Vergangenheit. Die Staaten, welche die Union schufen, waren zur Zeit, als dies geschah, englische Colonien, vom Mutterlande unklug regiert. Die neu hinzugeetretenen haben ihren Beitritt vollzogen, sobald sie nur äußerlich den Rahmen und die Bevölkerungszahl eines halbwegs erträglichen Staatswesens aufweisen konnten. Daher ist es kein Wunder, auch kein Verdienst der amerikanischen Nation, entspricht vielmehr einfach den menschlichen Neigungen, daß in Amerika alles staatliche Interesse in der Richtung des Unitarismus gravitirt. Die Union ist ein stolzes mächtiges Staatswesen; der einzelne Bundesstaat bedeutet sehr wenig.

Ganz anders, ja gerade entgegengesetzt verhalten sich die Dinge bei uns. Deutschland liegt im Herzen Europas, an drei europäische Großstaaten direct angrenzend. Jeder der Staaten, die im Jahre 1870 einen ewigen Bund schlossen, hat eine Geschichte von vielen Jahrhunderten hinter sich; und bei manchen weist diese Geschichte Tendenzen auf, welche mit denjenigen des gegenwärtig geltenden Bundes in Widerspruch stehen. Ueberall aber fördert die Einwirkung einer so langen geschichtlichen Vergangenheit particularistische

Neigungen, denen die ererbte Skepsis besonderen Vorschub leistet. Und zu diesen Bundesstaaten gehört Preußen, welches schon ein Jahrhundert lang vorher sich eine europäische Großmacht hatte nennen dürfen. Der Bundesstaat Preußen ist es denn auch, welcher die deutsche Einheit von den übrigen erzwingen hat. So lange das Deutsche Reich nicht bestand, wurde Deutschland durch Preußen repräsentirt. Die übrigen Mitglieder des jetzigen Bundes lebten als Deutsche fast kostenlos unter preußischem Schutze. Dieser widersinnige Zustand führte den Krieg von 1866 in Deutschland herbei, und machte in weiterer Folge das Reich von 1870 entstehen. Preußen ist der umarmende und beschützende Bundesgenosse. Mit dieser Eigenthümlichkeit muß Jeder rechnen, der das Reich regieren will. Fiele es auseinander, so würde die alte Anomalie von neuem entstehen, denn Preußen gravitirt unwiderruflich nach Deutschland. Wer wollte sich verhehlen, daß die Gesamtheit solcher Umstände den Bundesstaat bei künftigen politischen Erschütterungen Europas ganz eminenten Gefahren aussetzt?

Das Ausland wird bald entdeckt haben, daß man gegen deutsche Politik nicht bloß in Berlin, sondern auch in Dresden oder München und noch an manchen anderen Stellen operiren und intriguiren kann. Man hat es vielleicht schon längst entdeckt, nur wagt man nicht demgemäß zu handeln, so lange Bismarck zur Stelle ist. Daß der deutsche Reichskanzler diese Gefahren erkannt hat, ist nicht zu bezweifeln; aber er liebt es nicht, davon zu reden. Er zieht vor, seine Nation an den Klippen vorüberzuführen, an denen sie scheitern könnte. Das hat er bewiesen in seiner Politik gegen Rußland. Und er kann seinen Landsleuten gegen solche Gefahren, wenn die Vaterlandsliebe nicht allen Zwiespalt niederzuhalten vermag, nur eine einzige Schutzwehr hinterlassen: nämlich eine Fülle von Bindemitteln der einzelnen Staaten unter einander. Dies ist es auch offenbar, was er beständig anstrebt. Eine ganze Reihe von Institutionen des Reiches verdanken diesem hohen Ziele ihre rasche Entstehung. Man liebt es, die innere Politik des Kanzlers zu schmähen und herabzusetzen. Vielleicht wäre es richtiger zu sagen, er habe noch niemals wirkliche innere Politik getrieben, er erachte die Zeit noch gar nicht für gekommen, wo man sich wie in England ruhig dem Ausbau im Innern hingeben kann. Vorläufig ist seiner Ansicht nach die grobe Arbeit noch nicht gethan. Es gilt vorerst noch immer, neue eiserne Klammern zu erfinden, um die einzelnen Staaten fester aneinander zu schmieden, und die vorhandenen Fugen unsichtbar zu machen. Und wenn er dies als die Aufgabe seines Lebens erachtet, für die er Alles einsetzt, was ihm die Entwicklung der Umstände, was ihm seine Leistungen an Ansehen bei Volk und Fürsten eingetragen haben — wer ist vermessen genug zu verlangen, daß er von diesem Werke zurücktrete, ehe die Natur von ihm ihr Recht fordert? Wer will die Folgen eines solchen Ereignisses tragen in der Stunde der Gefahr, und was wäre der Nation damit gedient, wenn einer von denen, deren politisches Ansehen nur mit der Kunst der Rede

erworben ist, diese Verantwortung wirklich übernehme? „Nützen wir ihn, so lange das Schicksal ihn uns schenkt“ — das sollte die Parole jedes deutschen Mannes sein, der sein Vaterland liebt. Würde das zweckbewußte britische Volk, würde die amerikanische Nation ihn entbehren wollen, wenn sie ihn besäße? Gewiß braucht man nicht ewig mit Beispielen zu argumentiren, gewiß darf das Genie des deutschen Volkes seine ureigenen Wege gehen. Aber ebenso gewiß ist, daß derjenige seinem Volke keinen lobenswerthen Dienst leistet, der ihm beständig schmeichelt, und, um dies zu thun, seinen großen Staatsmann herabsetzt. Besser, man sagt: Ihr könntet so groß sein, wenn Ihr wolltet, warum wollt Ihr es nicht. Beginnet die Arbeit nicht mit dem Ende, thut zuerst, was zuerst gethan werden muß, wenn das später Geleistete Werth und Dauer haben soll. Legt vorerst noch nicht den Schwerpunkt auf einen sein durchdachten Ausbau constitutioneller Formen im Innern, ehe nicht des Reiches Bestand soviel als möglich gesichert ist. Errichtet vor allem Schutzwehren gegen Eure eigenen Schwächen, und gegen die Gefahren von außen, die Euch drohen werden, die schon heute drohen. Wer den Krieg kennt, der weiß, wie bestechend der Zauber des Ausmarsches auf die Gemüther der wehrfähigen Jugend wirkt. Treffend hat ein militärischer Schriftsteller diesen Zauber als eine Gefahr für jeden kriegsführenden Staat bezeichnet. Die begeisterten Abschiedsgrüße, die Kränze von schöner Hand, die Segenswünsche der Alten, die Feierlichkeit der allseitigen Erregung nimmt Mancher schon für den Krieg, der sich dann bitter enttäuscht und leistungsunfähig sieht, wenn vernichtende Strapazen und Gefahren jenen Abschiedsstunden folgen. Das Deutsche Reich begann wie ein jubelnder Ausmarsch. Was jetzt folgt, ist die minder glänzende, beschwerlichere Arbeit. Und dennoch muß sie gethan werden, wenn wir das Reich gefestigt den Enkeln überliefern sollen. Darum rüsten wir uns gegen jegliche Gefahr; in Bereitschaft sein ist Alles!





Ludwig Knaus.

Von

Max Jordan.

— Berlin. —

Die beiden größten Meister in der Malerzunft unserer Reichshauptstadt, Menzel und Knaus, sind wohl die kleinsten Männer in der zahlreichen Schaar der Genossen. Es ist merkwürdig, wie oft im geistigen Gebiete der Widerspruch zwischen der äußeren Erscheinung und der inneren Bedeutung auffällt. Die Natur behält sich mit einer gewissen Laune die Mittel vor, durch welche sie uns das Ungewöhnliche kenntlich machen will. Aber ein Blick in das Philosophen-Antlitz Menzels oder in die feinen, von scharf leuchtendem ernsten Auge beherrschten Züge des Seelenkundigers, dem diese Zeilen zu huldigen wagen, bringt sofort zur Empfindung, mit welchen geistigen Gewalten wir es zu thun haben.

Keinem von Beiden könnte irgend ein preisendes Wort, wer es auch immer ausspräche, Etwas hinzuthun zu den Ehren, deren sie genießen. Im Ansehen, in der Bewunderung der Nation, für die sie thätig sind, stehen sie auf so hoher Stufe, daß ihnen nur das Bewußtsein, trotz aller Verschiedenheit neben einander zu gehen, das Gefühl einer gewissen Vereinsamung fernhält.

Zwei Wege giebt es, auf denen die Kunst den Widerspruch von Ideal und Wirklichkeit ausgleichen kann: der eine führt sie zu Gestaltungen reiner Erhabenheit, in denen die Idee ohne Rest in ewig gültige Erscheinung tritt, der andere leitet sie ins Herz der Dinge und offenbart ihr dort in stillem Schauen ungeahnte Wunder. Jenes war das Streben der großen Historienmaler, die am Beginn unseres Jahrhunderts wie die Geistesbrüder der Philosophen und Dichter, die ihnen vorangegangen, der unvollkommenen und dürftigen Erscheinungswelt eine vollkommene entgegenzusetzen mit allen

Kräften des Geistes und Charakters bemüht waren; auf dem andern Wege ist unsere Genremalerei allmählich groß geworden. Der Genremaler ist der praktische Philosoph: in gutherziger Selbstbescheidung nimmt er das Leben wie es ist, er beurtheilt es nicht, noch meistert er es gar; sein Standpunkt ist innerhalb der Dinge, denen er, sei es mit Wehmuth oder mit Lust, jedenfalls mit innigem Antheil, nachgeht. Das Gemüth giebt seiner Weltanschauung den Stempel: gut oder schlecht, schön oder häßlich, weise oder thöricht, haben für ihn die Existenzen ihre Realität eben in sich; er versucht, mit ihnen auszukommen, weil sie doch Eine Stelle haben, wo er sie mit dem Herzen erfassen kann. Nicht die Welt zu bessern oder zu verschönern, nicht ihre Mängel zu beschönigen, ist sein Ziel, sondern sie treuherzig zum Ausdruck zu bringen und mit der Wärme des Humors anzustrahlen, die wie die liebe Sonne täglich aufgeht über dem Täglichen. Und indem er das thut, vollzieht er unmerklich die wohlthätigste Täuschung, denn er fügt den Erscheinungen, die er uns angeblich naiv vorführt, seine Liebe hinzu, durch die sie eine heimliche Verklärung empfangen.

So schildert uns Knauts das Bürger- und Bauernleben der Gegenwart. Man muß einmal ein Bild von ihm mit den klassischen Genregemälden der alten Düsseldorfer Schule vergleichen, um den Unterschied der moralisirenden und der humoristischen Auffassung sich klar zu machen und zugleich zu empfinden, wie philiströs die einen, wie gemüthvoll die anderen wirken. Dort begegnen uns die Musternaben oder die aufgestuhten Abschreckungs-Exempel, hier sind es wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut, zu denen wir ein natürliches Verhältniß einnehmen; weil sie nichts weiter sein wollen als Adams Söhne oder Evas Töchter, sind sie uns in Wahrheit viel mehr, nämlich Gemüthsverwandte, an denen wir unaufgefordert uns selber prüfen und messen. Darin liegt ungesucht und unbeabsichtigt eine moralische Wirkung von ganz anderer Art. Ihr Ursprung ist die schlichte Wahrschäftigkeit der Darstellung, die gerade weil sie dies ist, gar nicht anders kann als auch das Herz des Darstellers uns mit zu zeigen.

Es ist eine Selbsttäuschung des künstlerischen Realisten, uns die Dinge malen zu wollen, just wie sie sind. Sie geben dieselbe im besten Falle doch nur streng wie sie sie sehen, und eben deshalb sind sie selber mit dabei, und auch an ihren Bildern ist und bleibt der Urheber das eigentliche Bild. Bei Knauts vor Allen, und eben darum sind uns seine Werke so an's Herz gewachsen, weil sie uns niemals typische Erscheinungen bieten, sondern solche, denen wir es abfühlen, daß sie durch die Sphäre eines mit der Wirklichkeit und ihren Leiden und Freuden in klarem Einklang stehenden Gemüthes hindurch gegangen sind. Empfinden wir nicht, daß ein edler und lebenswürdiger Mensch mit diesen Gestalten innig lachen und innig weinen konnte, daß er ihre Schwächen und Fehler mit tiefem Antheil beobachtet, ihre Tugend, ihre Treue mit stillem Zauchen wahrgenommen hat, sie blieben uns trotz aller Kunst gleichgiltig.

Aber die Kunst d. h. die meisterhafte handwerkliche Bezwingung des Gegenstandes ist es doch, die ihnen eine so weite Wirkungsfähigkeit verschafft, daß Knaus als der erste moderne Maler seines Faches dasteht, der Weltruf erworben hat. Es war sehr lehrreich, das Verhalten des Publikums und besonders der Franzosen vor den Gemälden des deutschen Kunstsalons der Pariser Weltausstellung zu beobachten. Bei weitem den stärksten Eindruck machten von all den dort vereinigten Producten die Kinder-Darstellungen, und Knaus als der bedeutendste Vertreter dieses Genres erregte wieder, wie vor Jahren, da ihm zwei Mal die Ehrenmedaille in Paris zu Theil geworden, die lauteste Bewunderung. Er auch war fast der einzige, dessen Richtung und Individualität von der französischen Kritik nicht aus der Nachbildung älterer französischer Kunst erläutert wurde, wie es den meisten unserer Künstler geschah, welche Gnade vor den Augen der Pariser fanden; und das will umso mehr sagen, weil die Pariser unseren Meister halb als den Ihrigen betrachteten.

„Wenn ein Mann überhaupt zwei Vaterländer haben könnte — sagt E. Bergerat in einem damals geschriebenen Essay — so wäre Knaus mit seiner geistigen Potenz Franzose, mit seinem Herzen Deutscher“. Ein Franzose, der — namentlich heute — einen Deutschen reclamiert, spricht damit die höchste Anerkennung aus, über die er gebietet, und es ist schon deshalb der Mühe werth, den Sinn dieser Eloge zu prüfen.

Haben wir jahrhundertlang den Uebermuth der Franzosen ertragen, so dürfen wir jetzt nach dem lustreinigenden Völlergewitter, das uns mit ihnen (nur in zu wörtlichem Sinne) auseinandergesetzt hat, um so gerechter gegen sie sein, und ihnen die Ehre lassen, daß eine Anzahl unserer geachtetsten modernen Künstler in Paris die eigentlich fördernde Pflege gefunden haben. Voran Knaus. Das feinste Element seines künstlerischen Wesens verdankt er zum besten Theil dem Studium in Paris. Es begreift sich unschwer, daß in seiner ersten Jugendzeit, am Beginn der fünfziger Jahre, weder Düsseldorf noch München, noch sonst eine Kunststadt des Vaterlandes diesem eigenthümlich angelegten Naturell die rechte Nahrung bieten konnte. Ein so origineller Wahrheitsdrang scheiterte bei uns überall an dem Stubengeist und am Vorurtheile des Systems. Hatte das gute Alte Kampf genug und mit Recht gegen das schlechte Neue geführt, was Wunder, daß das gute Neue sich nicht gleich gegen das schlecht gewordene Alte durchzusetzen vermochte? In Paris aber hat künstlerische Eigenthümlichkeit zu allen Zeiten eine Freistätte gefunden. Durch die lange Kunsttradition ist der ästhetische Sinn in einer Weise geschärft und geläutert, welche sich in der sensibelsten Empfänglichkeit äußert. Das öffentliche Leben der französischen Hauptstadt unterstützt diese Kunstfühlung überall, denn der Cultus des Luxus erzieht die Geister zu einer uns Deutschen schier unbegreiflichen Genußfähigkeit. Sie aber ist erforderlich, um die höchsten Eigenschaften des Kunstwerkes, wie es Knaus vorschwebte, auch schon im Reime zu verstehen.

Dieses ermuthigende Gefühl, auf's Wort verstanden zu werden, beflügelte die entscheidenden Schritte des deutschen Malers in Paris, der sich als angehender Zwanziger Mann genug wußte, seine eigenen Wege zu gehen. Dazu kam aber die ebenso starke moralische Wirkung des Eindrucks, daß dort in der Kunst nur das gilt, was gekonnt ist. Die Einheit von Geist und Handwerk, die er in Deutschland nie gelernt hätte, machte er sich „im fernen Himmelsstrich“ vollkommen zu eigen, um nun — und das ist das Wichtigste — das nationale Wesen seiner Kunstanschauung desto mehr zu Ehren zu bringen.

Wenn heute vielfach geeifert wird, unsere Künstler sollten nicht zum Studium in's Ausland gehen, damit sie ihre deutsche Ader nicht einbüßen, so widerspricht dies nicht bloß den Ueberlieferungen unserer Bildung durchaus, sondern es schädigt auch den weltgeschichtlichen Veruf derselben; ganz abgesehen davon, daß es einen philiströsen Begriff vom Vaterländischen in der Kunst voraussetzt. Knaut ist das glänzendste Beispiel gegen diese Theorie. Eben weil er so hoch von seiner idealen Aufgabe dachte, wie der Deutsche soll, eben deshalb ging er nach Frankreich, wo er allein sich in den Besitz der Mittel setzen konnte, die aus dem Allen eine fertige, verständliche, bezaubernde Sprache machen. Und diese Sprache benützte er, uns die verborgenen Schönheiten der heimischen Volksseele zu zeigen.

Noch ein anderer Punkt will in diesem Zusammenhange berührt sein. Wir Deutschen sind meist geneigt, in die Betrachtung und Beurtheilung künstlerischer Dinge einen falschen Begriff von Gesinnung hineinzutragen. Wir setzen dieselbe gern gleichbedeutend mit der Energie der Strebenrichtung und der Geschmacksanlage, oder mit dem Verhalten zum Gegenständlichen des Kunstbetriebes. Die Franzosen (will sagen die Westgebildeten unter ihnen) kennen diesen Begriff nur in der Anwendung auf die sittliche Beziehung des Künstlers zu seinem Werke. Derjenige Maler, derjenige Bildhauer ist ihnen gesinnungsvoll, in dessen Schaffen wirklich das Höchste und Beste seiner Natur aufgeht. Die Folge ist eine künstlerische Toleranz, die nur da versagt, wo Talentlosigkeit oder Phrase begegnet. Unbestritten freilich soll der Genialität das Recht sein, an eine einzige Wahrheit auch in der Kunst zu glauben, und die Erfahrung lehrt alle Tage — zumal bei uns in Deutschland — daß die genialsten Künstler in ihrem Urtheil leicht einseitig sind. Bei Knaut hat die freiere Kunstbildung allmählich die harten Ecken geglättet, die ihm in der Zeit des Kampfes und der Selbstsucht naturgemäß anhafteten, und auch dieser liebenswürdige Zug ist ohne Zweifel ein Product der Verührung seiner edlen Natur mit den Kunstelementen, die sich nirgends in so sublimirter Form zusammenfinden wie in Paris, das acht Jahre lang seine Heimath gewesen ist.

Nach der Rückfiedlung in's Vaterland war Knaut zeitweilig in seiner Vaterstadt Wiesbaden, vorübergehend in Berlin, meist in Düsseldorf ansässig, und in der rheinischen Kunststadt hat er wohl die fruchtbarste und ergebnis-

reichste Zeit verbracht. Als er vor einer Reihe von Jahren nach Berlin zog, um gleichzeitig als Vorstand des ersten der an unserer Akademie begründeten Meister-Ateliers thätig zu sein, wurde vielfach bezweifelt, daß er sich hier auf die Dauer werde heimisch fühlen können. Knaus hat nicht solche Eigenschaften, welche einem noch unbekannten Manne in dem hastigen Treiben der deutschen Hauptstadt Stellung und Ansehen durchsetzen. Er ist viel zu ernst mit sich und seinen künstlerischen Zwecken beschäftigt, um sich in Wettkämpfe des Ehrgeizes einzulassen. Aber da er bei seiner Niederlassung in Berlin der gefeierte Mann schon war, als den wir ihn kennen und lieben, so vermag er auch nur hier ganz nach Gebühr gewürdigt zu werden. Wenn sein Atelier nicht stark frequentirt ist, so wird er selbst sich darüber am wenigsten wundern; denn eine so individuelle Kunst wie die seinige, ist nicht im gewöhnlichen Sinne lehrhaft. Ihre Wirkung liegt im Beispiel: gute Bilder zu malen, das ist die Summe aller Kunstlehre, weil dadurch nicht nur der Lernende am besten angewiesen, sondern auch das Publikum zu richtigen, und darum der künstlerischen Production förderlichen Anforderungen erzogen wird.

Zur Beruhigung der zweifelnden Gedanken, die jüngst einmal in der Hauptstadt über den dauernden Besitz eines solchen Mannes umgingen, sei darauf hingewiesen, daß er sich ganz vor Kurzem erst ein eigenes Haus in Berlin gebaut hat. Dadurch ist ein Bund mit der Scholle geschlossen, auf den wir stolz sein können, und es sei diesen Zeilen gestattet, den verehrten Künstler als Berliner Grundbesitzer mit herzlichem Glückwunsch zu begrüßen. Aber er wohnt nicht bloß unter uns, sondern er versucht es sogar, die Samenkörner seiner reichen Phantasie in den märkischen Sandboden zu werfen, indem er Berliner Eindrücke auf seiner Staffelei festhält. Das ergöbliche Bild „Salomonische Weisheit“ und das dazu gehörige „Der erste Erfolg“, die beide auf der Pariser Ausstellung waren, sind echt berlinischen Ursprungs, wenn sie auch dem Gestaltenkreise der absoluten Kosmopoliten, dem Arbeitsbienenstande der großstädtischen Judenthümlichkeit entstammen. Zu ihnen gesellt sich ein drittes Stück, das meines Wissens hier gar nicht öffentlich gesehen worden ist: „Der Socialdemokrat“. Bin ich recht unterrichtet, so ist er mit der Elite seiner Urbilder übers Meer gegangen. Kein Reiz der Schönheit machte diese Bilder anziehend, und dennoch waren sie es in hohem Grade als Producte eines wahrhaft künstlerischen Humors, der hier das an sich Häßliche durch Vorhaltung des Spiegels zum Komischen macht, dort einen Winkel banausischer Existenz mit dem Lichte treuherziger Schilderung beleuchtet und den Vorrath außerlesener Kunstmittel daranseht, um auch dem Klein-Menschlichen einen Werth zu verleihen. Und das ist eine gute That, ganz abgesehen von der unvergleichlichen Leistung. Und wir wollen stolz genug sein, es nicht für Zufall zu halten, daß nebenher gerade unter uns noch ein paar Darstellungen entstanden sind, in denen sich der reine Schönschmeck des Künstlers eine besondere Güte gethan hat: eine schlummernde

Bacchantin und jener entzückende Wildfang, der, beim Baden ertappt, kaum gesehen in das verschwiegene Dämmerlicht der Privatwohnung seines glücklichen Besitzers zurückgeschlüpft ist, ein Bild voll keuschen Liebreizes und naturfrischer Schalkhaftigkeit.

Aber Berlin selbst bietet unserem Meister noch ganz andere Vorwürfe. Wenn wir an den Porträtmaler Knaus denken, kommt Jedem sofort das köstliche Bildniß eines unserer feinsten Kunstkenner der alten Generation in den Sinn, das in der Ravené'schen Galerie das Gedächtniß ihres Stifters verherrlicht. Gegenwärtig ist Knaus damit beschäftigt, zwei Geister ersten Ranges aus der Zahl der Koryphäen unserer Berliner Gelehrtenwelt zu malen. Wenn beiderseits die Geduld vorhält, werden Bilder entstehen, wie sie seit den glücklichen Tagen des behaglichen Holland nicht gesehen worden sind: Erzeugnisse jener Kunst der Charakteristik, da im Conterfei des Individuums zugleich die Atmosphäre der Zeit und des Berufes wieder spiegelt.

Das ist beneidenswerthes Künstlerthum, dessen Aeußerungen die Vesten der Nation mit ähnlicher Spannung entgegenharren wie die Kinder dem Weihnachtsfeste. So aber empfangen wir Alles, was Knaus uns bescheert. Möge seine Kraft ausdauern und uns der Herbst seines Lebens, in den er nun eben mit dem ersten Schritte eingetreten ist, die Spendelust der Natur noch beschämen!





Das Rosenkreuz,

ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion.

Von

Hudolf Seidel.

— Leipzig. —



Unbekannt und vielbeklagt ist im Protestantismus der Mangel künstlerischer Schöpferkraft in der Versinnlichung seiner Gedanken durch bildnerischen Schmuck, durch architektonische Formen, durch symbolische Zeichen. Der Protestantismus, der seinen Ausgang von den innersten Tiefen des religiösen Seelenlebens nahm, begünstigte von Haus aus nur Poesie, Musik und Gesang, die Künste des hörenden Sinns, welche geeigneter sind als die dem Auge dienenden, das Innerste des Gemüths abzubilden.

Ich kenne nur eine einzige bildnerische Neuschöpfung, die wir direct dem protestantischen Religionsleben verdanken. Anspruchslos, unansehnlich, ganz gelegentlich entstanden und auch heute noch in gar spärlichem kirchlichen Gebrauch, obwohl sie gleichen Alters ist mit der Reformation selbst, ist auch sie kein Zeugniß gegen das soeben Ausgesprochene. Aber sie ist es, an welche sich uns im Folgenden Betrachtungen anknüpfen sollen, die unter Anderem auch die Thore der Kunst dem Protestantismus weit aufthun, indem sie zeigen, daß die protestantische Auffassung des Christenthums alles edel Menschliche in ihrem Schooße trägt und an's Licht zu fördern bestimmt ist.

Kein Geringerer als Luther selbst ist der Erfinder, und zugleich der erste und tiefste Ausleger des kleinen Bildwerkes, von dem ich spreche, und an dessen Geschichte sich in überraschender Weise die Geschichte des Entwicklungsganges des Protestantismus in dem bezeichneten Sinne, als eine Geschichte der Entwicklung des Christenthums zur Humanitätsreligion, verfolgen läßt.

Als das allgemeine Symbol des Christenthums kennen wir das Kreuz. Es erhebt sich auf den Thürmen unserer Kirchen, hinauf zum Himmelweisend,

seine Formen zeichnen den Grundriß unserer Dome auf den mütterlichen Boden der Erde, wie das ganze Erdenleben des Christen auf solchem Grundrisse sich aufbauen soll; es richtet als Malzeichen christlicher Grabstätten den Blick in das Jenseits, und begleitet hundertfältig als Schmuck und Zier selbst die Stunden rauschender Lebensfreuden im Diesseits. Und doch, wer die Entstehung und den wahren Sinn dieses Zeichens ernst und streng immer bedächte, wer nicht aus dem Herzen und Geiste Dessen heraus, den es verkündigt, vieles Linde und Versöhnende hineintrüge, sollte es dem nicht entweder entweicht scheinen inmitten irdischer Luft und Alltagsorge, oder ihm leid werden und verhaßt als starrer, trüber Mahner an Tod und Pein? So hat unser größter Dichter, der dem wohlverstandenen Christenthum näher stand als Viele meinen, und dessen schöne und tiefsinnige Verwendung des Kreuzzeichens uns bald beschäftigen wird, sich doch zu einer starken Antipathie gegen das nackte Kreuz bekannt und sieht es ungern am Halse Suleika's.

Das Kreuz ist in der That an sich selbst kein volles, allumfassendes Sinnbild des christlichen Grundgedankens. Wie es nicht das Leben, sondern den Tod des Heilandes, zwar den heilverkündenden Tod, aber nicht das Heil selbst zum Ausdruck bringt, so ist es auch für die gläubige Aneignung unmittelbar nur das Sinnbild der Abtödtung des „alten Adam“, der „Kreuzigung des Fleisches“, der Erhebung über Natur und Welt, aber nicht das Sinnbild eines neuen Lebens, nicht das Sinnbild der „Wiedergeburt“, die jenem Tode folgen soll. Von jenem Urworte des Christenthums: „Wer sein Leben läßt, der wird es finden“ — spricht aus dem Kreuze nur die erste Hälfte zu uns, die zum Opfer mahnt, nicht die zweite, die uns Seliges verheißt. Darum dürfen wir das Kreuz, in solcher strengen Isolirung und Fernhaltung von jedem fremden, hineingetragenen Inhalte, wohl das spezifische Symbol des mittelalterlichen Christenthums nennen, desjenigen Christenthums, dem sich die protestantische Neugründung, zu den Urquellen zurücksteigend und den Lebensidealen neuer Zeiten genugsuend, entgegengesetzt hat.

Wir wissen wohl, wie bedenklich es ist, von großen, wechselvollen Geschichtsperioden einen Gesamtcharakter hervorzuheben, und doch kann sich Niemand solcher herrschender Eindrücke erwehren, die uns vieles Einzelne und Abweichende übersehen heißen. Wir sehen auf ein Gebirge zurück, das schon Tagereisen hinter uns liegt; wir erkennen nur seine Umrißlinien und eine gleichmäßige Färbung, welche jede innere Gliederung verschlingt: sollen wir diesem Anblicke nicht Worte leihen? So nennen wir das griechische Lebensideal weltfroh, heiter, obgleich die Poesie der Griechen ihren höchsten Gipfel in der Tragödie erreicht, und das Ideal des christlichen Mittelalters — wie auch schon die ersten christlichen Jahrhunderte durch den Gegensatz zum Antiken in diese Bahn gedrängt wurden — nennen wir weltfeindlich, naturhassend, unverföhnt jenseitig, trotz Minnedienst und ritterlichem Kraftstolz. Sein Zeichen ist im ausschließenden Sinne das Kreuz. Die vollendete Heiligkeit ist hier nur durch Büßung, Kasteiung, Selbstgeißelung, nur zwischen

Klostermauern erreichbar; Natur und Welt gelten der Sünde gleich, die Güter der Erde sind nur menschlicher Schwäche zugestanden, der Stärkere flieht sie und durchschaut sie bis auf ihren innersten Grund, aus dessen Tiefe Satan ihm die Pähne weist. Heiliges, reine Güte, wahre Seligkeit giebt es nur in dem gestaltlosen Lichte eines paradiesisch gedachten, aber doch im Grunde inhaltsleeren Jenseits und in dem irdischen Widerscheine dieses Lichts. „Um der Leere willen, die uns in's Jenseits ladet, sollen — wie Hakis sagt und ablehnt — alle Rosenblätter auf Erden zerknittert werden“.

Die Religion, das Leben in Gott, in solchen versöhnungslosen Gegensatz zu stellen zu Natur und Welt, dies setzt eine Gottesanschauung voraus, welche auch ihrerseits Gott in einen unversöhnten Gegensatz zur Welt stellt, als sei die Welt mit Allem, was darinnen ist und vorgeht, nicht Schöpfungswerk göttlicher Liebe von eigenem Werth, sondern nur Durchgangspunkt, Ueberleitung, ein Schwungbret nur, um sich von da zur Gottheit aufzuschwingen, also eigentlich nur vorhanden, um nicht zu sein, nur geschaffen, um in ihrer Werthlosigkeit erkannt, gehaßt, geflohen zu werden. Im Urchristenthum, das den Gott der Liebe verkündigte, finden wir dem entsprechend vielmehr die Lehre, daß nach Tödtung des alten, sündhaften, die Erzeugung eines „neuen Menschen“, die Wiedergeburt das gewollte Ziel sein soll, daß das Reich Gottes durch Erschaffung „eines neuen Himmels und einer neuen Erde“, Erbauung eines „neuen Jerusalem“ sich verwirklichen wird, und daß die Seliggepriesenen nicht nur Gott schauen, sondern auch „das Erdreich besitzen“. Dieser Urgedanke des Christenthums ist im Mittelalter gänzlich verkannt und zurückgedrängt, wie in der Gottesidee die Vorstellung des rächenden, schwer zu versöhnenden Herrschers vorwaltet. Die unausbleibliche Folge — vielfach schon die Ursache — war eine sehr niedrige, ja gemeine Auffassung der irdischen Daseinsformen und Lebensgüter. Für unfähig gehalten, Gefäß und Spiegel des göttlichen Geistes zu sein, treten sie nur nach ihren ungöttlichen Seiten ins Bewußtsein dessen, der sich der Stufe höchster Heiligkeit rühmt. Er sieht im Sinnlichen nur den Schmutz, in der Natur nur den verlockenden Dämon. Ehelosigkeit, Fasten und Müßiggang sind Bestandstücke seines Ideals, weil er an der Ehe, am Essen und Trinken, an der Arbeit nur das Gemeine zu fassen weiß, jede heiligende Ausgestaltung, jede gemüthvolle Vertiefung und sittliche Veredlung, jede poetische Vergeistigung dieser Lebensformen ihm entweder ganz unbekannt blieb, oder von dem Momente an vergessen ist, wo er das Heilige in seiner höchsten Reinheit zu ergreifen meint. So ist der heilige Selbstpeiniger des mittelalterlichen Christenthums im Grunde ein Cyniker, und jeder kleine Abfall von seinem Ideale wirft ihn unmittelbar in Nothheit und Barbarei zurück. „Entweder Thier oder Gott“ — ruft er mit einem alten Philosophen Griechenlands aus, der unter den Griechen ein Sonderling war. Entweder Thier oder Gott! Wenn unter diesem Motto dem Menschen seine Aufgabe gestellt ist, so wird die Menschennatur dafür sorgen, daß das Thier siegt. Das

Heiligenideal des Mittelalters gehört darum weit mehr der Sage und Dichtung an, als der Wirklichkeit; was die Wirklichkeit des mittelalterlichen Lebens an seiner Stelle aufweist, ist zumeist sein erschreckendes Gegenheil.

Der Anbruch eines edleren, wahrhafteren christlichen Lebensideals beginnt damit, daß man sich des Menschen wieder erinnerte, der weder Thier noch Gott, sondern wahrhaft Mensch ist, in harmonischer Entfaltung seiner gottverliehenen natürlichen Kräfte und im Genuße ihres Werths, in glücklicher Organisation des Gemeinschaftslebens, zu dem diese Kräfte ihn bestimmen, und froh der Arbeit, welche diese Gemeinschaften ihm für Erdenzwecke auferlegen. Dies war der Mensch, wie ihn das classische Alterthum zu verwirklichen gesucht, wie ihn vorzüglich die griechische Kunst dem geistigen Blicke enthüllte. Darum ist es die sogenannte „Renaissance“ gewesen, in der ein protestantisches Christenthum noch vor der religiösen Reform entstand, und geistige und sittliche Lebensquellen von maßgebendster Bedeutung wurden von ihr aus in die jungen Pflanzungen des Protestantismus hineingeleitet.

Wollte man im Gegensatz zu jener schroffen und einseitigen Richtung auf Entsagung, Abtödtung, Natur- und Weltflucht, die das Kreuz verfinnlicht, ein Symbol auffinden für unschuldige Sinnlichkeit und Lebensfreude, für einfache, echte Menschlichkeit in Gefühl und Sitte, für Humanität, man würde ganz von selbst an die Rose denken. In ihrer Farbenzartheit, ihrem milden Dufte, ihrer Formenstrenge und doch sanften Rundung deutet die Rose auf ein natürliches Empfindungsleben, dem durch Maß und Zucht sein Widerstand gegen den Geist gebrochen ist, ohne daß es an Fülle und Schönheit und am Umfange seines Rechts Einbuße gelitten. Ein edler Natursinn, Fröhlichkeit, Menschenfreundlichkeit, Freude am Schönen, finden sich im antiken Leben schon, reiner und voller noch in den Idealen der Renaissance, zu Rosenkränzen, die dem Kreuze verlangend entgegenschwellen, um mit ihm verschmolzen zum Zeichen der höchsten, innigsten Vereinigung zu werden zwischen Himmel und Erde, Geist und Natur, Entsagung und Lust, zum Symbol der Wiedergeburt im Gegensatz sowohl zur natürlichen Unmittelbarkeit als zur Abtödtung, und zugleich im Geiste des Urchristenthums.

Martin Luther hat die Zusammenfügung von Rose und Kreuz zu Einem Gesamtsymbol in der anspruchlosen Absicht vollzogen, um sich ein bedeutsames Zeichen für sein Pethschaft zu erfinden. Ähnliche Zusammenstellungen aus früherer Zeit habe ich nicht entdecken können, nur daß die Aufschließung und Erweichung des Kreuzes zur Kreuzblume im gothischen Baustil eine Annäherung daran genannt werden könnte. Aber hätte Luther auch Vorgänger gehabt, er bliebe Erfinder. Denn wir haben ein köstliches Schreiben von ihm, in dem wir lesen, wie das Zeichen ohne jeden Anschluß an Vorhandenes unmittelbar aus seiner eigenen Gedankenwelt hervorwächst. Von der Feste Coburg aus, wo Luther, in Verdorrenheit lebend, den Verhandlungen des Augsburger Reichstags folgte, schrieb er an seinen Freund

Lazarus Spengler, den Rathsherrn und Abgeordneten der Stadt Nürnberg beim Reichstage, wie folgt:

„Gnad und Friede in Christo. Ehrbar, günstiger, lieber Herr und Freund! Weil ihr begehrt zu wissen, ob mein Betschaft recht troffen sei, will ich euch meine Gedanken anzeigen zu guter Gesellschaft, die ich auf mein Betschaft wollt fassen, als in ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erst sollt ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir stets Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig machet. Denn so man von Herzen gläubt, wird man gerecht. Obs nu wohl ein schwarz Kreuz ist, mortificirt, und soll auch wehe thun, noch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, das ist, es rödtet nicht, sondern behält lebendig. Justus enim fide vivet, sed fide crucifixi. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede giebt, und kurz in eine weiße fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Fried und Freude gibt, darumb soll die Rose weiß, und nicht roth sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarben Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig; ist wohl schon drinnen begriffen, und durch Hoffnung gefasset, aber noch nicht offenbar. Und umb solch Feld einen gulden Ring, daß solch Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat, und auch löstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchst, löstlichst Erz ist. Christus unser lieber Herr sei mit Eurem Geist bis in jenes Leben, Amen. Ex Erema Grubok [d. i. Koburg umgekehrt], 8. Julii MDXXX“.

Nicht lange, so ließ Herzog Johann Friedrich, der nachherige Kurfürst, das neue Siegel ihm in Stein schneiden und in einen goldenen Ring fassen*).

Uns gilt der Brief selbst als ein Edelstein in goldener Fassung. Ich glaube nicht, daß irgendwo sonst aus so wenigen Zeilen uns das ganze tiefe und reiche Herz Luthers so rein und unmittelbar, in seiner gehaltvollen Einfachheit, seiner kindlichen Frömmigkeit, seiner gedrunghenen Geradheit entgegentritt. Und er hat wirklich seinen ganzen Glauben, den treibenden Kern seines ganzen reformatorischen Thuns, in jenes schöne Bild und Gleichniß gefaßt. Wie aber Luthers Protestantismus nicht der vollentwickelte Protestantismus ist, sondern nur Quell und Keim desselben, so dürfen wir auch nicht erwarten, daß sogleich in der Stiftungsurkunde unsres zu besprechenden Symbols der Sinn desselben nach allen Seiten erschöpft sein werde; aber es ist für solche Ausschöpfung der Quell eröffnet, es ist der Keim gelegt, aus dem alle weiteren Anwendungen aufsprießen mußten. Dieser Keim ist die in der Rose versinnbildete Fröhlichkeit des unmittelbaren Gemüthsglaubens gegenüber dem Gesetzeskreuze des katholischen Verdienstes. Dazu tritt das goldne Wort, daß der

*) Meurer, Luthers Leben, 1843, II, S. 248. 251. De Wette, Luthers Briefe, 1827, 4. Theil, S. 79 f.

Glaube an das Kreuz doch das Herz „in seiner natürlichen Farbe lasse“ und „die Natur nicht verderbe“.

Durch ihre Richtung aber auf das Innerste des religiösen Gemüthslebens konnte die lutherische Reformation naturgemäß nicht unmittelbar mit der Renaissance in Verbindung kommen, sondern mit einer andern der das mittelalterliche Christenthum auflösenden Mächte, mit der Mystik, wie sie bereits im vierzehnten Jahrhundert und von da ab ununterbrochen im fünfzehnten und sechszehnten namentlich in Deutschland sich als Ausdruck des freien, selbstmüthigen Innenlebens religiöser Persönlichkeiten dem officiellen Kirchenthum und dem verstandesmäßig fixirten Dogma entgegengestellt hatte. Für die specifisch religiöse Reform, für die Freigebung des neuen religiösen Lebenskeims war dies unfraglich der rechte, allein tragfähige Boden und Ausgangspunkt; aber es war natürlich, daß die anfängliche Ausschließlichkeit in der Pflege dieses religiösen Keimes einen Widerstand erzeugte gegen die neu andringenden antiken und humanitären Lebenselemente, die nur allmählich immer tiefer in jene religiösen Keime aufgenommen, in seinem ferneren Wachsthum von ihm aufgesogen und dadurch für Gestalt und Frucht des Baumes einflußreich werden konnten. In dem Maße als dies geschieht, werden wir das Bewußtsein über das Symbol des Rosenkreuzes sich erweitern sehen, — vertiefen aber konnte es sich nach Luthers deutenden Worten nicht mehr. Denn der tiefste Quellpunkt der Versöhnung mit Welt und Natur, die jenes Symbol darstellt, ist gewiß kein anderer als das innerliche Leben mit Gott, die friedvolle innere Gottesgemeinschaft. Erst daraus, daß in solcher Gottesgemeinschaft sich auch die Schöpferliebe Gottes zu Natur und Welt in uns miterzeugt, treten uns die irdischen Lebensgüter in jenes verklärende Licht, in welchem wir sie genießen, lieben, pflegen dürfen, und durch das wir im Stande sind, als Christen über das ganze Mittelalter hinweg dem edeln Griechenthum wieder die Hand zu reichen, um seine Lebensformen mit dem christlichen Geiste zu erfüllen, dadurch ihren Gemüthswerth zu vertiefen, ihre Schönheit zu steigern, und so dem Ideal eines neuen höheren, eines christlichen Classicismus uns anzunähern.

Daß auch Luther nicht einseitig bei jenem innerlichen, göttlichen Lebenskeime der neuen Culturgestaltung stehen geblieben, dies hat er vor allen Dingen bewiesen durch die schöpferische That, die das Vorurtheil von der Heiligkeit des Cölibats für immer ausrottete und dem deutschen Gemüthe das Idealbild eines geheiligten, fröhlichen Familienlebens einpflanzte, wie es uns allbekannte Lutherbilder, sei es, daß der Weihnachtsbaum oder daß die Hausmusik als verklärender Hausgeist die Familie Luthers um sich scharrt, unverlierbar an's Herz gelegt haben. Aber nicht nur das Haus, auch die Gemeinde, das bürgerliche Gemeinwesen, der Staat und das gesammte nationale Culturleben, werden erst seit der Reformation wieder zu selbständig in ihrem eignen Werthe empfundenen und gepflegten Gütern,

nachdem der Druck verschwunden, mit welchem das mittelalterliche Religions- und Kirchenideal darauf gelastet hatte.

Wie sich mit solcher Erweiterung der Folgen der Reformation und mit der Aufhellung des Bewußtseins über diese Folgen schritthaltend auch die Benutzung des Rosenkreuzes umfassender und eigenthümlicher gestaltete, davon giebt uns zunächst Kunde seine merkwürdige, vielbesprochene Verwendung durch den württembergischen Theologen und reformatorischen Schriftsteller Valentin Andreä in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Das neue Symbol war in den Kreisen Luthers mit Verständniß ergriffen worden und wurde gern bei schicklichem Anlaß verwendet. Im Jahre 1530 entstanden, findet es sich schon zwei Jahre später auf Titeln gedruckter Lutherscher Predigten nachgebildet; es liegt dem bekannten, oft Luther selbst zugeschriebenen Verse zu Grunde:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht —

selbst einer Predigt aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts finde ich es gleichsam als Text unterbreitet, indem die Tröstungen des Kreuzes darin nach Kanzelbrauch in säuberlicher Dreitheilung geschieden worden in das erste Röslein, das zweite Röslein, das dritte Röslein. So führte denn auch Jakob Andreä, Professor zu Tübingen, der hauptsächlichste Autor der Concordienformel, wahrscheinlich in Anknüpfung an Luthers Pestschaft in dem Familienwappen, das ihm Pfalzgraf Otto Heinrich 1554 stiftete, ein Kreuz zwischen vier Rosen, und hieran knüpfte sein Enkel, der genannte Valentin Andreä, eine Reihe sonderbarer, theils phantastisch spielender, theils tief-sinniger Geistesproductionen*). Schon in den Jahren 1602 und 1603, als siebzehnjähriger Jüngling, beschäftigte er sich mit der Dichtung eines Romans, dessen Helden er Christian Rosenkreuz nannte, anfänglich wohl nur, um seine Verfasserschaft durch Anspielung auf sein Familienwappen geheimnißvoll anzudeuten. Er charakterisirte dieses Buch später in seiner Selbstbiographie als ein satirisches Spiel mit den Ungeheuerlichkeiten und der Wundersucht des Zeitalters, als eine Fopperei der Neugier und Leichtgläubigkeit. Unter dem Titel „des Christian Rosenkreuz hymische Hochzeit“ ließ es seinen Helden die Hochzeit eines Königs besuchen, der ihn in einem verborgenen Schlosse in wunderbare Abenteuer verwickelt und in Zauber- und Goldmacherkünste einweiht, also in jene höhere Chemie oder Chymie (Alchymie), die als Modenarrheit zu verspotten die Hauptabsicht des Verfassers war. Nachdem das Buch zwölf Jahre lang im Manuscript die Runde gemacht, ließ er zunächst für die Oeffentlichkeit zwei neue Schriften vorausgehen, welche einerseits die Mystification fortsetzen und weiterspannen, andererseits eine ernste reformatorische Tendenz als den wahren Kern dieser

*) Schon Arnold's „Unparthenische Kirchen- und Reperthistorie“, 1699, II, S. 613, weist auf den Zusammenhang derselben mit Luthers Pestschaft hin.

Dichtungen enthüllten. Sie heißen: *Fama fraternitatis Roseae Crucis*, an die Häupter, Stände und Gelehrten Europae, nebst allgemeiner und General-Reformation der ganzen weiten Welt, Cassel 1614 — dieses beigegebene Stück war Uebersetzung aus den *Ragguagli di Parnasso* des Boccacini — und: *Confessio oder Bekenntniß der Societät und Bruderschaft des Rosenkreuzes*, an die Gelehrten Europae, Cassel 1615. Diesen ließ er dann die „*Chymische Hochzeit*“ 1616 folgen. Den Zusammenhang mit den hier erzählten Märchen stellte er in der *Fama* dadurch her, daß er sie zwar immer noch als Thatfachen wiederholte, aber hinzufügte, es sei erst kürzlich, einhundertzwanzig Jahre nach des Christian Rosenkreuz Tode, dessen Nachlassenschaft an den Tag gekommen, worin er alle Goldmacherei ablehne, dagegen zur Stiftung einer Bruderschaft zu allgemeiner Verbesserung der Welt aufordere; Tendenz dieser Bruderschaft zum Rosenkreuz solle sein, unter unbedingter Anerkennung der Bibel, Verachtung des Aberglaubens und Verfluchung des Papstthums, auf der Grundlage der reformatorischen Bekenntnisse, aber zugleich mit entschiedener Geringschätzung der dogmatischen Differenzen, Philosophie und Theologie mit einander zu vereinigen und durch streng sittlichen Wandel dem Christenthum wahrhafte Wirklichkeit auf Erden zu geben. Es ist der fruchtbare, lebenweckende und befreiende Geist des damaligen „*Pietismus*“, der uns hier entgegentritt, im ausgesprochenen Anschlusse an Johann Arndt's „*wahres Christenthum*“ in lebendiger Herzensfrömmigkeit, Innigkeit liebevollen Sinns und strenger Lebensführung das eigentliche Wesen der Religion erkennend, und von hier aus übergreifend über die häßlichen kleinlichen Glaubensstreite und dogmatischen Zerklüftungen der Zeit, um das allein wahrhaft Christliche und zugleich im tiefsten Grunde Einende darin zu finden, so „*gesinnt zu sein, wie Jesus Christus auch war*“. Darum sollte jener Bund das Motto führen: *Jesus mihi omnia*, und sich in den vier Denkworten an seine Ziele gemahnt finden: *nequaquam vacuum* (nur nichts Leeres!) *legis jugum* (Joch des Gesetzes), *libertas evangelii* (Freiheit des Evangeliums), *Dei gloria intacta* (Gottes Ruhm unverkürzt). Einige Aussprüche Andreä's mögen zeigen, in wie scharfem Gegensatze zur herrschenden orthodoxen Richtung er diesen Tendenzen sein Leben weihte, und mit welchem Ernste er darin die wahre Fortsetzung des Reformationswerkes sah. „Wenn die Prediger — klagt er einmal — von der Kanzel zu ihren Geschäften zurückkehren, so sind sie von den gewöhnlichen Sitten der Welt nicht minder erfüllt, als ein Gefäß, dem das Wasser abgezapft ist, von der Luft“ (*Alethea exul*, p. 306); und anderwärts: „Sie wollen lieber die Dreieinigkeit erklären, als anbeten, lieber die Gegenwart Christi beweisen, als ihn zu jeder Zeit und an jedem Orte verehren; lieber die Reue über die Sünden beschreiben, als sie selbst in sich fühlen, lieber das Verdienst der Werke herabsetzen, als gute Werke thun, und öfter die heiligen Bücher durchblättern, als sich mit der Uebung der christlichen Liebe beschäftigen. Sie machen die Religion zur Wissenschaft, deren Kenntniß eben, wie die Kenntniß der Logik und Meta-

physisch, sehr nützlich sei, um den Ruf der Gelehrsamkeit zu erlangen“. (In der Schrift „Veri christianismi solidaeque philosophiae libertas“.) Daher sein Ausruf: „Lebe wohl, Reformation, denn auf dieser Erde werden wir dich niemals sehen!“ (Menippus, dial. 47).*) Diese sogenannte pietistische Richtung ist in Wahrheit das überleitende Glied zwischen dem echten, ursprünglichen Lutherthum Luthers und der freien religiös-sittlichen Erfassung des Christenthums Christi bei Lessing. Ph. Jacob Spener, der die höchste Blüthe und Vollendung dieses Pietismus bezeichnet, hat unserem Andreä in diesem Entwicklungsfortschritte des echten Protestantismus die Stelle unmittelbar nach Luther angewiesen, indem er ausrief: „Könnte ich Jemand zum Besten der Kirche von den Todten erwecken, es wäre Valentin Andreä!“**)

Der Erfolg jener geheimnißvollen Schriften war nun freilich nicht der gewollte. Die Erfindungen einer reichen und schalkhaften Phantasie wurden für Thatfachen gehalten; man glaubte, der fabelhafte Bund des Rosenkreuzes bestehe bereits, und die Anonymität des Verfassers entfesselte die Sucht, Abenteuerliches, Schauerliches, Wunderbares, Gefahrdrohendes zu wittern. Bald warf sich der Verdacht auf Andreä als den Verfasser nicht nur der Schriften, sondern auch als das geheime Haupt des Bundes; er ward zur Zielscheibe von Verleumdungen und Verdächtigungen; die Theologen swürten nicht nur dogmatische Ketzerei, sondern, was in ihren Augen weit ärger war, eine unionistische, auf Vereinigung der lutherischen mit der reformirten Kirche gehende Tendenz. Das Schlimmste aber im Contrast zu Andreä's wohlgemeinten Absichten war dies, daß die Alchymisten und Schwarmgeister aller Art in seinen Schriften Nahrung und Bestätigung fanden, und daß sich auf Anregung dieser Schriften selbst gar bald neue Gesellschaften mit Bestrebungen, wie er sie hatte geißeln wollen, aufthaten; ja herumziehende Betrüger täuschten das Volk unter dem Namen „Rosenkreuzer“ mit Wundercuren und allerlei Zaubermwesen. Andreä konnte jetzt um so weniger sich als Verfasser bekennen; aber er tritt nun als ernster, offener Bekämpfer dessen auf, was er dort verspotten gewollt, und ebenso spricht er jetzt ohne dichterische Beiwerke sich für die Idee eines christlichen Bundes aus, wie er ihn dort gekennzeichnet, obwohl er seine Verwirklichung unter den Zeitgenossen bald als unthunlich erkannte. Hierbei kommt zu Tage, in welchem Sinne ihm das Rosenkreuz als Sinnbild des echten christlichen Lebens vorschwebt. „Wie ich also zwar die Gesellschaft der Fraternität selbst aufgebe — sagt er einmal (Turris Babel, p 70 ff.) — „so werde ich doch nie die wahre christliche Brüderschaft verlassen, welche unter dem Kreuze nach Rosen duftet, und sich von den Befleckungen, Verirrungen, Thorheiten und Eitelkeiten der Welt soweit als

*) Ich verdanke diese Anführungen der Schrift von H. A. Fehner über Jacob Böhme, Görlitz 1857, S. 88.

**) Das Motto zu „Johann Valentin Andreä und sein Zeitalter, dargestellt von Wilhelm Hoßbach“, Berlin 1819. Diesem Buche sind auch alle übrigen Mittheilungen über Andreä, außer den soeben anders belegten, von mir entnommen worden.

möglich entfernt; — — ich werde streben, Christi und jedes guten Christen Bruder zu sein; ich werde die christlichen Sitten wählen, die Rosen der Christen genießen, das Kreuz der Christen tragen, — — es soll, um mit Jenen zu reden, Jesus mir Alles sein“. Nicht mehr der dogmatische Glaube an den gestorbenen, zur Sühne der Menschenschuld geopfert, sondern die innere Aneignung des lebendigen Christus wird hier zum Quell der Freudigkeit, die das Kreuz vergessen macht, und die Rose wird zugleich damit zum Kennzeichen einer liebevollen, brüderlichen Verbindung unter Allen, welche aus dem gleichen Lebensquell schöpften, ob sie auch nicht den gleichen dogmatischen Lehren zugethan sein mochten. Denn es ist deutlich, daß Andrea auf eine Kirchengestaltung hinauswies, für die nicht irgend welches dogmatische Bekenntniß, sondern das religiös-sittliche Lebensprincip, das sich in der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu verwirklicht hat, das verknüpfende Band und tragende Fundament bildet, ein Kirchenideal, dessen Consequenz unfraglich die Freigebung der dogmatischen Ueberzeugungen an die wissenschaftliche Wahrheitforschung ist. Aber auch nach einer anderen Seite streute er seine Rosen aus: sein Kirchenideal wird ihm zugleich zum Staats- und Gesellschaftsideal. Seine Schriften: *Reipublicae Christianopolitanae descriptio*, 1619, welche man mit Recht den ersten deutschen Staats- und Socialroman nennen kann, und: *Christianae societatis idea*, 1620 treten in die Fußstapfen des 1534 hingerichteten Großkanzlers Heinrich VIII. von England, Thomas Morus, und seiner Schilderung der idealen Insel Utopia, die uns noch heute für ähnliche Phantasieentwürfe den verwerfenden Namen leiht. Communistische Ideen erscheinen hier, zugleich im Anschlusse an urchristliche Zustände und an die platonische Idealpolitik, als Folgerungen aus dem christlichen Liebesprincip, verzeihlich für die ersten Kindheitschritte des protestantischen Christenthums auf seinem Wege in die irdische Realität uns aber ein bedeutames und willkommenes Zeugniß dafür, daß die Aufgabe des Christenthums, diese irdische Realität von innen heraus umzugestalten, anstatt lediglich über sie emporzuheben, den beglückenden Geist der Liebe in ihre Lebensformen zu gießen, anstatt die Verachtung dieser Lebensformen zu predigen, jetzt auch in Bezug auf Staat und Gesellschaft erkannt zu werden begann. Das Irdische mit dem Himmlischen zu durchdringen, und dadurch auch die Auffassung des Himmlischen selbst ihrer spröden Weltferne und Weltfeindlichkeit zu entkleiden: dies tritt sonach auch hier uns als die Tendenz entgegen, die das Kreuz mit Rosen umgab. Sichtlich aber ist der Grundgedanke hier bereits viel weiter entwickelt, als bei Luther.

Die Spur des Symbols geht uns jetzt, mit Ausnahme der bereits erwähnten mißverständlichen oder unredlichen Ausnutzungen der Schriften Andrea's bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein verloren; ich wenigstens fand sie nicht eher wieder, als bei Goethe.

Es ist mir nicht bekannt, ob in der so umfänglich gewordenen Goethe-

literatur irgendwo auf die Aehnlichkeit hingewiesen ist*), welche sich zwischen den phantastischen und satirischen oder auch Zukunftsideale zeichnenden Romanen Valentin Andreäs und dem „Wilhelm Meister“ bemerkbar macht, dem Romane Goethes, den alle diese Prädicate — auch das des Satirischen nicht ganz ausgenommen — gleichfalls charakterisiren. Die Aehnlichkeit liegt aber keineswegs nur in diesen allgemeinen Charakteren und etwa in dem Mystischen und Mysteriösen nur als solchem; auch einzelne Motive der Erfindung zeigen sich übereinstimmend: geheimnißvolle Schösser, abenteuerreiche Wanderungen, weitverzweigte, in tiefer Verborgenheit gepflegte Bündnisse, die ihren Gliedern seltene Lebensweisheit in kurzen Sprüchen darbieten und auf nichts Geringeres angelegt scheinen, als auf Erneuerung von Kirche, Staat und Gesellschaft. Den Werth und die Bedeutung dieser Parallelen muß es offenbar erhöhen, wenn wir Goethe in den letzten Jahren vor der italienischen Reise, als er den Meister wieder aufgenommen hatte und rasch förderte, gleichzeitig mit einem großen Gedichte beschäftigt sehen, welches beinahe in all den erwähnten Charakterzügen und Eigenheiten dieselben Parallelen darbietet, und — das Symbol des Rosenkreuzes diesen Parallelen neu hinzufügt. Wir wissen ja ferner, daß die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ und die anziehende Gestalt Makariens in den „Wilhelm Meister“ aus den Erinnerungen an Fräulein von Klettenberg übergegangen sind, an jene fromme, phantasiereiche Freundin, welche den nach der Vaterstadt krank zurückgekehrten Jüngling nicht nur in ein mystisch aufgefaßtes Christenthum, in die Seligkeiten frommen Entzückens einführte, sondern auch alterthümliche, magische und alchymistische Naturansichten bei Theophrastus Paracelsus, Helmont u. A. dgl. mit ihm studirte. Sollte da nicht auch die „Chymische Hochzeit“ gelesen worden sein und sollten Reminiscenzen aus ihr dann nicht ebenso, wie Anderes aus dieser Klettenberg-Periode, in den „Wilhelm Meister“ und zugleich in jenes andere Gedicht eingedrungen sein?

Dieses Gedicht wuchs bis zu vierundvierzig Stenzen, welche unter dem Titel „Die Geheimnisse ein Fragment“, nebst einer dem Bande angehängten Erläuterung, sich in Goethe's Werken finden, die herrlichsten Ottaverime, die je in deutscher Sprache gedichtet wurden, und Bruchstück eines Werkes, daß, wenn es vollendet worden wäre, vielleicht als das eigentliche Lebenswerk des Dichters gelten, und denselben Rang für die poetische Ausprägung des modernen Lebensideals und des christlichen Classicismus beanspruchen würde wie Dante's Göttliche Comödie für die des mittelalterlichen Ideenkreises.

Sogleich der Anfang des Gedichtes gemahnt an die gemeinsamen Eigenheiten des Goetheschen Meister und jener romanhaften Schriften Andreäs:

*) Dünkers Commentar zu „Wilhelm Meister“ z. B. enthält nichts davon. Auch in C. F. Göschels Schriften zu Goethe, wo verwickeltere Beziehungen sonst gar zu gern herangezogen werden, fand ich keine darauf zielende Bemerkung.

Ein wunderbares Lied ist euch bereitet;
 Vernehmt es gern und Jeden ruft herbei!
 Durch Berg' und Thäler ist der Weg geleitet;
 Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei,
 Und wenn der Pfad sacht' in die Büsche gleitet,
 So denket nicht, daß es ein Irrthum sei;
 Wir wollen doch, wenn wir genug gekommen,
 Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Ich bediene mich zur Darlegung des Planes und Inhalts, soweit sie uns nöthig ist, der Worte der Goetheschen Erläuterung. „Ein junger Ordensgeistlicher, Namens Marcus, in einer gebirgigen Gegend verirrt, trifft zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude an, das auf Wohnung von frommen geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daselbst zwölf Ritter, welche nach überstandnem sturmvollem Leben endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen Verpflichtung übernommen. Ein dreizehnter, den sie für ihren Obern erkennen, ist eben im Begriff von ihnen zu scheiden, auf welche Art, bleibt verborgen; doch hatte er in den letzten Tagen seinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neu Angekommenen eine kurze Andeutung zu Theil wird“. Soweit das Fragment. In der weiteren Folge nun „würde man einen Jeden der Rittermönche in seiner Wohnung besucht und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde sich hier versammeln mögen, wo Jeder von ihnen Gott auf seine eigenste Weise im Stillen verehere. Der mit Bruder Marcus herumwandelnde Leser oder Zuhörer wäre gewahr geworden, daß die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, sich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzustellen und die Begier nach höchster Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zusammenleben würdig auszusprechen berufen seien. Damit dieses aber möglich werde, haben sie sich um einen Mann versammelt, der den Namen Humanus führt; wozu sie sich nicht entschlossen hätten, ohne sämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm zu fühlen“. Da dieser Vermittler jetzt von ihnen scheiden will, erzählt ein Jeder von ihnen einen Theil der Lebensgeschichte desselben. „Hier würde sich denn gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Vermittler sich angenahet, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen Allen verkörpert, Allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf. — Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Charwoche, ist das Hauptkennzeichen

dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden, so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Oftertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbart haben“. Ich kann mir nicht versagen, die Verse hier einzuschalten, in welchen das Rosenkreuz dem Helden des Gedichts zum ersten Male sichtbar wird:

Schon sieht er dicht sich vor dem stillen Orte,
Der seinen Geist mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geschlossenen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er steht und sinnt und lächelt leise Worte
Der Andacht, die in seinem Herzen quillt,
Er steht und sinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne sinkt und es verklingt das Läuten.

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gesiegt,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz, und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Er sieht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das scharffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Wenn Goethe selbst, als er zweiunddreißig Jahre nach Abfassung des Gedichts die Erläuterung dazu schrieb, zur Erklärung des Zeichens auf den Oftertag verweist, so scheint es, als habe er nur eine Seite, die für sich allenfalls genügte, herausheben wollen, da es galt, Anfragende zu befriedigen, als der ganze Gedankengang ihm ferngetreten war. Im Gedichte selbst ist das Rosenkreuz offenbar als prägnanter Ausdruck des ganzen Wollens und Seins der religiösen Bruderschaft aufgefaßt, die es zu ihrem Symbol wählte, wie es denn auch im Innern des Gebäudes über dem Sitze des Obern wiederkehrt, des Humanus, während die Sitze der übrigen zwölf Ritter auf andre Weise bezeichnet sind. Es ist das Symbol der Religion des Humanus, des reinen, ächten Menschen, einer Religion, welcher das Kreuz des Christenthums zu Grunde liegt, aber die „das scharffe Holz mit Weichheit begleitet“. Dem Dichter stellte sich unter jenem Zeichen nach allen Seiten hin das Ideal eines humanisirten, der mittelalterlichen Schroffheit und Rauhgkeit enthobenen Christenthums vor Augen, als das Ideal, nach welchem die protestantische Entwicklung sich hinzubewegen hätte.

Hier haben wir die Antwort auf die alte, oft mit so viel Verdammungslust und armseliger Abwägung äußerlicher Dinge und kleiner Einzelzüge behandelte Frage nach Goethes Stellung zum Christenthume. Goethe hat mit vollem Bewußtsein die Aufgabe des protestantischen Christenthums zur seinigen gemacht, das Religiöse mit den Lebensgütern humaner Cultur zu Einem, in sich einheitlichen, harmonischen Lebensideale zu verschmelzen. Er setzt in diesem Sinne die Reihe der Männer fort, welchen wir in erster Linie die immer vollere irdische Verwirklichung, die immer eigentlichere Fleischwerdung des christlichen Geistes verdanken. Wenn diese Reihe von Luther aus durch die Pietisten zu Lessing führte, so sind es Herder und Goethe, die in derselben zunächst auf Lessing folgen. Darum erinnert uns der Plan des Gedichts „Die Geheimnisse“ so unausweichlich an Lessing's Nathan und zugleich an Herder's anerkennendes Verständniß des Ureigenen aller Völker und Culturweisen der Menschheit. Das Gedicht sollte die Anwendung jenes Goethe'schen Ideals direct auf das religiöse Bewußtsein und kirchliche Leben zum wirksamsten Ausdrucke bringen. Die Religion, die sich mit Humanität durchdringt, oder richtiger, die selbst erst dadurch volle Religion wird, daß sie zugleich volle Humanität wird, — sie kann nicht mehr an der verdammenden Ausschließlichkeit historisch begrenzter Sonderkirchen festhalten; sie muß liebend und achtend das Göttliche aus allen seinen Spuren erkennen, es gern und entgegenkommend hervorheben, und den wahrhaft religiösen und sittlichen Kern unter jeder nationalen Verhüllung und „sei es auch in noch so wunderbarer Gestalt“ zu entdecken und zu verehren wissen. Lessing hatte das in diesem Sinne hervorzuhebende Allgemeine der Religion in einfach menschlicher Güte und Rechtschaffenheit gefunden und nur in eben dieser Allgemeinheit bei den Befennern der verschiedensten Glaubenssysteme aufgesucht. Goethe, in Herders Fußstapfen wandelnd, fügt den überaus folgereichen Gedanken hinzu, daß die verschiedenen Culturvölker der Erde durch verschiedene Artung von Haus aus und für immer die Bestimmung erhalten haben, das Göttliche und Gottmenschliche in verschiedenen Formen auszuprägen, ihr Individuelles nicht schlecht hin um des Allgemeinen willen zu kreuzigen, sondern dem harmonisch gefügten bunten Kranze des Gottesreichs, der alle höchsten Blüten des Menschenthums in sich verknüpfen soll, es bescheiden am rechten Orte einzuflechten. Unterordnung unter das Ganze, Ueberwindung jedes egoistischen Sondergeistes, Beherrschung der Natur durch den Geist, wird dann immer noch ihnen allen gemeinsam das Kreuz bedeuten, und in diesem Sinne werden sie alle gemeinsam zu ihm emporschauen; aber indem aus der Unterordnung und Ueberwindung die Alle verknüpfende und beglückende Liebe hervorproßt, und indem die vom Geiste beherrschte Natur sich im Gemüths- und Geistesleben selbst zu einer verklärten, geheiligten, wiedergeborenen Natur umgestaltet, die nur um so herrlichere Gaben darreicht, so werden sie „von neuem Sinn durchdrungen, wie sich das Zeichen hier vor Augen stellt: sie seh'n das Kreuz von Rosen dicht umschlungen“.

Wie nun die Religion eines Menschen den leuchtenden Mittelpunkt bildet von dem alle seine Lebenstendenzen ausgehen und sich wie einzelne Strahlen abscheiden, so wird uns auch der gewonnene Aufschluß über Goethes Christenthum zum Schlüssel für andere Seiten seines Wesens und Wirkens, seines Wollens und Schaffens, welche in jenem Gedichte nicht berührt sind. Es sei mir gestattet, nur Weniges hierüber anzudeuten. Wir fanden das von Goethe so sicher ergriffene und bewußtvoll geförderte protestantische Ideal geschichtlich vorgezeichnet durch das Zusammenwirken des deutschen religions-reformatorischen Geistes mit dem Geiste der italienischen Renaissance, welche ihrerseits nach den Göttern Griechenlands und nach der Sonne Homers sehndend zurückschaute. Wer möchte nun verkennen, daß wir dem gleichen Bunde die herrlichsten Idealschöpfungen unseres Dichters verdanken, Gestalten, welche unvergänglich dem deutschen, ja dem europäischen Leben eingepflanzt sind, bildend, befruchtend, erziehend unablässig in uns nachwirken? Seine Männergestalten haben in mehr indirecter Weise diese Wirkung, indem sie nicht sowohl das zu erreichende Ideal selbst, als das bewußte Ringen und Streben zum Ausdruck bringen, jene scheinbar so entgegengesetzten Culturelemente zur harmonischen Einheit zusammenzuzwingen: wie sich denn im zweiten Theile des Faust dieses Streben der Vereinigung des Christlich-Germanischen mit dem Antiken in dem Raube der Helena ein ausdrückliches Sinnbild schuf. Direct tritt uns das Gewollte in den Frauengestalten entgegen. Goethes Iphigenie, seine Dorothea, seine Eleonore von Este sind uns der Ausdruck eines Lebens, wie wir es selbst leben und um uns sehen möchten, der Ausdruck eines christlichen Seelengehalts, der in antiker Schönheit Fleisch wird, nicht mehr schmerzvoll sich der Natur entwindet, sondern in das Naturleben selbst verklärend und heiligend sich ergießt. Und ein überaus wichtiger Schritt ist von Goethe in dieser Wiedergeburt der Natur aus dem Geiste über den Pietismus hinaus gethan. Dieser litt ja immer noch gar sehr an der mittelalterlichen Entgegensetzung des Weltlichen und des Heiligen, und verleitete dadurch zu jener hochmüthigen oder ängstlichen Beschränktheit, die unter dem Namen „Welt“ oder „weltliche Dinge“ Alles verachtet und hinter sich läßt, was nicht in directester Weise sich als Beschäftigung mit Gott ankündigt, die Güter der Natur und edler Geselligkeit, ja Wissenschaft und Kunst, mißtrauisch nur auf ihre verführerischen Seiten hin beurtheilt, und zuletzt in den mönchischen Cynismus zurückwirft, der überall Schuld sieht, weil er die Unschuld im eigenen Gefühle nicht kennen gelernt hat. Daß wir Unendliches im Gegensatz zu diesen Richtungen für die Ausgestaltung des modernen Lebensideals Goethe verdanken, wer kann es leugnen, der ihn unbefangen auf sich wirken ließ? —

Wir haben zum Schlusse nun noch zweier Verwendungen unseres Sinnbilds zu gedenken, die in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fallen, und ohne Zweifel dem Vorgange Goethes folgen, so daß auch sie zuletzt in Luthers Petschaft ihre Wurzel haben würden. Der Philosoph

Hegel nennt gelegentlich in seinen „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ von 1820 (in der Vorrede; Werke VIII. S. 19) die Vernunft die Rose im Kreuze der Gegenwart: durch Vernunft, meint er, würde alles Leid und Uebel aufgehoben, indem der Vernünftige erkennen werde, daß es im großen Zusammenhange des Universums kein Uebel gebe, sondern Alles seine im höchsten Sinne berechtigte Stelle einnehme; so opfere auch der Vernünftige seine subjective Freiheit gern dem großen Ganzen auf und gewinne dadurch erst die wahre Freiheit. Die Aufhebung des Leides, die Versöhnung, den Frieden verheißt hier der Philosoph als den Ertrag einer begreifenden Erkenntniß; ein Dichter dagegen verheißt uns unter dem gleichen Symbol die gleichen Segnungen als Endziel der menschlichen Culturarbeit, als Frucht von Jahrtausenden qualvollen Ringens und feindseliger Kämpfe. Es ist Anastasius Grün in seiner schönen Parabel „Fünf Oestern“ (enthalten in seinen unter dem Titel „Schutt“ 1835 veröffentlichten Dichtungen). Er erzählt uns, daß nach einer orientalischen Sage Christus jährlich am ersten Ostermorgen auf dem Delberg erscheine, um die Stätten seines Leidens und Wirkens wiederzusehen; fünf solcher Besuche werden uns geschildert, deren letzter jedoch von der Phantasie des Dichters aus ferner Zukunft vorauserschaut ist, während die anderen in der Vergangenheit liegen. Der erste zeigt die Verwüstung des heiligen Landes nach Jerusalem's Zerstörung, der zweite die Eroberung Jerusalem's durch die Kreuzfahrer, der dritte die Herrschaft des Islam, der vierte den Streit der christlichen Secten am heiligen Grabe. Dagegen entrückt uns am fünften Oestern der Dichter in ein idyllisches, glückliches Familien-Daheim ferner Zeiten, das sich auf dem Berge Golgatha Raum geschaffen; spielend graben die Kinder einen eisernen Gegenstand aus, den weder sie, noch die Eltern, noch die Nachbarn erkennen, auch nicht der älteste Greis.

„Wohl ihnen allen, daß sie's nimmer kennen!
 Der Ahnen Thorheit, längst vom Grab verzehrt,
 Müßt' ihnen noch im Aug' als Thräne brennen!
 Denn, was sie ausgegraben, — war ein Schwert!“

Sie bestimmen es zur Pflugschaar. Ein anderes Mal stößt der Spaten der Arbeitenden auf ein Steingebilde von räthselhafter Form; Niemand kann es deuten.

„Ob sie's auch kennen nicht, doch steht's voll Segen
 Aufrecht in ihrer Brust, in ewigem Reiz,
 Es blüht sein Same rings auf allen Wegen,
 Denn, was sie nimmer kannten, — war ein Kreuz!“

Sie sah'n den Kampf nicht und sein blutig Zeichen;
 Sie sah'n den Sieg allein und seinen Kranz!
 Sie sah'n den Sturm nicht mit den Wetterstreichen,
 Sie sahn nur seines Regenbogens Glanz! —

Das Kreuz von Stein, sie stellen's auf im Garten,
Ein räthselhaft, ehrwürdig Alterthum,
Dran Rosen rings und Blumen aller Arten
Empor sich ranken, kletternd um und um.

So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer:
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr“.

Es ist schwer, von dem Eindrucke dieser ergreifenden Verse sich loszureißen, um sich auf die Zustände und Stimmungen der Zeit zu besinnen, in der wir leben. Thun wir es dennoch, so werden wir freilich nicht nur mit Wehmuth und Trauer, sondern auch mit dem Lächeln über vergangene Kindheitsgefühle von dieser Hoffnungsfreudigkeit und idyllischen Schwärmerei früherer Jahrzehnte scheiden. Gewiß, die Erde wird niemals ein Paradies werden, und der Glaube, der das Paradies ersehnt, wird es jenseits des irdischen Daseins zu suchen haben. Aber sollte nicht unsere geistige, sittliche und Gefühlsentwicklung seit jenen Tagen allzusehr in's Gegentheil umgeschlagen sein? Dem religiösen, philosophischen, poetischen Idealismus ist zunächst der politische, sociale und materielle Realismus gefolgt, der einst im Gegensatze gegen die Richtung der Romantiker sogar dem Dichter die Anweisung gab, das deutsche Leben bei der Arbeit aufzusuchen, aus der scheinbar nur „prosaischen“ Sphäre des Pflichtlebens die Stoffe der Romandichtung zu schöpfen. Als jüngste Phase deutschen Denkens und Sinnens hat sich sodann im Gegensatz zu jenem naiven Optimismus ein verzweifelter Pessimismus aufgethan, dem die Erde nur ein Jammerthal ist, ja das Welt-dasein überhaupt eine zu sühnende Schuld. Sollten wir nicht hier bekannte Gesichtszüge vor uns sehen, in die wir noch vor Kurzem geblickt haben? Ist es nicht der mittelalterliche und der pietistische Weltbegriff, in den uns der Pessimismus zurückschleudert? Auf der anderen Seite erhebt Rom sein Haupt; die Kirche des Mittelalters sieht in dieser Rückkehr zu ihren Geleisen nicht sowohl die „Selbstauflösung des Christenthums“, als vielmehr die Selbstauflösung des Protestantismus. Bald wird er ihr reif scheinen zum Zugreifen.

Auch der stoische Idealismus des sich selbst genügenden Pflichtbewußtseins kann den Pessimismus nicht überwinden. Wer wird den Adel der Pflicht verkennen? Aber die Pflicht bedarf der Vorstellung erreichbarer Endziele, um deren willen sie Pflicht ist. Wird das sittliche Wollen und Pflichtleben selbst als solches Endziel gefaßt, so dreht man sich im Kreise und entbehrt jeder Antwort auf die Frage, was denn nun zu wollen Pflicht sei. Ein Endziel, ein Gut, ist immer nur im Gefühl einer Befriedigung vorhanden. Das Pflichtleben selbst kann uns nur dann als ein Gut, als Quell der Befriedigung erscheinen, wenn es verbunden auftritt mit Gefühlen der Befriedigung; aber wir werden dann leicht erkennen, daß diese Gefühle nicht in der Pflichtmäßigkeit des Wollens

als solcher, sondern in der lebendigen, harmonischen Kraftentfaltung unserer Seele ihren Grund hatten, und in der liebevollen Hineigung, in der sympathischen Verschmelzung mit Anderen, denen unser Pflichtleben gilt. Diese und andere Seelengüter sind es, von denen wir wohl glauben möchten, daß eine Fülle des Reichthums in ihnen liegt, welche das Kreuz des Lebens beinahe ganz überwachsen kann. Sollte etwa gerade daraus unser moderner Pessimismus entstanden sein, daß jene dem einstigen poetischen Idealismus gefolgte Zeit der realistischen Arbeit allzu gründlich ausgeräumt hat mit der Pflege der Seelengüter, die einem edlen, tiefen Gemüthsleben verdankt werden? Raftlose Bethätigung nach Außen muß das innere Leben aushöhlen und durch Verschweigen jedes glücklichen stillen Moments einen Gesamtzustand von Unbefriedigung und Mißbehagen schaffen. Könnten wir es dahin bringen, daß ein reiches, seelenvolles Innenleben wieder den hohen Rang bei uns einnähme, den es zur Zeit unsrer größten Dichter hatte, so würde, meine ich, der Faden leicht wieder gefunden werden, der, wie es scheint, jetzt abgerissene Faden, dessen Fortspinnung durch die Jahrhunderte seit der Reformation sich in der Geschichte der Lutherrose uns im Kleinen abspiegelte.





Bibliographie.

Ad. von Goussing, Marocco, das Land und die Leute. Allgemeine geographische und ethnographische Verhältnisse u. Aus neuester eigener Anschauung geschildert. Mit einer Uebersichtskarte und einem Plan der Stadt Marocco 8. VIII. u. 334 S. Berlin, 1880 Gustav Hempel. M 8.—

Die von dem Verfasser gewonnenen Anschauungen sind das Ergebniss einer im Jahre 1878 unternommenen fünfmonatlichen Reise durch die maroccanischen Länder. Der sichere, schnell erfassende Blick des Soldaten hat es dem Verfasser ermöglicht, sich in einer verhältnissmässig kurzen Zeit, freilich begünstigt durch eine Reihe äusserer Umstände, eine umfassende Kenntniss des von ihm geschilderten Landes und seiner Eigenthümlichkeiten anzueignen. Was Herr von Goussing erzählt, macht den Eindruck des Treuen, des richtig Geschehenen. Eigentlich Neues erzählt er nicht, aber die Dinge haben sich ihm in eigenthümlicher Beleuchtung gezeigt und er weiss seine Eindrücke in schriftstellerisch so guter Form wiederzugeben, daß das Buch selbst dort noch Gefallen erregen wird, wo das Geschilderte als bekannt vorausgesetzt werden darf. In der Schreibung der Eigennamen wäre größere Consequenz zu wünschen gewesen. Die Ausstattung des Buches ist gut.

Carl Franke, Helius Gobanus Hessus sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Cultur- und Gelehrten-geschichte des 16. Jahrhunderts. 2 Bände 8. XVIII. und 703 S., mit dem Portrait Gobans Gotha, 1879, F. A. Berthes.

Die vielfachen Specialforschungen, deren sich in neuerer Zeit die Geschichte des deutschen Humanismus zu erfreuen hat, sind ein Beweis, daß das Interesse an jener großen Epoche stark im Zu-

nehmen begriffen ist. Trotz einer Reihe trefflicher Arbeiten auf diesem Gebiete — es sei nur an Strauß' Hutten, an Rampuschulte's Geschichte des Erfurter Humanismus, an Geiger's Neuchlin erinnert, — bleibt jedoch noch immer viel zu thun übrig. Selbst der bedeutendste Gelehrte des 16. Jahrhunderts, Erasmus, hat noch keinen würdigen Biographen gefunden. Ebenso ist auch der größte Poet der Reformationszeit, den man den modernen Ovid nannte, Gobanus Hessus, von der gelehrten Forschung bisher nur stiefmütterlich bedacht worden. So glaubt der Verfasser der vorliegenden Biographie für Viele eine willkommenen Gabe zu bieten, wenn er das Leben des Poetenkönigs auf Grund sorgfältiger, jahrelanger Quellenstudien in ganz neuer und möglichst erschöpfender Bearbeitung vorlegt. Ebenso wie das dem Werke beigegebene Bildniss Gobans (von einem namhaften Erfurter Meister, Hans Brosamer) hier zum ersten Male aus dem Staube der Bibliotheken an's Licht gezogen worden ist, so scheint auch das Leben des Dichters in fast allen Beziehungen neu gestaltet. Sämmtliche einigermaßen bedeutende Schriften Gobans haben dem Verfasser in ihren Originalausgaben vorgelegen und sind im Anschlusse an die Biographie in chronologischer Folge besprochen. Von handschriftlichem Materiale sind die Mutianischen Briefe aus der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M., eine größere Anzahl Gobanischer Briefe aus der Camerarischen Sammlung in München und aus der Herzogl. Bibliothek zu Gotha, zwei aus der Babianischen Bibliothek zu St. Gallen und aus der Königl. Bibliothek zu Fulda, einige Actenstücke aus dem Königl. Staatsarchive zu Marburg, endlich die verschiedenen Universitätsmatrikeln benutzt worden. Von letzteren hat namentlich die Erfurter eine reiche Ausbeute gewährt.

Der Verfasser ist an die Lösung seiner Aufgabe mit unverkennbarem Geschick herangetreten und insbesondere der culturgeschichtlichen Bedeutung Gobans ist er mehr als irgend einer seiner Vorgänger gerecht geworden. Er hat das volle Bild von dem reichen Geistesleben eines Mannes geliefert, der ein Decennium hindurch an der Spitze eines großen Humanistenbundes gestanden, für die wissenschaftliche, nationale und religiöse Wiedergeburt seines Vaterlandes in weiten Kreisen gewirkt hat, der endlich unter meist kläglich zerrütteten Verhältnissen die von dem ganzen Jahrhundert angehaunten metrischen Uebersetzungen des Theokrit, der Ilias, des Ecclesiastes und der Psalmen schuf. Die Ausstattung des Buches ist vornehm.

Nabekais, Gargantua und Pantagruel. Aus dem Französischen von F. A. Gelbcke. 2 Bände. 8. 495 und 428 S. Leipzig, 1880, Bibliographisches Institut. Gebunden.

Professor Gelbcke hat sich durch diese neue Uebertragung von Nabekais' unvergänglichen Werke ein nicht geringes Verdienst erworben. Die erste deutsche Gesamttübersetzung des „Gargantua und Pantagruel“, ist eine in ihrer Art unübertroffene und besonders durch ihre Anmerkungen überaus werthvolle Arbeit. Sie sprach indessen durch den, wenn auch mit Rücksicht und Gewandtheit durchgeführten archaisirenden Stil weniger an und ist übrigens längst aus dem Buchhandel verschwunden. (Sie erschien in den Jahren 1832—1839 in einem Umfange von etwa 2500 Seiten, wovon 1500 auf die Anmerkungen entfielen). Dies hat sich als eine Lücke fühlbar gemacht, weil nur Wenigen die Lectüre des Originals möglich ist; die veralteten Wort- und Satzformen an sich, dann aber auch die Kühnheit, womit Nabekais den Sprachschatz bis zu seiner untersten Gese durchwühlt und die geniale Neubildung und Umbildung von Wörtern bieten Schwierigkeiten, die nur durch specielle Studien überwunden werden können. Professor Gelbcke in St. Petersburg, der an diese Arbeit eine lange Reihe von Jahren gewendet, ist uns bereits durch treffliche Uebersetzungen von Sternes „Tristram Shandy“ und von Shakespeares „Sonetten“ bekannt. Seine neueste Arbeit verdient neben den Meisterwerken der Uebersetzungskunst genannt zu werden, neben seinem Vorgänger Regis, neben Baudissins Nach-

dichtungen und neben Ernst Dohms genialer Uebersetzung der Fabeln Lafontaines. Er unternahm die Uebersetzung des Nabekais erst in vorgerücktem Alter. Wir möchten das Buch auch nur in den Händen gereifter Männer sehen, dort wird es seine rechte Würdigung finden; denn sein unerschöpflicher Humor kann nur zu voller Wirkung gelangen, wo man dem geistvollen Pfarrrer von Meudon die rücksichtslosen Ausdrücke nicht als Verbrechen anrechnet. Daß Gelbcke diese nicht umschrieben oder gar weggelassen hat, sei ihm als ein besonderes Verdienst angerechnet. — Die Ausstattung der beiden Bände ist durchaus anständig.

Emil Palleske, Die Kunst des Vortrags. 8. XIV. u. 343 S. Stuttgart 1880. Karl Krabbe. M. 3.60

Inhalt: Jugendgeschichte meines „N“. — Jugenderinnerungen einer Lunge. — Die Phantasie. — Ueber den Werth musikalischer Kunstübungen. — Sprachliche Kunstübung. Vorlesen. — Die Stimme. — Die Aussprache. — Von der Betonung. — Recitiren; Declamiren. — Takt und Maß. — Vortrag von lyrischen und epischen Dichtungen; Balladen. — Vorlesen von Dramen. — Lesen mit vertheilten Rollen. — Die deutsche Bühne als Leseschule. — Das Seminar als Leseschule. — Römische und Neuter-Vorlesungen.

Man weiß, daß Emil Palleske zu den besten und erfolgreichsten Vorlesern der neueren Zeit gehört, auf dem besondern Gebiete zu den berufensten Nachfolgern Ludwig Tiecks und Karl von Holteis. Sein Werk, die „Kunst des Vortrags“ gehört somit zu den Büchern, welche aus dem Leben heraus geschrieben sind. Die Erfahrungen, die der Verfasser während einer fast dreißigjährigen Ausübung seines Künstlers- und Vorleserberufs gesammelt hat, sind hier in allgemein verständlicher Form ausgesprochen. Sein Bestreben war, die Hauptfachen, welche etwa in einem System der Vortragskunst abgehandelt werden mußten, in spielerischer Form so vorzutragen, daß dieses Buch zu der höheren Unterhaltungslectüre zu rechnen ist. Er will vor Allem den Gegenstand als einen Zweig der Aesthetik behandeln sehen und sucht eben deshalb auch eine ästhetische Form für dieses Thema, damit der Leser nicht an dieser Form vermisst, was das Buch als Aufgabe der Vortragskunst predigt. Es ist für Jeden

geschrieben, der auf der Schulbank der allgemeinen Bildung sitzt, sowie für Alle welche auf wirklichen Schulbänken sitzen, oder vor solchen zu lehren haben. Indem es die Einheit und Schönheit der Aussprache zu fördern sucht, ist es ein Wort an die Nation. Indem es die Technik des Sprechens behandelt, indem es die Bildung und Schulung von allen Organen, die zum Sprechen nöthig sind, anregt und für solche Schulung Winke giebt, ist es ein anregender Rathgeber für Alle, welche Sprecher von Beruf sind; auch für Sänger und Musiker, soweit sie mit dem gesprochenen Wort zu thun haben, oder mit den Organen, welche für Sänger und Vorleser von gleicher Wichtigkeit sind.

Alfred von Neumont, Gino Capponi.
Ein Zeit- und Lebensbild. 8. XVI
u. 462 S. Göttingen, 1880 F. A. Perthes.

M. 9.—

Einer der ausgezeichnetsten Kenner der Geschichte des modernen Italien, der wie wenige eingeweiht ist in die Geschichte der politischen, socialen und geistigen Bestrebungen, welche auf der apenninischen Halbinsel während des letzten halben Jahrhunderts zum Ausdruck gelangt sind, bietet hier die Lebensbeschreibung eines der bedeutendsten Männer des neueren Italien und damit ein umfassendes Gemälde der socialen und literarischen wie der politischen Zustände Toscanas, und stellenweise anderer Theile der Halbinsel, besonders in den mit 1820 beginnenden Decennien. So bildet das Buch gewissermaßen eine Zugabe zu der von dem Verfasser in der *Heeren-Altert-Giesebrecht'schen* Sammlung herausgegebenen „Geschichte Toscanas“. Vierzigjährige Bekanntschaft mit Capponi hat den Stoff zu der Schilderung geliefert, welcher auch in der soeben erschienenen italienischen Biographie Gino Capponis von M. Tabarrini enthaltenen Mittheilungen aus den Familienpapieren zu verwerthen vergönnt ist. — Eine Biographie im eigentlichen Sinne will Neumonts Buch nicht sein. Um einen bedeutenden Mann als Mittelpunkt, gruppiert sich ein Bild des politischen und literarischen, theilweise auch des geselligen Lebens seiner Zeit, im Einzelnen skizzirt, doch mit einem Detail, welches die Geschichte des Landes nicht zu geben vermag. „Schon deshalb hätte Memoirenform nahegelegen“, meint der Verfasser, „wenn dieselbe auch nicht in Folge vieljährigen Zusammenseins und vertrautester Beziehungen zu Dem

natürlich erschienen, dessen Lebensgang den Faden liefert“. Aus diesem Grunde bittet der Verfasser den Leser um Entschuldigung, wenn in dem Buch das „Ich“ häufig vorkommt. Uns will dies im Gegentheil ein Vorzug des Buches scheinen, wo eine so reichbegabte und bedeutende Individualität, wie die Neumonts, sich die Schilderung einer congenialen Persönlichkeit zur Aufgabe gestellt hat, mit der sie durch gleiches Streben und durch lebenslange Freundschaft verbunden sei. Und in der That ist Neumonts Buch dort am meisten fesselnd und anregend, wo das entschuldigte „Ich“ zur größeren Geltung gelangt. — Die Arbeit ist eine wahrhafte Bereicherung der Memoirenliteratur und ein nach vielen Richtungen höchst schätzenswerther Beitrag zur Geschichte der modernen italienischen Entwicklung.

Hugo Wittmann, Fabulirtes. Erzählungen und Skizzen. (Ein Held. — Stadt und Dorf. — Gericht und Schicksal. — Wie sie ihre Frauen kriegten. — Eduard und Emilie — Zwei Festtagsblätter. — Sacrament und Grammatik — Moderne Pariser Familienbilder). 8. 258 S. Berlin, 1880, Freund und Jekel.

Hugo Wittmann gehört zu den angesehensten Feuilletonisten Deutschlands, Geschmack, Bildung, Weltkenntniß und ein leichter Anflug von reichem Humor sind charakteristische Merkmale seines Wesens. Dazu kommt ein feines Gefühl für die künstlerische Form und ein ungewöhnliches Maas schriftstellerischen Könnens, das seine stärksten Wurzeln in französischen Boden gesenkt hat und aus diesem seine Eigenart gewinnt. Die in vorliegendem Bändchen vereinigten Erzählungen und Skizzen weisen alle charakteristischen Merkmale des Feuilletonisten auf.

M. Joel. Blicke in die Religionsgeschichte zu Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts. I. Der Talmud und die griechische Sprache nebst zwei Excursen. a. Aristobul, der sogenannte Peripatetiker. b. Die Gnostis. 8. VII und 177 S. Breslau, 1880, S. Schottlaender.

Diese neue Arbeit des ausgezeichneten Kanzelredners und hervorragenden Ergeeten wendet sich zwar in erster Linie an ein specifisches Interesse. Die Darstellung des Verfassers ist jedoch so klar und durch-

sichtig, seine Sprache die des Mannes, der zu weiten, gebildeten Kreisen zu sprechen gewohnt ist, daß auch der dem behandelten Gegenstande Fernerstehende den scharfsinnigen und richtigen Untersuchungen wird zu folgen vermögen. Der zweite Abschnitt, in welchem von dem wechselnden Verhalten des Lalmudlehrer gegenüber der griechischen Sprache die Rede ist, erscheint uns besonders anregend — das Buch ist vorzüglich ausgestattet.

Die Trachten der Völker von Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer, Maler und Costümzeichner an den Königl. Hoftheatern in Berlin und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 1. Lieferung. Leipzig. J. G. Bachs Verlag. II. Aufl. Fig. 1. S. 1—16.

Bis in das abgelaufene Jahrzehnt hinein bildeten die großen und unvergleichlichen Costümwerke der Franzosen die einzige Quelle für den Künstler, wie für den Ethnographen bei etwaigen Studien. Erst in den letzten Jahren beginnt Deutschland auch auf diesem Gebiete dem französischen Nachbar ebenbürtig an die Seite zu treten. Ein Blick auf dieses Werk, welches in hundert chronologisch fortlaufenden Tafeln ungefähr siebzehnhundert äußerst sorgfältig in Farbendruck ausgeführte Figuren liefert, wird genügen, um die Wahrheit des Gesagten zu erhärten. Es ist jetzt endlich in Deutschland auch

den weniger Bemittelten oder den großen Centralpunkten ferne Wohnenden möglich, sich durch Anschaffung dieses Prachtwerkes über Entwicklung und Umgestaltung der Trachten zu unterrichten. Welche Fülle von Anregungen und Gedanken, neuen praktischen Gesichtspunkten daraus für Jedermann zu schöpfen sind, ist ohne Weiteres klar. Es möge genügen, das deutsche Publikum hiermit auf das Erscheinen des Werkes genügend vorbereitet zu haben.

A. von Schweigger-Verdenfeld. Das Frauenleben der Erde. Verkon-Oktav. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt. 1—3 Lieferung oder Seite 1—96. Wien, Pest und Leipzig 1880. A. Hartleben's Verlag. Vollständig in 20 Lieferungen à M. 0,60.

Die vorliegenden Lieferungen gestatten bereits einen tieferen Einblick in den trefflichen Inhalt und die bildliche Ausschmückung des an das Interesse weiterer Kreise sich wendenden Werkes. Das „arabische Frauenleben“ in Vergangenheit und Gegenwart ist anschaulich und mit formaler Gewandtheit geschildert, nicht minder die moslimischen Familien- und Gesellschafts-Einrichtungen. Die Darstellung ist durchaus im guten Sinne volkstümlich und beruht auf sicherer Betrachtung des reichen Stoffgebiets. Die Ausstattung der Hefte entspricht dem guten Rufe der Verlagsfirma.



Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**

Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.



Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**

Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad $\frac{1}{2}$ Böhmen

sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseelsche Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München:

Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vorthellhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ.

Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk unvernischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.



K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Beneke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.




Band 14. — Heft 41.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1880.



Breslau.
S. Schottlaender.

August 1880.

Inhalt.

	Seite.
George Allan in Bukarest.	
Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest	145
Kuno Fischer in Heidelberg.	
Ueber G. E. Lessing (III. Lessings Emilia Galotti)	187
Friedrich Raugel in München.	
Die Wasserfälle	218
Wilhelm Lübke in Stuttgart.	
Die Kunst und der Kaufmann	244
M. E. von Sosnowski in Posen.	
Kuno Fischer	268
Bibliographie	278
Hierzu das Portrait Kuno Fischer's, Radirung von Wilh. Rohr in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstablage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

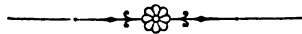
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIV. Band. — August 1880. — 41. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Kuno Fischer.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Rumänische Gesellschaft.

Scenen aus Bukarest

von

George Allan.

— Bukarest. —



Fürst Fermanu gab seinen großen Winterball, mit dem der Carneval abschloß.

Das alte Bojaren-Palais, aus der Zeit seines Vaters, des regierenden Fürsten Nicolaß lag im Hintergrunde des Hofes; rechts und links von dem hohen Eisengitter, das denselben von der Straße trennte, standen die Wächthäuser, in denen sich zur Regierungszeit des Fürsten Nicolaß die Leibwache befand. Jetzt waren sie verödet und nur durch die Pechfackeln erkennbar, die ein helles, wenn auch unheimliches Licht auf die Einfahrt-Pforten warfen. Die Rampe des Palais war durch Gasflammen glänzend erhellt. Wagen um Wagen fuhr seit 10 Uhr vor, ganz Bukarest war geladen und ganz Bukarest hatte sich eingefunden.

Im dritten Zimmer des ersten Stockwerks, dessen Niedrigkeit bei der Pracht der Einrichtung merkwürdig auffiel (es war eben ein alter Palast), inmitten dunkelroth ausgeschlagener Möbel, vor einer Gruppe prachtvoller Gewächse, stand die Fürstin Zoë Fermanu im Schmuck ihrer Jugend und Schönheit. Eine hohe, volle Gestalt, glänzende blaue Augen, wellige blonde Haare und eine stark gebogene Adlernase gaben ihr einen Herrschertypus. Ihre lichtweiße Toilette war trotz ihrer anscheinenden Einfachheit überaus kostbar, Perlen Schnüre umwanden das Haar, den Hals und die wunderschönen Arme, auch das Kleid war um den Ausschnitt mit einer Perlenreihe geschmückt. Sie empfing die Damen, die ihr Gatte am Arm zu ihr hinführte, mit verbindlichem Lächeln und grüßte mit freundlicher Anmuth die Herren, die an ihr vorbeidesilrten.

„Da ist er, der Held des Tages, Zoë, ich stelle Dir in meinem Freunde Vulteano die Zukunft Rumäniens vor“, rief der Fürst, während

die Fürstin erst Frau Bulteano begrüßte und dann, sich zu Herrn Bulteano wendend, sagte:

„Ich bin Ihnen doppelt dankbar, daß sie nach der angestrengten Debatte gekommen sind! Nun ist mein Fest erst festlich, Bukarest hätte mir einen Abend ohne Sie nie verziehen!“

„Mir scheint in Ihrem gütigen Wort der Mann ein wenig unter dem Nebner zu leiden, Prinzessin!“ erwiderte Bulteano.

Ehe sie etwas entgegnen konnte, kamen andere Gäste, und die Fürstin glaubte geistreich genug gewesen zu sein.

Olga Bulteano trat in den Tanzsaal ein. Von allen Seiten beeilte man sich, sie wegen ihres Mannes glänzender Kammerrede zu beglückwünschen, dann wegen ihrer geschmackvollen, hellgrünen Toilette, und schließlich näherten sich ihr die um einen Tanz Bittenden. Olga war sehr zufrieden. Ihr dunkelbraunes Auge strahlte froh auf das ihr vertraute, bunte Ballleben, ihr Mund lächelte und ließ die Spitzen der kleinen, weißen Zähne sehen. Sie machte den Eindruck einer hübschen und angenehmen Frau, ihr ganzes Wesen athmete eine gewisse Ungezwungenheit und Seelenruhe. Ihr braunes Seidenhaar, merkwürdig weich und anschmiegend, schmückte kunstvoll den klassisch kleinen Kopf; wäre ihre leicht gebogene Nase nicht ein wenig zu groß gewesen und hätte eine nervöse Beweglichkeit um den Mund nicht von starker Sensitivität gesprochen, würde man sie für recht unbedeutend gehalten haben — „eine hübsche Frau“, weiter nichts.

„Ich möchte erst ein wenig mit Marie Murano plaudern“, wandte sich Olga an Vereşco, den schlanken, blonden Herrn, dem sie an der Thür den Arm gereicht, „sodann führen Sie mich zu Ihrer Frau und später wollen wir die Quadrille tanzen; Rundtänze tanze ich heute nicht“.

Vereşco war ein Freund ihres Mannes und galt für Olgas treuesten Anbeter.

Frau Maria Murano hatte wirklich gerade einen Augenblick Zeit und diesen benützend sagte ihr Olga flüsternd:

„Denke Dir, dieser unverschämte Baloglu hat an Sofies Mann einen Brief geschrieben, er verbäte sich, nach Allem, was mit Stavros vorgefallen sei, daß sie noch in sein Haus kämen. Thu' mir den Gefallen und ignore ihn vollständig, das sind wir Sofie schuldig“.

„Dieser Baloglu! Man merkt ihm doch den Parvenü an“, entgegnete Frau Murano, und während sie ihre Freundin zu rächen versprach, lorgnettierte sie durch den ganzen Saal nach ihm.

Olga ging jetzt auf Frau Vereşco zu, die sich am Arm des jungen Strumo gerade zum Tanz anschickte: „Euphrosine, nur einen Guten Abend, ehe Du weiterfliegst. Bist Du Sonnaabend bei Félicie?“

„Bei Félicie, wo man Brescos neues Stück liest und ich womöglich zwei Stunden still sitzen und aufpassen soll? Da zieh' ich die Traviata vor.“

Vielleicht komme ich nach dem Theater. Ist Dein Bruder Costica da?“ flüsterte sie leise.

„Ich denke, er wollte kommen“, entgegnete Olga zögernd.

„Dann erscheine ich also bald nach Elf!“ und die übermüthige, glänzend schöne Frau wirbelte im Tanz davon.

Cardineanu und Vereşco bewarben sich bei Olga um die Ehre des nächsten Tanzes. Vereşco trat zurück, da Lanciers und nicht Quadrille gespielt wurde, und nur eine solche ihm versprochen worden war.

„Ihr Gatte hat superb geredet“, begann Cardineanu das Gespräch; „das Ministerium ist in arger Klemme, es muß sich nach diesem Angriff entscheiden und wird, wie ich stets vorausgesagt habe, wegen seiner Russenpolitik fallen. Niemand im Lande will den Krieg.“

„Meinen Sie wirklich?“ sagte Olga leichthin. „Aber Sie vergessen Ihr Compliment!“

„Was mag er wollen?“ dachte sie, „er läßt mich doch sonst mit seiner Politik in Ruhe. Radu muß viel Chance haben, Minister zu werden und er wünscht Jemand in der Verwaltung unterzubringen.“

„Sind Sie persönlich Russenfeindin?“ fuhr Cardineanu fort.

„Ich?“ lächelte seine Dame, aus der Tour der Mouslinets zurückkehrend, „ich habe überhaupt keine politische Meinung!“

„Das machen Sie mir nicht glauben. Ich habe heute in der Kammer Ihre gespannte Aufmerksamkeit bewundert!“

„Dann werde ich Sie beim Präsidenten anzeigen, weil Sie, anstatt aufzupassen, uns Damen beobachten und noch dazu schlecht, denn sonst hätten Sie merken müssen, daß ich mir den Kopf zerbrach, ob Elise Radeşcuş Toilette Faille oder Cachemire war. Ich dachte schon daran, den Augenarzt zu consultiren, weil mir doch sonst auf so kurze Entfernung keine so wichtigen Zweifel kommen. Doch jetzt sind Sie erlöst! Führen Sie mich ein wenig zur Fürstin, sie sieht heute brillant aus, und wie gut ihr die nicht gespielte Apathie steht!“

Die Prinzessin ging von Gruppe zu Gruppe. Die Herren sprachen meistens von Politik, unter den gemischten Gruppen war die Unterhaltung zu räthselhaft für einen Augenblickszuhörer: Wiße, Spielereien, Andeutungen. So begnügte sie sich meistens mit einem hingeworfenen Wort und ihrem angenehmen Lächeln und ging weiter.

„Welch' beneidenswerther Fächer! Er bedeckt seit fünf Minuten die eine Hälfte Ihres Gesichtes!“ Damit trat Radu Bulteano an die stolze, junge Wittve Catarina Ologorno heran.

„Brauchten Sie diese Redensart, um mir Guten Abend zu sagen?“

„Ich vermochte bisher nicht, den Kreis Ihrer Verehrer zu durchdringen!“

„Nein, Sie waren zu voll von Ihrer Politik, um sich um eine Frau zu kümmern“, sagte sie hart.

„Muß ich es Ihnen erst sagen, wie gleichgültig mir politische Erfolge sind?“

„Wirklich gleichgültig?“ entgegnete sie schnell. „Mir war so bange, als ich Sie bewundert und umgeben sah, daß Ihr Herz daran hingele!“

„Verdient sich das Männerherz so plötzlich?“ fragte er, ihr zärtlich in die Augen schauend.

„Sie sah sich scheu um, dann antwortete sie: „Und warum haben Sie geredet, ohne mich zu benachrichtigen, für wen war es?“

Er lächelte ein wenig bitter.

„Sind sie stets dieselben, die Frauen, immer voller Persönlichkeit?“

Frau Glogorno wandte den Kopf ein wenig und sagte laut: „Herr Mereanu!“ Als dieser heran trat, fuhr sie fort: „Was ist Ihre Meinung, Herr Bulteano behauptet eben, Coppée würde Musset nie erreichen, Sie kennen ja unsern Freund, er ist immer mehr mit allem Anderen, als mit seinen Erfolgen beschäftigt“. Mereanu gab, wie aufgezogen, eine ganze Abhandlung über die neue französische Literatur zum Besten, während Radu Bulteano sich nach einigen Minuten zurückzog.

„Wenn es Krieg giebt, ziehe ich mit, ich kann das Leben mit Deinem Hohn nicht ertragen“, sagte Ioan Maraschescu zur schwarzen Coralie Bresco, seiner Cousine.

„Wenn Du mit in den Krieg ziehst, thust Du es, damit Dir Dein Gut nicht Schulden halber verkauft wird, sondern Du von dem Moratorium profitieren kannst!“ erwiderte sie.

Er lachte und sie lachte, und Beide gingen dann an's Büffet, Eis zu schlürfen.

Man tanzte jetzt Quadrille. Beresco erbat sich Olga's Hand. Die ersten Takte tanzten sie schweigend. Olga's Augen schweiften suchend durch den Saal, ihr Mann war aber nicht zu sehen, er tanzte nie; ihre ganze alltägliche Welt streifte sie so mit Blicken, und es überlief sie ein nervöser Schauer. Sie lehnte ihren Kopf einen Augenblick an die Wand hinter ihr, und sagte, tief in Beresco's Augen schauend:

„Wie gleichgültig ist mir die Welt, wie ekel mich Alles an! Plötzlich, urplötzlich, mitten in der rauschenden Musik überkommt mich ein Gefühl der Verzweiflung“.

Er sah sie besorgt an:

„Wie kommen Sie, gerade Sie, zu solchen Gedanken? Sie müssen sich übermüdet haben meine Freundin. Den ganzen Tag der Kammerdebatte folgen, Mittagsgäste empfangen und dann die Nacht durchtanzen, das ist zu viel, selbst für Ihre jugendlichen Nerven“.

„Bin ich noch jugendlich? Ich habe in dem ewigen Einerlei ein Gefühl des Alters bekommen!“

„Sie darf man noch fragen: Wie alt sind Sie?“

„Ich bin im Herbst vierundzwanzig Jahre alt geworden. Man sagt so oft, daß die Frau erst in dieser Zeit sich zu ihrer vollen Blüthe entfaltet, ich hoffe, das ist ein Irrthum, denn sonst bedeutete bei mir die Blüthe den Weltüberdruß!“

„Und muß das nicht in unseren Verhältnissen die Folge jeder tieferen Weltanschauung sein? Bei uns rettet nur Eines vor Schmerz, das ist „die Todesgleichgiltigkeit“, in der wir erstarren, wenn ich das schöne Wort Ihres Mannes gebrauchen darf . . .“

„Wir führen merkwürdige Ballgespräche“, unterbrach ihn Olga mit der instinctiven Furcht der Frau vor Denktiefe. „Sagen Sie mir lieber, was Ihr Junge macht?“

Eine Wolke zog vor Berescos Auge. Sah er sein kleines, den Dienstleuten überlassenes Kind vor sich, oder war ihm Olgas scheinbare Reue ein ernstes Gespräch begonnen zu haben, peinlich? Er versank in Schweigen für den Rest des Tanzes, während Olga sich mit ihrem vis-à-vis neckte.

In einer Gruppe junger Männer, welche die Vorgänge von Stavros neuem Kenner und die Impertinenzen von Libette, der neuen Café-Chantant-Sängerin besprochen, wurde plötzlich auch die Aussicht eines Krieges erwogen.

„Bei uns Krieg?“ sagte Vasleanu, „lächerlich! Wir sind ja keinen Schuß Pulver werth!“

„Ja“, sagte Coco, „es gab noch eine Sache, die bei uns nicht descreditirt war, das ist der Krieg, den brauchen wir, um ihn auch in's Lächerliche zu ziehen!“

„Ich gehe jedenfalls mit“, sagte Stavros, „wir haben lange genug Soldaten gespielt, um uns zu schämen zurückzubleiben“.

„Wird Vulteanos Appell an den Patriotismus der Regierung nützen?“ fragte Bresco seinen Freund Cardineanu.

„Wenn wir ein ander Land wären, würde er nicht so verhalten!“

„Ich glaube“, sagte Murano herantretend, „ich glaube, daß Vulteano vom Ausland bezahlt war, so zu reden?“

„Ach! — Wirklich? Im Uebrigen, bei uns ist Alles möglich!“

„Nach dem, was ich auf den Tribünen gehört, scheint mir, daß die Regierung ihn selbst veranlaßt hat, sie anzugreifen“, meinte Baloglu.

Fürst Fermanu, der hinzutrat, war aber der Ansicht, daß Vulteano einzig und allein um an's Ministerium zu kommen, geredet habe. „Für Rußland, gegen Rußland, das ist ihm ganz einerlei“.

Und sie traten sämmtlich noch ein Mal an Radu Vulteano heran, um ihn wegen seiner muthigen, patriotischen Rede zu beglückwünschen.

Nach einer Stunde, gegen vier Uhr, fuhr dieser mit seiner Frau nach Hause.

„Welch mächtigen Eindruck Deine Rede gemacht hat, Radu“, sagte Olga zärtlich. „Alle waren voll Deines Lobes“.

„Ich glaube, sehr oberflächlich“, entgegnete er. Sie lachte ein wenig bitter auf:

„Oberflächlich! Ist irgend etwas bei uns anders, als oberflächlich! Meinst Du nicht, daß es mir das Herz bricht, wenn ich sehe, wie Du Deine Jugendkraft, Dein Genie einem Lande, einem Volke weihest, das nie im Stande sein wird, dieses unendliche Opfer zu begreifen?“

„Gehörst Du nicht auch zu meinem Volke und Bereşco und die vielen anderen Freunde?“

„Die nichts als Neid für Deine Größe haben! Und was das Schlimmste ist, Du rettetest uns auch nicht mehr!“

„Liebe Olga“, sagte er sanft, „Jeder muß dem Volke, dem er angehört, sein Bestes geben und wenn es auch nur dazu wäre, daß einmal das Durchschnittsmaß seiner Nation höher ausfällt. Du haffest die Engländer aber Du liebst Shakespeare, und Shakespeare muß vertheilt werden auf alle Engländer, wenn Du die Nation beurtheilst“.

Damit fuhren sie in ihren Hof ein.

„George“, sagte die Fürstin Germanu, als alle Gäste sich verabschiedet hatten und das Ehepaar sich in seine Gemächer zurückzog, „man sprach heute so viel von Vulteanus Rede, ist wirklich etwas daran?“

„Nein, mein Herz. Nur thut man gut, sich den Mann zum Freunde zu halten, er muß mächtige ausländische Beziehungen haben“, entgegnete der Fürst ermüdet.

Bald war Alles in dem alten Wojaren-Palais mit den modernen Bewohnern zur Ruhe gegangen.

II.

Frau Ologorno galt für eine ernste Frau. Sie interessirte sich lebhaft für Literatur, etwas für Politik, sprach viele Sprachen, brachte stets einige Monate des Jahres in Paris zu, kurz sie war eine Frau, mit der man sich gut unterhalten konnte.

„Sie muß krankhaft ehrgeizig sein!“ sagte Vulteano, als er ihr vor ungefähr einem Jahre vorgestellt worden war. Sie hatte, so lange ihr Mann lebte, ausschließlich ihre Güter bewohnt, so kam es, daß Vulteano sie nicht früher hatte kennen gelernt.

„Catarina Ologorno hat ihren Mann leidenschaftlich geliebt, daher ist sie so ernst und stolz“, sagte die Welt. Vulteano aber glaubte nicht an Leidenschaften für Verstorbene bei dreißigjährigen Wittwen mit glühenden, schwarzen Augen. Sie war ihm allmählich die pikanteste Erscheinung im geselligen Leben geworden; hätte er mehr Zeit gehabt, wären sie einander

wohl schon eher näher getreten. Seit zwei Monaten war er nun aber der häufige Gast ihres Hauses; zwei, drei Mal in der Woche fand er eine Stunde Zeit, um sie mit ihr zu verplaudern.

Am Morgen nach dem Germanuschen Ball, — am Morgen ist in Bukarest zwischen Zwölf und Zwei — lag Catarina auf dem Sofa ihres Boudoirs. Sie bewohnte ein hübsches, einstöckiges Haus, dessen sechs Zimmer sämmtlich um einen Mittelflur lagen und sich durch ihre Wohnlichkeit auszeichneten. Die Möbel mit leichten, bunten Stoffen überzogen, viele Statuetten, Blumen und Nippfachen, helle Teppiche gleicher Muster bedeckten den Fußboden aller Zimmer. Das hellblaue Boudoir war mit Atlas tapezirt und barg einen großen Papageien-Käfig. Catarina lag in einen weichen Stoff gehüllt, ihr kohlschwarzes Haar hing lose in einem langen Neß, ihr Auge aber war so groß und glänzend, als habe sie nicht die ganze vorige Nacht getanzt.

Der Diener meldete ihr Radu Muleano. Sie stand auf, und nachdem sie einen Blick in den Spiegel geworfen, trat sie in ihr Empfangszimmer.

Ihre Augenbrauen waren finster zusammengezogen, und sie warf dem eintretenden Radu Blige zu. Dieser, mit bezaubernder Liebenswürdigkeit, erkundigte sich nach ihrem Befinden, und nachdem sie kurz geantwortet und auf einem Divan Platz genommen, rückte er sich einen Sessel nahe an sie heran.

„Was haben Sie, Catarina?“ fragte er sanft und versuchte ihre Hand zu ergreifen.

Sie entzog sie ihm schnell: „Ich? ich habe nichts“.

In seiner Stellung verharrend, sagte Radu:

„Verzeihen Sie, daß ich so früh komme, aber mir ist über Nacht eine Art Sorge aufgestiegen. Wir sind in einer bewegten Zeit. Rücken die Russen über den Pruth, dann können die Türken leicht über die Donau kommen und einen Streifzug nach Bukarest machen“ —

„Und?“ fragte sie gleichgiltig, die großen Augen kalt auf ihn richtend, „und?“ —

„Und“, fuhr er wie geschäftsmäßig fort, „und darum müssen Sie einen Paß haben, um sicher über die Grenze zu kommen; — hier ist er!“

Catarina sprang auf und rief zornig:

„Wer hat Ihnen das Recht dazu gegeben? Wer hat sie geheißt, sich um meine Sicherheit zu kümmern? Sind Sie mein Vormund, daß Sie sich in meine Angelegenheiten zu mischen wagen?“

Radu war ein wenig erstaunt über diesen Ausbruch; er ließ es aber nicht merken, sondern sagte, indem er sich erhob, lächelnd:

„Dem Unglück kann ich ja leicht abhelfen!“

„Wie abhelfen?“ unterbrach sie, immer heftiger werdend, „nachdem Sie sich officiell in meine Angelegenheiten gemischt“.

„Vor einem Polizeischreiber!“

„Das ist nicht wahr, der Polizei-Director selbst muß unterschreiben!“

„Und indem ich für meine Frau einen Paß nahm, ließ ich auch einen für die ihr befreundete Frau Glogorno ausstellen!“

„Ich will aber nichts, weder mit Ihnen, noch mit Ihrer Frau zu thun haben!“

Kadu wandte sich zur Thür. Sie sprang dazwischen: „Geben Sie mir das Papier, eher dürfen Sie das Zimmer nicht verlassen!“

Er reichte es ihr schweigend, warf dann den Kopf etwas zurück, und schaute sie ruhig an, während sie den Paß in tausend Stücke riß.

„Und wie viel haben Sie gezahlt?“ fragte sie laut.

„Nichts“.

„Bardon, ich weiß, daß man etwas zahlt“. —

„Sie wollen mir doch nicht die zehn Francs Gebühren erstatten?“

„Gewiß will ich das!“ und sie ging an eine kleine Schatulle, zählte das Geld ab und reichte es ihm.

Er warf es zu den Papierschnitzeln, dann plötzlich herantretend, erfaßte er hart ihre beiden Arme.

„So“, zischte er zwischen den Zähnen hervor, „so, nun ist die Sache vorbei — wenn Du es so willst, — so sei es auch so!“ und sie in die Arme nehmend und zum Divan tragend, schaute er sie mit weit geöffneten Augen zornig an und ihre beiden Hände immer fester drückend, bedeckte er sie mit Küssen. Sie aber schmiegte sich schweigend an ihn an.

III.

Am Sonnabend war eine große, politische Versammlung, und die beabsichtigte Lectüre von Brescos neuem Theaterstück bei Félicie Cosinescu konnte nicht stattfinden. Nur eine beträchtliche Anzahl von Damen hatte sich eingefunden und erwartete dort die Rückkehr der Herren, welche versprochen hatten, sei es auch noch so spät, den Thee bei Frau Cosinescu zu nehmen. Einige junge, der Politik ferner als der Rennbahn stehende Herren, brachten einige Abwechslung in die im Ganzen gelangweilte Gesellschaft. Erst als Euphrosine Vereşcu, die in glänzender Laune war, weil Costica Barollo (dessentwegen sie ihre Theaterloge unbenuzt gelassen) anwesend war, das beliebte Thema der Liebe und Treue anschlug, wurde der Ton animirt.

Olga Bulteano war verstimmt. Sie hatte ihrem Bruder Costica einen freundlichen Brief geschrieben, mit der Bitte, nicht zu Félicie zu kommen — bei seinem Leichtsinne und Euphrosinens Uebermuth wußte sie genau, was zu befürchten bestand.

Euphrosine und Costica kannten sich von Kindheit an, sie waren entfernt verwandt, beide in Paris erzogen, wo sie sich die Sonntage regelmäßig sahen, und sie waren immer gute Kameraden gewesen. Nie hatte sich eine Spur von Liebe in ihre Beziehungen gemischt, zumal Costica ein paar Jahre jünger war, und Euphrosine eine große Leidenschaft für Vereşco, ihren späteren Gatten, hatte. Eines Tages — Olga hätte den Theater-Abend

bezeichnen können, — als sie in einer Loge saßen und Euphrosinens muntere Augen mit einem Mal verschleiert in Costicas schöne, schwarze, etwas zu runde Augen blickten, bemerkte Olga, wie sie sich die Hand zum Abschied nur mit einem stummen Seufzer reichten. Olga verstand nicht, wie es möglich sei, daß zwischen zwei Menschen, die sich seit Jahren kannten, eine Leidenschaft plötzlich entstehen könnte, es war ihr unerklärlicher, als das Factum, daß Euphrosine überhaupt als verheiratete Frau noch Leidenschaften hatte. Mein Gott! Ihre Mutter hatte sich drei Mal scheiden lassen und war dann das vierte Mal mit einem zwanzig Jahre jüngeren Manne nach Paris durchgegangen!

Und wie sollte Euphrosine fühlen, daß Vereşcu mehr werth war, als die meisten Männer! Sie war ein liebes, gutes, kleines Ding, anschniegend und weich, mit sich zufrieden und nur dem Augenblicke und dem Vergnügen lebend, kannte sie nur die eine Sorge, daß ihre schöne Fülle einmal in Corpulenz ausarten könnte. Sie betete ihren kleinen Sohn an, wenn sie ihn sah, und hielt sich für eine ausgezeichnete Mutter, hatte sie ihm ein Sammetkostüm gekauft und einen Kasten voll Bonbons geschenkt. Einmal in der Woche fuhr sie auch mit ihm spazieren und sah strahlend in die Welt hinein, wenn sie mit dem blondlockigen Knaben neben ihr in dem dunkelblauen Atlaskissen auf der Chaussee dahin rollte.

Olga hatte eine Art Muttergefühl für die gleichalterige Freundin, sie hätte sie gern vor Costica geschützt — und sie wollte es auch.

Ein Anderer wird es dann vielleicht einmal sein und ein weniger guter Junge, aber mein Bruder soll es nicht sein!“ sagte sie sich, und mit dieser Sorge mischte sie sich in's Gespräch.

„Wenn mein Mann einmal eine Andere liebte“, sagte gerade Félicie, deren volle Figur und deren schönes Gesicht die größte Gleichgiltigkeit auszudrücken schienen (auch ihre Toilette bestärkte in diesem Glauben: ein kunstvoll aus Atlas und Seide hergestelltes Costüm, dem aber einige Knöpfe fehlten und das, obgleich augenscheinlich neu, einen großen Fleck am Ärmel zeigte: sie hatte eben die Ecke eines nassen Blumentisches damit gereinigt), wenn mein Mann einmal eine Andere liebte, würde ich mich jeder Verpflichtung gegen ihn für ledig halten, die Ehe ist ein Pact gegenseitiger Treue!“

„Félicie!“ warf Olga etwas lebhaft hinein, „Félicie, was ist Untreue bei einem Manne? Spielerei! Bei einer Frau ist sie Verbrechen!“

„Nur nicht diese großen Worte!“ unterbrach Euphrosine lachend. „Verbrechen! sollte man da nicht gleich an die Polizei denken?“

Frau Glogorno trat ein. Sie war ruhig und würdig wie immer.

„Bei unserem beliebten Thema?“ fragte sie, als sie die letzten Worte vernommen.

„Ich schlage eine kleine Variante vor“, sagte Marie Murano, „woran merken wir die Untreue unserer Männer?“

Alle Frauen waren darin einig, daß Jede augenblicklich die verminderte Liebe fühlen würde.

„Ich“, lachte Coralie Bresco, ich weiß, wenn er seine Aufmerksamkeiten zu mir verdoppelt, wenn er meine Toiletten geschmackvoll zu finden anfängt und mich fragt, wie lange ich das porie bonhera schon trage, dann ist etwas in der Luft!“

„Ich merke es an etwas Anderem“, kicherte Euphrosine.

„Du!“ unterbrachen Alle empört, „Du hast noch nie Gelegenheit gehabt, es zu merken! Du hast einen Muster-Ehemann“.

„An wem liegt dies? An mir! Er hat noch keine eben so reizende Frau gefunden!“ entgegnete sie heiter.

„Ich erkenne meines Mannes Untreue daran“, sagte Annette Menizi, die sich rühmte, immer aufrichtig zu sein, — „doch nein! Erst müssen die Herren in's Nebenzimmer gehen!“ Als dies geschah, fuhr sie fort;

„Also, ich merke es daran, daß ich eine verdoppelte Liebe für ihn empfinde!“

Alle schwiegen einen Augenblick.

„Darin liegt etwas Wahres“, sagte Catarina Glogorno.

„Aber etwas höchst Unwürdiges!“ fiel Olga heftig ein.

„Dürfen wir wiederkommen?“ riefen einige der Herren aus dem Nebengemach.

„Nein!“ und „Ja“, erfolgte durcheinander.

„Jedenfalls darf die Thür offen bleiben“, sagte Félicie. Olga fuhr fort:

„Ich für meine Person, weiß, daß wenn mein Mann mich nicht mehr ausschließlich liebte und es mir nicht offen sagte, wie es sich in der Ehe würdiger Menschen geziemt, jede warme Regung für ihn in mir ersterben würde, daß ich mich nicht von ihm scheiden ließe, weil ich die Gesetze für heilig halte, aber, daß“ — —

Catarina Glogorno lachte ironisch.

„Es ist gut, liebe Olga“, sagte sie, als diese sie groß angeschaut, „es ist gut, daß sie nie auf die Probe gestellt werden können“. —

Olga, gereizt durch diesen Widerspruch, und noch viel mehr durch die Art und Weise Catarinas, unterbrach erregt:

„Warum sollte mein Mann nicht ebenso gut, wie ein jeder Andere eine neue Leidenschaft empfinden können; das Leben bei uns ist danach angethan und auch die Frauen! Eines aber weiß ich, daß er es mir stets sagen würde!“ und sie sah Catarina stolz in die Augen.

Diese erbleichte. „Wäre es möglich? Solche Infamie!“ dachte sie, „Er erzählte seiner Frau von seinen Erfolgen! Er lacht mit ihr über mich!“ Sie konnte kaum an sich halten.

Die in der Atmosphäre des Salons so äußerst feinsühligen Frauen merkten die Feindschaft, die hier plötzlich ausbrach, und Annette Menizi rief:

„Kinder! beinah hätte ich vergessen, Euch zu erzählen, daß Demeter Borossi heirathet, ich empfang soeben einen Brief von seiner Schwester“.

„Wen heirathet er?“ fragte Elise Radeşcu erschrocken.

„Jrgend eine kleine, reiche Banquierstochter! Es ist entsetzlich, wie unser Adel verfällt“.

„Und doch thut Borossi geschweiger daran, als Ioan Maraschescu, der aus Liebe heirathete und mit Frau und Kindern jetzt buchstäblich an dem Bettelstabe ist!“

„Das ist nicht die Folge seiner Ehe“, sagte Coralie Bresco, seine Cousine, „sondern seiner furchtbaren Verschwendung, nichts war in Paris schön oder theuer genug für ihn oder sie, und jetzt trägt sie noch das schwarze Kleid, welches sie sich in der Trauerzeit um die Schwiegermutter machen ließ! Es ist furchtbar, daß Jemand so weit herunterkommen kann!“

„Und Du glaubst wirklich, der Fürst werde nichts für ihn thun? Eine unserer besten Familien sollte so untergehen?“

„Der Staat müßte ihm eine Pension geben!“

„Warum?“ sagte Catarina Ologorno. „Weil er sein Vermögen im Kartenspiel durchgebracht?“

„Das ist gleichgiltig, wie er ins Elend gekommen“, meinte Euphrosine, „die Pensionskasse ist dazu da, Bedürftigen zu helfen!“

Catarina aber, die ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl hatte, bestand auf ihrer Ansicht, daß der Staat einem jungen Manne, der sein Geld vergeudet habe, nichts schuldig sei, er könne ja arbeiten.

„Arbeiten!“ sagte Annette, „wenn er doch nun nicht die Gabe dazu besitzt. Es tödtet ihn, wenn er zwei Stunden auf einem Bureau still sitzen soll. Seine Nerven sind doch einmal so schwach“.

Es war Zwölf Uhr geworden und da die Herren noch immer nicht zurückgekehrt waren, ließ die Wirthin den Thee bringen. Es fehlten zwei Tassen und eine wies eine Lücke auf, die silbernen Kuchentörbe waren lange nicht gewaschen, aber der Diener war in Frack und weißer Binde.

„Ich danke für Thee“, sagte Euphrosine, „ich habe zuviel Bonbons gegessen. A propos, Félicie, man merkt doch gleich, daß Du sie aus Paris geschickt bekommen hast!“

„Das ist Einbildung, Capsha ist vollkommen so gut als Boissier“, meinte Marie Murano, und nun entspann sich ein längeres Gespräch über die Vorzüge der Bukarester Bonbons.

„Wer geht morgen in die Kammer?“ fragte Euphrosine, die nie lange bei einem Gesprächsthema bleiben konnte.

„Was giebt's denn morgen?“ fragte Félicie.

„Jrgend eine Interpellation. Ich muß um Ein Uhr mein neues Costüm bei der Briole anprobiren, da bin ich auf dem Wege und fahre mit heran, vielleicht spricht Vulteano, ich habe ihn noch nie gehört, und es soll ja sehr amüsant sein!“

„Ich glaube nicht, daß er sprechen wird“, meinte Olga.

Catarina Ologorno betrachtete Bilder, Félicie schaute auf die schöne Rococo-Uhr und seufzte: „Ach die leidige Politik, man hat doch wirklich

gar nichts mehr von seinem Manne, wenn diese Kammeression doch erst am Ende wäre!“

„Glaubst Du, daß es Krieg giebt?“ wandte sich Olga an ihren Bruder Costica, um etwas zu reden.

„Ich glaube es nicht!“

„Aber das russische Heer steht doch bei Kischineff!“

„Gerade weil man so viel davon spricht, daß sie und wie viel Mann da stehen, glaube ich, es wird nicht Ernst“.

Euphrosine gähnte: „der nächste Winter würde mit all den russischen Offizieren recht belebt werden!“

„Es wäre zu furchtbar, wenn es Krieg gäbe“, meinte Felicie, „ich glaube, ich überlebte es nicht“.

„Wir können ja neutral bleiben!“

„Wie können wir das, wenn Europa uns nicht — — —“

„Um Gottes Willen, Kinder“, fuhr wieder Euphrosine dazwischen, während sie mit Costica liebäugelte, „nun fangt Ihr auch noch mit Politik an. Erzählen Sie uns lieber von Libette, Costica, das soll ja eine zweite Keller sein“.

„Ich kenne sie nicht“, entgegnete er.

Euphrosine lachte hell: „Diese liebe Unschuld!“ während Catarina von den Photographien aufschauend, sich erkundigte, woher der neue Stern aufgegangen.

Vald nach Ein Uhr trat der Hausherr mit den erwarteten Herren ein. Es war ein Zug von Bedrückung auf Aller Gesichter. Bulteano, dessen große Augen und mächtige Stirn ihn immer vor Allen auszeichneten, war der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Seiten der Hausfrau. Er küßte ihr die Hand und erkundigte sich angelegentlich nach ihren zahlreichen Kindern, wegen deren Erziehung sie sich manchmal Rath's bei ihm erholte. Dann, nachdem er seiner Frau zärtlich zugenickt, wandte er sich an Catarina Glogorno, welche Vereşco vom ersten Augenblicke des Eintretens an in ein lebhaftes Gespräch gezogen hatte. Bulteano wartete ein wenig, ob sie sich ihm zuwenden würde, dann, als er sah, daß sie sich absichtlich immer mehr von ihm abwandte, war er im Begriff, Euphrosine anzureden, als Catarina wie zufällig mit den glühenden Augen aufschaute und harten Zoncs sagte: „Ach, Sie sind auch hier, Herr Bulteano? Ich dachte, Sie hätten Wichtigeres zu thun!“

Radu sah ihr ruhig in die Augen, er hoffte sie mit seinem Blick zu beschwichtigen, sie aber wurde durch seine Ruhe nur gereizter und flüsterte, da Vereşco sich Olga zugewandt hatte:

„Sie sind der falscheste Mann, den ich kenne, ich hasse Sie!“ Radu lächelte in sich hinein: „also ein steter Kampf!“ Für den Augenblick, da er etwas abgepannt war, schien ihm diese Aussicht nicht sehr verlockend, aber er sagte laut:

„Ich werde mir morgen um 11 Uhr den Beweis dafür holen!“

„Ich werde Sie erwarten“, entgegnete sie kalt und begann mit Annette zu reden.

Bulleano sann nach: Was hatte er seit dem Augenblick, als sie ihm gesagt: „Ich liebe Dich zum Vergehen!“ eigentlich gethan? Oder war das Bekenntniß ihrer lang bekämpften, glühenden Leidenschaft eine Laune gewesen, wie ihre jetzige Kälte? Wahrscheinlich; aber sie wurde ihm so desto lieber. Zu einer ernststen Leidenschaft waren ihm Herz und Kopf zu voll, aber eine pikante Spielerei konnte ihn nur frischer erhalten!

Bulleanos brachen bald auf. Olga konnte die Zeit gar nicht erwarten, ihren Mann zu fragen, was die Opposition beschlossen, ob Rumänien in den Krieg verwickelt würde, was aus Allem werden sollte!

„Liebe Olga“, sagte ihr Gatte, „es herrscht wie immer Uneinigkeit. Große Phrasen, an die Keiner glaubt. Heute versprochen Alle gemeinsam vorzugehen, morgen geht doch ein Jeder seinen eigenen Weg. Alle wissen, daß dem so ist und beschwägen sich in jeder Versammlung, daß nun plötzlich Alles anders werden würde. Aber selbst wenn Einigkeit bestände, vermöchten wir nichts, wir sind es ja nicht, die über uns bestimmen! — Was habt Ihr den Abend gemacht?“

„Wir haben geplaudert, und es ist merkwürdig, wie unsympathisch mir in letzter Zeit Catarina Glogorno geworden ist. Sie hat etwas Irritirendes an sich! Wie findest Du sie, Radu?“

„Sie ist ein launenhaftes Weib“, entgegnete er gähnend.

„Ja, und kalt und eingebildet und tugendstolz! Da ist mir doch meine kleine Euphrosine lieber!“

„Euphrosine scheint mir aber in einem gefährlichen Uebergangsstadium zu sein. Ihr Mann fängt an, sie zu langweilen und Strumo ist sehr gern bereit, sie zu amüsiren.“

„Du erschreckst mich, Radu, vor Strumo könnte ich sie nicht schützen, ich dachte, Costica wäre ihr gefährlich!“

„Vielleicht alle Beide“, lachte Radu.

„Wenn es Zwei sind, dann ist es Keiner“, sagte Olga bestimmt, und damit endete ihr Gespräch.

„Radu“, sagte Olga, als dieser schon beinah eingeschlafen, „mich überkommt jetzt manchmal ein so furchtbarer Lebensüberdruß, wenn ich Dich nicht in der Nähe habe. Nicht wahr, Radu, wenn Du eine Andere liebtest, und mich nicht mehr, würdest Du es mir sagen?“

„Gewiß, mein Herz“, entgegnete er gleichgültig und legte sich auf die andere Seite.

„Du hast es mir ja so oft und heilig versprochen, nicht wahr?“

„Gewiß“, wiederholte er schon halb im Traum.

Und doch konnte Olga nicht schlafen. Wie traurig würde es sein,

wenn Radu nicht mehr sein Ein und Alles in ihr sähe! Wie sollte sie es überleben, sie, eine kinderlose Frau.

„Allerdings, es haben so viele Frauen mit gebrochenem Herzen gelebt, warum sollte mir gerade das Unglück erspart werden. Radu hat so glänzende Eigenschaften, hat er nicht auch das Recht, unglücklich zu machen, nachdem er so lange beglückt hatte?“

Sie schaute ihn an, er schlief fest und tief, seine Brauen waren zusammengezogen, er sah sehr finster aus.

„Gott, mein Gott, erhalte ihn nur am Leben, mir oder Anderen, es ist ja Alles gut, wenn er nur ist!“ flüsterte Olga, als sie sich vorsichtig über ihn neigte und ihn leise küßte.

Olga ging Sonntags immer in die Kirche, seitdem die Fasten begonnen, sogar zwei Mal. Sie war nicht sehr gläubig, aber sie hatte doch so ein geheimes Vertrauen, daß durch irgend einen übersinnlichen Vorgang ihr, wenn sie die Fasten hielt und alle Satzungen der Kirche erfüllte, vielleicht Kinder geschenkt werden würden, und der Wunsch nach Kindern war mit jedem Jahre ihrer Ehe lebhafter in ihr geworden. Während also Radu am Sonntag vor dem Frühstück zu Frau Glogorno fuhr, ging Olga schnell in die gegenüberliegende Kirche, um einer Messe beizuwohnen.

Radu war geheßt: er hatte trotz des Sonntags einige juristische Conferenzen, dann sollte wieder eine politische Zusammenkunft sein, dann hatte er einen Zeitungsartikel zu schreiben versprochen, nöthige Visiten waren zu machen, „das Leben verzehrt mich vollständig“, damit fuhr er in den wohlgepflegten Hof von Catarinas Haus ein.

Der Diener trat heraus, schon ehe der Wagen anhielt: „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause!“

„Für mich ist sie zu sprechen“, entgegnete Radu etwas geärgert.

Der Diener ging in's Haus, um die Kammerfrau zu holen, auch diese sagte, ihre Herrin sei nicht da.

Radu stieg aus dem Wagen und ging direct an die Thür des Boudoirs; sie war verschlossen!

Ihm stieg das Blut in den Kopf, aber auch zu gleicher Zeit kam ihm die Ueberlegung, welch' unwürdige Rolle er vor den Diensthoten spielte. Sein Mannesgefühl empörte sich in ihm, er hatte nur den einen Gedanken, zu ihr zu gelangen.

Er ging in den Salon (die Zimmer hingen alle miteinander zusammen), die Leute wagten nicht ihm zu folgen. Das Boudoir war auch von der Seite verschlossen! Radu griff sich an den Kopf, ihm schwoß die Bismarck und mit einem mächtigen Ruck riß er die Thür auf.

Er war selbst erstaunt über den schnellen Erfolg, aber ohne sich zu

besinnen, trat er ein. Catarina sprang vom Sofa auf: er lüftete den Hut vor ihr und sagte:

„Ich wollte Ihnen nur zur verabredeten Stunde Guten Morgen sagen“, damit schloß er die zum Corridor führende Thür laut auf und ging hinaus, an Diener und Mädchen vorbei, die ihn ehrfurchtsvoll anstarrten, stieg in den Wagen und fuhr davon.

Catarina war starr ob seiner Rücksichtslosigkeit.

„Rabü, Rabü!“ sagte sie bebend vor sich hin. „Die Esclavin eines Mannes zu sein, der sich wirklich als Herr und Meister fühlt, das verlohnt doch noch der Mühe!“

Und am Abend wurde Rabü durch ein Billet verhindert, seine Frau in's Theater zu begleiten, und Catarina Glogornos Loge blieb leer.

IV.

Den ganzen Märzmonat lag eine gedrückte Stimmung auf Bukarest und auch das Osterfest, das schon an das Ende desselben fiel, vermochte nicht, sie zu heben. Die regierende Fürstin selbst hatte einigen Familien gerathen das Land zu verlassen, die Archive wurden fort aus der flachliegenden, dem Feinde preisgegebenen Hauptstadt nach Tirgovesti in die Berge gebracht, wo sie natürlichen Schutz finden sollten. Bald hoffte man, daß der Krieg wirklich durch Schuvaloffs Mission vermieden sei, bald hieß es, die Russen seien schon eingerückt. Nirgendes war Zuversicht, die Regierung selbst war wie ein schwankendes Rohr, suchte überall Stütze, Senatswahlen waren ausgeschrieben und während der Zeit auch die Kammern verlag.

Dabei begann ein schöner Frühling. Die Blumenfülle um Bukarest herum drang auch durch die Straßen; an allen Ecken verkauften die phantastisch eingehüllten Zigeunerweiber und Mädchen ihre Sträußchen; durch alle Gassen zogen sie in der Frühe mit Krügen von Blumen, die sie in mehr oder minder harmonischen Tönen ausriefen, indem sie entlang eilten. Zum Osterfest schmückte sich wie immer die Vorstadt noch mehr, als die Stadt, ein jedes Häuschen wurde von seinen Bewohnern innen und außen geweißt und doch wollte die frohe, erlösende Osterstimmung nicht kommen.

Olgä Bulsteano brachte die Ostertage stets mit ihrem Gatten auf seinem Gute Broseni zu. Als sie am Sonnabend vor dem Fest hinausfuhren (es lag etwa fünf Stunden von der Stadt), glaubte Olgä, es höbe sich der unheimliche Druck, den sie die letzten Wochen empfunden, von ihr. Der Abend nahte und der Horizont erglänzte in wunderbarer violetter Färbung, die unendliche Ebene war noch schwarz, aber friedlich lag sie da.

„Mir ist der Gedanke des Todes, den mir die Fastenzeit bringt, immer viel wohlthuernder in der weiten Ebene. Ich möchte nicht im Gebirge oder in der Stadt sterben, draußen in Broseni jeden Augenblick — obgleich ich eigentlich so glücklich bin“.

„Wenn der Tod kommt, ist er wohl in sich so mächtig, daß alle kleinen

Nebenumstände verschwinden“, entgegnete Radu, aus tiefen Gedanken auf-fahrend. „Es ist eine furchtbare Zeit“, seufzte er, „die der Thatenlosigkeit, schlimmer als der Tod“.

Olga sah ihn besorgt an, dann sagte sie traurig:

„Das nennst Du thatenlos, was Dein Leben ist? Du bist ja auf allen Gebieten unseres Lebens das treibende, fördernde Element? Nur ist es zu gut für uns“, setzte sie hinzu. „Glaubst Du, daß ein Duzend Menschen Deine letzte Arbeit, Ueber die Wahrheit verstanden hat?“

„Ich habe sie auch nicht für ein Duzend geschrieben“.

Olga schwieg. Für sie war die Abhandlung nicht geschrieben, ihres Mannes und ihre Meinungen waren zu ausgeglichen, sie waren kaum jemals verschiedener Ansicht, aber da sie keine Art Eifersucht kannte, sagte sie sich: „es ist ja gut, wenn Radu schreibt, für wen immer es sei.“

Und doch! Schwerer war ihr das Leben geworden und sie hatte oft über Leidenschaften nachgedacht, über das beliebte Thema ihrer Abendunterhaltungen, und war zu dem Schluß gekommen, daß sie wohl keiner fähig sei. „Wenn sie mich nur nicht einmal ergreift, es scheint, daß nichts davor schützt, und je älter man wird, je heftiger soll sie kommen! Radu sagt zwar, Alles komme naturgemäß!“ Olga hatte bei Euphrosine die Leidenschaft beobachtet, sie hatte bemerkt, wie deren frohe Laune hin und wieder plötzlich verschwand, wie sie vom Tode und Selbstmord sprach, und gleich darauf doch lachte und tanzte, und hatte Achtung für die kleine Frau gefühlt, die eines förmlichen Kampfes fähig war.

„Radu“, sagte Olga, „laß uns die Osternacht hier in der Kirche beten, ich habe große Wachskerzen für das Kloster mitgebracht, da freuen sich die Nonnen doppelt unseres Besuchs“.

„Ich kann nicht recht“, antwortete er nachdenkend, „es ist viel offizielle Welt hier und ich stehe augenblicklich etwas schroff mit Allen!“

„Aber beten kann man doch mit Freund und Feind, es ist so viel feierlicher im Kloster!“

„Ich bitte Dich, auf mich Rücksicht zu nehmen, und außerdem bin ich der Meinung, daß, wer beten will, es eben so andächtig in einer kleinen, wie in einer großen Kloster-Kirche thun kann“, erwiderte Radu etwas scharf.

Olga sah ihn befremdet und fast feindlich an, worauf er schnell hinzu-setzte: „Mir scheint, daß ich selten Opfer von Dir verlange!“

„Radu belügt mich“, war das Einzige, was Olga im Stande war zu denken, „es ist Jemand im Kloster, der in seiner Nähe sein soll, aber nicht zu uns aufs Gut kommt“.

Mit dieser vorgefaßten Meinung fuhr sie in den Hof ein.

Der geschäftige Tag mit allen Vorbereitungen war vorüber. Die Leute sahen alle ausgehungert von den langen, strengen Fasten und überanstrengt aus. Unten im Speisezimmer, auf einem Seitenbüffet, standen alle die Oster-speisen, die Kuchen mit Rohnsamen und Nüssen, die Stollen und die

Körbe mit den rothen Eiern. Nach alter Sitte sollte die gnädige Frau von Allem selbst an ihre Leute austheilen. Eine Reihe alter Frauen des Dorfes erwarteten außerdem in einem Gesinde-Zimmer die Kleidungsstücke, die sie gewohnt waren mit einer kleinen Geldsumme zu jedem Feste zu bekommen, auch eine Anzahl Kinder harrete seiner Geschenke. Olga ging durch die ganzen unteren Räume des weiten Gebäudes, vertheilte, ermahnte, und erkundigte sich nach Allem, dann stieg sie in ihre Zimmer hinauf. Alles war gemüthlich erwärmt, im Toilettenzimmer stand das junge Mädchen Florica, die auf dem Lande bei Olga die Stelle der Kammerzofe vertrat.

„Wo ist der Herr?“ fragte Olga.

„Er ist gleich nach der Ankunft der Herrschaften wieder fortgefahren“.

„Hat er einen Bescheid für mich zurückgelassen?“

„Nein!“

„Dann wird er wohl gleich wiederkommen; um Sieben soll angerichtet werden“.

„Er muß mir die Wahrheit sagen“, dachte Olga, als sie nun allein war. „Wie darf mich in dieser schweren Zeit eine persönliche Sorge so drücken!“

Sie trat zum Fenster und schaute in den kahlen Garten. Der Himmel war noch immer schön, wenn auch die Sonne schon untergegangen war, und der See lag klar und ruhig vor ihr. Im Kloster drüben, an der anderen Seite des Sees, läutete eine Glocke, oder schien es ihr nur, als töne solch ein friedlicher Laut zu ihr herüber? Die ganze Luft erschien durchsichtig.

„Ist's möglich, daß so bald unter diesem klaren Himmel das Gespenst des Krieges einherwandeln soll? Könnte ich doch auch einmal, wie all die Anderen, die Sorge von mir abschütteln! Jedenfalls will ich das Bild der Ruhe, das hier vor mir liegt, in mich aufnehmen!“ Und sie schaute in den Abendhimmel und sah die Gestalten, die der unbelaubte Wald gegen denselben gebildet, nach und nach in der Dunkelheit vergehen. „Auch weniger Dämmerung giebt es bei uns, als im Westen, Alles bewegt sich hier in Extremen“, und sie wandte sich vom Fenster, um ein schwarzes Kleid zum Nachtgottesdienst anzulegen.

Radu war zurückgekehrt, sie aßen zusammen, er war liebenswürdig und heiter, wie immer, Olga aber schaute ihn bange an: Was würde er sagen, wenn sie ihn plötzlich fragte, ob er auch wahr zu ihr sei? Sie hatte nicht den Muth dazu.

Um Ein Uhr begann der düster-feierliche Gottesdienst. Um das Heiligenbild, in der Rotunde, die sich an den Bildervorhang anschließt, kniete die Gutsherrschaft in ihren Stühlen; die Dienerschaft und die Bauern und Bäuerinnen des Dorfes in dem Gang der Kirche. Ein Jeder hatte sein Licht in der Hand, das aber erst entzündet wurde, als der Rundgang um die Kirche gemacht und die feierliche Ceremonie des dreimal an die Thür Anklopfens, womit das Anklopfen an die Grabespforte dargestellt wird, beendet war.

Dann wurde das Evangelium gelesen und die Freudenbotschaft der Auferstehung war verkündet. Man aß das geweihte Brod, mit dem die Fasten endeten, und das „Christus ist auferstanden, ja, er ist wahrhaftig auferstanden“ ging von Mund zu Mund.

Auch Olga ging mit dem Licht in der Hand am Arm des Gatten durch die Reihen ihrer Diensteute. Sie war wohl andächtig gewesen, sie hatte all das Leid und dann die Freude innerlich miterlebt, aber es war ihr immer wieder eingefallen, wie viel feierlicher es im Kloster gewesen wäre, wo hunderte von Nonnen gesungen hätten, und wo das Gefühl der Jahrhunderte sie umschwebt haben würde! Ihre Kirche war neu, Radus Vater hatte sie erst bauen lassen, im Kloster aber umgab sie die ganze Heiligkeit der alten Tradition. Sie war eine eifrige Anhängerin des Mönchswesens und sagte immer: der Gedanke, daß seit so vielen Jahrhunderten zur selben Zeit, so weit der orientalische Glaube herrscht, die Toccia in den Bergen wiederhallt und in die weite Ebene hinaustönt, und Alle das Knie beugen vor dem Ewigen, der Gedanke thue mehr Gutes, als bändereiche, moralische Auseinandersetzungen. Und was den Müßiggang des Klosters anbelange, den man stets im Munde führe, geschähe der Menschheit mehr Segensreiches durch all die weltliche Geschäftigkeit? Gewiß nicht.

Es war Fünf Uhr, als Olga in's Haus trat. Sie aß ein hartes Ei, dessen rothe Schale sie an einem anderen rothen Ei, das Radu in der Hand hielt, der alten Sitte gemäß, zerklopft hatte, dann, nachdem sie noch einige andere kalte Speisen gegessen, legte sie sich zur Ruhe.

V.

Eine halbe Stunde von Broseni, auf der anderen Seite des Klosters, lag Badeschti. Dort fand in der Morgenfrühe ein glänzendes Dejeuner statt. Elise Radescu mit ihrem Bruder, Nico Stavros, Frau Glogorno, Vereşcos und noch andere Freunde brachten die Ostertage auf dem Gute Radescus zu. Alle hatten der kirchlichen Feierlichkeit im Kloster beigewohnt; Catarina hatte Radu Bulteano das Versprechen abgenommen, daß er nicht mit seiner Frau dort hinkommen würde. Sie hegte einen unbezwinglichen Haß gegen Olga, weil sie sah, wie noch dieselbe zu Radu nach wie vor stand, und weil sie die feste Absicht hatte, Radu dahin zu bringen, sich von Olga zu scheiden und sie zu heirathen.

Es ging wie immer lustig bei dem Frühstück zu, die kirchlichen Pflichten waren nun erfüllt, man durfte wieder ausschließlich sich selbst leben.

Euphrosine fühlte sich durch das heilige Brod selbst wie geheiligt, sie dachte wohl manchmal, wenn sie ihren Mann ansah: „ich wünschte, George hätte auch eine kleine Passion, dann wären wir quitt!“ Im Uebrigen erwartete sie Costica zu Tisch. Catarina war ein wenig kalt, wie gewöhnlich, aber doch nicht gleichgültig gegen Stavros Aufmerksamkeiten. Stavros hatte

sich in den letzten Jahren fast ganz ruinirt, zumal seitdem er ein Ministerium angenommen hatte, (er stand übrigens der augenblicklichen Regierung immer noch nahe) und seine Schwester Elise sah für ihn nach einer guten Partie aus. Catarina war sehr vermögend, außerdem aus tadellos guter Familie. Wenn nur nicht Bulteano ihnen einen Strich durch die Rechnung machte! Catarina verheimlichte ihre Vorliebe für ihn durchaus nicht.

„Was giebt's Neues, Stavros?“ fragte George Beresco, der sich gern mit Politik beschäftigte, obgleich er that, als sei sie ihm etwas höchst Verächtliches.

„Die Russen kommen, das ist Alles, was ich weiß!“

„Wie fallen die Senatswahlen aus?“

„Für uns, gegen Euch, ohne Zweifel“.

„Das ist mir desto lieber“, sagte Beresco lachend, dann habt Ihr alle Verantwortung!“

„Warum ist wohl Olga Bulteano nicht in die Klosterkirche gekommen?“ fragte Euphrosine.

„Ein frommer Schauer, weil wir da waren“, entgegnete Catarina.

Elise schaute sie befremdet an: „Was hast Du gegen Olga?“

„Sie ist mir unausstehlich, weiter nichts!“ sagte Catarina gleichgiltig.

Elise war beunruhigt; das war ein schlimmes Zeichen. Beresco, sein Glas austrinkend, warf dazwischen:

„Frau Bulteano ist eine eigenthümliche Frau, sie hat viel Ueberspanntes!“

„So redest Du von Deiner Flamme, George?“ fragte Euphrosine belustigt.

„Olga Bulteano war nie 'meine Flamme“, antwortete er, seine Frau etwas böse anschauend.

„Was machen wir, wenn die Türken kommen?“ fragte Nadescu.

„Ich bleibe hier“, erwiderte Euphrosine. „Als sie das letzte Mal hier waren, sagt Mama, war es gar nicht so schlimm!“

„Da waren wir nicht ihre Feinde!“

„Warum schauen Sie heute so hoheitsvoll in die Welt?“ fragte Stavros Frau Ologorno.

„Ich habe noch den Klostereindruck in der Seele!“

„Ich habe auch noch das Bild vor Augen, wie Sie dort knieeten, die Kerze in Ihrer Hand verbreitete etwas wie einen Heiligenschein um Sie!“

„Herr Stavros wird sentimental!“ rief Catarina lachend. „Da müssen wir wohl aufbrechen und zur Ruhe gehen“.

„Was ist hübscher“, fragte Euphrosine, „eine knieende Frau in der Kirche, oder dieselbe Frau, vorausgesetzt, daß sie hübsch ist, auf einem Ball?“ Sagt es ehrlich, Ihr Herren!“

„Wenn die Gewandung recht anliegend ist, würde ich sie knieend hübscher finden“, sagte Stavros, Catarina fixirend.

„Immer comme il faut“, rief Beresco lächelnd dazwischen.

„Das ist doch eine harmlose Voraussetzung, hätte ich noch gefragt, ob die Balltoilette — —“

„Schweig!“ unterbrach seine Schwester.

„Also, was ist hübscher?“ wiederholte Euphrosine.

„Ich ziehe sie in Balltoilette vor“, meinte Radeşcu. „fromme Frauen haben für mich etwas Beunruhigendes, auch schon der Schein der Frömmigkeit!“

„Ich knieend“, sagte Vereşco, und so war keine Stimmeneinheit zu erzielen.

„Wir wollen lieber schlafen gehen“, schloß Catarina, „zu Tisch kommt ja wohl Olga Bulteano herüber, dazu muß ich gestärkt sein!“ Und sie stand auf. Die Anderen folgten ihr.

„Glaubst Du, daß Bulteano sich Catarinas wegen scheiden läßt?“ fragte Elise Radeşcu, als sie allein waren.

„Warum nicht? Olga hatte nur 20,000 Dukaten Mitgift und Catarina hat mindestens 40,000“, entgegnete dieser.

Nach dem Diner bei Radeşcus wurde im Salon die Frage angeregt, während die Hausfrau einige Chopin'sche Walzer vorspielte, was höher stehe, Musik oder Malerei. Die Discussion begann lebhaft zu werden, als Catarina mit der ihr eigenen Festigkeit erklärte, die Malerei sei überhaupt nur eine oberflächliche Kunst, sie käme nie aus dem Innern und ginge nie bis in's Innere. Stavros, der entschlossen war, ihr augenfällig den Hof zu machen, stimmte ihr bei, mit all den Argumenten seiner reichen Seele. Olga versucht die ihr theure Malerei mit vielem Geschick, schließlich aber nannte sie die Musik trivial, weil sie Allen zugänglich sei, die Malerei dagegen sei nur für Erwählte — und es hörte sich gerade so an, als ob jede der Frauen ein wenig Persönliches in die Frage hineinmischte.

Radu hatte an der Salonthür stehend anfangs der Discussion, an der auch Vereşco Theil genommen, gelauscht, als sie aber in einen Streit auszuarten drohte, wandte er sich ab, um zu der Politik im Zimmer der Herren zurückzukehren. Catarina, die ihn beobachtet hatte, hatte kaum diese abwendende Bewegung gesehen, als sie aufsprang, so daß ihre lange, schwarze Sammeteschleppe ein Tischchen umwarf, und bis dicht an ihn heran-eilend, sagte sie scharf:

„So feige sind Sie, daß Sie Ihre Meinung nicht zu vertheidigen wagen, wenn Ihre Frau eine andere hat?“

Radu antwortete kalt und ruhig:

„Ich weiß gar nicht, um was es sich handelt, gnädige Frau?“

„Sie wissen es wohl, Sie haben aufmerksam zugehört, und jetzt ver-lange ich von Ihnen, daß Sie Ihre Meinung sagen, die wie ich weiß, mit der meinigen zusammenfällt!“

Bulteano versuchte das Ganze in's Feitere zu spielen und entgegnete:

„Da ich durch irgend einen Umstand zu der Ehre komme, entscheidend

sprechen zu sollen, möchte ich mir zuerst, um unparteiisch und weise entscheiden zu können, beide Ansichten ausbitten!“

Olga war bleich geworden bei der Art, mit welcher Catarina Radu anzureben wagte, Catarina erglühete vor Zorn, daß er nicht irgend etwas Heftiges für sie und gegen Olga gesagt. Was? mußte sie selbst nicht, aber irgend etwas hätte er thun müssen, um seine Liebe zu bekunden. Sie fühlte sich beleidigt, empört und wandte sich daher, unfähig wie sie war, sich zu beherrschen, an Stavros und sagte:

„Ich möchte im Mondschein auf dem See rudern, wollen Sie mit?“

Nichts war dem eleganten Stavros unangenehmer als der Aufenthalt in diesen elenden, schmutzigen Böten! Aber die 40,000 Dufaten! Und er sagte: „Mit Freuden!“

„Und unsere Discussion?“ fragte Radu belustigt.

„Die habe ich längst vergessen!“ entgegnete Catarina.

„Somit darf ich mich also zurückziehen?“

„Ziehen Sie sich zurück, oder bleiben Sie in einer Ecke, im tête-à-tête mit Ihrer Frau! Thun Sie, was Sie wollen, ich brauche Sie nicht mehr!“

Das war scherzhaft gesagt, aber Jeder fühlte die Bitterkeit durch. Olga vor Allen. Die Fürstin Fermanu wandte sich aber gerade an sie und fragte, wie sie die neue Federgarnitur auf Euphrosines Toilette fände, und Radu trat zu den Herren ein.

Bereşco kam auf ihn zu.

„Radeşcu hat eben eine Nachricht bekommen, von wem hat er mir nicht gesagt, daß das Ministerium entschlossen ist, da es nirgends in Europa eine Stütze gefunden, sich ganz in Rußlands Arme zu werfen“, flüsterte er ihm zu.

„Dann sind wir verloren“, erwiderte Bulleano, weil wir den Vock zum Gärtner einsetzen! Dann kann es so weit kommen, daß der Fürst das Land verläßt!“

„Ich möchte zu ihm gehen und mit ihm reden!“

„Was willst Du ihm sagen, daß er nicht schon wüßte? Auch ist er ganz im Garn der Rothen; die Rothen und Rußland, das ging ja immer Hand in Hand“, entgegnete Radu bitter.

In demselben Augenblick trat Olga an ihn heran.

„Wenn es Dir nicht unlieb ist, Radu, so möchte ich, daß wir jetzt nach Hause führen?“

Radu war zu sehr von anderen Gedanken erfüllt, um ihre gespannten Züge zu bemerken.

„Noch einen Augenblick, Liebe“, sagte er hastig und sprach einige Worte mit Fürst Fermanu, „halte Dich nur bereit“.

Der Wagen wartete. Olga saß in einer Ecke, zitternd vor innerer Erregung; endlich kam Radu.

„Verzeihe, daß ich Dich warten ließ“. — —

„Du läßt mich ja oft warten!“

Er sah sie an; die Pferde fuhren dicht am See vorbei.

„Radu!“ sagte Olga, „ich öffne die Wagenthür und werfe mich hier in den See, wenn Du mir nicht die Wahrheit sagst!“

Er dachte, sie sei erregt, weil sie von der Kriegsaussicht gehört habe, darum beugte er sich zu ihr hinüber und ergriff ihre Hand.

„Rühr' mich nicht an!“ stieß sie hervor. „Du liebst Catarina Glogorino, und Du hast es mir nicht gesagt!“

Er zog seine Hand zurück, richtete sich straff auf und sagte kalt:

„Was sollte ich Dir sagen?“

„Du solltest mir sagen, ob Du sie liebst und sie Dich? Du hast es mir so oft versprochen!“

„Wenn ich Dir ähnliches versprochen habe, warst Du eine Thörin, mir zu glauben! Weißt Du nicht, daß es Sachen giebt, die ein ehrenhafter Mann niemals sagen darf?“

„Die Sachen, die ein ehrenhafter Mann thun kann, darf er auch sagen!“ entgegnete sie leidenschaftlich.

„Gut, Olga, meinethwegen war es nicht, Deinetwegen habe ich geschwiegen, da Du es aber wünschst: Ja, ich liebe sie, — und im Uebrigen habe ich den Kopf und auch das Herz zu voll von wichtigeren Dingen, um Dir jetzt mehr zu sagen“.

Er schwieg und sie schwieg. Die Fahrt war kurz im Mondenschein, aber für Olga schien, als sie ausstieg, eine Ewigkeit vergangen, seit sie dort drüben eingestiegen. Die Welt war ihr untergegangen, Radu hatte ihr nicht Wort gehalten! Er hätte ja eine Andere lieben können, er hätte ihr hundertmal ungetreu werden können, — aber er hätte es ihr sagen müssen, und wenn sie aufgehört hätte, seine Frau zu sein, so wäre sie doch seine Freundin geblieben. Jetzt war Alles verloren! Und wie war es möglich, daß sie es nicht längst gefühlt, sie, die jeder seiner Regungen immer auf den Grund zu gehen glaubte? Sie hatte es ja auch gefühlt, nur hatte sie es sich nicht eingestehen wollen!

Florica sah sie besorgt an, als sie ihr beim Auskleiden half. Olga fühlte, daß sie etwas sagen müsse, sie hatte eine freundliche Art mit ihren Untergebenen.

„Florica, wenn nun die Türken in unser schönes Land kommen, dann werden sie uns Alle niedermetzeln; ist Dir nicht bange?“

Das Mädchen zuckte mit den Schultern.

„Gnädige Frau, einmal sterben wir ja doch Alle, ob nun etwas früher oder später, das ist doch wirklich gleichgiltig!“ Und sie zuckte wiederum mit den Schultern.

Olga sah sie an. Ja, das hatte sie oft gehört, das war die resignirte Art ihres Volkes! Wie kam es denn, daß sie so anders war? Warum konnte sie sich nicht auch sagen: da das Glück doch einmal im Lauf der Welt aufhören muß, ist es ja gleichgiltig, ob etwas früher oder später!

„Wie alt bist Du, Florica?“ fragte sie.

„In den Fasten von St. Maria bin ich zwanzig Jahre alt geworden, sagt die Mutter, Vater meinte neulich, ich sei erst achtzehn Jahre, im Sommer, wo die Heuschrecken so arg hausten, als die Oesterreicher wieder fortgezogen, da hätte ich noch nicht laufen können!“

Olga war froh, als sie allein war, die Ruhe dieses Mädchens drückte sie wie ein Vorwurf, denn sie konnte nicht ruhig sein.

„Nun muß ja Alles zu Grunde gehen, wenn Radu nicht mehr heilig ist!“ Plötzlich aber fiel ihr wie ein Trost ein, daß seine persönliche Sicherheit am Ende eine größere sei, wenn er Fehler habe. Olga stellte sich den Himmel etwas schwach im Vergleich mit dem Princip des Bösen vor. „Wer böse ist, der ist immer vor Schicksalsschlägen sicher“, hatte sie sich so oft gesagt; wenn nun Radu ein wenig Schlechtigkeit in sich hätte, wäre er ja eigentlich geseit! Und all ihr Sinnen, all ihr Trachten war noch ausschließlich auf sein Wohlergehen gerichtet, die Thatsache seiner Untreue würde nichts daran ändern.

„Zu denken, daß ich vor ein Paar Monaten noch glaubte, ich würde kein warmes Gefühl für ihn haben, wenn er mich hinterginge! — Wie man doch nie seine Empfindungen voraus bestimmen kann!“

VI.

Als Olga am nächsten Morgen aufwachte, war ihr Gatte schon zur Stadt gefahren und hatte nur auf seiner Karte für sie die Nachricht gelassen, daß er die Pferde gegen Abend zurücksenden würde, damit sie, falls sie nicht in Drofeni zu bleiben wünsche, am nächsten Tage auch nach Bukarest kommen könne. Radu hatte eine schlaflose Nacht zugebracht, er hatte sich nicht einmal zur Ruhe gelegt, sondern war in seinem Zimmer auf und ab gegangen. Ihm that das Herz weh seiner Frau wegen, aber er sah ein, daß das einzig Richtige sein würde, ihr volle Freiheit der Handlung zu lassen; wenn sie es wünschen sollte, würde er auch auf eine Scheidung eingehen. Ihm war zu Muth, als müsse jetzt ohnehin Alles zusammenbrechen, er hatte in diesen letzten Wochen schon oft das Gefühl gehabt, daß er wie sein Land zukunftslos seien und daß er sein Glück, wie jede persönliche Hoffnung mit in den Trümmern des hereinbrechenden Krieges begraben würde. „Aber da Alles begraben ist, kann ich auch das Aeußerste noch wagen! Ich will versuchen, ob die öffentliche Meinung noch einmal etwas vermag und ob wir noch Männer haben!“ sagte er sich.

Olga fand Radus Vorgehen im höchsten Grade beleidigend, die Eifersucht, mit all ihrer schrecklichen Kleinheit erwachte in ihr. Sie hatte sich zu sehr danach gesehen, ihn zu sehen, seine Hand zu fassen, um nicht ganz verzuweifelt zu sein bei der Nachricht, daß er fortgefahren.

„Er ist zu ihr gefahren! Ich habe jetzt nur Eins zu retten, das ist

meine persönliche Würde!“ dachte sie, und sie schickte einen reitenden Boten an ihren Garten nach der Stadt, mit einem Billet, in dem sie sagte, daß, da sie hinfort doch getrennt zu leben hätten, es für beide Theile besser sei, wenn sie für die nächste Zeit auf Broseni bliebe.

„Sie ist eine vernünftige und würdige Frau, in diesen, wie in allen Verhältnissen des Lebens“, sagte sich Radu beim Empfang ihrer Zeilen.

Weder Catarina noch Beresco waren vom Lande zurückgekehrt. „Es ist auch besser so“, sagte sich Radu, „ich muß erst in mir selbst klar sein, sie könnten mir doch nicht helfen. Ueberhaupt hat man in schweren Augenblicken des Lebens nur sich selbst!“

Dann setzte er sich hin und begann eine fulminante Flugschrift gegen Rußland. Er schrieb und schrieb; gegen Mittag hatte er angefangen, um Sieben Uhr, als es ihm zu schwindeln anfang und kalter Schweiß auf seine Stirn stieg, fiel ihm ein, daß er den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte; er schloß die Thür auf und klingelte dem Diener nach etwas Brod und Fleisch. Dann setzte er sich wieder an die Arbeit. Sein Auge vergrößerte sich zusehends und sah dabei nichts mehr von den Gegenständen um ihn herum, die Hand bewegte sich, als denke auch sie in jedem einzelnen Finger, jeder Muskel seines Gesichtes arbeitete. Da, um Elf Uhr, warf er die Feder von sich und streckte sich halb bewußtlos auf sein Sopha.

Es war heller Tag, als er erwachte. Ihm war, als sei er von langer Krankheit genesen, der todtähnliche Schlaf hatte ihn zu einem neuen Menschen gemacht. Er sprang auf und klingelte, ließ das Kaminfeuer anzünden, dann las er nach, was er geschrieben.

„Nie hätte ich geglaubt, daß solch leidenschaftlicher Haß in mir wohnt!“ Er war selbst erschrocken vor der mächtigen Abhandlung, die er geschrieben. Radu verschärfte also noch die heftigen Stellen seiner Schrift, er verbesserte und feilte und verbesserte wiederum, bis ihm die Form dem Inhalt angepaßt erschien. Dann setzte er sich an die Fülle angefangener Arbeiten, die auf seinem Schreibtisch lagen, viele davon juristischen Inhalts, andere Verwaltungsfragen behandelnd, die er sich zu studiren vorgenommen oder die große Philosophie des Lebens. „Die Politik verschlingt mir Alles“, seufzte er, „aber heute ist ein wahrer Feiertag, da kann ich einmal nach Herzenslust und ungestört arbeiten!“ Und ihm war wohl und frisch, und kein persönlicher Gedanke störte seine Andacht. —

In acht Tagen erschien Radus Flugschrift. Er hatte sie unter seinem Namen veröffentlicht, und es wurde eine Flugschrift im wahren Sinne des Wortes. Sie flog von Hand zu Hand, einige Tage lang sprach Keiner von etwas Anderem im ganzen Lande. Die Stichworte daraus gingen von Mund zu Mund: „Mit dem orthodoxen Kreuze in der Hand kam Rußland stets und nahm dem orthodoxesten Volke ein Stück Landes nach dem anderen!“

„Du bist toll, Radu“, kam Cardineanu ganz aufgeregt zu Vulteano, „wie hast Du Dich so exponiren können, Du hast ja maßlos geschrieben!“

Du bist doch sonst ein realer Politiker und kein Phantast und weißt, daß mit Rußland nicht zu spaßen ist! Was bezwecktest Du?"

"Ich will die Regierung durch die öffentliche Meinung zwingen, ein anderes Mittel habe ich ja nicht, unsere Truppen am Pruth aufzustellen und unsere Neutralität bewaffnet zu wahren!"

"Und wenn die russische Armee sie niedermehelt?"

"Den „heiligen Krieg“ gegen die Ungläubigen mit Niedermehelung einer christlichen, zu befreienden Armee beginnen? Das wird nie geschehen, Cardineanu, Europa blickt ja auf sie! Wär's in Asien!"

"Vielleicht hast Du Recht; jedenfalls ist es das Einzige, was uns bleibt!"

"Wir könnten dann Bedingungen stellen, die sie annehmen müßten, unsere Lage ist ja günstig!"

"Was ist nun weiter zu thun, Radu, wenn es nur nicht zu spät ist?"

"Sobald die Kammern eröffnet werden, muß die Mehrheit uns ja beipflichten!"

"Das glaube ich nicht. Das Land fürchtet nur die Türken, und da es kein Vertrauen zu unserer Armee hat, sieht es in Rußland nur Schutz gegen die Paschibozouks", entgegnete Cardineanu.

"Ja, wir haben immer kurzfristige Politik getrieben! Der Zug, der unser ganzes Leben charakterisirt, ist ja der Mangel des Glaubens an ein Morgen. Wir versprechen unser Hab und Gut für die Zukunft, um heute eine augenblickliche Fülle zu haben. Das Provisorische in all' unserm Thun und Denken, das richtet uns zu Grunde!"

"Ist Deine Frau in der Stadt?" fragte Cardineanu nach einer Weile.

"Nein, Olga ist seit dem Fest in Broseni".

"Das habe ich mir gleich gedacht, Du schreibst nie so heftig, wenn sie mit Dir ist".

"Welch' lächerliches Vorurtheil!" sagte Radu etwas ärgerlich.

"Das braucht Dich doch nicht zu beleidigen! Deine Frau ist klar und ruhig, darum ist sie Dir unwillkürlich so wohlthuend!"

"Ist Dir meine Flugschrift recht?" fragte Radu Catarina Glogorno.

"Recht?" entgegnete sie, ihn mit den glühenden Augen leidenschaftlich anblickend. "Recht? Ich bete Dich an, seitdem ich sie gelesen. Wenn ich die mächtige Leidenschaft fühle, die in der ergreifenden Fülle Deiner Worte ruht, dann zittert mein Herz, und es steigt mir heiß auf vor Glück, daß der Mann, der das geschrieben, mich geliebt! Die Gewalt Deines Stils ist es, die mich an Dich fesselt!"

"Sieh, Catarina", sagte er weich, "da heißt es immer, wir Rumänen seinen frivol und doch ergreift uns ein jedes geistige Factum. Es muß doch

wohl ein idealer Zug in uns liegen, da wir für den Gedanken erglücken können!"

Sie schwieg, aber schlang ihre schönen Arme um ihn.

"Radu", fragte sie leise, "bin ich es, die Dich zum Schreiben angefeuert?"

Es zog wie ein Zug großer Enttäuschung über sein eben noch so vergeistigtes Gesicht, dann sagte er: "Gewiß!" um keinen Sturm heraufzubeschwören.

Catarina mit all der hervorragenden Intelligenz war wesentlich Frau, sie begriff nur persönliche Motive, und wenn sie manchmal vorgab, an andere zu glauben, war es nur Formsache. Für Radu aber gab es Etwas, das er nicht vertrug in einer innerlichen Beziehung, das war die Unwahrheit. In kleinen Dingen gab er sich oft nicht die Mühe, über ein Ja oder Nein nachzudenken, auch war er so formgewöhnt, daß er unwillkürlich dachte, ein jeder Andere müsse es ebenso sein. Es war auch eine Formsache gewesen, als er seiner Frau Offenheit versprochen.

Am Entzücktesten über Bulteanos Flugschrift war der elegante Stavros. Er ging, sich die Hände reibend, in seinen chambres garnies auf und ab.

"Da haben wir ihn ja", sagte er sich, "ich suchte so lange nach einem Mittel, ihn unschädlich zu machen, oder von hier zu entfernen! Jetzt läuft er selbst in die Falle und Keiner merkt, wie gelegen es mir kommt. Ich brauche mir die Finger nicht zu verbrennen, und Catarina ist mir sicher!"

VII.

Olga hatte sich auf Broseni möglichst viel zu thun gemacht, sie war sogar in das nahe liegende Kloster gegangen und hatte von einer kleinen Klosterschwester, die sich ausschließlich mit Teppich-Webereien beschäftigte, am Webstuhl arbeiten gelernt. Sie hätte sich vor ihren Freunden dieser Laune und all ihrer sorgsamen Wirthschaftlichkeit ein wenig geschämt, aber Alle waren nach den Ostertagen in die Stadt zurückgekehrt. Am zweiten Feiertage hatte Olga noch viel Besuch gehabt und Euphrosine hatte ihre Absicht, auf Broseni zu bleiben, gar nicht begreifen können.

"Ich fühle mich angegriffen und brauche durchaus Ruhe", sagte Olga.

"Radu kommt ja morgen, um Dich zu holen", entgegnete Euphrosine, "er hält es allein nicht aus".

"Dazu ist er zu rückichtsvoll, er hat selbst gesehen, wie abgespannt ich war", schloß Olga das Gespräch.

So hatte sie also die Zeit ganz allein zugebracht. Es war auch nicht das erste Mal. Als Radu Minister war, hatte er zweimal längere Reisen nach Paris und London machen müssen und damals waren sie erst kurze Zeit verheirathet gewesen, doch hatte sie seine Abwesenheit sehr vernünftig ertragen. Außerdem war ihr das Landleben lieb.

Er hatte ihr das erste Exemplar mit der freundlichen Widmung: "Der

leidenschaftlichsten Russenfeindin“, zugeschiedt. Sie laß die Schrift hastig, athemlos, ohne einzuhalten, durch, dann warf sie sich weinend in die Kniee: „Gott, mein Gott! Der mächtige Mann, wo hat er die Worte gefunden, das sind ja keine Worte, daß sind Funken, Funken, die alle auf sein geliebtes schwarzes Haupt zurückfallen werden!“

Sie wäre am liebsten augenblicklich zur Stadt gefahren und hätte ihm gesagt: „Radu, mir ist bange vor den Folgen Deiner Arbeit, laß mich in Deiner Nähe über Dich wachen!“ Dann aber dachte sie an ihre Frauenwürde, dachte an die Andere, die ein Recht hätte, vielleicht nach Radus Meinung ein größeres Recht an ihn, und als sie die Schrift zum zweiten Mal durchlaß, schien ihr, als bemerke sie Redewendungen und Wortbildungen der heftigen Catarina in der Schreibweise ihres Mannes.

Es war ein schwerer Tag für Olga und Bitterkeit bemächtigte sich ihrer: „Bin ich denn nicht mehr, und bin ich ihm denn nicht auch mehr gewesen als sie? Warum hat er von mir nichts angenommen?“ Aber dieses kleinliche Abwägen war ihrer Natur zuwider; sie ging am See entlang spazieren und sagte sich: „Bin ich so tief gesunken daß mich das Große seines Geistes nicht über die Nebenumstände hinwegträgt?“

Und sie athmete tief und frei auf und war am andern Morgen froh, daß sie die Regung überwunden.

In ihrer Einsamkeit hatte sie die Sorge um Euphrosine und Costica ganz vergessen und war daher doppelt erfreut, als sie von ihrem Bruder die Nachricht bekam, er sei in die Armee getreten und werde wahrscheinlich in die kleine Wallachei beordert werden.

So vergingen zwei Wochen. Olga war früh schlafen gegangen, wie ihr ganzer Hausstand, als sie plötzlich, inmitten ängstlicher Träume, durch ein heftiges Pochen an ihrer Schlafzimmerthür erweckt wurde. Sie sprang auf: „Wer ist da?“

„Deffne schnell!“ sagte die bekannte Stimme Radus.

Sie warf sich ihr langes, weißes Morgenkleid über und öffnete.

„Olga, die Russen sind in die Moldau eingerückt, die Türken können morgen hier sein, Du mußt augenblicklich nach Wien!“

Olga sah ihn an, sie war wie verwirrt und fragte: „Wie kamst Du hierher?“

„Ich habe mir acht Pferde vorspannen lassen, sonst wäre ich bei dem Regen nicht durchgekommen; ich lasse sie jetzt durch andere ersetzen, Du mußt Dich schnell fertig machen, der Zug geht morgen früh um sieben, es ist Ein Uhr, wir können den Anschluß erreichen.“

„Du gehst also mit?“

„Ich? Wie kannst Du das glauben!“

„Ich glaube es ja auch nicht, es war so eine gedankenlose Frage, ich bin ja faßungslos!“

„Die Regierung hat eine schmählische Proclamation erlassen, worin sie

den Bewohnern der Donaufstädte den Rath giebt, in's Innere des Landes zu fliehen, sie könne sie nicht schützen“, — sagte Radu, doch er sah Olga's todtenbleiches Gesicht und das Zucken um ihren Mund und begann von gleichgültigen Dingen zu reden.

Félicie mit allen Kindern ist schon vor acht Tagen gereist, soll aber in Wien festsetzen, da ihr Mann ihr das versprochene Geld nicht nachgeschickt“ — — —

„Radu! wie kannst Du jetzt von solchen Dingen reden!“ fiel sie in blinder Frauenart erregt ein. „Also es ist wirklich da! Es ist wirklich geschehen!“ und sie sprang auf und ging im Zimmer auf und ab, „das Unglück ist über uns hereingebrochen!“

Er schwieg eine Weile still und sah sie mittheilend an.

„Olga“, sagte er dann sanft, „Du mußt Dich jetzt ankleiden, einige nöthige Sachen habe ich in der Stadt für Dich packen lassen, wir können nicht zur Zeit an der Bahn sein, wenn Du Dich nicht beeilst!“

„Und warum soll ich fort?“ fragte sie plötzlich stehen bleibend.

„Ich halte es für vernünftiger, warum sollst Du Dich exponiren?“

„Wem? Dem Unglück? Dem entgeht man nie! Dem physischen Tode? den fürchte ich nicht!“

„Den türkischen Gräueln, Olga; jetzt ist Alles möglich, meinethwegen schütze Dich!“

„Ihr Männer habt allerdings freiere Hand, wenn wir Frauen fort sind“, sagte sie einlenkend.

„Vertraue mir, Olga, es ist besser, Du glaubst doch sonst an meine Vernunft, Euphrosine Vereşco reist auch heute, die Fürstin Germanu ist gestern früh gefahren, auch Frau Menizi und Mivanoş, er bringt seine Frau bis Wien und kehrt dann zurück!“

„Ist Frau Ologorno abgereist?“ unterbrach sie plötzlich, ihn fixirend.

„So viel ich weiß, nicht“.

„Warum bringst Du sie nicht erst in Sicherheit?“

„Olga, es handelt sich jetzt um ernste Dinge, darum empfinde ich die Spitze Deiner Worte nicht!“

„Und ich nehme Deine Sorge für mich nicht an!“

Er stöhnte und sprang vom Stuhl auf, dann ging er ein Paar Mal auf und ab: „Es ist etwas Entsetzliches um Euch Frauen!“

„Bitte, vergleiche mich nicht mit Anderen!“

„Olga, Olga!“ sagte er leidenschaftlich, „füge Dich doch blind, die Zeit drängt, handelt es sich denn hier um Dich und mich?“

„Wenn es sich nicht um mich handelt, warum verschwendest Du Deine Zeit? Hat Catarina verlangt, daß Du mich aus dem Lande schaffst?“

Radu ergriff seinen Hut und wandte sich zur Thür, kehrte aber wieder um:

„Das sind ja Alles Kindereien! Du, Olga, meine vernünftige, ruhige

Frau, die im Stande ist, objectiv zu denken, ich kenne Dich gar nicht mehr! Willst Du mir im Augenblick des furchtbarsten Ernstes Schwierigkeiten machen? Komm wenigstens mit zur Stadt!"

"Nein, ich komme nicht, und ändere ich einmal meine Entschlüsse, habe ich ja Pferde zur Disposition".

"Ich kann Dich nicht hier allein lassen, schutzlos, in dieser Kriegszeit", rief er heftig, "ich nehme Dich mit Gewalt!"

"Dazu hast Du kein Recht mehr?" entgegnete Olga, ihrer selbst nicht mehr mächtig. Es war wie als habe ein Dämon sich ihrer bemächtigt, sie sah Radu vor sich, sie hätte ihn fassen und küssen mögen, ihm danken für seine Sorge um sie, und nichts als Bitterkeit und Hohn kam aus ihrem Munde!

Er machte einen letzten Versuch: er näherte sich ihr und wollte seinen Arm um ihre Schulter legen, sie aber wich empört zurück:

"Nein, Radu, laß mich in Ruh', mir schaudert vor Deiner Berührung!"

Er sagte kein Wort mehr, sondern ruhig und traurig nahm er seinen Hut und ging aus dem Zimmer. Sie hörte ihn hinuntersteigen, mit dem Diener sprechen, dann nach fünf Minuten athemlosen Laufens, hörte sie ihn davon fahren — und brach zusammen.

"Mein geliebter Mann, Radu, Radu", rief sie und riß das Fenster auf. Es regnete und stürmte, keine Möglichkeit ihn zurückzurufen.

Sie klingelte, sie wollte ihm einen reitenden Boten nachsenden, mit der Bitte zurückzukehren, als aber Florica erschien und nach ihren Befehlen fragte, überkam sie die Scham, ihm gegenüber wie ein eigensinniges, launenhaftes Kind dazustehen, und wenn er nun nicht mehr wollte? Wenn er sich weigerte, umzukehren? Dem durfte sie sich nicht aussetzen; so bestellte sie eine Tasse Thee. Das Mädchen sah sie betroffen an, sie fürchtete, ihre Herrin sei krank, doch ging sie schweigend, ihr zu gehorchen.

Olga legte sich auf ihr Sofa. "Nur nicht einem Wahn einen andern folgen lassen", sagte sie sich, "jetzt habe ich jedes Recht verloren, anders, als mit größter Ueberlegung zu handeln. Ich will die ganze Wirthschaft auf eine mögliche Einquartierung einrichten, alle Werthsachen in den geheimen Keller bringen lassen, alle persönlichen Erinnerungen in die Stadt mitnehmen und alle Briefe verbrennen. Wenn ich früh beginne, — es ist um 5 Uhr schon hell, — kann ich um Mittag fertig sein. Bis dahin sind die Pferde, die Radu aus der Stadt gemiethet hatte, ausgeruht, und ich kann Abends spät in Bukarest sein, trotz der aufgeweichten Wege".

Dieser Gedanke gab ihr die ganze Fassung und Ueberlegung wieder. Sie legte sich, fertig angezogen, noch etwas zur Ruhe und nun überkam sie die Furcht vor dem entsetzlichen Kriege. "Was muß Radu fühlen, nun Alles zu spät kam, nun Keiner auf ihn gehört und sich unsere Truppen, ohne einen Schuß abzufeuern vor der russischen Uebermacht zurückgezogen haben, und wir, dem russischen Heere preisgegeben, in der Gewalt unseres mächtigsten Feindes sind! Und wenn die Türken kommen, dann ist Alles eingetroffen,

was wir befürchtet, ohne Kampf sind wir erlegen“. Sie ging an ihren Kalender und unterstrich das Datum: „In der Nacht des 12. April begann unser Unglück!“

So wie es hell war, machte sich Olga an die Arbeit; zuerst rechnete sie mit allen ihren Leuten ab, zahlte ihnen den Lohn für ein ganzes Jahr voraus, dann ließ sie einpacken, ordnete und verbrannte. Manches liebe Wort ihres Vaters, das er ihr aus der Stadt geschickt, wenn sie auf einige Tage draußen war, fiel ihr in die Hände. Sie bedeckte seine Schrift mit Küssen, erröthete dann aber über das, was sie gethan. „Radu“, sagte sie leise vor sich hin, „Du ahnst nicht, welche eine Leidenschaft plötzlich in mir erwacht ist und — vielleicht wirst Du es nie wissen!“ sehte sie verzweifelt hinzu.

Es wurde Nachmittag, ehe sie Alles beendet; der Regen strömte unaufhaltsam und dabei herrschte so starker Nebel, daß man nicht bis zum Kloster sehen konnte. Um 4 Uhr war Alles geordnet.

Olga hatte vor Ungeduld nichts genossen, sie stand mit dem Reisehut da und hatte das Anspannen befohlen, als der Kutscher sie hinabzusteigen bat und ihr sagte, es sei keine Möglichkeit, heute noch bis zur Stadt zu kommen: „Wenn die gnädige Frau in Marbeschtsi nächtigen wollen, bis so weit bringe ich es, wenn wir keine Axt brechen, morgen Vormittag können wir dann in der Stadt sein“.

Marbeschtsi war eine armselige Herberge, sie konnte nicht daran denken, da zu bleiben, so mußte sie bis zum nächsten Tage warten.

„Ich habe das Recht unvernünftig zu sein, verloren, ich muß mich geduldig fügen!“ seufzte sie und ging in ihr Schlafzimmer, wo sie weinte, bis sie einschlief. Vor Mitternacht aber wachte sie wieder auf und fand keinen Schlaf mehr. Alle Bücher waren eingepackt, sie hatte keine Möglichkeit, ihren Gedanken zu entgehen.

„Bin ich genug gestraft?“ fragte sie sich, als all die Schreckbilder der Zukunft ihr den Athem raubten. Dabei das Gefühl des hilflos abgeschnittenen Seins von Allem, was sie jedes Mal bei schlechtem Wetter auf dem Lande empfunden und was ihr eigentlich Brojeni so lieb gemacht hatte, wenn sie mit Radu die Einsamkeit gesucht.

Es regnete und regnete. Sie öffnete das Fenster; aus dem Kloster drangen jetzt einige kleine Lichter durch die neblige Dunkelheit: „So allein sterben!“ dachte Olga. „Wie wenig würde es mich noch vor Kurzem erschreckt haben, ehe die heiße Gluth plötzlich für ihn in mir erwachte, jetzt fürchte ich den Tod, weil er mich von ihm trennte“, — und so verging langsam und schwer die Nacht.

VIII.

Um sechs Uhr früh war Olga aufgebrochen. Florica und ein Diener begleiteten sie, zwei Kutscher, einer reitend, der andere fahrend, führten den

leichten Wagen. Ein mit vier Büffeln bespannter Leiterwagen folgte mit einigen Koffern. Die Fahrt ging ohne jeden Zwischenfall; Olga hatte sich auf Vieles gefaßt gemacht, als sie mit Augen die grundlos scheinenden Landwege sah, noch nie war ihr der Boden so lehmig und schwer erschienen. Aber es ging vorwärts, besonders, da der Regen aufgehört hatte; Alle sahen die Todesangst, mit der ihre Herrin die Stunden zählte, und strengten sich auf's Aeußerste an, vorsichtig und doch schnell die Stadt zu erreichen. Die Nachmittagstofka erschallte gerade an der gegenüberliegenden kleinen Kirche, als Olga in ihren Hof einfuhr. Das Haus war merkwürdig still, erst nach langem Klingeln erschien ein erschreckter Diener.

„Ist der Herr zu Haus?“ rief Olga.

„Nein! Und der Brief an die gnädige Frau — —“ und damit ging er eilig in's Haus zurück.

Durch Olgas Kopf zogen die unmöglichsten Vermuthungen: War Radu da, und Catarina bei ihm? Hatte er gesagt, sie solle nicht eingelassen werden?

Sie stieg die Stufen hinauf, als der Diener athemlos zurückkam: „Gott sei Dank, hier ist der Brief für die gnädige Frau, ich fürchtete, der Ioan sei schon fort nach Broseni!“

„Abends geht wieder ein Zug“, sagte sie sich, „vielleicht treffe ich ihn noch an der Grenze! Ich möchte ihn so gerne noch einmal sehen!“ und endlich brachten Thränen ihr Erleichterung. Sie ging durch seine Zimmer, Alles trug noch die Spuren seiner Anwesenheit, da war die Asche der letzten Cigarette, die er geraucht! So schleppte sie sich müde und matt, wie betäubt herum, bis es Zeit war, an die Eisenbahn zu fahren. Da fiel ihr ein, daß sie nicht genug Geld hätte, und sie erinnerte sich undeutlich, in dem Briefe ihres Mannes noch irgend einen Schein gesehen zu haben. Sie durchsuchte ihre Taschen und fand eine Geld-Anweisung. Es war aber zu spät, sie konnte sie nicht mehr einlösen, wenn sie ihren Gatten bald erreichte, brauchte sie ja auch nichts, sie wollte nicht wieder durch Vernunft ihren Herzenstrieb ersticken lassen.

„Ich reise allein, dann komme ich weiter, als wenn ich noch Florica oder die Kammerfrau mitnehme!“ Und sie fuhr zur Bahn. Man kannte sie und grüßte sie etwas scheu. Als sie ein Billet nach Plojeshti lösen wollte, wurde ihr der Bescheid, der heutige Abendzug sei eingestellt wegen der Truppentransporte. Olga nahm den Bescheid ruhig hin, als sie aber wieder im Wagen saß, brach sie fast zusammen.

„Das ist zu viel, zu viel“, sagte sie vor sich hin. In den Straßen herrschte ein aufgeregtes Leben, Alles schien lebendiger als je oder war sie nur so viel todter? Sie ließ zu Beresco fahren, sie begriff nicht, daß sie versäumt hatte, sich augenblicklich von Radus Freund nähere Nachrichten über seine Verbannung einzuholen. Beresco war jedoch nicht zu Hause, Euphrosine war in's Ausland gereist, das Kind bei der Großmama auf

dem Lande. Wie vernichtet kehrte Olga nach Hause zurück, dort saß sie aber etwas Muth. Was war denn so viel schlimmer jetzt, als vor einigen Stunden? Sie mußte die Nacht noch hier abwarten, weiter nichts! Sie dachte für den Augenblick ja hauptsächlich an Radu's Person, und war es für die nicht besser, daß Alles so gekommen war? Konnte sie in ihres Herzens Grund nicht froh sein, trotz des Schlages, der ihn getroffen? Er war ja in Sicherheit! Ach, wenn er dem undankbaren Lande doch für ewig den Rücken gekehrt, wenn sie Beide weit fort, in ferner Fremde mit einander reinen Zielen der Wissenschaft und Kunst leben könnten und nie mehr, nie, von Politik zu hören brauchten. Olga malte sich solch ein Leben aus, sie sah ihn und sich und ihre Söhne, denn sie würden gewiß einmal Kinder haben, ein Mann wie Radu durfte nicht ohne Söhne sterben, solch' reiches Leben durfte nicht verlöschen, die begonnene Arbeit mußte fortgeführt werden, sie sah das Alles vor sich und war darin so glücklich, wie seit lange nicht. Darum schlief sie ruhig die ganze Nacht durch und stand mit frischer Kraft auf. Der Zehn-Uhr-Zug, so hatte man ihr gesagt, würde bis Plojeshti sicher abgelassen werden.

Es war um die neunte Stunde, als Vereşco sich bei ihr melden ließ. Sie war ihm dankbar für den frühen Besuch, er konnte ihr nun noch die Geldanweisung besorgen. — Alles schien sich zu ebenen, — so trat sie ihm mit einem freundlichen Lächeln entgegen.

„Ich war gestern auf dem Wege nach Broseni, als ich in Marbesehti erfuhr, daß Sie schon in der Stadt seien, und umkehrte“, sagte er, „daher haben Sie mich gestern Abend nicht getroffen. Ich wollte Sie vorbereiten!“

„Sie sind gütig, wie immer“, entgegnete Olga, „aber Sie sehen, welch muthige Frau ich bin! Gestern Abend wäre ich meinem Mann schon nachgereist, aber der Zug war eingestellt; Ich denke um zehn Uhr fortzukommen und heute Abend bin ich am Ende schon bei Radu!“

Vereşco sah sie verlegen an: „Reisen Sie nicht, gnädige Frau!“

„Warum nicht? Das kleine Stück ist ohne jede Gefahr, — nur besorgen Sie mir, bitte, noch dies Geld“. —

„Ich meine nicht wegen der Reise, ein Aufenthalt, der sich so verlängern kann in der Fremde, das ist nichts für Sie!“

„Etwa für Radu?“ lachte sie. „Wir haben ja nicht die Wahl!“

„Thun Sie es nicht, gnädige Frau, ich rathe Ihnen, es nicht zu thun, und Sie wissen, daß ich nur ihr Wohl im Auge habe. Es ist für Sie und Radu besser, Sie versuchen es nicht!“

„Aber Herr Vereşco, ich erkenne Sie gar nicht wieder“.

„Und ich, ehrlich gestanden, Sie nicht, da Sie Ihrem Manne nachlaufen!“

Olga wechselte die Farbe und durch ihren Kopf zuckte der Gedanke: „hier ist ein Mißverständniß, ich muß auf meiner Hut sein“. Plötzlich durchlief es sie wie eilig: „Radu hat mich belogen, er ist freiwillig fortgegangen — und mit ihr!“

Bereşco beobachtete sie. Olga richtete sich auf und fragte, um sich, während er antwortete, beherrschen zu können: „Und Euphrosine; wo ist sie?“

„Erst müssen Sie sich entscheiden, wollen Sie wirklich reisen, gnädige Frau?“

„Sagen Sie mir Ihre Gründe dagegen!“

„Es steht Ihnen wirklich nicht an, Radu kehrt schon von selbst zu Ihnen zurück, da es doch mehr Mißverständnisse als ernste Zerwürfnisse zwischen Ihnen sind!“

„Davon hat Radu Ihnen gesprochen?“

„Ja, als er von Broseni wiederkehrte!“

„Das entscheidet für mich allerdings, hier zu bleiben, ich glaubte, die Sache läge nur zwischen ihm und mir“, erwiderte sie kalt.

„Dann stand sie auf: „Verzeihen Sie, ich will das Anspannen abbestellen!“ doch anstatt zu klingeln, ging sie aus dem Zimmer und kehrte erst in einigen Minuten wieder.

Es war eine etwas gezwungene Heiterkeit, mit der sie sagte:

„Und nun setzen Sie mir die politische Lage auseinander! Sind wir immer noch in Gefahr, von den Türken überfallen zu werden, oder steht schon die gewünschte russische Schutzmauer dazwischen?“

„Noch sind die Russen nicht durchgekommen, aber sie haben Galaş besetzt. An Türkengefahr habe ich nie geglaubt, das war eine pikante Erfindung von Radu, mit der er die Damen schreckte!“

„Er war aber sehr überzeugt von der Gefahr“.

„Das glaube ich nicht einmal! Euphrosine aber war ganz toll vor Angst, und da habe ich sie Strumos anvertraut. Die alte Frau Strumo reiste und die Tochter und Jean, die Mutter wollte nicht ohne ihn fort“.

„Daher trat Costica in die Armee“, dachte Olga bitter, „oder vielleicht umgekehrt!“

„Rathen Sie mir nach Broseni zurückzukehren?“ fragte sie dann.

„Ich würde es vernünftiger finden, Sie blieben hier; wenn ich auch nicht an die Türken glaube, so ziehen doch die Russen durch, und Sie sind Einquartierungen ausgesetzt.“

„Broseni liegt zwar nicht an der Chaussee, aber wie Sie meinen! Ist es nicht ein Jammer, daß wir unsere Grenzen nicht gewahrt?“

„Wir hätten uns ja doch schlecht geschlagen“, entgegnete er etwas apathisch, „besser, daß wir es garnicht versucht haben“.

Darauf stand Bereşco auf: „Erlauben Sie mir, täglich bei Ihnen vorzusprechen? Radu hat mir die theure Sorge für Ihr Wohl an's Herz gelegt!“

„Ich werde mich stets freuen, Sie zu sehen“, sagte sie, „hoffe aber, Ihnen keine Art Sorge zu machen“. Und sie trennten sich.

Bereşco, der von Radus Willen an seine Frau keine Ahnung hatte (Radu hatte sich erst im letzten Augenblick dazu entschieden, da Olga seine Verbannung ja doch bald von anderer Seite erfahren haben würde), glaubte

seine Sache gut gemacht zu haben. Er hatte seine Abreise nur auf ihre private Entfremdung bezogen, und Olga war geblieben. Er hatte eine instinctive Freude daran, sie in der Nähe zu wissen. Ihr aber, als sie nun allein geblieben, ihr erstarrte förmlich das Blut in den Adern beim Gedanken an die Lage, in die sie sich gebracht hätte, wäre sie ihm nachgereist. Sie wurde allmählich ganz ruhig, es überkam sie eine Kraft des Unglücks: „Ich werde abwarten, was daraus werden soll, mein Gott! wie liebe ich ihn noch immer den lieben, thörichten Mann, der sich von einer Leidenschaft verblenden läßt!“

Im Laufe des Tages kamen viele Besuche, Olga nahm jedoch keinen derselben an, auch nicht Stavros, der zweimal wiederkam, um sein Beileid auszudrücken. Als Olga die große Anzahl von Karten sah, wurde ihr wieder fraglich, ob Radu ihr nicht dennoch die Wahrheit gesagt, und Tags darauf erfuhr sie von Veresco Alles, was sie wissen wollte, nur Catarinas Namen sprachen sie Beide nicht aus, obgleich sie ihn sich gegenseitig in den Augen lasen.

Stavros hatte sich selbst zum Schaden gearbeitet, Catarinas leidenschaftliche Natur fand den Gipfel der Liebe und des Glücks in dem Umstande, daß sie dem Manne, dem sie ihr Herz geschenkt, in die Verbannung nachreisen konnte; wäre es eine Flucht mit Verfolgung und Gefahr gewesen, hätte sie sich noch mehr gefreut.

In den letzten Tagen des April kamen die ersten russischen Truppen durch Bukarest, oder vielmehr, zogen sie um Bukarest herum. Es waren die berühmten donischen Kosaken, aber im traurigen Zustande, sie machten den Eindruck, als kehrten sie aus einem Feldzug heim, nicht als gingen sie in ihn hinein. Der Filoweter Bahnhof war von Neugierigen umlagert und auch die nach Gimogin führende Chaussee; man war ungeduldig, eine möglichst zahlreiche Truppschaar zwischen sich und der gefürchteten Donau zu wissen. Zahlreiche Equipagen waren auf der großen Chaussee, am andern Theile der Stadt, den fremden Truppen entgegengefahren.

Olga vermied die Oeffentlichkeit, auch die gewohnten Spazierfahrten. Die meisten ihrer näheren Bekannten waren fort, wer zurückgeblieben, beschäftigte sich, wie sie, mit Vorbereitungen zur Krankenpflege. Privatspitäler wurden eingerichtet, in öffentlichen Krankenhäusern den Russen einige Säle zur Disposition gestellt; von einer Theilnahme der Rumänen am Feldzuge war es wieder still geworden. Die Truppen wurden allmählich in der kleinen Wallachei concentrirt, und die schwere Erwartung lagerte auf Allen.

Vierzehn Tage waren seit Radus Landesverweisung vergangen. Olga hatte keine Nachricht von ihm; hatte er nicht geschrieben, oder waren seine Briefe auf der Post erbrochen worden? Sie war zu sehr gewohnt, daß ihr Lebensschiff von starker Hand geführt wurde, und sie hatte sich zu plötzlich emancipirt, als daß ihr nicht fast schwindlig geworden wäre in der ungewohnten

Selbstbestimmung. So hatte sie mechanisch hin gelebt, und wußte gar nicht, was eigentlich geschehen sei und geschehen würde; manchmal griff sie sich plötzlich an die Stirn und sagte: „Ja, so ist es, es ist gut, daß ich es nicht recht fasse, sonst würde ich wahnsinnig werden!“

Eines Abends saß Olga, mit einer zierlichen Stickerie beschäftigt, in ihrem Boudoir, als Herr Beresco gemeldet wurde. Dieser trat etwas hastig ein und sagte:

„Wissen Sie, daß Giragin bombardirt wird?“

Olga faltete die Hände und öffnete die glanzlosen Augen weit: „Ach, die armen, armen Leute!“

„Es könnte wirklich der Anfang eines Donau-Überganges sein“, setzte Beresco hinzu.

„Sehen Sie, daß Radu Recht hatte?“

„Das sehe ich durchaus nicht“, erwiderte Beresco, „ich sage nur, es könnte!“

„Auch Radu sprach stets nur von einer Möglichkeit!“

„Und wenn es der Fall wäre“, fuhr Beresco fort, „müßten Sie anspannen lassen, und ich würde Sie bis zur österreichischen Grenze bringen. Es sind höchstens zwei Tagereisen, die Bahn würde zu überfüllt sein.“

Olga lächelte: „Sehen Sie, jetzt machen Sie gerade solche Pläne, wie die, wegen deren Sie Radu verachteten.“

„Damalß waren sie auch noch lächerlich!“

Olga entgegnete nichts darauf, sondern fragte: „Ist die Convention mit Rußland votirt?“

„Natürlich, nun die Russen im Lande sind, war nichts Anderes zu thun!“

Wieder folgte ein Schweigen.

Beresco und Olga waren nicht gewohnt, unter vier Augen zu sprechen, inmitten Anderer plauderten sie gern mit einander; waren sie allein, befiel beide eine außerordentliche Zaghaftigkeit. Er zündete sich auf ihre Bitte eine Cigarrette an, sie stückte eine kleine Rosenknospe fertig und kleiner fand ein Wort.

„Haben Sie Briefe von Euphrosine?“ fragte Olga endlich.

„Ja, sie macht mir Hoffnung, daß sie bald wiederkäme, sie begreift Ihre Angst nicht mehr, und bewundert Sie, wie übrigens immer!“

„Rathen Sie ihr, zu kommen?“

„Jetzt wollen wir erst die russischen Erfolge in Bulgarien abwarten, nun sie einmal fort ist!“

„Das Elend wird furchtbar werden“, seufzte Olga.

Wieder schwiegen Beide.

„Radu ist in England!“ sagte Beresco plötzlich.

Olga starrte ihn an: „Das sagen Sie so nebenher! Woher haben Sie die Nachricht?“

„Wir hatten einen Namen ausgemacht, unter dem ich poste restante von ihm Nachricht bekommen könnte!“

„Geben Sie mir den Brief! Ist nichts für mich darin?“

„Es ist ein Zettel eingelegt, den ich Ihnen, wie Radu sagt, geben soll, falls Sie nicht mehr vor ihm schauern!“

„Das ist eine Infamie, deren Radu nicht fähig ist“, rief Olga heftig.

„Radu ist noch ganz anderer Dinge fähig, ich kenne ihn ja von Kindheit an, er ist glänzend begabt, aber ebenso glänzend leichtsinnig und —“

„Geben Sie mir den Brief!“ unterbrach sie ihn.

Er reichte ihn ihr. Es stand nur darin:

„Ich rathe Dir, das Land zu verlassen, ehe noch alle Communication eingestellt ist. Deine Mutter begleitet Dich vielleicht, damit Du nicht so allein in der Welt herumirrst. Ich habe mein Gleichgewicht und meine Ruhe in der Arbeit wiedergefunden, und hoffe, daß es Dir ebenso geht!“

Olga steckte den Brief ruhig in ihre Tasche. Beresco schaute sie ernst und liebevoll an. Sie reichte ihm die Hand und sagte leise: „Ist Radu allein?“

„Gewiß!“ entgegnete er hastig, er bereute vorher etwas gegen ihn gesagt zu haben, „es ist etwas Eigenes um Radu, er zwingt die Menschen, mit denen er lebt, aus ihrer eigenen Natur hinaus, in seine Art hinein, und dafür rächen sich dann nachher die Meisten an ihm: sie lassen es ihn theuer zahlen, daß er sie beherrschte!“

„Das ist ein liebes Wort“, sagte Olga mit strahlenden Augen und reichte Beresco noch einmal die Hand, die er küßte.

„Es ist eine merkwürdige Demoralisation unter uns ausgebrochen, durch dieses bange Frühjahr, ein Jeder glaubte, nun geht doch Alles zu Ende, genießen wir den Augenblick“, fuhr Beresco fort.

Olga seufzte, darum begann er von etwas Anderem zu reden:

„Es war gestern ein erschütternder Anblick für mich, als ich die ersten russischen Heerzeichen auf unserem Boden sah! Mich überkam die ganze Schmach einer Occupation und ich mußte mich zusammen nehmen, nicht in Thränen auszubrechen!“

Olga reichte ihm wiederum ihre Hand: „Wir wollen uns gegenseitig ein Trost sein!“

„Sie bleiben also hier?“

„Ich bleibe gewiß, um Verwundete zu pflegen; mir ist, als ob ich dazu geschaffen wäre und als ob das die Arbeit wäre, in der auch ich die Ruhe und das Gleichgewicht, von dem Radu spricht, wiederfinden würde. Auch hat es etwas so Christliches, daß ich meine Feinde, die Russen, pflege!“

„Ich fürchte, Sie werden auch Rumänen zur Pflege bekommen!“ und damit empfahl sich Beresco.

IX.

Es war ein heißer Sommer, heiß und schwül. Bukarest's Physiognomie hatte sich verändert, es glich einem Heerlager. Die Chaussees um die Stadt herum waren in Grund und Boden gefahren und unbenutzbar, da Tag und Nacht unabsehbar lange Wagen-Reihen dort entlang rollten. Die Truppen kamen meistens jetzt mit der Bahn und wurden Nachts durchtransportirt, unendlich schien der Durchzug. Die Straßen der Stadt wimmelten von Officieren. Die ersten hatte man mit scheuer Achtung angeschaut, bald aber begann sich das Selbstgefühl der Rumänen zu regen: „Unsere Truppen sehen weit besser aus“, hieß es allgemein und mit Recht. „Ein Unterofficier bei uns trägt sich besser und sieht gebildeter aus, als ein russischer Officier!“

Der russische Kaiser, der zum Besuch von Plojeshti kam, wurde kühl aufgenommen, noch kühler als der General-Commandant, der mit Fürst und Fürstin auf das große Volksfest, den Pfingstjahrmarkt, gefahren war. Denn wenn er auch die Integrität des Landes garantirt hatte, so begann man doch schon zu munteln, daß einige Klaukeln dahinter steckten. Der Donau-Übergang ließ lange auf sich warten, danach hoffte man auf glänzende Siege der Russen, — aber Alles blieb schwül und dumpf.

Die Rumänen lagerten an der Donau und tauschten nur Bomben mit den Türken aus. Giragin und andere Uferstädte waren verlassen. Der Hof war nach Craiowa übergesiedelt. In Bukarest waren einige russische Verwundete und viele Kranke; der Flecktyphus war im Heere ausgebrochen. Man fuhr immer noch hinaus nach Banassa, um sich die russischen Divouaks anzusehen, und die Stadt, besonders die Kaufleute waren recht zufrieden mit dem russischen Durchzug. „Es kommt doch Geld in's Land!“ hieß es, und mehrere neue Cafés chantants etablirten sich, um dem russischen Geschmack zu huldigen.

Beresco war Präsident eines Vereins zur Pflege Verwundeter, er war Tag und Nacht unterwegs, und schon fing der ewig rege Witz des Theater-Plazes an, von all den Krankenhäusern ohne Verwundete, von all den Krankenwärtern ohne Arbeit zu reden. Auch Olga war beschäftigt. Sie war bleich und elend geworden, aber sie hatte Recht gehabt, als sie gemeint, die Arbeit würde ihr Ruhe geben. Ihr Haus war ein Leinen-Magazin geworden, von dem aus unaufhörlich in's Feld expedirt wurde.

Ende Juli kam die Nachricht der furchtbaren Schlacht vor Plewna, die einer Niedermegelung glich. Es war ein harter Schlag für Alle.

Binnen einiger Tage waren alle Lazarethe um und in Bukarest überfüllt, und nicht Hände genug zur Pflege da. Olga hatte die Nachtwachen, als den schwierigsten Theil der Aufgabe, übernommen, auch Tags ruhte sie wenig und fuhr nur manchmal weit hinaus in die sonnenverbrannte Ebene.

„Sie werden sich überarbeiten“, sagte Beresco, der sie treu bewachte.

„Ich fühle mich kräftig, wenn auch so abgestumpft“, entgegnete sie. „Ich sehe all das Leid und die Schmerzen und kann nicht mehr weinen!“

„Heute zieht die kaiserliche Garde durch, kommen Sie mit mir hinaus, sie anzusehen!“

Olga ging auf den Vorschlag ein. Man fuhr auf die Gilaaber Chaussee.

„Es sind prächtige Truppen!“ sagte sie bewundernd. Verešco schaute nur sie an.

„Olga“, er nannte sie aus Versehen mit dem Vornamen, „ich ängstige mich um Sie, Sie sehen so krank aus“.

Sie lächelte: „Mir fehlt nichts, ich hätte auch keine Zeit zum Kranksein!“

„Wie anders sind Sie, als Euphrosine, ihr graut vor jedem Ernst!“

„Darum ist sie so reizend; es muß auch Singvögel geben!“

„Ich habe Singvögel nie leiden können!“

„Das dürfen Sie nicht sagen!“

„Aber Euphrosines Leichtsinns hat mir nie weh gethan“, fuhr er fort, „weil ich nur eine Frau geliebt, und das sind Sie!“

Die Truppen zogen immer noch vorüber, stolz und regelmäßig, prächtig war die Reiterei.

„Alles das zieht vorüber in den Tod“, sagte Olga, „alle meine Ideale sinken hinab in die niedrige Wirklichkeit!“

„Nennen Sie niedrige Wirklichkeit eine stumme, sich verzehrende Liebe?“

„Sie ist nicht mehr stumm!“

Der Wagen kehrte um, Olga mußte in die Stadt zurück.

„Sie wissen nicht, was ich in meiner Ehe gelitten“, begann Verešco von Neuem. —

Olga schüttelte unwillig den Kopf.

„Der tägliche Umgang mit physischem Schmerz hat Sie gegen Seelenleid empfindlos gemacht!“

Der Vorwurf traf Olga; wenn sie ehrlich war, mußte sie sich gestehen, daß ihr schrecklich gleichgiltig war, daß Verešco gelitten. Aber es war eine Leidenschaft in ihm, die auch ihr instinctiv etwas Wärme gab, darum entgegnete sie sanft:

„Ich muß immer an Radus Wort denken, was Sie mir auf einem Germanu'schen Ballé wiederholten: „wir erstarren in Todesgleichgiltigkeit“, — das ist mir geschehen!“

„Es war nicht das erste Mal, daß Verešco ihr von Liebe sprach, sie waren auf theoretischem Wege dazu gekommen, in all den langen Gesprächen, die sie mit einander gehabt. Olga war nicht entsetzt darüber, sie nahm es ganz gleichgiltig hin, ohne weiter daran zu denken. Wenn sie müde die heißen Tage in ihrem Zimmer arbeitete, da war es ihr oft lieb, daß er kam, daß er sie mit seiner Sorge umgab, daß er ihr vorlas. Einmal hatte er das Wort Scheidung geschickt lancirt und doch hatte Olga ihn angestarrt

und gefragt, ob er Nachrichten von Radu hätte? Sie war aber gleich wieder ruhig geworden, es war, als hätte sie nicht die Kraft zu etwas Anderem. So nahm sie auch die Nachricht hin, daß die Rumänen den Russen zu Hülfe gekommen seien und in die Action eingreifen würden.

„Ist es wahr, daß der Großfürst unsern Fürsten direkt um Hilfe gebeten?“ fragte Olga Herrn Vereşco.

„Es scheint wahr zu sein!“ entgegnete er.

Ende August wurde Bukarest gesellig belebter, viele Damen kehrten zurück. Die regierende Fürstin hatte ihr Schloßchen bei Bukarest bezogen, als der Fürst über die Donau gegangen, und ließ in dessen Nähe eine Privat-Barade für rumänische Verwundete bauen.

Auch Euphrosine war in's Land zurückgekehrt, weilte aber noch bei ihrer Schwiegermutter auf dem Gute. All die reizenden Damen ließen sich jetzt Krankenpflegerinnen-Costüme mit dem rothen Kreuz machen, viele, die es noch ernstler meinten, gingen in die Donaufstädte.

„Dein Mann ist noch nicht zurück?“ kamen die Meisten Olga entgegen, wenn sie ihre Visiten erwiderte.

„Im Gegentheil, kürzlich ist Cardineanu ja auch noch verbannt!“

„Wer hätte gedacht, daß die Sache so ernst genommen würde! Dich, Olga, finde ich bewundernswerth, wie Du das Alles erträgst!“ sagte Annette Menizi. Tags darauf traf die Nachricht von dem Sturm auf Plewna, von den furchtbaren Verlusten, aber von der großen Bravour der rumänischen Truppen ein. Es waren viele Damen im Hospitalsaal, als Olga zuerst davon hörte, und zu gleicher Zeit erblickte sie in einem Anäuel Bekannter Catarina Glogoruo.

Die beiden Frauen tauschten einen Blick tiefen Hasses aus, dann schwindelte Olga Alles vor den Augen und sie fiel bewusstlos hin. „Es war die Freude des Sieges“, sagte sie, als sie zu sich gekommen.

Olga glaubte krank zu werden, am andern Tage aber ging es ihr wiederum besser und sie war froh, ihre Mutter nicht benachrichtigt zu haben. Sie durfte ja nicht zusammenbrechen, nun sie so nöthig geworden und ging in ihr Lazareth. Alles war überfüllt, jammervoll war der Anblick, trotz aller Vorbereitung mangelte es überall, es fehlte eben jede Erfahrung. Olga wurde gesund; als sie die große Arbeit vor sich sah, darin war sie ihrem Manne gleich, nie mangelte ihr die Kraft, wo sie von ihr gefordert wurde. Und so vergingen die Tage.

Radu Bulteano saß in London in einem Hôtel-Zimmer, mitten in der Umarbeitung eines Buches, das er einmal in befriedigenderen Zeiten geschrieben, als er die Nachricht von dem ersten, schwer erkauften Sieges seines Volkes bekam.

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, um die Thränen vor sich selbst zu verbergen, dann holte er tief Athem, sprang auf, warf seine Sachen in den offenen Koffer und fuhr zum Bahnhof; jezt war alles Andere gleichgültig, jezt mußte er heim.

„Wir haben uns tapfer geschlagen, wir sind ein Volk gewesen, jezt können wir sogar untergehen, da wir einmal waren!“ jubelte er.

Ihm waren die fünf Monate der Verbannung nicht so schwer gewesen, wie er gedacht. Er hatte viel gearbeitet und viel gelernt, dazu war er nach London gegangen, obgleich er Catarina in Wien, wo sie ihn eingeholt, gebeten hatte, die französische Küste zum Aufenthalt zu wählen. Er war von Catarinas Anhänglichkeit gerührt gewesen, obgleich er ihre Reise als ein Gemisch derselben mit Türkenfurcht und mit dem Wunsch nach etwas Außerordentlichem ansah. Aber er verschwieg ihr seine Meinung, er wußte, daß sie keine Wahrheit vertrug. War es dieser Umstand gewesen, oder die Unmöglichkeit von Catarinas Natur, den Ernst, den heiligen Ernst der Arbeit in Radu anzuerkennen, der sie so bald auseinander gebracht? Radu wußte es hinterher psychologisch genau zu erklären, was ihn doch in der Realität sehr überrascht hatte, daß er nach einigen Tagen des gemeinsamen Aufenthalts in Wien, froh gewesen, als die schöne, leidenschaftliche Frau, in Folge einer von ihm etwas auf die Spitze getriebenen Scene plötzlich abgereist war. Sie hatte ein Ideal von Hingebung in ihm erwartet, sie hatte geglaubt, durch ihre Liebe einem unglücklichen Verbannten den Himmel auf Erden zu bereiten, und sah nun einen Mann vor sich, der so stolz und ruhig das volle Gleichmaß seiner Natur besaß und keines Menschen Hilfe brauchte, da er sich selbst hatte.

„Kein Wunder, daß wir Alle von Haus aus Verschwenker sind“, sagte sich Radu, „wir sehen es ja nicht anders, von Jugend auf!“

Sein Haus lag still da. Der Knecht, der am Thore wohnte, war zum Militärdienst eingezogen worden und Olga hatte seinem alten Vater das Häuschen zur Wohnung eingeräumt. Niemand trat aus der Thür, als der Wagen hielt. Radu fühlte sich bekümmert, sein ganzes Siegesgefühl erstickte plötzlich; war hier im Hause Jemand krank, oder — todt?

Ein Mädchen öffnete auf sein Klingeln, nicht Florica, nicht die Französin, eine Fremde!

„Auf' den Diener, wo ist die gnädige Frau?“ rief Radu bestürzt.

„Sie ist noch im Hospital, sie kommt erst etwas später zurück, der Diener ist mit ihr.“

Radu trat in sein Zimmer; in das seiner Frau wagte er nicht zu gehen: „Ich habe kein Recht in ihre Geheimnisse einzudringen!“ sagte er sich.

Die Möbel seines Zimmers waren mit Leinwandbezügen versehen, alle Tische leer, die Bücher geordnet in ihren Schränken, die Statuen, die Lampe verhüllt, die große Uhr stand still: „Nur dem Thermometer hat

man nicht Einhalt gebieten können“, sagte Radu, sich umschauend und ihn überkam eine merkwürdige Bitterkeit. „Olga scheint mich zu hassen, nach dem, was ich sehe!“

Er trat in's große Empfangszimmer, es war zu einem Magazin umgestaltet, große Ballen und Kisten standen auf dem teppichlosen Fußboden; auf einem der Tische aber fand er einen ausführlichen Bericht des Sturmes der Rumänen auf die Grivița-Schanze. Radu las, da öffnete sich die Thür hinter ihm, Olga stand in derselben.

Das Mädchen hatte es ihr beim Aussteigen gesagt, der Herr sei gekommen, und als sie mit einem Jubelruf die Treppe hinaufsteigen wollte, da sah sie Catarina plötzlich vor Augen.

„Natürlich!“ sagte sie sich. „Ich hätte gleich wissen können, als ich sie sah, daß er auch bald kommen mußte! Er hat ja nur Frauen-Interessen!“

So stand sie schweigend, den Kopf etwas steif in die Höhe haltend, in ihrem schwarzen Anzug in der Thür, todtensbleich mit eingesunkenen Augen, die ihn kalt anblickten.

„Du hier?“ fragte sie hart.

„Ja, Olga, ich bin hier“, sagte er aufstehend, und sich ihr nähernd, „ich bin hier, weil ich mein Land sehen mußte, das so tapfere Söhne geboren, weil ich den Verstand verloren über dem Glück, daß wir ein Volk geworden, weil mir Tod und Leben Eines ist, seitdem wir uns so tapfer haben schlagen können. Ich kann es noch nicht fassen, Olga, daß wir so groß geworden!“ und er warf sich wieder in einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Sie stand noch immer still, aber ihre Augen erglühnten, und wie eine Verklärung ging es über ihr ganzes Gesicht. Dann fiel sie vor ihm auf die Knie:

„Du großer Mann!“ schluchzte sie, und brach ohnmächtig zusammen.

Er hob sie auf und trug sie in ihr Zimmer. Er sah sie an und ihm war mit einem Mal, als sei sie Eins in seinem Sinn mit seinem Volk, mit seinem Lande, und er wußte plötzlich, daß es unter ihrem Bild gewesen, daß ihm in den langen Monaten all sein Glück, all sein Hoffen erschienen und wie sie so todtähnlich da lag, sah er sich um nach einer Waffe, um sich auch zu tödten.

Aber der Irrsinn schwand schnell, er läutete nach Hilfe und rief sie in's Leben zurück.

„Radu“, sagte sie mit der klaren Stimme einer Schwerkranken, „Radu, ich ahnte Deine Größe nur, ich mußte es sehen, um es zu glauben, daß Du kein Ich hast. Du hast kein Gefühl des Selbst. Du hast Dein ganzes Sein eingesetzt, gegen diesen Krieg und doch bist Du es, den unser Erfolg am meisten beglückt. Du hast die Liebe, von der das Evangelium spricht!“

„Kommt es auf mich an? Durch wen wir groß geworden, ist ja gleichgültig!“

„Sagen mögen es Alle, aber thun, mit Aufopferung aller persönlichen Gefühle, das kannst nur Du, Du einziger Mann!“

„Du denkst so groß von mir, weil Du mich nicht mehr liebst, weil Du jetzt unpersönlich bist! — Und ich Olga, ich hab's verdient!“

Sie lag ruhig ausgestreckt und schaute in die Falten ihres Bettvorhangs. Sie wollte den Augenblick verlängern.

„Radu“, sagte sie träumerisch, „meinst Du, der Fische thut es weh, wenn der Sturm sie kniet? Nein! Nur wenn des kleinen Menschen Art sie langsam tödtet. Seitdem ich weiß, daß Du der Sturm bist, will ich gern durch Dich sterben!“

„Oh, Kind“, unterbrach er leidenschaftlich.

„Laß mich es sagen, Radu, Du kannst nie Unrecht haben gegen mich; es ist Dein heilig Recht zu sein, wie Deine göttergleiche Art es will!“

„Ich laß Dich reden, Olga, weil ich Dich gern reden höre. Ich weiß es aber, wo ich tief gesehlt, und wenn Du's hören willst, Du kleine Frau, ich will Dir Alles, Alles sagen“

„Ich will's nicht hören, nimmer, weil ich es weiß, daß Du hinfort mir Alles würdest sagen wollen — —“

„Ich fürchte“, flüsterte er, das Haupt auf ihre Brust legend, „ich fürchte Olga, ich werde nie mehr Etwas zu sagen haben, — wenn Du mich lieb behalten willst!“

Und als er am nächsten Tage von Neuem des Landes verwiesen wurde, reiste sie mit ihm zurück in die Verbannung. —





Ueber G. E. Lessing.

Von

Kuno Fischer.

— Heidelberg. —

III. Lessings Emilia Galotti.

I.

Die Aufgabe, die Lessing in seiner Minna von Barnhelm auf das Glückseligste gelöst hatte, bestand in einer nationalen Dichtung, einem dramatischen Abbilde deutscher und gegenwärtiger Schicksale, einem Lustspiele neuer, erweiterter, von den traditionellen Schranken völlig befreiter Art. Das Lustspiel ist nicht mehr in das abgesonderte Gebiet des bürgerlichen Lebens eingesperrt; ergreifende und rührende Erlebnisse sind so wenig von ihm ausgeschlossen, als heroische Gesinnungen und Handlungen: in demselben dramatischen Gemälde erscheinen die Contraste und Mischungen von Tugend und Thorheit, hoher und niederer Gemüthsart, Ernst und Scherz; sie treten uns so einfach und ungekünstelt entgegen, wie in dem wirklichen Menschenleben selbst. Die Standesunterschiede in der dramatischen Poesie sind gefallen; Thema und Inhalt sind rein menschlich und nur deshalb deutsch im specifischen Sinn, weil solche Charaktere und Schicksale mitten im deutschen Volk und seiner Gegenwart erlebt waren. Denn nach Goethes treffendem Wort muß alle Nationaldichtung schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichen ruht.

Auch die tragischen Schicksale sind rein menschlich und werden nur durch ihre besondere, von Zeit und Sittenzuständen abhängige Art national. Das Trauerspiel ist so wenig ein Privilegium des vornehmen Standes als der Gegenstand gleichsam einer ästhetischen Rechtsforderung von Seiten des bürgerlichen. Die Helden der hohen Tragödie wie die Charaktere der bürgerlichen können unsere Empfindungen nur dann gewaltig und sympathisch ergreifen, wenn ihre Handlungen und Schicksale aus der Erhabenheit und Kraft

ihrer persönlichen Natur hervorgehen, die in jedem Falle mächtiger sein muß als ihre Rangstufe. Die Wahrheit des menschlichen Themas enthält und verbürgt zugleich die nationalen Wirkungen der dramatischen Kunst. In diesem Geist bedarf das sogenannte „bürgerliche Trauerspiel“ und „rührende Lustspiel“ einer Umgestaltung, welche nicht bloß die alten ausgelebten Formen, sondern auch diese neuerdings entstandenen kraftlosen Zwittergestalten verläßt und die moderne Tragödie, das moderne Lustspiel gründet. Niemand hat die Nothwendigkeit dieser so einfachen und einleuchtenden Reform früher begriffen als Diderot, niemand demselben lebhafter beigestimmt und die Aufgabe besser zu lösen verstanden als Lessing. Die Reform des Lustspiels erschien in der Minna von Barnhelm; die des Trauerspiels war nicht Sara Sampson, sondern wurde Emilia Galotti. Erst nach diesen Umwandlungen darf von der deutschen Bühne das Schiller'sche Wort gelten:

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt,
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich redet, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne
Und in der Wahrheit findet man das Schöne!

Lessing hatte kaum sein erstes bürgerliches Trauerspiel ausgeführt, als er fühlen mußte, daß es auf Kosten der Wahrheit zu rühren suche und darum in der Hauptsache verfehlt sei. Unmotivirte Rührungen sind nicht tragisch, sondern sentimental. Nichts lag weniger in Lessings Charakter und Gemüthsart, als eine solche Pflege der Empfindsamkeit. Wie fremd ihm dieser ganze Gemüthszustand war, zeigte sich in seiner Abneigung wider Goethes Werther. Daß er Sterne bewundert hat und zu der deutschen Uebersetzung seines Romans das Wort „empfindsam“ erst geliefert haben soll, ist kein Zeugniß dagegen; die Sache war nicht sein Element, und es ist von einem der gründlichsten Kenner Lessings nicht unrichtig bemerkt worden, daß er in seiner Sara das erste und einzige Mal in seinem Leben langweilig geworden sei. Noch in demselben Jahre, worin dieses Stück vollendet und aufgeführt wurde, beschäftigte ihn der Gedanke eines neuen bürgerlichen Trauerspiels (1755).

Als Nicolai bald nachher seine erste Zeitschrift eröffnete, die nicht bloß den schönen Wissenschaften, sondern auch den freien Künsten, insbesondere dem deutschen Theater gewidmet sein sollte, verkündete er einen öffentlichen Preis für das beste deutsche Trauerspiel. Lessing war mit dem Stück, welches den Preis erhalten sollte, es war der Codrus von Cronegg, nicht zufrieden. „Wenn ich ein paar ruhige Stunden finde“, schrieb er aus Leipzig den 22. October 1757 an Mendelssohn, „so will ich einen Plan aufsetzen, nach welchem ich glaube, daß man einen besseren Codrus machen könnte“. „Es arbeitet“, fügt er hinzu, „hier noch ein junger Mensch an einem Trauer-

spiel, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf verwenden könnte“.

Dieser junge Mensch war er selbst, und wir erfahren aus einem etwas späteren Briefe an Nicolai den Gegenstand seiner Dichtung. Obwohl Cronegg gestorben, solle sein Stück gekrönt und der doppelte Preis für ein neues Trauerspiel ausgeschrieben werden. Dabei redet Lessing scherzend in der dritten Person von sich und seiner Bewerbung. „Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir nach meiner Eitelkeit viel Gutes verspreche, denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte, er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werthet ist als ihr Leben, für sich tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Acten und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; so viel ist aber gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr durchgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben. Was meinen Plan von einem Codrus anbelangt, so müssen Sie mir acht Tage Zeit lassen, um mich auf Alles zu besinnen; man schickt nicht Pläne zu Tragödien oder gar Tragödien selbst mit erster Post“ So schrieb Lessing den 21. Januar 1758.

Daß sein Stück in der ersten und ältesten Form nur drei Acte gehabt, wiederholt Lessing vierzehn Jahre später in einem Brief an seinen Bruder (10. Febr. 1772), er fügt hinzu, daß er dieses Werk in Hamburg von Neuem bearbeitet, aber in dieser zweiten Form nur für die Bühne, nicht für den Druck bestimmt habe. Nicolai berichtet, daß er den Plan der Emilia in drei Acten gesehen, und daß nach demselben die Rolle der Orsina nicht, wenigstens nicht auf die jetzige Art vorhanden war. Leider sind uns beide Arbeiten, der erste Leipziger Entwurf wie das Hamburger Bühnenmanuscript verloren.

Die letzte Umbildung, wodurch die Dichtung ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat, fällt in die ersten Jahre der Wolfenbüttler Zeit. In einsamer Stille wächst die neue Tragödie und wird vollendet, ohne daß Lessing mit irgend einem Freund in der Nähe darüber reden und an dem Eindruck und Urtheil, die seine Dichtung hervorrufen, ihre Wirkung erproben kann. „Ich habe über keine Zeile derselben eine Seele weder hier noch in Hamburg können zu Rathe ziehn“. Im Januar 1772 sendet er die drei ersten Acte seinem Bruder nach Berlin, um sie drucken zu lassen; den

1. März folgt der Schluß. Am Geburtstage der Herzogin-Wittve, den 13. März 1772, wird das Werk zum ersten Mal in Braunschweig aufgeführt. Es war ein seltsamer Einfall des Theaterdirectors (Döbbelin), an einem solchen Tage ein solches Stück auf die Bühne zu bringen, noch dazu, da man Anspielungen auf den Hof und die Geliebte des Herzogs, die Marquise Branconi, darin wittern wollte. Lessing empfand die Wahl des Tages auf das Peinlichste und suchte die Aufführung dadurch zu hindern, daß er dem Theaterdirector den Schluß der Tragödie vorenthielt, bis dieser ihm drohte, selbst einen zu machen. Er sendete dem Herzog persönlich die gedruckten Bogen bis zum 4. Act mit der Bitte, das Stück selbst lesen und seine Willensmeinung über die Aufführung kund geben zu wollen, falls ihm an einem so erfreulichen Tage die Darstellung eines Trauerspiels überhaupt nicht schädlich erschiene. Das Ganze solle „weiter nichts sein, als die alte römische Geschichte der Virginia in einer modernen Einkleidung“. Der Herzog ließ die Aufführung geschehen.

Lessings Freund Ebert in Braunschweig, früher Lehrer des Erbprinzen, damals einer der besten Kenner der englischen Literatur, war zugegen und empfing den ersten Eindruck des Stücks durch die Bühne. Bis in's Innerste erschüttert, schrieb er gleich darauf dem Dichter: „Ich befinde mich eben jetzt in dem Falle, worin sich jener Schüler in England befand, da ihm aufgegeben ward, eine Grabchrift auf Ben Johnson zu machen. Er konnte nichts weiter hervorbringen als „O rare Ben Johnson!“ „Ich habe die Empfindung, die ich einmal bei Durchlesung der ersten Scenen Ihrer Minna hatte. O Shakespeare-Lessing!“ Der Brief schließt mit der Wiederholung dieses begeisterten Ausrufs: „O Shakespeare-Lessing!“

Als Lessing seine Emilia Galotti in der letzten Gestalt ausführte, dichtete Goethe seinen Götz in der ersten; Lessings Tragödie erschien in demselben Jahre, wo Goethe in Weplar jene Stimmungen erlebte, aus denen sein Werther hervorging. Vierzig Jahre nach der ersten Aufführung der Emilia Galotti äußerte Goethe in einem seiner Urtheile darüber (die nicht immer dieselben waren): „Das Stück ist voller Verstand, voller Weisheit, voller Blicke in die Welt und spricht überhaupt eine ungeheure Cultur aus, gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind. Zu jeder Zeit muß es neu erscheinen“. In einem seiner letzten Briefe, ein Jahr vor seinem Tode, erinnert er seinen Freund Zelter, der Lessings Tragödie nicht mehr zu würdigen wußte, an die Epoche, worin sie entstanden: „Zu seiner Zeit stieg dieses Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weisse'schen Wasserfluth, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermutigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig“.

Die Erscheinung der Emilia Galotti, war die Geburt der modernen deutschen Tragödie.

Seit jenen Tagen in Leipzig, als Lessing an Mendelssohn schrieb: „Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiel, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein paar Monate Zeit darauf verwenden könnte“ — waren nahezu fünfzehn Jahre verflossen. Während dieser Zeit hatte Lessing seine neue Fabeldichtung, die Abhandlungen über die Fabel, den Philotas, seine Beiträge zu den Literaturbriefen, Minna von Barnhelm, Laokoon, die Hamburger Dramaturgie und die antiquarischen Briefe erscheinen lassen. Was die neue bürgerliche Tragödie betraf, war Emilia Galotti nicht der einzige, auch nicht der erste Plan, womit er sich trug. Er hatte vorher die Absicht, die römische Virginia selbst zum Thema einer Dichtung zu nehmen, von der in seinem theatralischen Nachlaß nur ein einziges kleines Fragment, die erste Scene, übrig geblieben ist. Wahrscheinlich hat Lessing diesen Gegenstand gleich nach den ersten Versuchen fallen lassen, weil er eine moderne Tragödie dichten wollte und dazu in dem römischen Stoff keine brauchbare Fabel fand. Er machte aus dem Object ein Motiv, ein bloßes Motiv, das er unabhängig von dem römischen Vorbilde in seiner Emilia Galotti ausführte. Es wäre eine oberflächliche und völlig falsche Ansicht, auf die wir noch einmal zurückkommen werden, wollte man die römische Virginia für das Modell oder für die Grundlage der Lessing'schen Tragödie halten. Die Leidenschaften und Schicksale, die uns diese Dichtung schildern soll, pulsiren in der modernen Welt und haben mit römischen Verhältnissen und Rechtszuständen nichts zu thun. Nichts mit den Wirkungen der That des Virginius, nichts mit ihren Ursachen! Erklärte doch Lessing selbst gleich im Beginn seines Werkes: das Thema der Emilia Galotti sei die Geschichte der römischen Virginia, abgesehen von allem dem, was sie für den römischen Staat interessant machte, ohne die Folgen, die sie in Rom hatte. Wenn aber die Ursachen und die Wirkungen fehlen, welche die That des Virginius zu einem Stück römischer Geschichte gemacht haben, so bleibt von der letzteren gar nichts als das rein menschliche und hochtragische Motiv übrig: ein Vater, der seine Tochter tödtet, um sie zu retten! Eine solche That und ein solches Schicksal, meinte Lessing, sei für sich tragisch genug und fähig genug, die ganze Seele zu erschüttern. Und wenn er wegen der Aufführung des Stücks dem Herzoge schrieb, seine Dichtung solle nichts weiter sein als „die alte römische Geschichte der Virginia in moderner Einkleidung“, so muß wohl jedem einleuchten, daß Lessing hier nicht sein Werk charakterisiren, sondern auf die kürzeste Art den falschen und ihm peinlichen Verdacht entfernen wollte, als ob er braunschweiger Hofverhältnisse im Auge gehabt habe. Daher muß jede Beurtheilung unserer Tragödie verkehrt ausfallen, die von der verkehrten Voraussetzung ausgeht, der Dichter habe eine Nachbildung der römischen Virginia beabsichtigt. Wir wissen bereits, wie wenig eine solche Annahme mit Lessings eigenen und ersten Erklärungen stimmt. Aber gleichviel, was er im Anfange gewollt oder nicht gewollt haben mochte,

es wird darauf ankommen, was er gethan hat. Nur daß bei einem Lessing die dichterische That nicht andere Wege nahm, als die planmäßig vorgezeichneten.

Es gab einen tragischen Stoff, den unser Dichter schon vor der Emilia Galotti ergriffen hatte und neben ihr Jahre lang unter seinen dramatischen Aufgaben und Arbeiten festhielt, einen Stoff von deutscher Herkunft, volkstümlicher Art und Ausprägung, schon als Schauspiel auf der Volksbühne einheimisch und beliebt: die Geschichte vom Dr. Faust. Es scheint, daß Lessing unmittelbar nach der Sara sich dieses Stoffs bemächtigen wollte, um eine neue und moderne Tragödie daraus zu lösen. Wenigstens erkundigt sich Mendelssohn schon im November 1755 nach dem bürgerlichen Trauerspiel, welches Faust heißen sollte, und mit seinem Zauberer, der vom Teufel geholt wird, dem aufgeklärten Philosophen als ein Trauerspiel zum Lachen erschien. Wir wissen, daß der Dichter viele Jahre später wieder mit aller Kraft an diesem Werke arbeitete und die Absicht hatte, seinen Faust während des Winters 1767—68 an dem neuen Hamburger Nationaltheater aufzuführen zu lassen. Aber wenige Zeit nachher will er nicht mehr daran erinnert sein; der Faust verschwindet für immer aus Lessings dramatischen Plänen; bis auf ein paar dürftige Skizzen ist das Werk auch aus seinem Nachlaß, bis auf einige dunkle Spuren auch aus dem Gedächtniß derer verschwunden, die es näher gekannt haben wollen. Es ist hier nicht unser Interesse zu fragen, wie es verloren gegangen? Doch ist eine Thatsache auch in Rücksicht auf unser gegenwärtiges Thema höchst bemerkenswerth. Lessing hat die Geschichte vom Faust in zwei verschiedenen Dichtungen bearbeitet: das eine Mal nach der Volkslage, worin Faust sich dem Teufel verschreibt, das zweite Mal, wie sich der Dichter selbst ausdrückte, „ohne alle Teufelei“; er wollte in der ersten Form die Volkstragödie im Sinne der Zeit dergestalt umbilden, daß der geistesmächtige Faust gerettet wird; er beabsichtigte in der zweiten eine Umgestaltung des Themas auf rein menschlichen Grundlagen. Eines der Hauptprobleme dieses zweiten Faust sollte die natürliche Wahrheit in der Person des Verführers sein: der Teufel als menschlicher Charakter.

Zu derselben Zeit, als Lessing in Hamburg die Emilia Galotti von Neuem aufnahm und für die Bühne umarbeitete, ließ er den Faust fallen, für immer, wie es scheint. Dieses Stück trat zurück gegen Emilia Galotti. Hier wurde jenes Problem gelöst, das Lessing in seinem zweiten Faust ergriffen hatte: statt des Mephistopheles erschien Marinelli, den man, ohne den tieferen Zusammenhang zu kennen, in richtiger Fühlung oft eine Art Mephistopheles genannt hat, und der schon in der Anlage des alten Stücks ganz dazu angethan sein mußte, der unvergleichliche Typus eines menschlichen Teufels zu werden. Das letzte Wort unserer Tragödie, womit der Prinz den Verführer von sich stößt, ist bedeutsam: „Gott! Gott! Ist

es zum Unglück so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund vorstellen?“*)

II.

Ich glaube den Grund zu erkennen, der Lessing bewog, sich in der Wahl des auszuführenden Stoffes so und nicht anders zu entscheiden. Es galt die Reform der Tragödie. Gleichzeitig beschäftigten ihn eine neue bühnengerechte Bearbeitung der Emilia Galotti und des Faust: diese beiden Werke, deren jedes ein Probestück der modernen Tragödie werden sollte, standen damals zusammen in der vordersten Reihe unter den Aufgaben des Dichters. Gleichzeitig schrieb der Kritiker seine Hamburger Dramaturgie, worin er die Gesetze begründete, die eine echte Tragödie zu erfüllen habe. Sein nächstes Werk mußte eine Dichtung sein, die den Forderungen seiner Dramaturgie auf das Genaueste entsprach. Er sah, daß er eine solche Aufgabe mit der Fabel seines Faust weder in der ersten noch in der zweiten Gestalt zu lösen im Stande sei; darum gab er das Project auf, denn die Welt durfte kein Werk seiner Hand empfangen, das den Forderungen seiner Kritik nicht völlig gemäß war. „Man nenne mir das Stück des großen Corneille, das ich nicht besser machen wollte! Was gilt die Wette? Ich werde es zuverlässig besser machen!“ Mit dieser Versicherung hatte er seine Dramaturgie geschlossen. Sein Wort sollte in der Emilia Galotti erfüllt werden. Es giebt zum Verständniß unserer Tragödie keine Richtschnur, die sicherer führt als die Regeln, die Lessing in seiner Dramaturgie als die Naturgesetze der Tragödie entwickelt hat, und die ihm zugleich als die wahre, von den Franzosen, insbesondere von Corneille falsch aufgefaßte Lehre des Aristoteles galten. Namentlich waren es drei neuere Dramen, deren Fehler Lessing in seiner Beurtheilung zum Anlaß nahm, um durch deren Erkenntniß das Wesen der wahren Tragödie zu erleuchten: Richard III. von Weiße, Merope von Voltaire und die Rodogune, welche der große Corneille für sein Meisterwerk erklärt hatte. Und es sind drei Hauptpunkte, die nach Lessing die Natur einer tragischen Dichtung ausmachen und deren Regeln bestimmen: die Wirkung, die Fabel und die Handlung. Unter der Wirkung ist die Erregung unserer Affecte, unter der Fabel die Art des Stoffes oder der Begebenheit (Mythus), unter der Handlung die Art der Composition zu verstehen.

1.

Die Tragödie, hatte Aristoteles gelehrt, soll in uns Mitleid und Furcht zugleich erregen und läutern: in diesen beiden verbundenen und geläuterten Affecten liegt die tragische Wirkung. Gegenstand unseres Mitleids ist das unverdiente Leiden eines Andern, Gegenstand der Furcht sind wir selbst;

*) Ueber Lessings Faust zu vgl. „Nord und Süd“, Maiheft 1877 S. 264—76. Meine Schrift über Goethes Faust S. 68—78.

wir bemitleiden an anderen, was wir für uns selbst fürchten. Wenn wir von dem Leiden eines Andern so tief ergriffen und erschüttert werden, daß wir ganz in seiner Seele empfinden, uns ganz in seine Lage versetzen, so tritt uns das fremde Leiden so nah, daß wir es fürchten. Daher ist das lebhafteste, erschütternde Mitleid nie ohne Furcht. Wird das Mitleid ohne Furcht empfunden, so ist es die gelassene, bequeme, gemüthliche Sympathie, eine menschenfreundliche Empfindung, wobei man selbst in heiler Haut bleibt und die Leidenszustände anderer herzlich, aber ruhig bedauert. Ein solches Mitleid ist nicht tragisch, sondern gemächlich; die Objecte desselben sind nicht Schicksale, sondern Unfälle, nicht tragische, in den menschlichen Charakteren begründete Nothwendigkeiten, sondern Malheur aller Art, wie es die menschlichen Lebenszustände tausendfach mit sich bringen. Tragisch ist nur das erschütternde Mitleid, das Mitleid mit dem Ingrebient der Furcht. Es ist dasselbe, ob wir sagen: „Mitleid und Furcht“ oder: „erschütterndes, überwältigendes Mitleid“, dieses allein ist der tragische Affect: diejenige Wirkung, die nur eine wahre Tragödie hervorzubringen vermag. Man wird von der Beschaffenheit der Wirkung auf die der Ursache schließen dürfen. Sollen wir das Mitleid auf das Lebhafteste empfinden, so müssen wir das fremde Leiden als ein gegenwärtiges anschauen, es darf uns nicht bloß erzählt, sondern will dramatisch dargestellt werden. Sehen wir, das fremde Leiden sei völlig verdient als die gerechte Strafe der Bosheit, so ist nichts, was wir bemitleiden noch weniger fürchten könnten: darum ist der bloße Bösewicht keine tragische Person. Sehen wir, das fremde Leiden sei völlig grundlos durch gar nichts verschuldet oder von Seiten der Leidenden Person verursacht, so ist nichts, was wir als unser eigenes Schicksal empfinden und fürchten könnten, so ist unser Mitleid bloß Jammer und das Leiden vor unseren Augen nicht tragisch, sondern gräßlich: darum macht die völlige und reine Unschuld nie einen Charakter von tragischer Wirkung. Um die letztere hervorzubringen, wird die Aufgabe der wahren Tragödie darin bestehen müssen, daß sie leidensvolle Schicksale darstellt, die nicht verdient, wohl aber verschuldet sind. Den Sinn dieser Forderung zu erläutern, sagt Lessing in einem der wichtigsten Sätze seiner Dramaturgie: „Ein Mensch kann sehr gut sein und doch noch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er sich in unabsehbliches Unglück stürzt, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllt, ohne im geringsten gräßlich zu sein, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist“.

Von diesem Gesichtspunkt aus, der von der tragischen Kunst die Wirkung des tragischen Mitleids fordert, prüft der Verfasser der Dramaturgie die Bühne der Gegenwart. „Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unsern Kunstrichtern, die in dieses Bekenntniß mit einstimmen und große Verehrer des französischen Theaters sind, dabei denken: das kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiß wohl, was ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei: daß nicht allein wir

Deutsche, sondern daß auch die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzosen noch kein Theater haben. Rein tragisches, gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die französische Tragödie macht, sind so flach, so kalt!“ „Ich kenne verschiedene französische Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenschaft recht wohl ins Licht setzen, aus denen man viele gute Lehren, diese Leidenschaft betreffend, ziehen kann: aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grad erregte, in welchem die Tragödie es erregen sollte, in welchem ich aus verschiedenen griechischen und englischen Stücken gewiß weiß, daß sie es erregen kann. Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, — nur daß es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders als sehr gute Köpfe sein, sie verdienen zum Theil unter den Dichtern keinen geringen Rang, nur daß sie keine tragische Dichter sind, nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakespeare zum Shakespeare macht“.

2.

Wodurch wird das tragische Mitleid erregt? Es handelt sich in der Beantwortung dieser Frage zunächst um den Stoff oder Inhalt der tragischen Begebenheit: um die Fabel des Stücks. Lessing, in Uebereinstimmung mit Aristoteles, legt auf diesen Punkt großes Gewicht. „Denn die Fabel ist es, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht: Sitten, Gesinnungen, Ausdruck werden Zehnen gerathen gegen einen, der in jener untadelhaft und vortrefflich ist“.

Wenn der Feind durch den Feind leidet, sehen wir eine Begebenheit vor uns, die so sehr im gewöhnlichen Gange der Dinge liegt, daß sie unser Mitleid in weit geringerem Grade hervorrufen, als wenn der tragische Vorgang zwischen Freunden, Gatten, Verwandten stattfindet, wenn das Schicksal den Bruder wider den Bruder, die Gattin wider den Gatten, den Vater wider den Sohn, den Sohn wider die Mutter, die Mutter wider die Kinder treibt: Agamemnon, der die Tochter opfert, Klytämnestra, die den Gatten erschlägt, Orestes, der die Mutter tödtet, Medea, die ihre Kinder ermordet! Nichts ist tragischer als ein Stoff dieser Art. Doch sind in einem solchen Thema noch gewisse unterscheidende Möglichkeiten enthalten, die Aristoteles in seiner Poetik sorgfältig auseinandersetzt und in der Gattung der tragischen Fabel gleichsam als die artbildenden Unterschiede betrachtet hat. Es ist für uns von hohem Interesse, in dieser Untersuchung den Spuren Lessings zu folgen. Jene tragische Handlung, die furchterregendes Mitleid hervorrufen, kann wissentlich oder unwissentlich geschehen; sie kann in beiden Fällen geschehen sollen, aber durch eine günstige Wendung der Dinge unterbleiben. Wissentlich vollführt Orestes den Mutttermord, unwissentlich soll Iphigenie den

Drestes tödten und erkennt noch zu rechter Zeit in dem gefangenen, zum Opfer bestimmten Mann ihren Bruder. Hier wird der Umschlag durch eine Erkennung bewirkt, die zugleich eine Ueberraschung in sich schließt. Voltaire hatte in seiner *Merope* eine ähnliche Ueberraschung so eingerichtet, daß sie nicht bloß der Heldin des Stücks, sondern auch dem Publicum zugedacht war. Nun finden wir, daß Lessing als die beste und einfachste Art der tragischen Fabeln eine solche tragische Begebenheit ansieht, die zwischen Personen geschieht, welche einander die nächsten auf der Welt sind, eine solche Mitleid und Furcht erregende That, die nicht bloß beabsichtigt, sondern vollendet wird, wissentlich und ohne jede künstliche Verwicklung, womit der Zuschauer überrascht werden soll. „Das armselige Vergnügen einer Ueberraschung!“ ruft er gegen Voltaire aus. „Weit gefehlt, daß ich mit den meisten, die von der dramatischen Dichtkunst geschrieben haben, glauben sollte, man müsse die Entwicklung dem Zuschauer verbergen. Ich dachte vielmehr, es sollte meine Kräfte nicht übersteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorsezte, wo die Entwicklung gleich in den ersten Scenen verrathen würde und aus diesem Umstande selbst das allerstärkste Interesse entspränge. Für den Zuschauer muß alles klar sein.“

Lessing war mit der theatralischen Umgestaltung der *Emilia Galotti* beschäftigt, als er diese Worte schrieb. Hier ist die beste und einfachste Art der tragischen Fabel: ein Vater, der seine Tochter tödtet, eine Tochter, die den Tod von der Hand des Vaters erfleht; die That geschieht wissentlich, sie wird vom Vater vollbracht, um die Tochter zu retten, sie wird von dieser gefordert als die Erfüllung einer väterlichen Pflicht; hier ist jede Art erkünstelter Ueberraschung ausgeschlossen und alles gleich in den ersten Scenen klar, so klar, daß die folgende Entwicklung vorausgesehen und zugleich mit der größten Spannung erwartet wird. Man wird wohl nicht zweifeln wollen, daß Lessing seine *Emilia Galotti* im Sinn hatte, als er mit den eben angeführten Worten in seiner Dramaturgie öffentlich aussprach: er dürfe sich zutrauen, ein Werk genau dieser Art zu schaffen.

3.

Die Entwicklung soll dem Zuschauer vollkommen klar sein, alles seinen natürlichen und nothwendigen Gang gehen, um die wahrhaft tragische Wirkung zu erreichen. Damit ist gesagt, wie die tragische Handlung verlaufen und von dem Dichter dargestellt werden soll. Das Gesetz, welches die Composition einer Tragödie zu erfüllen hat, läßt sich nicht einfacher bestimmen. Hören wir Lessings eigene Erklärung, die gegen Corneille und dessen vermeintliches Meisterwerk *Robogune* gerichtet ist, denn in diesem Stück fand sich in der naturwidrigen und erkünstelten Verwicklung der Dinge das Aeußerste geleistet. „Der natürliche Gang reizet das Genie, und den

Stümper schreckt er ab. Das Genie können nur Begebenheiten beschäftigen, die in einander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschließen, alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen können: das, das ist seine Sache“. „Das Genie liebt Einfachheit, der Wiß Verwicklung“.

Hier ist das Gesetz der Tragödie, es ist das Naturgesetz selbst: die Schicksale sollen die nothwendigen Folgen der Handlungen sein, diese die nothwendigen Folgen der Leidenschaften, diese die nothwendigen Folgen der Charaktere. Eine solche eiserne und einleuchtende Nothwendigkeit geht durch den Gang einer tragischen Handlung. „Die strengste Regelmäßigkeit“, sagt Lessing, „kann den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen“.

Die großen und einfachen Regeln, die Lessing so eben kritisch erleuchtet hat, sollten in der Emilia Galotti erfüllt werden, in der strengsten Form, auf exemplarische Art; sie mußten es, oder die Dramaturgie enthielt thatlose Worte und leere Versprechungen. Hat Lessing diese Gesetze der Tragödie in seinem eigenen Werke nicht erfüllt, so war er kein Reformator und kein Meister, sondern ein Stümper und Prahler, der nicht zu leisten vermochte, was er zu leisten gefordert und sich anheischig gemacht hatte. Nun hören wir noch heute mancherlei Stimmen, die Lessing als den Reformator der deutschen Literatur zwar außerordentlich rühmen und loben, daneben aber seine Emilia Galotti so beurtheilen, daß uns der gepriesene Mann als ein Stümper und Prahler erscheinen müßte, wenn diese Kritiker Recht hätten. Ich will aber lieber glauben, daß ein Duzend Kritiker nicht wissen, was sie sagen, als daß Lessing in der Emilia Galotti nicht wußte, was er that, oder nicht auszuführen verstand, was er in seiner Dramaturgie als Gesetz der Tragödie auf das Klarste erkannt hatte.

Er hatte gefordert: daß in der tragischen Verkettung der Begebenheiten überall der Zufall oder das bloße Ungefähr ausgeschlossen sein und alles so geschehen solle, daß es nicht anders geschehen können, daß die Handlungen und Schicksale völlig in den Leidenschaften und Charakteren begründet sein müssen. Wäre nun die Emilia Galotti ein Intriguenstück, wie vielfach zu lesen steht, so wäre sie das Gegentheil von dem, was sie nach Lessing sein soll.

Er hatte gefordert, daß alles tragische Leiden durch die Charaktere motivirt sein müsse, darum nicht unverschuldet sein dürfe. Es ist unverdient: daher das Mitleid; aber nicht unverschuldet: daher das furchterregende Mitleid. Nachdrücklich wiederholt Lessing den Ausspruch des Aristoteles: „Man muß keinen ganz guten Mann ohne all sein Verschulden in der Tragödie unglücklich werden lassen, denn so was sei gräßlich“. Wenn nun das Ende der Emilia Galotti, wie vielfach zu lesen steht, völlig unverschuldet wäre und hier zuletzt wirklich das pure Laster über die pure Unschuld triumphirte,

so würde Lessing in seiner Dichtung das Gräßliche mit dem Tragischen verwechselt haben, während er beides in seiner Dramaturgie so genau und scharf unterschieden hatte und unterschieden wissen wollte. Oder er müßte sich den Ausspruch des Aristoteles so ausgelegt haben, daß in einer Tragödie zwar ein ganz guter Mann nicht unglücklich werden dürfe, wohl aber eine ganz gute Frau!

Die römische Virginia stirbt unschuldig, sie wird geopfert, ein Lamm auf dem Altare des Vaterlandes! Ein solches schuldloses Ende hat Lessing grundsätzlich von der Tragödie ausgeschlossen: schon deshalb kann das Vorbild der Emilia Galotti nicht die römische Virginia und ihr Thema nicht die Geschichte der letzteren in moderner Einkleidung sein. Wir werden besser thun, Lessings Tragödie nach seiner Dramaturgie zu beurtheilen, als nach seinem Briefe an den Herzog von Braunschweig.

III.

Die That des römischen Virginius wurzelt in altrömischen Zeit- und Rechtsverhältnissen. Der Decemvir begehrt die Virginia und befiehlt einem seiner Klienten, das Recht der Leibeigenschaft gegen sie geltend zu machen; sein Richterspruch bekräftigt den falschen Rechtsanspruch, das Mädchen verfällt der rohen Gewalt und soll als Beute weggeführt werden; da erbittet sich der Vater eine letzte Unterredung mit der Tochter und durchbohrt sie, um ihre Ehre und Freiheit zu retten, auf offenem Markt mit einem Schlachtmesser. Das Recht des Herrn über die Sklavin und der väterlichen Gewalt über die Tochter sind die Voraussetzungen zu der That des Virginius; die ganze Grundlage derselben ist altrömisch und läßt sich nicht modernisiren.

Daher muß das Thema und bewegende Motiv von Grund aus geändert werden. Nicht die Sklaverei und äußere Gewalt haben die Menschen unserer Art und Zeit zu fürchten, sondern die Macht ihrer Leidenschaften und deren innere Gewalt. Dieser zu entgehen, will Emilia Galotti sterben. Der Tod von der Hand des Vaters erspart ihr den Selbstmord. Eines ihrer letzten Worte erleuchtet das Thema ihrer Tragödie: „Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts, Verführung ist die wahre Gewalt“.

Diese Worte motiviren das Ende und müssen durch alle vorhergehenden Handlungen, insbesondere durch den Charakter der Emilia selbst motivirt sein; sie enthalten ein psychologisches Problem, den Punkt, den man wohl das Räthsel unserer Tragödie genannt hat. Um die Frage richtig im Sinne Lessings und seiner Dichtung zu lösen, muß man jenen von Furcht bewegten Worten die vollste Rechnung tragen, aber keinen Nebenroman erfinden, der sie erklären soll, als ob sie das Bekenntniß und den Beweis einer geheimen Leidenschaft enthielten, die Emilia Galotti für den Prinzen empfinde. Mit einer solchen Auffassung läuft man Gefahr, in den sogenannten *circulus*

vitiosus zu gerathen: erst setzt man die Liebe zum Prinzen voraus, um jenen Ausspruch Emilias zu erklären, und nimmt dann dieselben Worte als Zeugniß, um ihre Liebe zum Prinzen zu beweisen! Nach Niemers Mittheilungen scheint Goethe der Erste gewesen zu sein, der in einer solchen verborgenen Leidenschaft Emilias das Hauptmotiv ihres freiwilligen Todes zu entdecken geglaubt und es geradezu als den Grundfehler unserer Tragödie bezeichnet hat, daß diese Liebe nirgends ausgesprochen sei. Lessing konnte nicht aussprechen oder aussprechen lassen, was nicht empfunden war! Offenbar hat Goethe jene Ansicht erst später gewonnen, und es ist mir immer charakteristisch erschienen, daß er sie einer Zeit geäußert hat, die von der Dichtung der Wahlverwandtschaften herkam. Was aber jene allein zu fürchtende „wahre Gewalt der Verführung“ im Sinne der Emilia bedeutet: diese Frage soll uns Lessings Tragödie selbst beantworten, nicht durch das, was sie verschwiegen, sondern was sie gesagt und in dem Charakter ihrer Heldin selbst unverkennbar dargestellt hat. Doch vor allen müssen wir die Fabel des Stücks und deren Züge aufmerksam betrachten, denn in dieser Erfindung des Dichters liegt der Kern seiner Aufgabe und auch der Schlüssel zum Verständniß seines Werkes.

IV.

In der ländlichen Einsamkeit und Stille des väterlichen Hauses aufgewachsen, in der ersten, frühen und eben erschlossenen Blüthe jungfräulicher und herrlicher Schönheit, lebt Emilia Galotti seit Kurzem in der kleinen fürstlichen Residenz Guastalla, wo nach dem Wunsche und unter den Augen der Mutter ihre Erziehung vollendet werden soll. Der Oberst Odoardo ihr Vater, ist auf seinem Landgute bei Sabionetta zurückgeblieben, weil er die ländliche Abgeschiedenheit liebt, dem Leben in der Residenz abgeneigt ist und am Hofe nicht zu den angenehmen Personen gehört, da er sich den Ansprüchen des Fürsten auf Sabionetta widersetzt hatte. Ungern läßt er die Seinigen nach Guastalla gehen, denn die städtischen Erziehungskünste sind nicht nach seinem Sinn und die Sitten des Hofes noch weniger. Unter seiner Hand ist die Tochter, sein einziges zärtlich geliebtes Kind, aufgeblüht, einfach und fromm erzogen, ein künftiges Ideal weiblicher und häuslicher Tugend. Vorbild und Wort des liebevollen und strengen Vaters haben sich der Seele des jungen Mädchens tief eingeprägt und ihr mit dem Sinn für ein reines und frommes Leben zugleich eine gewisse unvertilgbare Scheu vor der Welt und ihren Verührungen eingeflößt.

Die Erlebnisse in der Residenz nehmen eine den väterlichen Wünschen unversehrt günstige Wendung. Die Frauen haben hier den Grafen Appiani kennen gelernt, einen jungen, reichen und schönen Mann von edelster Herkunft und Gesinnung, von unabhängiger Denkart und Lebensstellung, der sich dem Hofe von Guastalla in der Absicht genähert hat, vorübergehend in die Dienste des Prinzen Hettore Gonzaga zu treten. Er hegt diese Absicht nicht mehr. Seitdem er Emilia Galotti gesehen und die herzliche Zuneigung ihrer

Eltern wie die ihrige gewonnen hat, ist sein Schicksal entschieden. Beide sind in der Stille verlobt. Schon ist der Hochzeitstag, der Appianis heißeste Wünsche erfüllen soll, gekommen, und noch an demselben Tage werden die Neuvermählten auf die Güter des Grafen nach Piemont reisen. Kein Schwiegersohn konnte dem Oberst Odoardo willkommener sein, als dieser ihm so gleichgestimmte Appiani. „Raum kann ich's erwarten“, sagt er zu seiner Gattin, „diesen würdigen jungen Mann meinen Sohn zu nennen. Alles entzündet mich an ihm. Und vor allem der Entschluß, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben“. Am Morgen des ersehnten Tages überfällt den Grafen eine trübe Stimmung: ist es die Bangigkeit, die sich in das Vorgefühl des höchsten Glückes mischt, oder eine Ahnung des furchtbaren Schicksals, das ihn erwartet? Nach dem Eindruck zu urtheilen, den uns seine Erscheinung macht, gehört dieser Appiani zu den innigen, aber gedrückten und schwer-müthigen Naturen, denen die Leichtlebigkeit versagt ist: nicht das Feuer der Empfindung, wohl aber die Mittheilung dieses Feuers.

Die Frauen leben in der Stadt still und zurückgezogen, wie Odoardo es gewollt hat, sie sind den Hofreisen fern geblieben und haben nur ein einziges Mal nicht vermeiden können, bei einer höfischen Soirée in dem prachtliebenden Hause des Kanzlers Grimaldi zu erscheinen. Hier sieht Emilia zum ersten Mal die große und glänzende Welt. Der regierende Fürst selbst ist zugegen und wird von dem Anblick Emilias auf das Leidenschaftlichste gerührt und durch die Natürlichkeit ihrer Unterhaltung bezaubert. Mit der Feinheit und Anmuth fürstlichen Benehmens widmet er ihr seine Huldigungen und spricht gegen andere entzündet von ihrer Schönheit und ihrem Geist. Der Eindruck dieser Welt und dieses Mannes ist für die Tochter Odoardos so neu und ungewöhnlich, als der Eindruck ihrer Erscheinung für den Prinzen. Seit diesem Augenblick ist seine Seele nur von ihrem Bilde erfüllt und so bewältigt, daß seine Liebe für die Gräfin Orsina erlischt, eine stolze Schönheit, die mit ihrer feurigen Leidenschaft den Prinzen gefesselt hat, mit ihrem überlegenen Geist ihn und den Hof beherrscht, die Hofcreaturen verachtet. Was dem Prinzen bisher nie begegnet ist, daß er sich in eine Leidenschaft vertieft, hat in ihm der Eindruck Emilia Galottis bewirkt; ihr Bild ist in seinem Herzen „mit anderen Farben und auf einem anderen Grunde gemalt“, als das der Orsina. „Als ich dort liebte, war ich immer so leicht, so fröhlich, so ausgelassen — nun bin ich von Allem das Gegentheil. Doch behaglicher oder nicht behaglicher: ich bin so besser!“ Dieses Gefühl einer tiefen, ihm unbekannten Erregung macht, daß der Prinz seine Leidenschaft in sich verschließt, und hält ihn zurück, seinem vertrautesten Diener, dem Kammerherrn Marinelli, diesem Techniker und Ingenieur in der Kunst, fürstliche Passionen zu befriedigen, ein Wort von seiner Liebe zu sagen. Er hätte es wie eine Entweihung empfunden.

Und von diesem Marinelli muß der Prinz in einem Augenblicke, wo ihn die innere Leidenschaft verzehrt, als trodene Tagesneuigkeit erfahren:

daß Graf Appiani mit Emilia Galotti verlobt ist, daß die Vermählung noch heute stattfinden und Emilia als Gräfin Appiani noch heute Residenz und Gegend für immer verlassen wird. Er soll sie nie wiedersehen! Blindlings wirft er sich jetzt seinem Diener in die Arme und genehmigt im voraus, unbekümmert um Art und Mittel der Ausführung, alles, was Marinelli thun wird, um die Heirath zu verhindern. Der Graf Appiani soll als Gesandter des Prinzen in Angelegenheiten seiner kaiserlichen Vermählung sofort nach Massa-Carrara geschickt werden und der Prinz sogleich nach seinem Lustschloß Dosalo fahren. Denn Marinelli weiß, daß die Trauung auf dem väterlichen Landgute stattfinden soll, daß dort Odoardo die Verlobten erwartet, die sich mit der Mutter um die Mittagsstunde nach jenem Landgute begeben werden, wohin der Weg an dem Lustschloß des Prinzen vorbeiführt. Weiter erfährt der Prinz nichts, sondern läßt seinem Techniker freie Hand. Von diesem Augenblick an ist er und seine Leidenschaft die Deute Marinelli's.

Dieser hat im Geheimen seinen Plan fertig. Wenn Appiani die Botschaft annimmt, ist das Terrain frei; wenn er sie ausschlägt, muß er aus dem Wege geräumt werden. Banditen sollen den Hochzeitswagen bei Dosalo überfallen und den Grafen tödten, dann werden die Diener Marinelli's wie zum Schuß herbeieilen und Mutter und Tochter unter dem Scheine der Rettung in das Lustschloß des Prinzen flüchten. Die Banditen sind geworben, noch bevor Appiani den Auftrag des Prinzen durch Marinelli erfährt. Dieser, wie es bei seiner Denkart nicht anders sein kann, ist einem unabhängigen Charakter, wie Graf Appiani, feindlich gesinnt und freut sich, ihn zu vernichten. Doch muß die Unthat den Schein haben, daß sie unmöglich von ihm ausgehen konnte. Er wird den Handel mit Appiani so führen, daß der Prinz glauben soll, Marinelli habe für ihn die größte Aufopferung bewiesen, denn sich dem regierenden Herrn unentbehrlich zu machen, ist sein alleiniger Zweck. Appiani schlägt, wie zu erwarten stand, die Gesandtschaft aus, sobald er hört, er solle auf der Stelle nach Massa abreisen; jetzt reizt ihn Marinelli mit hämischen und geringschätzenden Bemerkungen gegen die bürgerliche Familie Galotti und ruft eine tödtliche Beleidigung von Seiten Appiani's hervor, die er mit einer Forderung erwidert. Doch hütet er sich wohl vor dem Kampf, den sofort auszufechten der empörte Appiani verlangt. Er hat nun ein doppeltes und dreifaches Interesse, daß der Graf ermordet und auf der Stelle mündtödt gemacht werde; zugleich hat er einen Vorwand, wie scheinbar er immer ist, wider den Verdacht, daß er den Mord veranlaßt haben könne.

Das Vubenstück wird ausgeführt. Appiani fällt von der Kugel des Banditen, aber er hat noch Zeit in Gegenwart der Mutter den Namen Marinelli mit einem Tone auszurufen, der deutlich verkündet: „dieser ist mein Mörder!“ Den Verdacht des leichtgläubigen Prinzen kann Marinelli sogleich niederschlagen und dessen drohende Miene in eine beschämte und dank-

bare verwandeln. Er spielt den ehrlichen Gegner, der einen Nebenbuhler des Prinzen im offenen Zweikampf aus dem Wege schaffen wollte. Wie hätte er den Tod Appiani's wünschen oder gar veranlassen können: eines Mannes, mit dem er einen Ehrenhandel auskämpfen sollte; er hatte ihn ja gefordert, um seinem Herrn zu dienen! Der Mutter gegenüber, die das letzte Wort des sterbenden Grafen gehört hat, sucht er die entgegengesetzte Rolle zu spielen und wagt gegen ihre nicht zu erschütternde Ueberzeugung die freche und vergebliche Ausflucht: „ich war sein vertrautester Freund! Appiani wollte mit seinem letzten Worte mich und meine Rache anrufen!“ Aber daß der Graf dieses Wort noch sprechen konnte, war wider die Abrede.

Der teuflische Plan Marinelli's ist, so scheint es, gelungen: Appiani ist aus dem Wege geräumt, Emilia Galotti unter dem Schein der Rettung entführt und in die Hand des Prinzen geliefert. Voller Schmerz und Verzweiflung folgt ihr die Mutter. Aber hier auf dem Lustschloß Dosalo wird Alles durchschaut. Es ist noch etwas wider die Abrede geschehen, die Marinelli mit dem Prinzen getroffen: dieser sollte sogleich nach Dosalo fahren, und hat es nicht gethan, sondern, von Leidenschaft getrieben und von dem Wunsche, selbst etwas auszurichten und sich nicht auf Marinelli allein zu verlassen, ist er gleich nach dem Gespräch mit dem letzteren in die Dominikanerkirche geeilt, wo, wie er weiß, die fromme Emilia jeden Morgen die Messe hört. Er hat sie getroffen und mitten in ihrem Gebet ihr die feurigsten Liebesgeständnisse gemacht; er ist ihr nachgeeilt und hat in der Vorhalle der Kirche seine Bekehrungen wiederholt. Angstvoll, wie von Furien verfolgt, stürzt Emilia nach Hause und bekennet alles der Mutter, die sie beruhigt und dazu bringt, auch gegen Appiani zu verschweigen, was sie an ihrem Hochzeitmorgen erlebt hat. Aber die Mutter weiß es, sie hat das letzte Wort des sterbenden Grafen gehört und kennt seinen Mörder. Wie sie jetzt nach Dosalo kommt, sich von Marinelli empfangen sieht und die Tochter im Schlosse des Prinzen findet, liegt das ganze Dubenstück offen vor ihren Augen.

Und es ist noch Jemand, dem in Dosalo die Augen aufgehen: die Gräfin Orsina. Seit einiger Zeit fühlt sie sich vom Prinzen verlassen und mittelt schon, daß ihn eine andere Leidenschaft fesselt; ihre Liebe ist größer als ihr Stolz, ihre Eifersucht mächtiger als die Kraft der Entsagung; sie will nicht leben ohne die Liebe des Prinzen, er soll auch nicht leben: sie hat für ihn den Dolch, für sich das Gift bestimmt. Eine letzte Unterredung mit dem Fürsten soll ihr und sein Schicksal entscheiden; deshalb schreibt sie ihm am Morgen jenes verhängnißvollen Tages einige Zeilen und bittet um eine ungestörte Zusammenkunft in Dosalo. Aber der Prinz, ganz von seiner neuen Leidenschaft eingenommen, läßt das Billet ungelesen, denn er will nicht an die Gräfin erinnert sein. Wie diese hört, der Prinz sei nach Dosalo gefahren, hält sie ihren Wunsch für erfüllt und eilt ihm nach. Unterdessen

hat sie durch ihre Kundschafter die Morgenscene in der Messe erfahren. In Dosalo wird sie nicht vorgelassen: der Prinz sei nicht allein. Die Gräfin hat schon gehört, daß Appiani durch Banditen erschossen worden, aber sie weiß nichts von seiner Vermählung, nichts von den näheren Umständen. Jetzt erfährt sie von Marinelli, daß Appianis Braut und deren Mutter sich zum Prinzen geflüchtet haben, daß diese Braut Emilia Galotti ist. Mit einem Schlage ist ihr alles klar. „Der Prinz ist ein Mörder!“ ruft sie Marinelli mit lauter Stimme zu und sagt ironisch und leise, als ob es ein Geheimniß für ihn wäre: „Der Prinz ist des Grafen Appiani Mörder, den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!“

Auf die Kunde der Banditenthat ist Odoardo herbeigeeilt, er hat nur dunkle Gerüchte gehört und weiß nichts Bestimmtes: Appiani sei verwundet, Frau und Tochter hätten sich in das Schloß des Prinzen geflüchtet. Die Gräfin Orsina klärt ihn auf: „Der Bräutigam ist todt, die Braut ist schlimmer als todt! Nun da buchstabiren Sie es zusammen! Des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe, des Nachmittags hat er sie auf seinem Lustschloß!“ Dieses Schloß ist nicht der Ort der Rettung, sondern die Höhle des Räubers, und der ahnungslose Odoardo steht da ohne Waffen. Da giebt ihm Orsina den Dolch, der zu ihrer eigenen Rache bestimmt war! So gerüstet bleibt er in Dosalo und läßt seine Frau mit der Gräfin nach Guastalla zurückkehren.

Odoardos erster Entschluß ist, den Prinzen zu tödten, aber er bemeistert sein Rachegefühl und will nur die Tochter beschützen. Indessen hat Marinelli mit seinem Herrn den schändlichen Handel verabredet, der Emilia von den Eltern trennen, dem Vater entreißen und in der Nähe des Prinzen festhalten soll. Er giebt sich für den berufenen Rächer Appianis; ein glücklicher Nebenbuhler, heißt es, habe ihn ermordet; diesen zu entdecken, müsse Marinelli alles aufbieten, daher sei ein gerichtliches Verfahren gegen Emilia und eine besondere Verwahrung derselben nothwendig. Nicht in ein Kloster, wie Odoardo wünscht, solle sie gehen, auch nicht in ein Gefängniß gebracht werden, was den Vater beruhigen würde, sondern im Hause Grimaldi solle sie bleiben, unter den Augen des Prinzen, mitten im Getriebe des Hoflebens! Jetzt bleibt dem Vater nur noch ein einziger Wunsch: die Tochter zum letztenmal und allein zu sprechen. In seiner Seele regt sich der Gedanke, sie zu tödten, wie eine Anwandlung, vor der ihm schaudert. Und doch scheint es das Einzige, was er noch für sie thun kann. „Hab' ich das Herz, es mir zu sagen? Da denk ich so was! So was, was sich nur denken läßt!“ Er vermag es nicht und will der Versuchung zu einer solchen That entfliehen. Da kommt die Tochter selbst, in ihrem Brautkleid, in derselben einfachen, natürlichen Tracht, worin Appiani sie das erste Mal sah, worin sie ihm zuerst gefiel; auch die Rose im Haar hat sie nicht vergessen. Sie erscheint ganz ruhig, denn sie weiß, daß alles verloren ist, daß der Graf todt und warum er todt ist. Nicht einen Augenblick länger will sie in der Nähe des

Prinzen weilen. Und wie der Vater ihr sagt, daß er sie nicht mit sich nehmen dürfe, daß man sie zwingen, in der Hand ihres Räubers zu bleiben, ist ihr Entschluß gefaßt. Odoardo ist kein Virginius; die Tochter ist entschlossener als er. „Nimmermehr, mein Vater.“ „Oder Sie sind nicht mein Vater!“ Sie will nicht gerächt sein, sondern sterben. „Um des Himmels Willen nicht, mein Vater!“ ruft sie aus, wie Odoardo den Dolch zückt und der Gedanke der Rache von neuem seine Seele ergreift. „Dieses Leben ist Alles, was die Lasterhaften haben. Mir mein Vater, mir geben Sie diesen Dolch!“ Der Tod ist ihr willkommen gegen ein unwürdiges Leben. Diese Entschlossenheit und Seelengröße erscheint dem Vater als ihre Rettung, als die Bürgschaft ihrer unantastbaren Unschuld. Odoardo ist seines Kindes sicher und ihrer Unschuld, „die über alle Gewalt erhaben ist“. Die Tochter verwirft diese Sicherheit: „Aber nicht über alle Verführung. Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. Ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi, es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter, und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen befänstigen konnten. Der Religion! Und welcher Religion? Nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluthen und sind Heilige! Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch!“

Diese Worte, die das Räthsel der Tragödie seinem ganzen Umfange nach enthalten, haben dem Vater das Gefühl der Sicherheit erschüttert. Er gibt und entreißt ihr den Dolch, wie sie ihn schon gefaßt hat, um ihr Herz zu durchbohren. Sie sucht nach einer Nadel in ihrem Haar und ergreift die Rose, ihren Brautschmuck, das Bild ihrer Unschuld, das noch zu tragen sie im Angesichte ihrer Zukunft sich nicht mehr würdig fühlt. Das Bild ihrer Zukunft ist die zerpflückte Rose. Und einem solchen Schicksal will sie der eigene Vater preisgeben. Nicht er denkt an den Virginius, sie erinnert an das Beispiel des Römers mit bitteren vorwurfsvollen Worten. Du siehst das Schicksal deiner Tochter vor dir, die zerpflückte Rose, und willst es geschehen lassen? Pflichtvergessener Vater! Sie sagt es nicht, aber sie denkt es, während sie die Rose zerreißt. Nie hat die Blumensprache tragischer geredet. Dieser Gedanke ruft ihr das Bild des Virginius vor die Seele, und läßt sie in die Worte ausbrechen: „Ehedem wohl gab es einen Vater, der, seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten, den besten Stahl in das Herz senkte, ihr zum zweiten das Leben gab. Aber solche Thaten sind von ehedem! Solche Väter gibt es keine mehr!“

Dieser Vorwurf im Munde der Tochter weckt dem Vater das Vorbild. Und als ob dieses Vorbild des Römers, an das seine Seele nicht gedacht, ihn plötzlich gestärkt und dem Gedanken, der noch vor wenigen Augenblicken ihm

als etwas erschien, „was sich nur denken läßt“, die plötzliche Thatkraft verliehen, ruft Odoardo aus: „Doch, meine Tochter, doch!“ und stößt ihr den Dolch ins Herz. Die furchtbare That ist ihm wider Willen entrisen. Raum ist sie geschehen, so ergreift ihn die Reue. „Gott, was hab ich gethan!“ Die sterbende Tochter sagt es ihm: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. Lassen Sie mich sie küssen, diese väterliche Hand!“

V.

Diese Begebenheiten in ihrer tragischen Verkettung darzustellen und in der Form der Handlungen auszuprägen, ist nun die Sache der dramatischen Kunst. Es wird sich zeigen, wie bewunderungswürdig es Lessing verstanden hat, das Thema seines Werkes so anzulegen und die Charaktere desselben so zu richten, daß nichts anderes daraus hervorgehen konnte, als genau diese Tragödie. Schon die aufmerksame Betrachtung der Fabel genügt, um aus ihren Zügen den Bau oder die Einrichtung unseres Kunstwerks, den Fortgang der Handlung, die Art ihrer Motive und deren Verkettung deutlich zu erkennen.

Man sieht sogleich, daß die Leidenschaft des Prinzen für Emilia Galotti den bewegenden Factor des Ganzen ausmacht. Diese Leidenschaft und ihre Folgen abgerechnet: was bleibt von den Begebenheiten unserer Erzählung? Nichts als ein wolkenloses Idyll in der Familie Galotti: der heitere Hochzeitmorgen, das glückliche Brautpaar, die hochbeglückten Eltern, die Vermählung in ländlicher Stille, die Hochzeitsreise und deren paradiesisches Ziel in den väterlichen Thälern Appianis, wo die Neuvermählten nur sich selbst leben werden! Die Leidenschaft des Prinzen hinzugefügt, und die gewitterschwüle Atmosphäre ist da, der Horizont ungewölkt, der Himmel verdüstert sich, die Blitze zucken und treffen, der Bräutigam wird erschlagen, die Braut entführt und in einer Weise umgarnt, daß sie den Tod von der Hand des Vaters als einzige Rettung fordert und empfängt. Diese Leidenschaft, die das glücklichste Familienidyll plötzlich in einen Schauplatz furchtbarer Zerstörung verwandelt, dramatisch schildern, heißt die Tragödie der Emilia Galotti exponiren: eine Aufgabe, die Lessing in dem ersten Acte derselben mit höchster Meisterschaft gelöst hat. Die Passion des Fürsten zu befriedigen, schmiedet Marinelli seinen Plan: wir lernen im zweiten Act diese Machination selbst, ihre Werkzeuge und ihre Opfer kennen, die Eltern und die Verlobten, die Marinelli mit seinen Netzen umstrickt. Die Ausführung des Planes und die Erkennung der Thäter und Motive durch die Mutter Emilias bilden den Inhalt des dritten Actes. Die Dazwischenkunft der Gräfin Orsina, die das Geschehene sogleich mit dem Scharfblick der Eifersucht durchschaut, dem herbeigeeilten Vater sogleich mit lobender Rede enthüllt und ihm den Dolch zur Rache zurückläßt: diese Vorgänge, die das Ende herbeiführen, schildert der vierte Act. Der letzte enthält die tragische Lösung.

Die Handlung verläuft in kürzester Zeit, sie beginnt am Morgen und

ist vor Abend vollendet: unaufhaltsam, durch keinerlei Episoden unterbrochen, schreitet sie fort, jede Scene ist ein unentbehrliches Glied des Ganzen, der Fortgang ist vollkommen stetig und zugleich so jäh und schnell, daß dadurch schon die äußere Ruhe ausgeschlossen wird, die nöthig wäre, um durch Ueberlegung und Besonnenheit den tragischen Sturz der Dinge zu vermeiden oder zu hemmen. Die ganze Tragödie enthält nicht mehr als dreiundvierzig Auftritte, darunter nur wenige, kurze und hastige Monologe. Man darf bei der Beurtheilung des Stückes und seiner Charaktere dieses heiße Klima, dieses schnelle und fortreißende Tempo der Handlung, dieses „Passionato“ in der Grundstimmung der ganzen Tragödie nicht unbeachtet lassen. Wenn Friedrich Schlegel die Tragödie „ein in Schweiß und Pein producirtes Werk des Verstandes, ein gutes Exempel der dramatischen Algebra“ genannt hat, „daß man frierend bewundern, bei dem man bewundernd frieren müge“, so ist kein Urtheil weniger treffend. Auch das Fieber macht frieren. Und wer den heißen Puls fiebernder Leidenschaft in dieser Tragödie nicht fühlt, wird sie auch als „ein gutes Exempel der dramatischen Algebra“ nicht würdigen können. Doch hat man das Urtheil Schlegels häufig nachgesprochen, denn es giebt so viele, die noch mehr als der Kammerherr in unserem Stück die Bezeichnung der Gräfin Orsina verdienen: „nachplauderndes Hofmännchen!“

Man wird in dem Gewebe dieser Tragödie keinen einzigen Faden finden und nachweisen können, der an den Charakteren vorbeiliefe und nicht durch den Kern derselben hindurchgeführt wäre. Es ist darum eine sehr unverständige Ansicht, die Tragödie der Emilia Galotti für ein Intriguenstück zu halten, das als solches dem Charakterstück entgegengesetzt zu werden pflegt. Dann sieht man in der dargestellten Handlung nichts weiter als das Netz, welches Marinelli gesponnen hat, und in dem Appiani, die Familie Galotti, den Prinzen nicht zu vergessen, wie die Fliegen gefangen werden. Aber sobald die Tragödie etwas weniger oberflächlich, etwas weniger kurzsichtig betrachtet wird, muß jeder erkennen, daß die Intrigue und deren Enthüllung von gewissen Handlungen oder Unterlassungen abhängt, die tief in den Charakteren begründet sind, daß hier alles so geschieht, wie es nicht anders geschehen konnte. Ich will diese Behauptung sofort einleuchtend machen, indem ich auf die beiden Hauptmomente hinweise, die den tragischen Verlauf der Handlung entscheiden.

Nehmen wir an, daß Emilia Galotti ihre Begegnung mit dem Prinzen, jene eben erlebte Morgenscene in der Messe, ihrem Bräutigam erzählt (was sie auch im Sinn hat, aber von der Mutter sich abreden läßt): so ist der Plan Marinellis vernichtet. Ihr Gespräch mit Appiani, worin dieser den Vorgang hätte erfahren sollen, geht der Scene zwischen ihm und Marinelli vorher, und der Graf würde den Auftrag nach Massa anders beantwortet haben, wenn er gewußt, daß der Prinz nach seiner Braut trachtet. Der Moment, worin es ihm gesagt werden mußte, ist durch das

Verschweigen der Braut unwiederbringlich verloren! Diese Unterlassung Emilia's verschuldet den Tod Appiani's, eine Schuld, die uns an jene Worte der Dramaturgie erinnert: „Ein Mensch kann sehr gut sein und doch mehr als eine Schwachheit, mehr als einen Fehler haben, wodurch er sich in ein unabsehbliches Unglück stürzt, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllt, ohne im Geringsten gräßlich zu sein, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist“. Ich höre jene erschütternden Worte, die Emilia in der letzten Scene dem Vater auf die Frage: „Was nennst Du Alles verloren? Daß der Graf todt ist?“ mit der Ruhe der Verzweiflung erwidert: „Und warum er todt ist! warum!“ Ihre Unterredung mit Appiani nach der Messe und vor dem Auftrage, den Marinelli bringt, ist die einzige, die unsere Tragödie den Verlobten eingeräumt hat. Nun überlege man sich die Frage: ob Emilia's Verschwiegenheit in diesem unwiederbringlich verlorenen Momente Zufall ist oder Schuld? Ob die verschuldete Unterlassung aus einer geheimen Liebe zum Prinzen, d. h. aus ihrer Untreue entspringt oder aus einer Schwachheit, einem Fehler? Wir werden auf diese Frage zurückkommen.

Angenommen, der Prinz, gemäß seiner Verabredung mit Marinelli, wäre gleich nach Dosalo gefahren und nicht in die Messe geeilt, um dort Emilia Galotti zu treffen und selbst zu sehen, was er auszurichten vermöge, so konnte weder Emilia noch durch sie die Mutter die Leidenschaft des Prinzen erfahren, so konnte weder die Gräfin Orsina noch durch sie Odoardo die Thäter und ihre Motive erkennen: Mord und Entführung blieben unentthüllt. Es war ein Banditenstück und das Schloß des Prinzen bot die rettende Zuflucht! Darauf war der Plan Marinelli's berechnet; er gelang vollkommen, wenn der Prinz sich jeder eigenmächtigen, un verabredeten Handlung enthielt. Daß er es nicht that, sondern seinen eigenen Weg in die Messe ging: geschah dieser verhängnißvolle Schritt aus Zufall oder aus einem unvermeidlichen Antriebe? Man beachte wohl, was Marinelli seinem Herrn vorhält: „Er erlaube mir, ihm zu sagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan — mit so vielem Anstande er ihn auch gethan, so unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieser Schritt nicht in den Tanz gehörte“. „Da ich die Sache übernahm, nicht wahr, da wußte Emilia von der Liebe des Prinzen noch nichts? Emilia's Mutter noch weniger. Wenn ich nun auf diesen Umstand baute? und der Prinz indeß den Grund meines Gebäudes untergrub?“ Bei diesen Worten schlägt sich der Prinz vor die Stirn und ruft: „Verwünscht! daß Sie Recht haben!“ „Daran thu' ich freilich sehr Unrecht“, erwidert Marinelli, „Sie werden verzeihen, gnädiger Herr“.

Wer in unserer Tragödie ein „Intriguenstück“ sieht und ihren Schwerpunkt demnach in den verderblichen Machinationen Marinelli's sucht, hat nicht erkannt: 1. daß die ganze Intrigue nur ermöglicht wird durch die Schuld Emilia's, 2. daß die ganze Intrigue zerrissen, d. h. enthüllt wird durch die Schuld des Prinzen, und daß, nachdem Marinelli und der Prinz

die Fäden noch einmal zusammengeflocht haben, um ihre Beute zu fangen, dieses Netz zerrissen wird durch die That der Emilia, denn ich nenne den freiwilligen Tod, den sie von der Hand des Vaters erlöst und empfängt, ihre That. Die Rose will gebrochen werden, ehe der Sturm sie entblättert.

Und ein solches Ende sollte der Triumph des Lasters über die Tugend, der Schuld über die Unschuld sein? Die Schuldigen wären Marinelli und der Prinz. Worin besteht denn ihr Triumph? Etwa darin, daß Emilia Galotti stirbt, während jene ihr Bißchen Leben behalten? Sind denn Emilien's Worte umsonst gesagt, wie sie die Hand des Vaters von der Rache zurückhält: „Um des Himmelswillen nicht, mein Vater! Dieses Leben ist Alles, was die Lasterhaften haben!“ Daß sie dieses ihnen verächtlich gelassene, gleichsam vor die Füße geworfene Gut behalten dürfen: das wäre ihr Triumph? Was Emilia Galotti von Charakterstärke und Seelengröße hat, wird durch den Lauf der Begebenheiten emporgetrieben und erhebt sich zuletzt in ihrer eigensten vollen Kraft, während die Charakterschwäche und Selbstsucht des Prinzen immer weiter um sich greift, immer widerstandsloser in die Gewalt Marinellis geräth, bis er zuletzt als ein willenloses und schlechtes Werkzeug des Verbrechens dasteht. Nach der offenbaren Absicht des Dichters läßt die Tragödie durch den Gang der Handlung den Charakter Emilia Galottis bis zu einer Willensstärke wachsen, die einem Mann wie Odoardo „über alle Gewalt erhaben“ scheint, und den Charakter des Prinzen am Gängelbände Marinellis bis auf die niedrigste, dem Worte des Verführers blind unterworfenen Willensstufe herabsinken. Zuletzt sind beide, der Prinz und sein Opfer, durch eine Kluft geschieden, so weit wie die zwischen Himmel und Erde. Und dieses Gesunkensein wäre der Triumph des Prinzen?

Auch Marinelli triumphirt nicht, wie Seydelmann am Schluß, als der Prinz ihn verstoßt, durch ein leises, stummes Spiel anzudeuten suchte. Die Geberde sollte sagen: „Du bist mir sicher, morgen rufft du mich zurück, denn ich bin dir unentbehrlich!“ Nein! das war nicht die Idee Lessings und seiner Dichtung. Der Mann, dessen letztes Wort im Anblick der sterbenden Emilia „Weh mir!“ lautet, ist mit seinem Wiß zu Ende und macht nicht die Miene des triumphirenden Piffikus. Uebrigens kümmert es uns wenig, was morgen oder übermorgen geschehen, ob und auf welche Art der Prinz mit oder ohne Marinelli vergessen wird, was er erlebt hat. Seydelmann's Geberde ist der Anfang des Satyrspiels nach der Tragödie, aber ein solches Satyrspiel hat Lessing nicht gewollt.

Wäre Emilia Galotti keine Charaktertragödie im eminenten Sinn, sondern ein Intriguenstück, das mit dem Siege des Lasters endet, so würde Lessing das völlige Gegentheil von dem, was er beabsichtigt hatte, geleistet und die von ihm selbst gestellten Forderungen auf eine geradezu klägliche und lächerliche Art verfehlt haben. Wer in diesem Trauerspiel nur ein Wirrsal schrecklicher Unglücksfälle und sträflicher Verbrechen, nicht aber die Schicksale erkennt, die

mit Nothwendigkeit aus den Charakteren hervorgehen: der zeigt, daß man das bekannte Sprichwort auch einmal in umgekehrter Weise erfüllen und die Bäume nicht sehen kann vor dem Walde, weil er zu dunkel oder dem Auge zu fern ist.

VI.

Prüfen wir also genau, wie sich in unserem Stück die Charaktere zu den Schicksalen verhalten. Der Knoten ist geschlungen und der tragische Gang der Dinge vollständig angelegt, wie der Prinz seine Leidenschaft Marinelli anvertraut und alles, was dieser thun wird, um Emilien's Heirath zu verhindern, ungehört billigt, dann in die Messe eilt, um selbst sein Glück zu versuchen, und dadurch das Gebäude seines Technikers untergräbt. Es ist der Schritt, der, wie Marinelli sagt, nicht in den Tanz gehörte, so unvermeidlich der Prinz ihn auch thun mußte. „So unvermeidlich!“ Er kennt den Charakter seines Herrn. Diesen unvermeidlichen Schritt, von dem der folgende Verlauf der Dinge abhängt, zu motiviren, war die Aufgabe der Exposition, die Lessing in dem ersten Act mit vollendeter Kunst ausführt hat.

In einer Reihe wohl in einander gefügter, poetisch berechneter Scenen wird uns die Individualität des Prinzen so wirkungsvoll und sprechend geschildert, daß wir sie gleichsam erleben; er erscheint in seiner ganzen persönlichen Liebenswürdigkeit und Anmuth, im Zauber einer noch im Herzen bewahrten, noch völlig unberiebenen Leidenschaft, die er selbst wie eine Art läuternder Umwandlung empfindet. „Behaglicher oder nicht behaglicher, ich bin so besser!“ Mit diesen Worten, die ein unverstellter Ausdruck seiner besseren Natur sind, gewinnt er unsere Theilnahme. Freilich ist dieses Gefühl besser als er selbst, denn er ist wandelbar, wie die Eindrücke der Welt, und seine guten Empfindungen sind schwächer als die begehrliehen. Zugleich erhalten wir den Eindruck eines gebietenden Herrn, der von seiner fürstlichen Stellung nicht den Beruf, nur den Genuß kennt und nur solche Wohlthaten gern erweist, die seinem Machtgefühl schmeicheln; er ist der Typus eines Fürsten, wie sie im vorigen Jahrhundert die Völker, insbesondere das deutsche, in so vielen üppigen Beispielen auf der Höhe der Gesellschaft zu sehen und zu bewundern gewohnt waren: er fühlt sich nicht als den ersten Diener des Staates, sondern als einen von den Göttern dieser Erde. Wenn sich mit den bezaubernden Eindrücken der Macht noch die der Person vereinigen, wirken diese Erdengötter unwiderstehlich und bestricken selbstedle Gemüther. Ein feuriges Herz, wie die Gräfin Orsina, liebt diesen Prinzen auch um seiner selbst willen und kann mit seiner Untreue das Dasein nicht mehr ertragen.

Eine solche Hingebung von Seiten einer solchen Frau schildert uns die Dichtung nicht umsonst. Dieser Zug soll nicht bloß die Gemüthsart der Gräfin charakterisiren, sondern zugleich den persönlichen Zauber des Prinzen Fettore Gonzaga bezeugen. Er hat sie geliebt, bis er Emilia Galotti

gesehen. Jetzt ist diese Empfindung erloschen, und jede Erinnerung daran entflammt nur stärker die neue Gluth, die ihn ergriffen. Von Moment zu Moment wird diese mühsam verhaltene Leidenschaft bis zu dem Ausbruch gesteigert, der den Gang der Tragödie entscheidet.

Es ist die einsame Frühe des Morgens, wo die Eindrücke und Bilder, die uns am tiefsten bewegen, ungestört und mit gesammelter Kraft wirken; der Prinz scheint von einer leidenschaftlichen Unruhe erfüllt, die wohl daran Schuld war, daß er so früh Tag gemacht; er will sich auf andere Gedanken bringen und durch Arbeit zerstreuen. Bittschriften lesen nennt er arbeiten. Damit beginnt das Stück: „Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften!“ Eine der letzteren trägt den Namen: „Emilia Bruneschi“ sie hat viel gefordert, sehr viel, „doch sie heißt Emilia. Gewährt!“ Der Name hat magisch gewirkt. „Ich war so ruhig, bild' ich mir ein, so ruhig. — Auf einmal muß eine arme Bruneschi Emilia heißen: weg ist meine Ruhe und Alles!“ Mit dem „Arbeiten“ ist es vorbei, jetzt soll ihn eine Morgenfahrt zerstreuen und Marinelli ihn begleiten.

Emilias Bild in der Seele des Prinzen läßt sich nicht verschrecken, der bloße Klang ihres Namens bewirkt, daß seine erkünstelte und eingebilddete Seelenruhe sofort verschwindet und jene leidenschaftliche Unruhe zurückkehrt, die er vergeblich bemeistern wollte. Jetzt ist sie siegreicher und darum mächtiger und stürmischer als vorher. Die Stimmung der folgenden Scenen ist dadurch bedingt. In diesem Augenblick wird dem Fürsten das Billet der Orsina gebracht: eine Mahnung an die Geliebte von gestern! Er wirft es bei Seite. Hätte er diese Zeilen gelesen, so mußte die Fahrt nach Dosalo unterbleiben und der spätere Plan Marinellis war unmöglich. Aber nichts ist natürlicher, als daß der Prinz in dieser Stimmung den Brief der Orsina nicht liest. „Nun ja, ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles! Kann sein, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber ich habe!“

Die leidenschaftliche Neigung wächst durch den Widerstand, den sie erfährt. Das Entzücken, womit ihre Einbildungskraft sich die Schönheit der Geliebten vergegenwärtigt, culminirt, wenn der Enthusiasmus eines Künstlers dieses Entzücken theilt und bestätigt. Auf das Billet der Orsina folgt der Maler mit dem bestellten Bilde der Gräfin, das der Prinz noch vor einem Monat freudig begrüßt hätte, jetzt aber nur als eine zudringliche Erinnerung an die erloschene Liebe empfängt. So eitel und widerwärtig, wie diese Liebe, erscheint ihm jetzt die Gräfin selbst. Er findet das Bild unendlich geschmeichelt. „Und was sagte das Original?“ „Ich bin zufrieden“, sagte die Gräfin, „wenn ich nicht häßlicher aussehe“. „Nicht häßlicher? O das wahre Original!“ *)

*) Man hat diesen Ausdruck völlig mißverstanden, wenn man ihn so erklärt, als ob der Prinz das Bild häßlich und häßlich genug finde, um der Gräfin zu gleichen: diese will nicht häßlicher aussehn? Ich dünkte, sie wäre häßlich genug. „O das wahre Original!“ Eine solche Deutung widerspricht dem Sinn und den Worten des Dichters.

Der Contrast steigert die Leidenschaft, die er im Herzen trägt. Immer leuchtender strahlt in seiner Phantasie das Bild der Emilia Galotti. Da überrascht ihn plötzlich der Maler mit dem Portrait selbst. „Bei Gott, wie aus dem Spiegel gestohlen!“ ruft hingerissen der Prinz. Hier ist nichts idealisirt, nichts geschmeichelt. Im Gegentheil, der Künstler muß bekennen, daß er hinter diesem Originale weit zurückgeblieben sei. „Aber daß ich es weiß, was hier verloren gegangen und wie es verloren gegangen und warum es verloren gehen müssen: darauf bin ich stolz und stolzer, als ich auf Alles das bin, was ich nicht verloren gehen lassen. Denn aus jenem erkenne ich mehr als aus diesem, daß ich wirklich ein großer Maler bin, daß es aber meine Hand nicht immer ist“. „Aber das muß ich Ihnen doch als Maler sagen, mein Prinz: eine von den größten Glückseligkeiten meines Lebens ist es, daß Emilia Galotti mir gesehn. Dieser Kopf, dieses Antlitz, diese Stirn, diese Augen, diese Nase, dieser Mund, dieses Kinn, dieser Hals, diese Brust, dieser Wuchs dieser ganze Bau sind von der Zeit an mein einziges Studium der weiblichen Schönheit“. *)

Diese Worte des ahnungslosen, nur von seinem Ideal ergriffenen Malers müssen Emilia Galotti in den Augen des Prinzen vergöttern. Er möchte allein mit dem Bilde bleiben. Da stört ihn Marinelli, der auf seinen Befehl kommt. Nach einigen gleichgiltigen Worten will ihn der Prinz fortschicken. „Was haben wir Neues, Marinelli?“ Und nun erfährt er als eine Tagesneuigkeit unter anderen: daß Appiani noch heute mit einer gewissen Emilia Galotti sich vermählen wird. „Das kann nicht sein“, ruft der Prinz, als ob er es zu verbieten hätte. „Sie sagten ohnedem eine gewisse Emilia Galotti — eine gewisse. Von der rechten könnte nur ein Narr so sprechen“. Jetzt muß der Diener entgelten, daß seine Neuigkeit den Herrn in die übelste Stimmung gebracht hat. Auf die erschrockene und erstaunte Frage: „Sie sind außer sich, gnädiger Herr. Kennen Sie denn diese

Der Prinz findet das Bild „unendlich geschmeichelt“, weit schöner als das Original. Die Gräfin war anderer Meinung, sie hält sich für weit schöner als das Bild und tadelt das Werk des Malers mit stolzer höhnischer Miene, indem sie verächtlich sagt: „ich bin zufrieden, wenn ich nicht häßlicher aussehe“. Diese Worte einer stolzen, toletten und verlegenden Eitelkeit charakterisiren in den Augen des Prinzen das Wesen der Gräfin. Er will sagen: ich sehe sie vor mir, ich höre sie reden. „O das wahre Original!“ Sein Ausruf bezieht sich daher nicht auf das Bild, sondern auf die Person selbst und ihr Gebahren, das sich der Ueberdruß des Prinzen nicht abstoßend genug vorstellen kann.

*) Der Leser wolle die obige Stelle zugleich als ein höchst interessantes Beispiel der Uebereinstimmung zwischen Lessing dem Kritiker und Lessing dem Dichter beachten. Die Schönheit der Emilia Galotti wird hier von dem Dichter genau nach der Vorchrift geschildert, die im Laocoon der Kritiker als die wirksamste Art, die körperliche Schönheit poetisch darzustellen, begründet hat: er läßt sie durch den bildenden Künstler schildern. Die bloße Erzählung der einzelnen körperlichen Schönheiten wäre trocken und reizlos. Daß aber der Maler es ist, der mit entzückten Worten die herrliche Erscheinung beschreibt, ganz in ihre Anschauung verloren, das macht die Schilderung so wirkungsvoll und ergreifend.

Emilia?" lautet die Antwort so herrisch und zurückweisend als möglich: „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er“. Indessen ändert sich der Ton schnell, nach wenigen Augenblicken weiß Marinelli alles, er ist im geheimsten Vertrauen des Herrn und das willkommene, willfährige Werkzeug seiner verborgensten Wünsche. Die Heirath Emilias soll verhindert werden, Marinelli ist zu allem erbötig; der Prinz billigt alles, ungehört und ungeprüft. Aber kaum ist er allein, so überwältigt ihn seine leidenschaftliche Unruhe, er will sich nicht allein auf den Diener verlassen, nicht dem Spiele desselben alles anvertrauen, das Spiel könnte verloren gehen, er will nicht länger schmachten und seufzen, sondern handeln. Von diesen Vorstellungen getrieben, eilt er in die Messe, um Emilia zu sehen, zu sprechen, zu gewinnen. Kein Staatsgeschäft kann ihn aufhalten, auch nicht das Todesurtheil, von dessen Unterschrift ein Menschenleben abhängt. „Necht gern. Nur her! geschwind“. Und wie sein Rath mit schwerem Nachdruck wiederholt: „Es ist ein Todesurtheil!“ antwortet er, übelgelaunt wegen der Hemmung: „Ich höre ja wohl. Es könnte schon geschehen sein. Ich bin eilig“. Was gilt dieser Leidenschaft ein Todesurtheil? Hatte er doch blind den Mord Appianis genehmigt, als er Marinelli freie Hand ließ. Emilia Galotti ist verlobt; Emilia Bruneschi sinkt in seiner Gunst: es mag jezt unentschieden bleiben, ob ihre Bitte gewährt ist.

„Ich bin eilig!“ An dieser Eile des Prinzen hängt der Verlauf unserer Tragödie. Ohne diese fortstürmende Leidenschaft, die ihn in die Messe treibt, würde Emilia Galotti in diesem Zeitpunkte nichts von seiner Liebe erfahren und nichts erlebt haben, was der Mutter und ihrem Bräutigam anzuvertrauen war. Marinellis Anschlag wurde ausgeführt und blieb unentdeckt. Wenn der Prinz dieses oder jenes nicht gethan! Mit einem solchen „Wenn“ läßt sich nicht bloß Spreu in Gold, sondern jede Tragödie in ein Lustspiel verwandeln. Hätte er anders gehandelt, so würden ihn keine solchen Affecte bewegt haben: dann waren seine Empfindungen nicht diese Leidenschaft und er selbst nicht dieser Charakter, nicht Gettore Gonzago, so wie Romeo nicht Romeo hätte sein müssen, wenn er Seelenruhe genug gehabt, um auf sichere Nachrichten von seiner Julia zu warten oder am Sarge derselben mit der Möglichkeit des Scheintodes zu rechnen! Ich vergleiche nicht die Art dieser Charaktere, sondern die Triebkraft ihrer Leidenschaften, die so sind, wie der Prinz von sich sagt: „Ich bin eilig!“ Etwas mehr Besonnenheit, und Phlegma, etwas weniger Leidenschaft und Feuer: — und die Liebe erlebt keine Tragödien mehr!

VII.

Daß Emilia Galotti ihrem Bräutigam verschweigt, was sie aus eigener Bewegung und richtigem Pflichtgefühl ihm vertrauen wollte, in dem Augenblick verschweigt, der das offenste Vertrauen forderte und nach dem Gange der Begebenheiten der einzige war, worin sie sich aussprechen konnte: diese Unterlassung entscheidet das Schicksal Appianis und hat alle die Folgen,

die ihr das Leben völlig entwerthet. Auf das Zureden der Mutter verbirgt sie dem Manne, dem sie sich angelobt hat, dem sie für immer gehört und aus voller Reigung gehören will, etwas, das dieser Mann erfahren, von ihr und jetzt erfahren mußte. Wider die Stimme des eigenen Herzens unterdrückt sie das Vertrauen, zu dem ihr richtiges Gefühl sie drängt. „Aber nicht, meine Mutter? Der Graf muß es wissen. Ihm muß ich es sagen?“ Eifrig widerräth es die Mutter: „Um alle Welt nicht! Wozu? Warum? Willst du für nichts und wieder nichts ihn unruhig machen?“ Sie giebt ihr Gründe, die auf den Charakter Appianis wenig passen: die Huldigungen des Prinzen könnten dem Liebhaber schmeicheln und später die Eifersucht des Gemahls erregen. Emilia ist nicht überzeugt, sie hört noch immer die Mahnung ihres Herzens. „Sie wissen, meine Mutter, wie gern ich Ihnen besseren Einsichten mich in Allem unterwerfe. Aber, wenn er es von einem Anderen erführe, daß der Prinz mich heute gesprochen? Würde mein Verschweigen nicht früh oder spät seine Unruhe vermehren? Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen“. Diese so richtig empfundenen, so treffenden Beweggründe nennt die Mutter eine „verliebte Schwachheit“ und behandelt sie als einen Mangel an Einsicht, der ihr kindisch erscheint. „Nein, durchaus nicht, meine Tochter! Sag' ihm nichts. Laß ihn nichts merken!“ Und die Tochter, gewöhnt, die mütterlichen Einsichten für die besten zu halten, giebt nach, überzeugt, daß ihre Beweggründe thöricht, ihre Befürchtungen grundlos waren. „Was für ein albernes, furchtames Ding ich bin!“ „Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen“.

Etwas weniger von diesem kindlichen Gehorsam, von diesem unbedingten kindlichen Vertrauen, das soviel größer ist, als ihre Zuversicht zu sich selbst, etwas weniger Kind, und sie folgte der eigenen Stimme: Appiani ersuhr alles, und der Anschlag Marinellis war umsonst. Aber etwas weniger Kind — und Emilia Galotti ist nicht mehr Emilia Galotti: sie ist nicht mehr die Erscheinung, deren Schönheit im Einklange mit ihrer kindlichen Natur voller Unschuld und Feiterkeit den Maler bezaubert, Appianis Herz gewinnt, die Phantasie des Prinzen entzündet; es ist nicht mehr die Emilia nach dem Worte des Malers: „Wie, mein Prinz, Sie kennen diesen Engel?“

Das erste Wort, das wir von ihrer Lippe vernehmen, enthüllt uns sogleich einen der Grundzüge ihres Wesens, der ihren Charakter bestimmt und in ihr Schicksal eingreift. Nach jener Scene, die sie in der Kirche erlebt hat, eilt sie nach Hause, in angstvoller Verwirrung, von Furcht betäubt, wahnend, sie höre hinter sich die Schritte des Verfolgers. Wie sie die Mutter erblickt, ruft sie aus: „Wohl mir! Wohl mir! Nun bin ich in Sicherheit“.

Daß sie die Liebesgeständnisse des Prinzen angehört hat, anhören mußte, und ihren guten Engel umsonst angefleht, sie mit Taubheit, wenn auch für immer, zu schlagen, empfindet das fromme Kind als eine Schuld wider Willen, als eine „Mitschuld an fremdem Laster“. Das Wort der Mutter beruhigt und erleichtert sie. Wie diese ihr sagt, daß sie die Sache viel zu

ernsthaft empfunden habe, wenn sie nichtige Huldigungen oder Galanterien für leidenschaftliche Betheurungen genommen, athmet sie auf, und ihre kindliche Heiterkeit kehrt zurück. „O meine Mutter! so müßte ich mir mit meiner Furcht vollends lächerlich vorkommen! Nun soll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani!“ — Hätte Emilia eine Empfindung für den Prinzen, die auch nur im Mindesten den Reim einer Leidenschaft enthielte, so würden die Versicherungen der Mutter, daß seine Huldigungen leere Höflichkeiten waren, sie nicht erleichtern, als ob eine Centnerlast von ihr genommen wäre, sondern schmerzlich enttäuschen; sie hätte dann jene leidenschaftlichen Betheurungen, die sie gehört, auch nimmermehr ein „fremdes Laster“ bezeichnet, „das uns wider unsern Willen zu Mitschuldigen machen kann“. Darin liegt der vollkommenste und bündigste Beweis, daß jede Andichtung einer solchen Regung, die Emilia Galotti für den Prinzen empfinden soll, dem Dichter selbst und seinem Werk gänzlich fremd ist und auf das Aeußerste widerstreitet.

Indessen wäre Emilia nicht die kindliche, harmlose und phantasievolle Natur, wenn die Eindrücke der Welt nicht eine große Macht auf sie ausüben könnten, die ungewöhnlichen und ersten Eindrücke der großen und glänzenden Welt! Sie hat diese Erfahrung im Hause Grimaldi gemacht, wo sie jene große und glänzende Welt zum erstenmal sah, und der Prinz, von ihrer Erscheinung gefesselt, ihr seine Huldigungen widmete. Die mütterliche Eitelkeit hat die fürstliche Auszeichnung der Tochter mit harmloser Freude gesehen. Emilia hat Eindrücke empfangen, die durch das mütterliche Wohlgefallen verstärkt wurden, denn sie sieht mit den Augen der Mutter, Eindrücke, vor denen die väterliche Erziehung sie bewahrt wissen wollte, und sie empfindet auch in der Seele des Vaters. So entsteht in der Stille ihres Gemüths der erste Widerstreit weltlicher und frommer Empfindungen: „Es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten“. Hier ist von keinem leidenschaftlich, sondern kindlich empfundenen Conflict die Rede, der auf kindlich fromme Art gebüßt und beschwichtigt sein will. Sie hat erlebt, daß die Zauber der Welt sie bestricken können: darin besteht die Macht der Verführung, die sie fürchtet. Es war zunächst eine unbestimmte Furcht, die den Feind und die Gefahr nicht deutlich sieht, sondern als jene unheimliche Macht weltlicher Lüstung empfindet, vor der das väterliche Wort und die Mahnungen der Religion sie stets gewarnt haben. Aber als Emilia in ihrer letzten Stunde dem Vater jenes Bekenntniß macht, steht was sie fürchtet mit erschreckender Klarheit vor ihrer Seele. Was fürchtet sie? Was hat sie erlebt, das ihr eine so unerschütterliche Furcht vor dem Leben einflößen konnte? Wir müssen, um diese Frage zu lösen, aus der Natur ihrer Empfindung und ihres Charakters auf den erlebten Gang der Dinge zurückblicken.

An jenem Abend im Hause Grimaldi war die Leidenschaft des Prinzen entstanden, woraus Frevel über Frevel hervorgegangen sind: die Entweihung, der Mord und die Entführung! Und Emilia Galotti konnte die

Eindrücke jenes Abends wie einen lockenden Zauber empfinden und in sich fortwirken lassen! Der Prinz hat ihr seine Leidenschaft gestanden, und sie konnte auf den Rath der Mutter, ein zu folgkames und nachgiebiges Kind, ihrem Bräutigam alles verschweigen, froh, daß sie im Vertrauen auf die mütterliche Einsicht jene verhängnißvolle Begegnung für zu geringfügig halten durfte, um darüber zu reden. Sie hat geschwiegen: der Tod Appianis und ihre Entführung sind die Folgen. „Der Graf ist todt, und warum er todt ist! warum!“ Jetzt ist sie in der Hand des Räubers, und es hat noch eben im Schlosse Dosalo einen Augenblick gegeben, der sie zu den Füßen des Prinzen sah, um Rettung und Schonung flehend, noch nicht wissend, daß der Bräutigam erschlagen liegt, noch nicht ahnend, daß der Mann, vor dem sie niederfällt, ihr Entführer ist, der den Mord Appianis geschehen ließ. Nun ist ihr alles enthüllt, und sie erkennt den Abgrund, vor dem sie steht, und bis wohin eine Verblendung, die sie als Schuld empfinden muß, sie geführt hat. Ein einziges Mal hat sie in das glänzende Leben geblickt, das ihr lockend und herrlich entgegenstrahlte, sie war wie geblendet und brauchte Zeit, um durch ihre Frömmigkeit den ersten Aufruhr ihrer Phantasie zu bekämpfen. An ihrem Hochzeitsmorgen, mitten in der Andacht des Gebets, muß sie erleben, daß die Flamme einer glühenden, sündhaften Leidenschaft nach ihr züngelt; entsezt flieht sie zur Mutter und läßt sich glauben machen, daß es keine Flamme, nur ein paar flüchtige Funken aus der Girandola der glänzenden Welt waren. Sie schweigt und läßt das Feuer den Weg des Verderbens gehen. Plötzlich verwandelt sich die lachende Welt vor ihren Augen in einen Pfuhl von Verbrechen, in eine Hölle, die nach ihr greift. Ihr Selbstvertrauen ist bis ins Innerste erschüttert. Es könnte ja sein, daß diese Hölle sich wieder in eine lachende Welt verwandelt, die sie von neuem entzückt, wie an jenem Abend im Hause Grimaldi: dann ist sie nicht mehr ein unschuldiges Kind, sondern ein verlorenes Geschöpf! Und in dieses Haus soll sie zurückkehren! Nach der ersten Erfahrung, die sie an sich selbst gemacht hat, hält sie jetzt sich nicht für gerüstet und fähig, eine zweite Probe zu bestehen. „Ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude“. Hier nach dem Erlebten noch einmal einen Moment der Freude zu erleben, erscheint ihr als der Verlust ihrer Seligkeit. Die Jugend ist kein Wächter der Sinne. Dies ist die Furcht, die sie befällt, und die sich nimmermehr erfüllen soll. „Sie ist die Furchtsamste und die Entschlossenste ihres Geschlechts“, sagt ihre Mutter: „Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Ueberlegung in Alles sich findend und auf Alles gefaßt“. Keinen Schritt in das Haus Grimaldi! Als sie diesen Namen hört, erst in diesem Moment kommt ihr der Entschluß zu sterben mit unwiderstehlicher Gewalt, es gilt die Rettung der Seele von dem Verberben auf ewig. „Nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende in

die Fluthen und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch“.

Emilia Galotti sieht sich in einer so drangvollen Lage, daß ihr der freiwillige Tod als der einzige Ausweg, als die einzige Möglichkeit ihrer Seelenrettung und darum als eine religiöse Pflichterfüllung erscheint. Es ist für uns so wenig, als für sie selbst, eine zu erörternde Frage: ob sie Recht hat, ob ihre Vorstellung kirchlich correct ist oder nicht? Es ist ihr persönlicher Glaube, der in diesem Moment, wo sie keine irdische Hilfe mehr sieht, mit unwiderstehlicher Gewalt ihren Willen ergreift und ihr zuruft: „In einer solchen Gefahr giebt es nur eine solche Rettung! Flüchte Deine Seele zu Gott!“ Ich sage ausdrücklich: in diesem Moment, der nach allen vorhergehenden die Situation dergestalt verengt hat, daß jede andere Lösung ausgeschlossen scheint und scheinen muß. Man beachte wohl die Präcision meines Ausdrucks und lasse sich dieselbe in der Beurtheilung unserer gesamten Tragödie zur durchgängigen Richtschnur dienen. Wenn in der Kette des tragischen Causalnexus überall das Ungefahr ausgeschlossen sein und alles so geschehen soll, daß es nicht anders geschehen konnte: so muß auch jede tragische Handlung ihren genau bestimmten Zeitpunkt haben. Was nicht jetzt geschieht, unterbleibt für immer; der einmal verlorene Moment ist unwiederbringlich verloren. Was geschieht, geschieht jetzt oder nie! Jeder Moment ist gekettet an die vorhergehenden und bindet die folgenden. Es giebt in der Tragödie keine Opportunität, keine so bedächtige Wahl und günstige Lage der Zeitpunkte, daß alle schlimmen Folgen der Handlungen weislich verhütet werden: keine Zeitpunkte, die man erwartet, wie die bequemen Spaziergänger das gute Wetter. Die tragischen Leidenschaften gehen nicht spazieren, sie sind eilig und haben keine Zeit zu verlieren, wie der Prinz das Todesurtheil ungelesen unterschreiben will, um schneller in Emiliens Nähe zu sein. Die Zeit in der Tragödie ist furchtbar, wie das Schicksal selbst, und ich kenne kein Trauerspiel, worin mir diese Furchtbarkeit so eingeleuchtet hätte, wie hier, keines, worin jede Handlung und jede Unterlassung so wie hier an ihren Zeitpunkt gebunden wäre. Dies gilt auch von dem Moment, worin Emilia den Entschluß zu sterben faßt; auch von dem Augenblick, worin Oboardo sie tödtet. Dadurch wird die Nothwendigkeit der Handlungen nicht abgemindert, sondern in Wahrheit erst vollendet.

Lessing hat uns den Charakter seiner Emilia Galotti dadurch so wahr und rührend geschildert, daß er ihre Natur und Gemüthsart noch so kindlich und in einem gewissen Sinne unentfaltet sein läßt. Etwas mehr Welterfahrung, und sie würde die ersten Eindrücke leichter bewältigen und die Versuchungen der Welt weniger fürchten, aber dann wäre sie nicht mehr Emilia Galotti, nicht mehr, wie der Maler sagt: „dieser Engel“. Darum durfte der weise Dichter ihr auch nur einen eng bemessenen dramatischen Spielraum gewähren: sie erscheint nur in wenigen Auftritten, in keinem einzigen Monolog, worin sich innere Vorgänge und Seelenkämpfe verrathen könnten, die eine größere Macht und Freiheit der Reflexion,

eine größere Selbständigkeit eigenen inneren Lebens voraussetzen würden, als Emilia Galotti hat und haben darf. In ihrem Gemüth ist nichts verborgen, was sich nur in einem Selbstgespräche offenbaren ließe. Am wenigsten eine Leidenschaft für den Prinzen! Die hingeworfene Bemerkung Goethes hätte man in diesem Fall nicht zur Weisung nehmen und in Commentaren ausbeuten sollen, die aus dem Trauerspiel Lessings einen elenden Roman und aus der Emilia Galotti eine Figur machen, die wie der erste verunglückte Versuch zur Erfindung einer sogenannten problematischen Natur ausfällt. Nichts ist falscher. Eine problematische Natur erlebt keine solche Tragödie, ist kein solcher Charakter, hat keine solche Furcht und keine solche Entschlossenheit! Dazu gehört eine einfache, den Familientugenden nicht entwachsene, im Glauben und in der Pietät festgewurzelte Sinnesart, die im Conflict mit dem Verderben der Welt sich behauptet und lieber im Arm des Vaters sterben, als von den Wurzeln ihres Daseins losgerissen sein will.

Hören wir doch Lessing selbst, wie er sich über den Charakter der Emilia Galotti brieflich seinem Bruder gegenüber äußert, der in der Titelfrolle des Stückes (zwar keine Leidenschaft für den Prinzen entdeckt, aber) den Mangel an dramatischer Thatkraft und besonders an zeitgemäßer Aufklärung gerügt hatte: was werden zu einer solchen Frömmigkeit noch dazu katholischer Art die Berliner sagen? Uebrigens kannte der Bruder damals noch nicht den Schluß der Tragödie und nahm seinen Tadel zurück, als er denselben gelesen. Der Dichter erwiderte: „Weil das Stück Emilia heißt, ist es darum mein Voratz gewesen, Emilien zu dem hervorstechendsten oder auch nur zu einem hervorstechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht“. „Die jungfräulichen Heroinen und Philosophinnen sind gar nicht nach meinem Geschmack. Ich kenne an einem unverheiratheten Mädchen keine höheren Tugenden, als Frömmigkeit und Gehorsam“.

Diese Tugenden sind es, die Emilia Galotti so furchtsam und so entschlossen, so willensschwach und so willensstark machen: so schwach, daß sie, „der ersten Eindrücke nie mächtig“, zu einem geringen Widerstande die Kraft nicht findet; so stark, daß sie die Kraft zu dem letzten und äußersten Widerstande, die Kraft zu sterben, nicht erst sucht, sondern besitzt. Das Kind, das zuerst keinen anderen Willen hat, als den der Mutter, vermag zuletzt den des so viel stärkeren Vaters zu bewegen und dem ihrigen zu unterwerfen: ihrem Willen, den keine Macht dazu bringen soll, in eine Welt zurückzulehren, deren verlockende Eindrücke sie ein Mal empfunden, deren innerste Verderbenheit sie erlebt und völlig erkannt hat. Und dies wäre keine Tragödie, die ganze Seele zu erschüttern?

„Wohl mir! Wohl mir! Nun bin ich in Sicherheit!“ — ist der erste Ausruf, womit sie erscheint und in die Arme der Mutter stürzt. Wohl mir! Wohl mir! Nun bin ich in Sicherheit: das ist ihr letzter Gedanke, wie sie die väterliche Hand küßt, die ihr den Tod gegeben und die Rose gebrochen hat, ehe der Sturm sie entblättert.



Die Wasserfälle.

Don

Friedrich Hatzel.

— München. —

Naturenthusiasten wollen uns belehren, daß es ungehörig sei, aus der großen, ewig und überall schönen Natur gewisse Einzelheiten heraus zu heben und ihnen eine Theilnahme zuzuwenden, inniger als andren, während doch alles in ihr, vom Stäubchen und Gräschen bis zum Bergkoloß und zur Palme, gleiche Verehrung und gleiche Bewunderung verdiene. Diese lebenswürdige allfreundliche Gesinnung ist uns sympathisch, aber sie erscheint doch nicht verwertbbar für den täglichen Gebrauch. Wenn wir noch so gut wissen, daß es sehr schön ist, allezeit mit offenem Herzen durch Gottes schöne Natur hindurch zu wandern und nicht mit egoistischer Parteilichkeit dem was uns gefällt, weil vielleicht seine Schönheit bequemer aufzufassen ist, mehr Theilnahme zu zollen als irgend einer andren Erscheinung, deren Schönheit oder Größe nicht ebenso leicht zugänglich scheint, so sind wir eben doch zu sehr menschlich beschränkte Menschen, um nicht auch hier, sogar mit Bewußtsein, das Vollkommene, Unerreichbare für einen Bruchtheil hinzugeben, den wir in der Hand zu halten vermögen. Es drängt sich zu viel an uns heran, wir können der Natur nicht ungetheilt angehören. Wir werden abnorm, wenn wir das anstreben. Eines der wenigen Beispiele hervorragender Menschen, die mit Absicht menschliches Treiben flohen, um ganz der Natur hingegeben zu leben, der Neuengländer Henry David Thoreau, der Einsiedler vom Merrimac, dem wir die glühendsten und mitunter die wahrsten Naturschilderungen verdanken, war doch Mensch genug geblieben, um in alten Tagen sich als berebter Vertheidiger eines so menschlichen Dinges wie der Sklavenbefreiung in die aufgeregteste politische Arena zu begeben. Der Fall war mir immer hochinteressant. Die prächtigen Reden für John Brown, einen Mann, der ebenso entschieden für das Hohe in der Menschheit

eintrat, wie Thoreau für das Große in der Natur, strafen die propheten- und apostelhaftige Ausschließlichkeit Lügen, mit der Thoreau in allen vorangehenden Bänden seiner Werke das Evangelium der Rückkehr zur Natur predigt. Die in die Bewunderung des Alls verflüchtigte Seele concentrirt sich hier zu mittlerer menschlicher Dichtigkeit, zu der Consistenz, in der sie sich zwar nicht beständig jedem Blüthenduft und jedem Käfersummen verschwiftern, aber Antriebe zu menschenwürdigen Handlungen ertheilen kann. Ich gehe soweit, daß ich behaupte: die Naturenthusiasten, die soviel von uns verlangen, handeln selbst niemals so ganz nach dem, was sie predigen. Zugegeben, daß jedes Ding mit seinem eignen Maßstab gemessen, so groß sei, wie irgend ein andres, ist eben ihr Maßstab doch auch der menschliche, dessen Elasticität ihre Grenzen hat. Mit den gehörigen Beispielen mag man uns klar machen, wenn auch immer mit einigem Müß- und Zeitaufwand, daß ein Pilzkeim, der in der Sonne wirbelt, etwas grandioses sei, im Vergleich zu andren noch kleineren Gegenständen. Aber das hindert nicht, daß gleich darauf ein Felsblock oder ein Berg uns doch einen viel mächtigeren Eindruck erzeugt, als jene künstlich aufgebaute Größe, die nicht vor unseren äußeren, sondern nur vor unseren inneren Sinnen existirt. Augen und Ohren wollen ihr Recht haben. Sie dienen uns so unermüdet und so treu, daß wir auf ihr Zeugniß auch dann hören müssen, wenn es vielleicht nicht ganz mit dem harmonirt, was wir denken, oder wenn es sogar unser Denken dementirt. Ein kleiner fußhoher Wasserfall eines Kieselbaches auf meiner Wiese verdrängt momentan das Bild der gewaltigen aber fernen Zambesi-Fälle, in welchem schwelgend ich über den Rasen hergeschritten kam. Der Hügel des Thurmbergs bei Durlach brauchte in meiner Jugendphantasie nur noch mit einigen Eischlüften und Felsenpartien gekrönt zu werden, um den Dhamalagiri vorzustellen und so alle Zwischenstufen zwischen 300 und 8000 Meter zu überspringen, welche mir damals noch unbekannt waren. Jener war der größte Berg in meiner Erfahrung, dieser in meiner angelernten Vorstellung. Sowie beim Fernblick ein naher Maulwurfshaufen einen fernen Berg verdecken kann, so drängt sich das Erfahrungsbild mit unwiderstehlicher Kraft vor das Gebilde der Phantasie, der am Ende nichts anderes übrig bleibt, als dieses nun einmal unverdrängbare Bild zur Unterlage einer auf Ausstattung und Verzierung sich beschränkenen Thätigkeit zu machen. Die Moosstämmchen und das Palmengewirr am Fuße des Ameisenhaufens werden zu den Palmen und Bambusen der Dschungeln und der weiße Kiesel, der oben herausglitzert, giebt die Lage des großen Gletschers So und So, dem ein Gangesarm entspringt. Ja, Augen und Ohren wollen ihr Recht haben und nehmen es sich, wo sie es nicht anders kriegen.

Das fließende Wasser ist gewiß in allen Gestalten ein erfreuliches Schauspiel und man braucht noch kein buddhistisches allversenkendes Gemüth zu sein, um sich mit Lust im Thautropfen zu spiegeln und zu baden. Nur muß es Wasser sein und nicht die Fauche eines städtischen Kanals. Indessen

behält doch selbst diese unschöne Flüssigkeit mit der Fähigkeit des Wiederspiegeln's, der leisen Wellenbewegungen, des unmerklichen Fließens eine Kraft zu verschönern und zu beleben, die Großes wirken kann, besonders, wenn charaktervoll schweigame Rückseiten bedeutender Häuser, verfallene Stege, einsam an tönenden Ketten schaukelnde, von Liebespaaren oder nächtlichen Verschwörern träumende Gondeln dazukommen. Der Spiegel einer Amsterdamer Kraacht oder eines Hamburger Fleet ist nicht immer rein und niemals klar und doch — welche Poesie bringt er in diese schmalen Wassergassen. Ich bin vor vielen Jahren einmal im Flug durch Hamburg gefahren, das erste Mal, daß ich diese Stadt sah, es war vielleicht die Zeit einer halben Stunde, die ich zwischen Landungsplatz und Bahnhof verbrachte; im Strudel einer aufgeregten Reise ist alles andere verschwunden, nur eine dieser wie mit einem Boden aus schwarzem Glasfluß belegten Wassergassen mit buckliger Steinbrücke und hohen, holzbraunen Speicherfronten, die sich in einen verlockend geheimnißvollen Winkel verlor, hat mir ein Bild eingegraben, so scharf und so stimmungsvoll, wie es manche an sich viel mächtigere Scene nicht vermochte. Ohne das Wasser wären das enge Straßen wie andere mehr. So ist es auch mit den Thälern. Man zeigt oft Thalgründe, in denen einst ein Bach oder Fluß geflossen, der wandelbar, wie Wasser ist, sein altes Bett verlassen und nach anderer Richtung geflossen ist oder, was sich wohl im dürrn Süden zuträgt, gleich ganz versiegte oder versumpfte. Die bayerische Hochebene ist reich an solchen leeren Flußbetten. Wie todt, wie langweilig kommt einem aber ein solches Thal vor! Die meisten von ihnen sind im Uebrigen ganz angenehme Gegenden: der Boden eine Rasenfläche, die meist ziemlich steilen Ufer in mancherlei leichten Formen, wie spielend, bald vortretend, bald zurückspringend. An mannigfacher Bewaldung fehlt es nicht und gelegentliche Windungen des einstigen Thales sorgen für Abwechslung. Und doch fühlt man stark: Ein starrer Körper, ein Ding ohne Seele, sprachlos, leblos. Man kann die Erfahrung machen, daß der Eindruck auf naive Naturen fast ein beleidigender ist, es kommt ihnen wie Spott, wie Mummerei, der Natur unwürdig vor, eine Form zu schaffen, der der Inhalt fehlt. Und es ist allerdings etwas Unnatürliches. Wie froh wird der Fluß begrüßt, wenn endlich wieder der Schimmer seiner Spiegelfläche belebend herüberblitzt! Es ist auch für das Auge ein Lebenspender. Doch in wieviel höherem Maße noch ist er es, wenn er im Gebirge rauschend und brausend dahingeht, mit unbezählbarer Energie über alle Hindernisse wegspringt, und die Felsen mit sich in die Tiefe reißt, die ihm den Weg verstellen wollen:

Es stürzt der Fels

Und über ihn die Flut.

Man denke sich die Alpen ohne fließendes Wasser. Z. B. das Neufthtal von Altorf aufwärts ohne die Neuf! Unmöglicher Gedanke. Es gibt solche Gebirge, der Westen Nordamerikas ist reich an ihnen, Gebirge, die entweder ganz wasserlos oder doch so arm an dem lebenspendenden Elemente

sind, daß dasselbe schon versichert ist, ehe es bis zu ihrem Fuße herabgelangt. Sie kommen einem aber nicht wie Wirklichkeiten, sondern wie Gespenster vor, vollkommen erstorben, während etwas Lebendigeres, zu allen Sinnen Sprechenderes als unsere Alpen in der ganzen sogenannten „tobten Natur“ nicht zu finden ist. Man denke, daß auch die Mannigfaltigkeit, der Glanz und die Ueppigkeit der Vegetation vom Wasser abhängt, daß die Wurzeln bespült, und von der Feuchtigkeit, mit der es die Luft durchtränkt.

Wenn man durch ein Gebirgsthäl geht, das von einem solchen tosenden Gewässer durchflossen ist, gewöhnt man sich so an das Leben, das durch seine mannigfaltige Bewegung in die Stille der erhabenen Fels- und Urwaldscenen gebracht wird, daß selbst die Sprünge, die es macht, für gewöhnlich Wasserfälle genannt, kein sehr hervorragendes Interesse mehr erwecken. Wer z. B. vom Gotthard nach Saibo in's Tessinthäl hinabsteigt, geht zuletzt an den zahlreichen Wasserfällen, die sowohl der Tessin als seine Nebenflüsse, besonders im Durchbruch des Mte. Piatino bilden, ohne große Mühsung vorüber, denn der Fluß selber ist so wild und von so mannigfaltiger Erscheinung, daß diese einzelnen Kraftstellen kaum mehr bedeutend hervortreten können. In einer solchen Gegend kann man dem allseitig gerechten Naturverehrer Recht geben, welcher behauptet, daß das alles gleiche Bewunderung verdiene und daß es oberflächlich sei, sich an die Kraftstellen zu halten, nachdem das ganze Gebicht großartig sei.

Es wird aber sofort anders, wenn ein Wasserfall isolirt auftritt. Nicht bloß darum, weil dann die Umgebung nicht mit ähnlichen Erscheinungen auf ihn drückt. Ein Wasserfall ist etwas, das für sich stehen und gelten kann, etwas Freies, Losgelöstes, vielmehr sich Losreisendes: Ausgerüstet mit der vollen Möglichkeit individuellen Daseins, bleibt er zwar immer die höchste Potenz des rasch fließenden Wassers und es ist gewiß, daß man vom schrägen Hinschießen einer Stromschnelle bis zum senkrechten Fall eines Kataraktes alle nur denkbaren Mittelformen in der Natur zu finden vermöchte. Das fließt alles. Die starke Vertretung dieser Mittelformen ist es ja eben, was die in Gebirgsströme eingeschalteten Fälle verhältnißmäßig so wenig hervortreten läßt. Aber ein Wasserfall hat unabhängig von allem, was seine Umgebung ausmachen mag, Charakterzüge, die nur ihm in voller Ausprägung zukommen. Nur in ihm ist das für gewöhnlich horizontal oder schräg fließende Wasser zu senkrechtem Absturze aufgerichtet; nur in ihm wird das Wasser fast durchaus zu Staub- und Schaumgestalten gezwungen, die es anders färben und in weitaus anderen Formen sich bewegen lassen als für gewöhnlich seine Regel ist; nur in ihm wird vom Rauschen und Brausen, das bei großen Fällen zu weithin hörbarem Gebrülle anschwillt, der Gehörsinn in mächtigster Weise ergriffen, so daß in der ganzen Reihe der meist völlig stummen Naturerscheinungen das Sturmgeheule, der Donner und das unterirdische Rollen des Erbbebens allein mit ihm verglichen werden können; nur in ihm macht das sonst seinen Umgebungen zart sich anschmiegende

Wasser sich fast gewalttham frei und zum Mittelpunkt eines Bildes, und beherrscht seine Umgebungen, die neben ihm nur noch die Bedeutung eines Rahmens behalten. Gerade mit dieser letzten Eigenschaft hängt gewiß ein sehr großer Theil der ästhetischen Bedeutsamkeit der Wasserfälle zusammen, denn sie werden durch sie in der entschiedensten Weise zu Bildern in der Natur. Es ist kein Zufall, daß jeder Wasserfall ganz von selbst mit seinem nächsten Umgebungen fertiger Gegenstand eines Gemäldes wird: es liegt in seinem kräftigen, beherrschenden Hervortreten. Wie selten ist es ohnehin, daß in der Natur eine Scene sich gewissermaßen arrangirt für das künstlerische Auge! daß ihr aber auch der passendste Rahmen schon ungelegt ist, wird höchst ungewöhnlich erscheinen. Und doch trifft es bei den Wasserfällen zu, denn diese stempeln die Felswände und Klippen, über welche sie wegstürzen und zwischen denen sie ihre Wege suchen, die Bäume, die unter, über und neben ihnen aufragen, die üppigeren Moospolster und den grüneren, saftigeren Rasen, den ihre Nähe frisch erhält, die hochwachsenden Uferkräuter und Gräser, kurz Alles, was mit ihnen in Berührung kommt, zur Staffage, zur Arabeske. Diese Dinge tragen durch untergeordnete Mitwirkung wohl zur Hebung des Gesamteffectes bei, aber sie haben keine selbständige Rolle neben dem Hauptbilde zu spielen. Gerade auf diesem zur Wirkung fertigen Charakter der Wasserfälle beruht gewiß ein gutes Theil jener Popularität, jener Anziehungskraft, welche dem tiefergehenden Naturfreund wie eine Ungerechtigkeit gegenüber der übrigen, bescheidener auftretenden Natur erscheint. Aber ebenso gehört er auch zu den Gründen, welche die Wasserfälle als Erscheinungen ganz besonderer Art, als scharf charakterisirte Individuen uns entgegentreten lassen. Daß sie im Grunde doch wie alle anderen Erscheinungen des flüssigen Elementes abhängig bleiben von dem Festen, das ihnen zur Grundlage dient, tritt dabei vollständig in den Hintergrund. Sie sind in Summa eine der selbständigsten, schärfst umrissenen, bestinmtest wirkenden, deutlichst für sich selber sprechenden Naturerscheinungen.

II.

Aber welche Verschiedenheit des Inhaltes in dem Einen Begriff „Wasserfall!“ Welcher Reichthum in dem Rahmen, welcher den Niagara und die kleinen Tropfenkaskaden einer Grotte, das flüchtig aufschäumende schwere Anschwellen der Wellen einer Stromschnelle und das halb im Winde verwehte Bersichellen und Berstäuben eines bergshohen Hochgebirgswasserfalls umschließt! Auch hierin zeigt sich diese Erscheinung so ganz als echtes Stück Natur, grenzenlos reich und mannigfaltig wie die Natur selbst, auch selbst wo sie geradezu künstlerisch schön und wirksam gegliedert auftritt. Es würde deshalb schwer sein, die Wasserfälle zu classificiren, wenn man nicht wüßte, daß alle Classification derartiger Dinge nur möglich bleibt, wenn sie sich an der Oberfläche hält und nicht das zerreißen und in künstliche Kategorien ein-

pfropfen will, was von Natur durch tausend Uebergänge in einander verschlungen ist. Wollen wir einen solchen Versuch wagen, so soll es sich nicht um eine alle Fäden des Zusammenhanges zerschneidende Zertheilung, sondern um eine leichte Gliederung nach äußeren Merkmalen handeln, welche es ermöglicht, den ganzen Reichthum dieser Erscheinungen zu umfassen, ohne durch ihre endlose Mannigfaltigkeit daran gehindert zu werden.

Welches sind die auffallendsten Merkmale verschiedener Formen von Wasserfällen? Vor allem offenbar der mehr oder weniger große Reichthum des Wassers, welches in ihnen zur Bewegung gelangt. An der einen Grenze steht der Wasserfall, in dem ganze Binnenmeere sich entleeren oder der ganze Ströme plötzlich von einer höheren auf eine niedrigere Stufe ihres Laufes springen läßt (Niagara, Victoriafälle des Zambesi, Rheinfall), an der anderen das Getröpfel einer Quelle, die an einer Felswand zu Tage tritt, von der sie auf ein niedriges Niveau hinabrieseln muß, ehe sie ruhig als ein mehr hör- denn sichtbares Bächlein weiterzufließen vermag. Jene, die wasserreichen, kommen im Allgemeinen nur in den Gegenden vor, wo größere Mengen Wassers sich zu vereinigen vermögen, also nicht in den Gebirgen, deren verworrene Rämme und Wölbungen die Bäche auseinanderhalten, sie an der frühen Vereinigung zu Flüssen hindern, sondern in den tieferliegenden und flacheren Theilen der Erde, in Tiefländern und auf Hochebenen, wo solche Hindernisse nicht bestehen. Die anderen, die wasserarmen, finden sich aber ganz natürlich dort am häufigsten, wo es wasserreiche Flüsse nicht oder doch nur selten giebt, nämlich in den Gebirgen, und ihre Wasserarmuth geht bekanntlich oft weit genug, um sie einen Theil des Jahres versiegen oder wenigstens durch den Wechsel in den Mengen der Niederschläge sehr verschieden stark und eindrucksvoll erscheinen zu lassen. Gerade in der Gleichmäßigkeit der Wassermasse bei jenen, die durch die größere oder geringere Ausgiebigkeit der Regengüsse nicht beeinflusst zu werden vermag; und in der Ungleichmäßigkeit derselben bei diesen liegt ein starker Grund der Verschiedenheit beider. Ueberhaupt ist der Contrast beider Gattungen von Wasserfällen ein sehr großer und die Wirkung, die sie in dem Beschauer erwecken, ist nicht nur dementsprechend eine sehr verschiedene, sondern auch eine auf sehr verschiedenartige Empfindungen gegründete. Bei den massigen überwiegt der Eindruck der Kraft und Macht, bei den minder starken, wasserärmeren der der leichten, lebhaften, wechselvollen Bewegung. Jene gehören den ehrfurchterweckenden, diese den gefälligen Erscheinungen zu. Bei den letzteren denkt man unwillkürlich an ein Bild, das man gern betrachtet, bei diesen an ein erschütterndes Geschehen, bei dem man nicht dauernd verweilen möchte. Jene stimmen heiter, diese ernst. Jene bedürfen einer Umgebung, diese wirken vielleicht bedeutender ohne dieselbe oder können ihrer wenigstens entzathen.

Diese grundverschiedenen Wirkungen sind zum Theil auf Eigenschaften zurückzuführen, welche mit den Grundzügen des Wasserreichthums und der Wasserarmuth Hand in Hand gehen und auf die man eine Classification der

Wasserfälle ebensogut oder vielleicht mit größerem Rechte gründen könnte, als auf das eben hervorgehobene Moment. Hier ist vorzüglich an die Verschiedenheiten der Höhen- und Breitedimensionen gedacht, die in fast allen Naturbildern als den Eindruck in hohem Maße bestimmend hervortreten. Die wasserreichen Fälle sind fast immer auch die breiteren, während die wasserarmen nothwendig schmal und dadurch verhältnißmäßig hoch sein müssen, wenn nicht ihre geringe Wassermasse vollends verzettelt werden soll. Dabei liegt es in der Natur der Sache, daßerspaltung in mehrere nebeneinander abstürzende Fälle bei den breiten, dagegen stufenweiser Abfall oder Cascadenform bei den hohen die häufigste Abwandlung sein wird. Die ästhetische Wirkung beider Arten von Variationen ist dabei allerdings sehr verschieden, denn der eigenthümliche Charakter von Zierlichkeit und Lebendigkeit, welcher den hohen Wasserfällen eigen, wird bei der Zertheilung derselben in verschiedene Stufen oder Cascaden nur erhöht, während der mächtige Eindruck breiter Wassermassen durch ihre Zertheilung in mehrere nebeneinander sich bewegende Stücke verringert werden muß. Selbstverständlich bietet, auch abgesehen von dieser Zerlegung, der hohe Wasserfall ein bunteres Bild als der breite. In diesem ist mehr Wasser, in jenem sind mehr Dinge außer dem Wasser: Klippen, die hervorstechen, Felswände, über welche dünne Wasserschichten wie ein Spiegel sich verbreiten, Bäume, die auf einem Vorsprung mitten im Falle selbst sich erheben, oder Sträucher, die vom Rande desselben hinunterneigen. Dort wirkt, mit einem Worte, das Wasser für sich, während es hier seine Wirkungen vereinigt mit denen einer Anzahl von anderen Dingen, für welche es gewissermaßen der Faden ist, an dem sie sich aufreihen, und zugleich das Beherrschende, das sie zusammenfaßt. Dieser Gegensatz beeinflusst wieder sehr erheblich den ästhetischen Eindruck. Es ist auf den ersten Blick paradox, wenn J. F. Cooper, ein so feiner Kenner und Darsteller des Naturschönen wie irgend Einer, vom Niagara sagt: „Dieser Wasserfall hat einen entschiedenen Zug von Weichheit, der seine Großartigkeit in ganz eigenthümlicher Weise sänftigt. Wir entdecken, seitdem wir in die Geheimnisse dieses Schauspielers eindringen, einen anderen Charakter als der ist, der sich zuerst an unsere Sinne drängte“ (Homebook of the Picturesque 56). Aber dieses Urtheil ist nicht nur für den Niagara fein und wahr empfunden, sondern es findet auch auf alle anderen Wasserfälle Anwendung, die demselben Typus angehören. Großen Wassermassen sind große, weitverlaufende, gerundete Linien eigen. Sie gehören mit dem Meere, den Strömen, den Seen, den bewaldeten runden Kämmen und Ruppen der Mittelgebirge und Hügelkämme, den Umrissen, die eine flache Hochebene an den Horizont zeichnet, auch den Formen, zu denen Dünen sand und Schnee neigen, mit unzähligen Pflanzengestalten, kurzum mit allem Langgezogenen, Ungebrochenen, zu Wellenlinien Steigenden zusammen. Diese alle haben etwas Weiches und Ruhendes. Aesthetiker der constructiven Schule, die von einem starken Bedürfnis beherrscht sind, Polaritäten, Dreiklänge u. dgl. in den Dingen der Natur zu finden,

würden eher sagen, etwas Weibliches präge hier sich aus. Aber man kann vielleicht besser mit ihnen fühlen, wenn sie dem zack- und gratreichen Hochgebirg, den scharfen und willkürlichen Formen des ewigen Eises, den steilen Felsen, einzel aufragenden Bergen, Klippen, Schluchten, starrstämmigen Bäumen, kurzum dem mehr Hohen als Breiten, dem Spitzigen, Gebrochenen, in der Form Unruhigen einen männlichen Charakter zuweisen. Nur würden wir vielleicht in nüchterner Ausdrucksweise vorziehen zu sagen: sie haben alle etwas Hartes und Lebhaftes. Zu dieser letzteren Gruppe gehören die hohen Wasserfälle ebenso entschieden, wie die breiten zu der ersteren zu zählen wären. Wenn man nun männliche und weibliche Wasserfälle unterscheiden wollte, so wäre dagegen nichts einzuwenden, denn ohnehin wird ja ein großer Luxus mit Distinctionen in aller Naturbetrachtung getrieben und diese hier würde den Vorzug der Vermenschlichung und Näherbringung besitzen. Aber der Gehörsinn kann hier dem Formensinn nicht so ganz nachgeben und es ist conträr, daß gerade die in den Formen weiblichsten Fälle am kräftigsten brüllen, während die männlichsten diejenigen sind, welche am heitersten plätschern und plaudern. Wenn man irgendwo einsieht, daß der Rhein nur ein alter bärtiger Riese sein kann, so ist es am Rheinfall; dagegen könnte man sich sogar eher den gewaltig hohen Krinler Fall als eine Nymphenschaar denken, die sich scherzend und lachend (manchmal sogar überlaut) den Berg hinabverfolgt. Uebrigens ist es nicht unsere Sache, diesen Widerspruch zu lösen, wogegen derselbe als Preisaufgabe für Dichter vielleicht ganz passend wäre.

III.

Die Höhe der Wasserfälle ist jedoch an und für sich einer der bedeutendsten Factoren in ihrer ästhetischen Wirkung. Es imponirt der Masse der Naturbummler, die das Großartige mit Ellen und Liter mißt, wenn sie hört, daß im Yosemitethal in Californien ein Wasserfall von mehr als 800 M. vorkomme oder daß in gewissen Fjorden Norwegens ein halbes Duzend Wasserfälle, jeder von über 150 M., in geringer Entfernung von einander über die Felswände stürzen, so daß man bei jeder Wendung des zwischen Meer und Fels ängstlich sich durchzwängenden Weges immer mindestens zwei davon im Auge hat. Aber wie schwach ist doch der Eindruck dieser Bächlein hier wie dort! Es kann nicht möglich sein, daß in ein Gebirgsthale, das an und für sich schon hoch gelegen ist, auch noch von einer fast 1000 M. höheren Felswand eine große Wassermasse herabstürzt. Das zu erwarten, wäre unvernünftig, weil gegen die Natur. In solcher Höhe gibt es überhaupt keine Wassermassen außer in gefrorenem Zustand als Schnee oder Gletscher, außerdem kommen nur schmale Bäche zum Vorschein, die erst durch wiederholte Vereinigung sich endlich soweit bereichern, daß sie Flüsse darstellen. Das vollzieht sich aber gewöhnlich in einem ziemlich tiefen Niveau. Deswegen erwartete man nicht gewaltige Wasserfälle im Gebirge.

Die größten, die man kennt, liegen im Gegentheil sehr tief und oft nicht weit vom Meer entfernt. Der Fuß des Niagarafalles liegt bei 120, der des Rheinfalles bei 380, der der Victoriafälle des Zambesi bei 750, der der Drinotofälle von Mahpures und Atures bei ca. 200 M. Hier sind eben nach langer Gebirgswanderung endlich die nöthigen Wassermassen zusammengekommen, die die Natur zu einem solchen Knalleffect braucht. Und deshalb sind diese überwältigenden Schauspiele auch nicht häufig. Europa hat nur den einen Rheinfall, Nordamerika seinen einzigen Niagara, der allerdings wahrscheinlich der unvergleichlichste, der großartigste unter den großen ist. Was Südamerika betrifft, so ist es in denjenigen Regionen, wo etwas dem Drinotofall Vergleichbares erwartet werden kann, so weit durchforscht, daß man wohl sagen kann, es würde ein Wasserfall von dieser Größe nicht übersehen worden sein, wenn er etwa im La Plata-Gebiet oder bei einem der großen Nebenflüsse des Amazonenstromes sich fände. Nachdem man in Afrika Congo, Nil und Niger, die drei Hauptflüsse des Erdtheiles, daneben Zambesi, Dranje, Limpopo und Ogoive in ihren Hauptzügen kennt, läßt sich ebenfalls kaum noch etwas über die Victoriafälle hinausgehendes erwarten. Nur Asien bleibt übrig, das bis jetzt kein Schauspiel von dieser Größe hat erkennen lassen. Aber es ist fast gewiß, daß man in jenen erst neuerdings nur in ganz großer Uebersicht erforschten Regionen zwischen Tibet und Assam, wo der Himalaya mit himmelstürmenden Felswänden sehr steil von nahezu 3000 M. herab sich in das tiefe Brahmaputa-Thal von Assam senkt, große Wasserfälle finden wird, die an Höhe vielleicht die größten übertreffen werden, die man bis heute kennt und gleichzeitig durch hinreichende Wassermassen den gewaltig hohen Rahmen, der sie einschließt, einigermaßen auszufüllen im Stande sein werden. Ueberhaupt verspricht diese Region eine großartige Scenerie zu eröffnen: das höchste Gebirg der Erde mit einem steilen Abfall, wie er selten gefunden wird, in das große Thal von Assam hineingestellt, durch welches einer der Könige unter den Strömen seine zu jeder Zeit fast gleich mächtigen Fluthen mit Gebrausch zum nahen Meere trägt, und das eine tropische Vegetation von sinnverwirrender Ueppigkeit hegt. Wenn einmal die Zeit kommt, wo die Menschen, welche Mühe zur Empfindung schwervermeidlicher Uebelstände haben, es müde werden, sich mit einem garstig launenhaften Klima herumzuschlagen, wie unser nordisches es ist, und sich nach tropisch weicher Luft und tropischer Lichtfülle sehnen, wird gewiß diese Landschaft zu denen gehören, die von den Meisten aufgesucht werden wird. Schade nur, daß sie in ihrer westlichen Hälfte sehr regenreich ist.

Der Yosemitefall in dem gleichnamigen herrlichen Thale der Sierra Nevada von Californien gilt für einen der höchsten Wasserfälle der Erde und kann vielleicht als der höchste bezeichnet werden in Anbetracht dessen, daß seine Höhe von 800 M. genau gemessen ist, während für diejenige seiner Concurrenten nur Schätzungen vorliegen. Jedenfalls ist er ein seltene und

merkwürdige Erscheinung. Er fällt in verschiedenen Abschnitten. Milchweiß schäumt er über die Felskante des obersten Thallandes herab, bricht sich dann an einer Felswand, ungefähr bei 600 M. und dann weiter unten noch mehrere Male, wobei er jedesmal durch die Gewalt des Aufstoßes vollständig in Staub zerworfen und wie ein wehender Schleier aus lauter Wassertropfen gewebt herab geführt wird. In diesem Zerstäuben und Wiederzusammenfinden des an sich schmalen Baches liegt der Hauptreiz dieses Wasserfalles, und dieser Reiz ist nur lieblich. Die obere Hälfte kommt bei der sehr beträchtlichen Höhe wenig zur Geltung und die Großartigkeit der Dimension geht damit für den ästhetischen Eindruck verloren. Es ist immer faul, wenn man sich angesichts eines solchen Bildes erst mit Hülfe des Reisebuches oder der Karten klar machen muß, wie groß die Verhältnisse eigentlich sind. Man kann sagen, es sei ein Torso. Aber beim Torso eines sehr langen Menschen ist vielleicht die Zierlichkeit der langen Beine das einzige, was für die Bewunderung übrig bleibt und das ist doch, ehrlich gestanden, nicht viel. In demselben Thale sind noch einige Fälle von gewaltiger Höhe und alle sind von demselben mehr zur Zierlichkeit als zur Großartigkeit hinneigenden Charakter. Einer davon trägt den Namen „Bridal Veil Fall“, Brautschleierfall, weil er bei bewegter Luft, die in diesem Hochthale die Regel, wie ein langer weißer Schleier in die Luft hinauszflattert — ein Zeichen, wie wasserarm er ist, denn selbst ein starker Wind kann eben doch nur mit einem dünnen Wasserfaden so spielend verfahren. Die berühmten Gave-Fälle bei Gavarnie in den Pyrenäen bieten übrigens dasselbe Schauspiel. Der höchste von ihnen ist 410 M. hoch und wird als der höchste Wasserfall Europa's gerühmt. „Das Wasser fällt langsam, wie eine Wolke, die sich herabsenkt, oder ein sich entfaltender Musselinschleier; die Luft beschwichtigt seinen Fall; das Auge folgt mit Behagen den graziosen Windungen des schönen, lustigen Schleiers. Er gleitet nur am Felsen hinab und schwebt mehr als er fällt. Durch sein Gewebe scheint die Sonne mit dem sanftesten, lieblichsten Licht. Er erreicht den Boden wie ein Strauß leichter, wogender Federn und springt als silberner Staub zurück. (Taine, Pyrenées L. III. Ch. 6.) Das Thal von Gavarnie liegt 1410, das Yosemitethal 15—1500 M. hoch, beide sind von hohen Felswänden eingefast und bei beiden sind diese Felswände circusartig aufgebaut. Ich hatte zufällig Taine's Pyrenäen nur wenige Tage vor meinem Besuche der Yosemitefälle gelesen und fand damals, daß er genau mit denselben Worten, die ich hier angeführt, den Brautschleierfall hätte schildern können. Wenn man bedenkt, daß beide Gebirge in Schmalheit ihrer Gesamterhebung, in der Neigung zum Aufbau sogenannter Circusthäler und in den im Vergleich mit den Alpen geringen Schnee- und Eismassen, die auf ihren Höhen lagern, eine gewisse Aehnlichkeit haben, wird man in dieser Uebereinstimmung zweier so charakteristischer Wasserfälle nicht einen bloßen Zufall sehen.

Die californische Sierra Nevada ist aber überhaupt ein trockeneres Ge-

birge als es irgendwo in Europa zu finden. Weder Regen noch Schnee sind häufig. Ein gewisser Zug von Dürre, eine Neigung zu braun und gelb gehört bis auf die höchsten Gipfel hinauf geradezu zu den bezeichnenden Merkmalen californischer Alpennatur. Zeugniß dafür: die Gletscherlosigkeit, das Fehlen des Unterholzes in den sonst doch so prächtigen, hoheitsvollen Nadelwäldern der Hochregion, der Mangel an Matten, die an üppigem Wuchs und frischer Farbe auch nur entfernt an die Alpenwiesen erinnerten. Wo grüne Wiesen in der Sierra vorkommen, sind sie immer von beschränkter Ausdehnung, und man braucht nicht lange zu suchen, so findet man ein aromatisches Kräutlein darin, das mehr an die mittelmeeische harz- und lavendelduftende Flora des californischen Tieflandes als an Alpenkräuter erinnert. Wir haben diese vielgerühmten Yosemite-Fälle nur an einem Punkte einen wirklich großartigen Eindruck gemacht, und das war auf der Aussichtsstelle, die man passiert, wenn man das Thal in der Richtung auf Mariposa verläßt. Hier umfaßt man einen großen Theil desselben und zugleich überfliehet man seinen Felsrand, über welchen die Wässer wegbrausen, die dann als Fälle ins Thal hinabgelangen. Das Thal ist hier ein großer Kessel oder besser eine längliche Ausbuchtung in einer großen Granitmasse. Die Granitmasse ist das Gebirge, das rings um diese Höhlung sich zu bedeutenden Rängen und Gipfeln erhebt. Aus kleineren und größeren Schneeflecken, die man in den schattenreichen Schluchten und an den unbesonnten Seiten der Abhänge liegen sieht, kommen Bäche heraus, die alle nach dem Rande des Kessels zu streben und dort verschwinden. In dem Grün und Braun des Thalgrundes aber liegt leuchtend die silberne Schlangenlinie eines Flusses, und kleinere silberne Schlinglein streben von vielen Seiten des Randes ihr zu. Endlich sieht man an den inneren Felswänden des Kessels Theile von herabstürzenden Bächen, die bald in den Schluchten ihrer verschlungenen Wege verschwinden, bald weiß wie Schnee hervorschäumen, bald eine Felswand, über die sie breit herabfließen, wie eine polirte Metallplatte leuchten lassen und an einigen Stellen sogar in dünnen Strahlen wie aus einem Krüge gegossen von dem höheren Felsabfaß zu dem niederen springen. Das ist wirklich groß. Die Schneeebäche oben, der Fluß unten, die Bruchstücke von Wasserfällen zwischen beiden: das ganze System offen gelegt, wie das Geäder in einer Brust verzweigend und zusammenstrebend, und alles voll Leben, voll Bewegung. Man meint bei solchem Blick, das ganze Thal müsse aufathmen, es müsse mit allen seinen sanften Hügelwellen, seinem Grasteppich und seinen aus dieser Ferne wie moosiger Anflug an den Felsen hinaufklimmenden Cedern- und Fichtenhainen sich heben und senken wie eine warme Brust. Hier kommen die Wasserfälle zu ihrem Rechte, indem sie funkelndes Leben in den Körper bringen, daß wir den Puls der Natur springen fühlen. Aber ein einzelner Yosemite oder Bridal Veil, was ist er mit all seinen Hunderten von Metern gegen so ein Gesamtbild? Eine zierliche Arabeske, eine sehr seltene und bewundernswerthe zwar, aber nichts weiter.

Diesen californischen Fällen und zum Theil auch den norwegischen fehlt nämlich häufig die nothwendige Umrahmung, durch welche sie zu einem abgeschlossenen Bilde, selbständig werden könnten. Indem sie über Felswände herabstürzen, die so steil sind, daß kein dichter Wald, sondern nur vereinzelte Bäume, höchstens lichte Haine an ihnen Wurzel fassen können, werden sie oft wie haltlos und drohen in den gewaltigen Dimensionen ihrer Umgebungen zu verschwinden. Im Hochgebirge liegt diese Gefahr überhaupt nahe. Der Staubbach macht entschieden einen größeren Eindruck, wenn sein gewaltiger Hintergrund mit der Jungfrau und den Nachbarriesen in Wolken verhüllt ist. Wenn aber diese kühnen Schneeberge sich klar in der ganzen Herrlichkeit ihrer Formen und leuchtenden Farben hervorheben, tritt jener ganz von selbst zurück. Wenn bei der Gave dreizehn Wasserstreifen aus Berghöhe in denselben Felsencircus herabschweben (theilweise allerdings schon mehr nur träufeln) wirkt das Bild freilich genug für sich. Aber ein vereinzeltcs Bächlein braucht Rahmen, um nicht ganz in seiner mächtigen Umgebung aufzugehen. Feinsinnige Schilderer haben das gefühlt und so hebt z. B. Goethe von „einem schönen Wasserfall auf Staubbachs Art“, den er auf dem Wege von Salenche nach Chamounix berührt, ausdrücklich hervor, daß „er weder sehr hoch, noch sehr reich, doch sehr interessant, weil die Felsen um ihn eine runde Nische bilden“ (Briefe a. d. Schweiz). Man darf die Frage aufwerfen, ob nicht die meisten der vielbesuchten Wasserfälle unserer Mittelgebirge, wie z. B. die von Triberg und von Allerheiligen im Schwarzwald, die der Ilse im Harz und ähnliche, die Hälfte des Reizes besäßen, den sie auf uns alle üben, wenn sie aus ihrer prachtvollen Waldumgebung herausgenommen wären. Gerade die Tannen, die in ihrer Umgebung so häufig sind, stimmen mit dem ruhigen, steilen Auftragen ihrer Stämme, der dichten und regelmäßigen Verzweigung, dem dunkeln Grün ihrer Nadeln so recht zu einem fallenden Wasser. Eine passendere Umrahmung wäre schwer zu denken. Oft ruht aber auch auf dem Gegensatz zwischen beiden eine bedeutende Wirkung. Ist er nicht überall so schneidend, wie beim schönsten Wasserfall Norwegens, dem Rjukan Foss, den B. Taylor in etwas starken Farben malt: „Ein Wunder sprühender Schönheit, eine Erscheinung von überirdischer Lieblichkeit, in einem Rahmen von Dunkelheit und Schrecken, der der Rachen der Hölle sein könnte“ (Northern Travel 1854. 348), so ist er doch immer wirksam, wo das Leichte und Bewegliche des fließenden Wassers vereinigt ist mit dem Schweren und Starren der Hochgebirgsnatur. Vermittelnd steht zwischen den beiden der Wald und vor allem der Nadelwald, der in den zugleich starren und belebten Gestalten seiner Bäume scharfe Gegensätze verbindet. Vielleicht verdankt Norwegen den Ruf, das Land der meisten, höchsten und schönsten Wasserfälle wenigstens in Europa zu sein, der Thatfache, daß Fels, Wald und Wasser fast in jedem seiner Landschaftsbilder innig in einander verwoben sind. Es ist nicht anders möglich, als daß aus der häufigen und nahen Vereinigung dieser Elemente zahlreiche großartige und schöne Scenen

hervorgehen müssen. Das feuchte Klima und die tief herabgehenden Schneefelder ermöglichen einen Wasserreichtum, der wenigstens in dieser einen Hinsicht den norwegischen Fällen einen Vorzug vor den meisten alpinen verleiht. Vielleicht ist der hohe Vöring-Foß, im Hintergrund des Hardanger Fjord, in der That der wasserreichste von allen hohen Wasserfällen. Die Reisebeschreiber wenigstens sprechen ihm freigebig diesen Ruhm zu. Taylor meint sogar: An Höhe, Wassermasse und Erhabenheit der Umgebungen hat er nicht seines Gleichen. Schade, daß man gerade diesen so hochbegünstigten Fall von keiner Seite voll zu Gesicht bekommt. Man sieht entweder von oben in die Schlucht hinab, in welche er seine Wasser „einen Silberfaden wie die Schnur eines Sentbleis, um die 2000 Fuß der Felswand zu messen“ hinabsendet; oder man blickt von unten hinauf, wo man aber in dem Labyrinth von Felswänden nirgends den ganzen Fall zu übersehen vermag. Der andere, der mit diesem um den Ruhm der Schönheit streitet, der Njukan-Foß im oberen Tellemarken, gehört dem Typus der „Schleierfälle“ an, wie wir sie aus dem Yosemite und von der Gave bereits kennen gelernt. „Perlenbänder“, „Silberschleier“, „schwebendes Filigran“ sind die Bilder, mit denen die Schilderer fein unendlich zartes halb Schweben, halb Stürzen vor die Sinne zu bringen suchen. An Wasserreichtum übertrifft er weitaus diese, wie auch den Staubbach und andere alpine Fälle dieser Art, und ebenso an Wildheit der Umgebung, der näher wie der fernern. Aus der letzteren hebt sich die mächtige breite Pyramide des Gousta wie aus einem Schneemantel hervor, ähnlich wie die Jungfrau den Hintergrund des Staubbaches bildet.

Die weitaus meisten Wasserfälle von dem schmälern und höheren Typus haben ihre Vorzüge freilich in anderen Richtungen zu suchen, als in der der gewaltigen Dimensionen, die ja nur unter ungewöhnlichen Umständen überhaupt möglich werden. Sie glänzen durch die bescheideneren, aber oftmals fesselnderen Reize ihrer eigenen Formen und derjenigen ihrer Umgebungen, und es sind in dieser Beziehung mehr und reichere Variationen möglich, als man auf den ersten Blick für möglich halten würde. Kommen doch unter den seltsamsten Umständen Wasserfälle vor. In die Höhlen des Karst stürzen sich Flüsse in rauschenden Cascaden, um ihren Lauf unterirdisch fortzusetzen. Der „Tropfbrunnen“ in der Adelsberger Grotte und andere ähnliche, die sich in Höhlen und sogar in Bergwerken finden, sind unterirdische Wasserfälle. In der Geiserregion des oberen Yellowstoneethales im Westen Nordamerikas fallen heiße, dampfende Wassermassen in weiße rötlich oder grünlich angehauchte Sinterbecken und manchmal stufenweise von einem Becken in das andere. In den Fjorden Norwegens und in ähnlich beschaffenen Gebieten, wo Meeresarme sich unmittelbar mit hohen Felswänden berühren, gibt es Bäche, die sich in weitem Bogen von der Felskante in's Meer stürzen. Von schmelzenden Eisbergen in den Meeren der Polarregionen fallen kleine Ströme süßen Wassers in das Meer hinab, und Gletscherpalten sind oft das Bette tosend in sie hinabwirbelnder Wasserfälle. Das Meer

selbst bildet oft die reizendsten, aber freilich auch vergänglichsten Wasserfälle an klippigen Küsten, wo es seine Wogen hoch an den Felsen des Ufers hinaufwirft, von denen sie in tausend kleinen, alle verschiedensten Formen annehmenden Cascaden wieder zurückfallen. Wollen wir Wasserfall auch den Sturz des gefrorenen Wassers nennen, so sind die Eiscascaden der Gletscher, die zu den schauerlichsten Bildern von Zerrissenheit und Zerklüftung gehören, und die Schneelawinen nicht zu vergessen. Sene finden unter den wildesten Wasserfällen nicht ihres Gleichen, während diese, wenn sie den funkelnden Schneestaub aufwirbeln, an die in „Wasserrauch“ gehüllten zerstäubenden Wasserfälle erinnern. In's Einzelne gehend, würden hunderte von verschiedenen Formen genannt werden können, an deren jede sich wieder hunderte von Variationen anschließen würden, da keine dieser ihrer Natur nach mannigfaltigen und wechselvollen Erscheinungen der anderen völlig ähnlich. Erinnern wir uns aber bei Zeiten, daß man Dinge, deren Bedeutung in ihrer Schönheit oder Großartigkeit wurzelt, nicht zergliedern soll. Was kommt auch dabei heraus? Die Freude am Schönen und Großen ist ihrer Natur nach nicht analytisch, sondern sie strebt viel eher ein Ganzes zusammenzuhalten, dessen sie sich einmal bemächtigte. Nur wo die Theile auch für sich allein darauf Anspruch zu machen vermögen, schön zu wirken, erwerben sie sich das Recht, gleich dem Ganzen zur Betrachtung herauszufordern. Man übersehe aber nicht die nothwendigen Grenzen. Man findet außer dem Gesamtbild einer Venus auch ihren Nacken oder Busen bewundernswerth, nicht aber ihre Muskelfasern oder Milchdrüsen. Die Gebiete des Aesthetikers und des Anatomen müssen streng geschieden bleiben, und wir wollen uns von den letzteren so ferne wie möglich halten. Aber die Natur selbst hat diese Erscheinungen reich gegliedert und viele von ihnen sind in Abschnitte zerlegt, welche wir gezwungen sind, stückweise zu genießen, da eine zusammenfassende Aufnahme derselben in unsere Sinne nicht möglich ist. Dem Verständniß der Gesammterrscheinung kann es dienlich sein, diese Theile etwas näher zu betrachten.

Die Mehrzahl der höheren oder schmälern Wasserfälle, die wir hier im Sinne haben, ist in Cascaden gegliedert und das dadurch erzeugte stufenweise Herabfallen des Wassers erhöht den Reiz derselben bedeutend. Zeugniß dafür die Nachahmung, welche gerade diese Form des fallenden Wassers in der Gartenkunst, im Aufbau monumentaler Brunnen gefunden hat. Die Rococo-Gartenkünstler haben auch die breiten, ungebrochenen, wie gebogene Spiegel sich ergießenden Wasserfälle, ihre nappes d'eau, reichlich verwendet, aber mit Vorliebe nur in breiten Blumenparquets, und die Landschaftsmaler sind ihnen hierin nicht gefolgt, sondern, wenn diese Wasserfälle malen, suchen sie sich doch instinctiv die cascadirenden und dasselbe thun die eigentlichen Landschaftsgärtner. Die Künstler, die an den Wasserfällen des Anio herumgewandelt, vom Baumeister der Villa des Maecen bis auf Bernini, haben derselben Neigung gehuldigt, zu der sie freilich bei diesen

echten Cascadenfällen die Natur selbst anleitete. Wahrscheinlich ist ein großer Theil der Cascaden in den älteren Gartenanlagen auf die Nachahmung dieser halb natürlichen und halb künstlichen Fälle von Tivoli zurückzuführen. Horazens „*Praecepta Anio*“ war trotz seines geringen Wasserreichthums bei den Alten der berühmteste Wasserfall, zum Theil wohl aber wegen der Art, wie er in die Gartenanlage von Tibur eingefügt war. Außer ihm erfreuten sich nur die Katarakte des Nil, „*nobilis insigni spectaculo locus*“ (Seneca) eines ähnlichen Ruhmes, der aber gewiß größtentheils auf der mythischen Ferne beruhte, in der sie für das Alterthum lagen, denn den modernen Reisenden sind sie nur als äußerlich keineswegs bedeutend hervortretende Stromschnellen bekannt und kaum Einer von den Alten, die sie schildern, hat sie selber gesehen.

Dies stufenweise Fallen des Wassers bringt eine Hemmung, eine Zurückhaltung in die nach ihrem Wesen unaufhaltsame Bewegung, welche höchst wohlthuend ist. Jede Stufe ist ein Ruhepunkt in dem Bestreben, von seiner Unterlage sich loszulösen, welche dem fallenden Wasser eigen, und eine weitere Station auf dem Wege nach unten, der ihm angewiesen ist. Anfang- und Endpunkt der Episode, welche ein Wasserfall im Laufe eines fließenden Gewässers darstellt, werden damit auseinandergerückt. das ganze Schauspiel wird verlängert, gleichzeitig aber in sich gegliedert und verlebendigt. Ein Cascadenfall verhält sich zu einem einfachen Absturz wie das Aussprechen eines Gedankens im Gedicht zu demjenigen in knapper Prosafassung. Diese mag manchmal einen machtvolleren, jene wird immer einen gefälligeren Eindruck machen. Freilich kann bei großer Regelmäßigkeit der Cascaden fast ein künstlicher Zug in das Bild kommen, und wenn der Wasserreichthum nicht bedeutend genug ist, um jeden Gedanken an menschlich beschränkte Veranstaltung zu verschweigen, mag man zweifeln, ob man Kunst oder Natur vor sich hat. Diese Ungewißheit stört in etwas den Eindruck der Cascaden von Tivoli. Der Wasserfall von Triberg, nach Form und Umgebung einer der schönsten in deutschen Gebirgen, ist auch ungemein regelmäßig aufgebaut, aber seine prächtige Walbumgebung und die Fülle seines Wassers geben ihm doch wieder einen sehr naturgemäßen Charakter.

Wenn die Cascaden hoch übereinander aufgebaut oder durch Wald verdeckt oder etwas weit auseinandergezogen oder im Winkel zueinander gestellt sind, kommt es wohl vor, daß der ganze Wasserfall in eine Reihe von Bildern aufgelöst ist, die nur gesondert zur Anschauung kommen. Dies ist oft kein Verlust. Nachdem der Gesamteindruck doch einmal das großartig Einfache des Massenfalles nicht mehr besitzt, sondern zur Lieblichkeit neigt, kann er auch diese weitere Zertheilung ohne großen Schaden ertragen, und nicht selten erhält jeder Abschnitt ein individuelles Gepräge, welches aus einem einfachen Lied mit gleichen Strophen ein Sonnett oder Ritorneel macht. Dadurch wird z. B. der Gollinger Wasserfall im Salzburgischen zu einer der reizendsten Erscheinungen seiner Art. Manche halten ihn für den schönsten in den Alpen. In ihm vereinigt sich einiges Ungewöhnliche, Ueberraschende

mit den denkbar mannigfaltigsten Reizen einer wasserreichen Cascade, mitten in einsamer Wald- und Felschlucht. Er verkündet sich früher durch sein Gebrause, als man ihn sieht. Indem man den unteren Fall erblickt, der in zahllose, theils in Felstrinnen zertheilte und theils über schräge Felswände sich ausbreitende Wasser- und Schaumsträhnen auseinanderstrebt, um dann in felsigem, tannenbeschattetem Bette sich wieder zu vereinigen, sieht man zugleich über sich ein Felsenthor, ein seltsam künstliches Naturgebilde, und in seiner Wölbung den Silberschleier eines zweiten Falles, der weiter rückwärts herabkommt. Zum Unterschied vom ersten stürzt dieser fast in einem einzigen Strahl herab, wobei aber die Unebenheit des Randes, über den er fließt, in die Wassermasse selbst eine Ungleichheit bringt, welche die einzelnen Schaumwellen gewissermaßen einander drängen, überholen und nacheilen läßt und wunderbar belebend wirkt. Einzelne Zweiglein, die sich losgelöst haben, rinnen so rasch wie möglich zur Seite über das Moos hinab, als könnten sie nicht rasch genug den anderen nachkommen. Steigt man endlich bis zum Ursprung dieses zweiten Falles empor, so findet man ihn in einem dunklen felsüberhangenen Becken, in dessen Hintergrunde das Wasser gleich als starker Bach aus einer Spalte quillt. Bekanntlich glaubt das Volk in diesem räthselhaften Quell einen Ausfluß des jenseits des Gebirges liegenden Königssees zu erkennen.

V.

Seitdem Chateaubriand in der *Atala* seine Beschreibung des Niagara niedergelegt hat, die, heiläufig gesagt, eine der werthvollsten dieses durch seine Uebertreibungssucht fast jedes Naturbild verzerrenden Schilderers ist (übrigens kann er selbst hier nicht umhin, eine nicht bloß unwahre, sondern, was schlimmer ist, unwahrscheinliche und sogar unmögliche Episode einzuflechten, von „Carcajou“*), die sich mit ihren langen Schwänzen an die tief herabreichenden Zweige hängen, um in dem Abgrund die Leichname der Bären und Elenthiere zu erreichen) hat dieser Wasserfall seinen Platz in der Weltliteratur behauptet, und es scheint, als solle er im Bewußtsein der modernen Welt eine jener Stellen ausfüllen, die in denjenigen des Alterthums von sprichwörtlichen, sentenzenhaften Wunderdingen eingenommen waren, deren Name, nachdem er einmal eine gewisse Notorietät gewonnen, nicht bloß mehr die Sache, sondern eine Gattung und, noch mehr als das, eine Idee, ein Ideal bezeichnet. Wenn wir von hohen Bergen sprechen, so tritt uns nicht der Gaurisankar oder sonst ein asiatischer Riesengipfel, sondern viel eher der viel kleinere, aber durch klassische Beschreibungen uns näher gebrachte Chimborazo, oder sogar nur der Montblanc entgegen. Für die Alten stand an dieser Stelle der Olympos — nicht ein Berg unter vielen ähnlichen, sondern der Berg, der Repräsentant aller Berge und alles Bergartigen. So

*) Schwer zu identificirendes Säugethier, wahrscheinlich der Labradordachs, den aber Chateaubriand, nach seiner Beschreibung zu schließen, nie gesehen haben kann.

ist uns der Niagara durch zahlreiche Beschreibungen, durch poetische Verherrlichung, selbst durch den Klang seines fremdartigen Namens und die Ferne, in der er für die Meisten steht, ein Typus für großartige Naturerscheinungen seiner Gattung geworden. Man könnte mit bombastischen Amerikanern das Wort Niagara etwa so wie Mammuth, überhaupt für etwas Großartiges, Gewaltiges gebrauchen, und das gebildete Europa würde es verstehen. Nun ist freilich auch gerade diese Erscheinung eine, die nicht viele ihres Gleichen auf Erden hat. Eine Wassermasse von dieser Größe, dieser Gleichmäßigkeit und dieser Reinheit kommt nicht wieder vor, ebenso wenig wie ein Süßwassermeer sich wiederholt, gleich demjenigen der vier großen canadischen Seen, deren Ausfluß der Niagara ist. Es läßt sich einiges Aehnliches, aber nichts Großartigeres dieser Gattung auf unserem Planeten erwarten. Einige Afrikareisende, die ihn kannten, und später auch die Victoriafälle des Zambesi sahen, haben die letzteren über den Niagara gestellt. Aber was will hier eine Rangordnung heißen bei so ganz verschiedenen Dingen? Für die Kenner dieser Art von Naturerscheinungen wird die Bemerkung genügen, daß der Niagara allerdings gleich den Victoriafällen in eine Schlucht fällt, die zu unseren Füßen sich öffnet, daß er also unter dem Standpunkt des Beschauers gelegen ist, aber man kann zu seinem Fuße hinabsteigen und ihn von unten ganz ebenso gut betrachten, wie von oben. Bei den Victoriafällen ist das nicht möglich, man sieht sie nur von oben und damit ist eigentlich nur die Möglichkeit eines halben Vergleiches gegeben, denn man muß den imponirendsten Anblick, den von unten, ganz aus dem Vergleiche lassen. Ueberhaupt ist aber die Freiheit von Hindernissen der Betrachtung ein Vorzug des Niagara, den in gleichem Maße selbst viele kleinere Wasserfälle nicht besitzen. Man kann ihn auf drei Seiten bequem umgehen, nur diejenige ist unzugänglich, von der er brandend herabgefloßen kommt. Man kann ihn nicht bloß von oben und unten und von den Seiten betrachten, sondern man kann sogar weit in die Brandung an seinem Fuße hineinfahren und kann hinter einen kleinen Theil des stürzenden Wassers treten. Die Hauptsache aber ist, daß es Punkte giebt, von denen aus man das ganze Schauspiel voll und ganz genießen kann.

Der Eindruck des Niagara wird nicht dadurch gemindert, daß seine Wassermasse in zwei Arme zertheilt wird, welche nebeneinander, aber durch einen Felsenpfeiler getrennt, in die Tiefe fallen. Man kann vielleicht eher das Gegentheil annehmen, denn das ungliederte Ganze würde wohl einen in seiner Breite einförmigen Eindruck machen. Mit einer Anzahl von kleineren Nebenfällen bilden diese beiden, fast in rechtem Winkel zusammenstehenden eine Gruppe, die durch dazwischen aufragende Felspfeiler, deren Gipfel kleine bewaldete Inseln sind, eine manigfaltige Gliederung erhält. Die Grundform der beiden Hauptfälle ist wesentlich die gleiche: Breite Wassermassen, die eine 350, die andere 600 Meter breit, kommen brandend dahergeschossen, biegen sich in glatter Linie, schaumlos, einem grünen Glasflusse vergleichbar,

über die Kante des Abgrundes, die ganz eben erscheint, zerstäuben dann durch den Sturz und an den Unebenheiten der Wand, ohne eigentliche Cascaden zu bilden, und fallen in einer Reihe breiter, gleichmäßiger, zusammenhängender Schaummassen in die Tiefe. Hier finden sie geringe Hindernisse des Fortfließens, da sie sich fast sofort in die grünen klaren Wasser dieses sehr reinen und schönfarbigen Stromes auflösen. Das Ganze ist, wie man sieht, von einfachem Aufbau, und das Bedeutendste des Schauspiels liegt nach der Seite des Breiten und Massenhaften in der Gestalt des Falles selbst und seiner Umgebung, des Schönen und sogar Lieblichen in dem Farbenspiel zwischen feurigem Grün und Schneeweiß und den Regenbogen, die in den aufsteigenden Wolken von Wasserstaub beständig entstehen und verschwinden, des Gewaltigen in dem Brüllen und Krachen, das wie ununterbrochener Donner rollt. Das Ganze ist abschreckend gewaltig, aber es wird „une belle horreur“ durch die reizenden Einzelheiten. Im Grunde ist ein so großer Katarakt doch immer ein Bündel von vielen kleinen und wo man diese verfolgen kann, löst sich das Gewaltige in mildere Einzelbilder auf. Die Grundempfindung, mit der ich von diesem Schauspiel scheid und welche ich auch von manchen Anderen bestätigen gehört, war weit entfernt von der gewaltigen Einfachheit des ersten Eindruckes. Man tritt nicht sobald näher an die Sache hin als man die einfachen Formen sich in tausend Erscheinungen entfalten sieht. Und gerade das fesselt bei inniger Versenkung mehr als alles andere, daß die Einfachheit der Erscheinung uns wohlthuend beschränkt, während ihr innerer Reichtum spannt und nicht ermüden läßt. „Der Grundton schläfert ein, während die Variationen uns in diesem Träumen so hellsehend und schöpferisch finden, wie selten beim verständigsten Wachen“.

VI.

Die Beschreibungen, welche vom Niagara seit seiner Entdeckung durch den P. Hennepin am Ende des siebzehnten Jahrhunderts geliefert worden sind, lassen sehr gut den Unterschied in dem Styl oder der Manier der Naturschilderung erkennen, welcher seitdem Platz gegriffen hat. P. Hennepin selbst, der als erster Weißer, welchem das große Schauspiel geboten ward, noch am ehesten Recht und Grund zu einer sehr großartigen Schilderung gehabt hätte, ist von einer geradezu ernüchternden Einfachheit. In seinem Buche, „Nouvelle Découverte d'un très grand Pays“ (1697), sagt er: „Zwischen den Seen Ontario und Erie befindet sich ein großer und wunderbarer Wasserfall, dessen Masse und Kraft höchst erstaunlich sind. Er hat seines Gleichen nicht in der ganzen Welt. Man sieht deren wohl in Italien, und selbst Schweden besitzt einige, aber man kann sagen, daß sie nur schwache Versuche sind im Vergleich zu dem, von dem wir hier sprechen. Am Fuße dieses schrecklichen Wassersturzes sieht man den Fluß Niagara, welcher nicht mehr als $\frac{1}{4}$ Lieve breit, aber an einigen Stellen sehr tief ist. Oberhalb des

Falles fließt derselbe so rasch, daß er alle Thiere mitreißt, die ihn zu überschreiten versuchen, um am jenseitigen Ufer zu weiden; er wirft sie mehr als 600 Fuß tief hinab. Der unvergleichliche Wasserfall besteht aus zwei großen Nappes d'eau und zwei Cascaden mit einer Insel dazwischen. Die Wasser, welche hinabstürzen, schäumen und kochen in der erschrecklichsten Weise. Das Geräusch, das sie verursachen, ist stärker als der Donner und man hört es bei Südwind mehr als fünfzehn Meiles weit". Nun höre man, in was für Worte ein hochgebildeter Europäer, der hier nicht zum ersten Mal ein Weltwunder sieht, Friedrich von Raumer, über denselben Anblick ausbricht: „Ich hätte auffauchzen mögen vor Freude und die Flügelschläge meines Geistes stiegen wie Aeolsharfeentöne harmlos mit den Lauten dieser Naturwunder empor. Das Eintauchen in dieses Meer von Schönheiten schien mir auf Jahre hinaus Jugendkraft und Lebensmuth zu verleihen; ein Verjüngungsbrunnen, wie ihn die Druckkraft trodener Kategorien nie hervortreibt. Gar nichts Furchtbares, Entsetzliches, Niederbrüden des, Vernichtendes, Zurückschöpfendes; wohl aber Schönheit der Natur in ihrer edelsten Offenbarung und in erstaunlicher Mannigfaltigkeit" (Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1845, IV. 438). — Ich vermute, daß zwischen diesen beiden Schilderungen keinem meiner Leser die Wahl weh thut. Der gute Vater mag nüchtern und trocken sein, aber er spricht zur Sache und was er sagt, hat Grund und Zweck, wie karg es auch ist. Aber Raumers Dithyrambus ist nicht ganz ächt. Zum Ausdruck dichterischen Gefühles mangelt ihm Wärme und Unmittelbarkeit, zur Beschreibung die Sachlichkeit. Unseren modernen Naturbeschreibern passiert es häufig, daß sie zwischen diesen beiden Zielen hindurchschießen. Im siebzehnten Jahrhundert war es noch nicht Mode, sich über große Naturschauspiele schriftlich oder gedruckt zu entusiastmiren. Man machte das mit sich im Stillen ab. Sogar einer der größten Geister und gleichzeitig der offensten, aufnahmefähigsten, unbefangenen Seelen dieses Jahrhunderts, Montaigne, hat in den durch ihre feinen Bemerkungen sehr interessanten Notizen über seine Reise von Südfrankreich über Basel, Constanz und Tirol nach Italien für seinen Gefallen an der Natur verhältnißmäßig wenig Worte. Und wo er sich darüber ausläßt, spielt doch immer ein Culturelement hinein, so daß man den Eindruck gewinnt, als ob die Landschaften ihm erst dann so recht gefallen hätten, wenn sie „tout pleins de belles maisons, de gentils-hommes et des églises" wie sein Secretair ein Alpenthal beschreibt, welches „semblait à Mr. Montaigne représenter le plus agréable paysage qu'il eût jamais vu". Das ist ganz anders geworden. Die Schilderung der Naturschauspiele mit Worten ist von den größten Dichtern und Stilkünstlern zur Virtuosität ausgebildet worden. Aber nur wenigen ist es gegeben, Schilderungen zu entwerfen, wie die von wahrer Poesie durchglühete, welche Goethe in seiner Schweizerreise von der Pisse Bache hinwirft, und noch seltener ist die Gabe, so wahr, im ächtesten Sinn allgemein menschlich ein großes Naturschauspiel zu fühlen und diese Gefühle so auszusprechen, daß sie

in uns anklingen und einen Ton erzeugen, der dem verwandt ist, welcher des Dichters Herz durchklang. Was Lenau in den beiden Gedichten „Verschiedene Deutung“ von seinen Empfindungen am Niagara singt, ist ebenso tief wahr und wird als echt geahnt, wie das Bild in seinem „Niagara“:

Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein dumpfes Ähnen
Plötzlich seines Falls gepackt.
Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug u. s. f.

Solche Farben findet eben nur der Dichter. Aber der Nichtdichter darf trotz der Unzulänglichkeit seiner Mittel nicht schweigen, er muß ebenfalls bezeugen, daß er „dagewesen“ ist, und da man, was man nicht fühlt, nicht kann erjagen, so greift man zu hohen Worten und ist einer gewissen Art von Erfolg dabei jederzeit sicher, weil auf einen Theil des Publikums mit Geschrei und heftiger Gesticulation stets am kräftigsten zu wirken ist. Aber man hat wohl angefißt der fast unmöglichen Geschmacklosigkeiten, Uebertreibungen und Unwahrheiten, die in diesen erzwungenen Schilderungen für Kunst ausgegeben werden, das Recht zu fragen, ob nicht der Fortschritt, der seit A. von Haller und Rousseau in der „Malerei mit Worten“ gemacht worden ist, theuer erkauft sei mit der Schilderungsmanie, welche alle Reiseschriftsteller und Länderbeschreiber ergriffen hat. Wohlthuender als all das Wortgepränge berührt jedenfalls doch immer noch die nüchterne Art, welche man dann und wann bei Naturforschern findet, die nur andererseits stellenweise gar zu weit in der Verfälscherung ihrer Eindrücke gehen. Auch für diese Klasse bietet die Niagara-Literatur ganz bezeichnende Beispiele. Ueell gibt ein Capitel von 26 Seiten voll physikalischer, geographischer und geologischer Erörterungen, um zu zeigen, wie diese Riesenfälle geworden und was man aus ihnen lernen könne. Von dem Eindruck, welchen er von ihnen empfing, spricht er nur in ein paar Worten: sie seien ihm beim ersten Anblick mehr schön als großartig vorgekommen, aber allmählich sei die ganze Gewalt der Erscheinung ihm klar geworden. Dann geht er aber gleich dazu über, als echter Geolog, die Wirkung des Wassers, die hier vorliegt, mit der des Feuers zu vergleichen, wie sie im Aetna hervortritt. „Der Aetna gibt nicht bloß ein Bild von der Macht des unterirdischen Feuers, sondern auch einen Bericht über die lange Periode, in der dieselbe hier wirksam gewesen. Aehnlich lehrt uns der Niagara nicht bloß die Macht des fließenden Wassers schätzen, sondern er gibt uns gleichzeitig Daten an die Hand, um die gewaltigen Zeiträume zu messen, in denen dieselbe hier zur Aeußerung gelangte“. Damit tritt der Geologe auf die Scene, der nun jene sehr bemerkenswerthen Untersuchungen anstellt, welche 35000 Jahre als die Zeit ergeben, in der der Niagara vom Rand des Ontariosees, in den er einst unmittelbar stürzte, bis zu seiner heutigen Stelle sich im Felsen durchgenagt hat. Der Bewunderer und Schilderer tritt ganz davor zurück. Angefißt dieser sofort auf die wissenschaftliche Seite der

Sache eingehende Betrachtungsweise, ist man aber doch geneigt, etwas mehr Verweilen bei der Erscheinung selbst zu wünschen, wenn man sich auch nicht nach den Schwulstigkeiten eines Chateaubriand oder Rauter zurücksehnt. Nur für den Geologen, kann es mehr Interesse haben, zu erfahren, wie der Niagara zur Grundlage wissenschaftlicher Schlüsse auf Erosionskraft, Dauer geologischer Zeiträume u. dgl. gemacht werden könne, als ein Bild zu erhalten von seinem Wesen und seiner Wirkung auf eine einfache Menschenseele. Jeder andere Mensch legt von Natur größeren Werth auf das letztere. Nun steckt glücklicherweise nicht jeder Naturforscher so tief in seinen Problemen wie dieser. Im Gegentheil, es erhalten sich gerade die weitgereisten Männer dieser Klasse, die viel gesehen und viel gedacht haben, oft den empfänglichsten Sinn für die Naturschönheiten und manche von ihnen, denen auch noch die Fähigkeit zu schildern innewohnt, gehören zu den besten Interpreten der Natur. Es bleibt natürlich außer Frage, daß immer der beste Schilderer der große Dichter ist, der den Eindruck, welchen er empfängt, selbstschaffend wiedergiebt und dem Werke der Natur damit oft ein in seiner Art gleich werthvolles und bedeutungsvolles Werk des Geistes, ein geistiges Spiegelbild, gegenüberstellt. Aber der größte Maler ist manchmal nicht der treueste Landschaftler, zu dessen Fähigkeiten mit in erster Linie die Kenntniß des Details und das Auge für dasselbe gehört. Wo beide vereinigt sind, da kann man die größte Gabe für Naturschilderung erwarten. Goethe war eine von diesen seltenen doppelt hochbegabten Naturen und seine Schilderungen von Naturscenen gehören mit zum Besten, was die Weltliteratur in dieser Gattung kennt.

Daß oft weniger die Gabe der Detailbeobachtung als ein großer Sinn dazu gehört, um den rechten, großen Eindruck von einer solchen Scene zu gewinnen, ist mir nicht leicht irgendwo klarer geworden, als bei den einfachen Worten, die Margaret Fuller, die neuengländische Dichterin und Denkerin, vom Niagara schreibt: „Ich bin acht Tage hier gewesen und bin nun ganz bereit, wieder zu gehen. Ein so großer Anblick füllt uns bald aus, macht uns zufrieden mit ihm, sowie auch mit dem, was weniger ist als er“. Was kann man Besseres sagen? Dieselbe hat auch den Grundton des Bildes vielleicht am besten von allen Beschreibern getroffen. „Es gibt hier kein Entrinnen von dem Eindrucke einer beständigen, dauernden Schöpfung; alle anderen Formen und Bewegungen kommen und gehen, die Fluth steigt und fällt, der mächtigste Wind weht in Stößen, aber hier herrscht in Wirklichkeit eine unaufhörliche und unermüdlige Bewegung“. (Summer on the Lakes.) Die Dichter „vom Fach“ haben sich dem Niagara gegenüber viel weniger fähig bewiesen und doch hat es kaum einen unter den amerikanischen gegeben, der ihm nicht ein Paar Saitenklänge, oder, je nach den Mitteln, auch einige Umdrehungen der Orgelwalze gewidmet hätte. Taylor gibt in seinem „At Home and Abroad“ (II. 395) eine kleine Blütenlese, die sein Urtheil bestätigt, daß fast Alles über den Niagara

Gedichtete gemeinplächlich sei. Nur Lenau ist auch hier ganz wahr, ganz ernst, ganz in den großen Ton dieses Schauspiels „hineingestimmt“. Aber ich zweifle, ob seine Niagara=Gedichte in Amerika auch nur überseht sind. Um übrigens dem obigen Urtheil keine Schneide nach der falschen Seite zu geben, muß man hinzufügen, daß einige von den besten unter den nordamerikanischen Poeten den Niagara nicht besungen haben, so Poe, Bryant und Emerson. Bryant hat dafür ein reizendes Gedicht über die Catskill Falls, ein Cabinetstück der „Wasserfallspoesie“.

Beobachtungsgabe ist eine ihrem ganzen Wesen nach nicht seltene Fähigkeit; wird sie doch, wo Reime dazu vorhanden, durch die Bedürfnisse des Lebens selber schon geweckt und entwickelt. Ein mittleres Maß poetischer Empfindung ist vorab in unserer mit phantasieerregender Lectüre früh gesättigten und mit guten poetischen Mustern mehr als jede frühere bekannten Generation ebenso wenig selten. Beide zusammen haben die Fähigkeit, einen guten Natur schilderer zu entwickeln, der mittlere Aufgaben mit Erfolg löst. Manche von unseren Reisebeschreibern gehören glücklicher Weise in diese Gruppe und vielleicht sind am vortrefflichsten geartet diejenigen Naturforscher, welche mit ihrer Sachkenntniß und Beobachtungsgabe Schönheitssinn und Schilderungsfähigkeit verbinden; daneben die Reisenden, welche durch vielseitige Beobachtung ihren Blick geschärft haben. Die Niagara-Literatur bestätigt es. Wenige Schilderungen der großen Fälle sind so vielseitig belehrend und geben ein so treues, mit zahlreichen charakteristischen Einzelzügen ausgestattetes Bild, wie die, welche Moriz Wagner und Bayard Taylor geliefert haben; beide weitgereiste Männer, jener Naturforscher, dieser Schriftsteller. Aus ihren Schilderungen gewinnt auch Der, welcher nie ein ähnliches Schauspiel gesehen, eine Vorstellung von der Sache und er versteht wenigstens, wo das Große und Schöne in derselben gelegen ist. In dieser Richtung ist es sehr fein, wenn Moriz Wagner die Harmonie, oder sage ich besser, die Passendheit der Umgebung, des Rahmens hervorhebt. Er tadelt die Uebertreibung, mit der Chateaubriand u. A. von Niefenfelsen am Niagara gesprochen. „Sie ragen nur unbedeutend über den oberen Rand des Sturzes empor, und machen, selbst von der Tiefe des unteren Flußbettes gesehen, keinen sehr kolossalen Eindruck. Aber gerade dieser Umstand giebt dem Bilde die richtige Harmonie und erhöht die pittoreske Wirkung, statt sie zu schwächen. Alles ist hier gethan, um durch sinnreiche Gruppierung und Vertheilung der Felsen und Bäume das Bild des Wasserfalles würdig zu schmücken, statt es zu drücken durch Anhäufung mächtiger Felsmassen oder gar durch Aufstellung eines Alpenprosceniums“. Und weiterhin hebt er ein anderes Element von Schönheit hervor, das von Anderen, sogar von der Mehrzahl ganz übersehen ist: die Farbe, „das unbeschreiblich schöne Farbenpiel charakterisirt den Niagara vor allen Strömen und Wasserfällen der Erde . . . Die Farbe zeigt in der Nähe das milde Grün des englischen Rasens im Frühling, in einiger Entfernung das reinste Himmelblau. Von der berühmten Hängebrücke,

einige Meilen unterhalb der Fälle gesehen, wo die Bewegung des Wassers kaum mehr wahrnehmbar ist, wird man in Form und Farbe an jenes steile und reine Gletschereis von Rosenlauri erinnert“. (Reisen in Nordamerika 1854. II. Cap. 1.) Dieser Vergleich mit dem Gletscher gehört gewiß zum Treffendsten, was je über einen großen Wasserfall gesagt wurde, denn das Farbenspiel des grünen oder bläulichen Wassers unter dem Schnee der Schaummassen, die ihrerseits selbst ganz entfernt in denselben Farbentönen leuchten, wird nur am Gletscher wieder in ähnlicher Weise gefunden. Das leuchtende Weiß des zu Schaum zertheilten Wassers entspricht der Schnee- und Firnfarbe, das Grün und Blau der größeren Wassermassen den herrlichen Farben, die in den Spalten und Thoren der Gletscher auftreten. Schnee und Körnereis sind ebenso zertheiltes Wasser wie der Schaum des Wasserfalles. Auch der Wildheit des stürzenden Wassers steht der Abbruch eines steilen Gletschers mit seinem Labyrinth von Rissen, Spalten, Höhlen, Klippen, Kämmen und Nadeln vielleicht unter allen Erscheinungsformen des Wassers am nächsten. Aber für einen so treffenden Vergleich braucht es freilich das Forscherauge, das gewohnt ist, weit Entlegenes zu verknüpfen. Der Dichter hat seine Farben viel mehr in der Nähe, er nimmt sie aus den Stimmungen und Gefühlen und wirkt eben auch nur wieder auf diese zurück. Dagegen regt eine Parallele wie diese unsern Geist zu weiterer Ausführung auf und wirkt ein Licht auf das Wesen der Erscheinung. Als kurze prägnante Schilderung ist diejenige, welche B. Taylor in „Home and Abroad“ gibt, vielleicht unübertrefflich. Nur trägt sie insofern etwas zu sehr den Stempel des Weltwanderers, der „fast Alles“ gesehen, daß sie, ich will nicht sagen zu wenig enthusiastisch, aber zu wenig warm ist. Wir andern stillstehenden Menschenfinder sind nun einmal nicht bis zu diesem Grade abgekühlt, wir möchten warm werden, wir fühlen geradezu die Pflicht in uns, etwas (für uns) so Unerhörtes zu bewundern, aber hier kommt uns zu wenig Wärme entgegen. Aber immer noch viel lieber diese Kühle, die wenigstens etwas darreicht, als die laue Wärme des Subjectivisten, der uns mit ein Paar Gefühlen abspießt, die zu allgemein lau sind, um nachempfunden werden zu können.

Eine Art von Schilderung habe ich immerhin in der Niagara-Literatur noch nicht gefunden, so reich sie ist, nämlich die bildlose, die weder gesehen noch gefühlt, weder gezeichnet noch gedichtet, sondern mit abgeschriebener Feder, mit blasser Alltagsinte, mit der man Geschäftsbriefe frisiert, geschrieben im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist. Eine Beschreibung, wie die, welche Appun (Unter den Tropen 1871 I. 437) von dem Falle des Caroni oder Macagua im Orinoco-Gebiete entwirft, ist von dieser vollständig bildlosen, unwirklichen Art: „Er stürzt in einer Wassermasse von 300 Fuß Breite eine Felsmauer von 80 Fuß unter donnerähnlichem Getöse herab; hohe Nebelwolken, die von seinem Fuße aufsteigen, hüllen ihn in ihren durchsichtigen Schleier und wohl eine halbe Meile weit ist in dem mit großen Felsblöcken angefüllten Flußbette nichts

weiter zu sehen, als dicker weißgelber Schaum, der brausend und zischend an dem hohen felsigen Ufer emporspritzt“. Wer entnimmt dieser Schilderung, daß wir es hier mit einem der großartigsten Naturbilder zu thun haben? Rein Wort von den gleich Bergkristallstrahlen mit senkrechten Wänden und giebelartigem Abschluß unvermittelt aus der Erde hervorragenden, felsenhaften, vegetationslosen Bergen oder besser Riesentrapen des Moráima und seiner Genossen, die den Hintergrund dieses Falles bilden! Fast möchte ich lieber, daß der leicht erglühende Raumer die Neolsharfentöne der Flügelschläge seines Geistes statt am Niagara an diesem Wasserfalle hätte zum Himmel steigen lassen, es wäre doch vielleicht ein etwas wahreres, deutlicheres, tropisch farbigeres Bild herausgekommen, als es hier ein in „naturwissenschaftlichen Geschäften“ Reisender entworfen hat. Es ist, beiläufig gesagt, merkwürdig, wie wenig Farbe überhaupt in geschriebenen Naturschilderungen zu finden ist. Diese Kunst ist, wie es scheint, noch nicht auf dem coloristischen Standpunkt angelangt.

VIII.

Von allen großen Fällen prägen die Victoriafälle des Zambesi den Typus des in die Erde fallenden Wassers gewiß am schärfsten aus. Der Niagara gehört auch hierher, ist aber weitaus vielseitiger, freier. Ihre Umgebung ist ein flaches Plateau, so flach, daß selbst der sonst nicht leicht ungenügsame Livingstone meint, „der einzige Mangel, den man fühlt, ist der eines Gebirges im Hintergrund“. In dieses Plateau hat sich der Fluß eine Schlucht gegraben, deren Wände 100—130 Meter hoch steil, fast senkrecht und stellenweise sogar überhängend heraufstreben. Das Wasser, das oberhalb der Fälle in einem 2000 Meter breiten Strom dahervallt, stürzt in mehreren Absätzen, die aber einen einzigen Fall ausmachen, über 300 Meter tief in diese Schlucht hinab und die Fälle selbst sind dadurch in der Seiten- und Rückansicht so versteckt, daß schon in geringer Entfernung nur die Dampfsäule, eine gewaltige Wolke von Wassertröpfchen, sichtbar ist, in welche ein Theil des fallenden Wassers zerstäubt. Die in der Nachbarschaft wohnenden Makololo, welche mit der vielen Wilden eigenen Scheu vor der Natur sich den Fällen nicht zu nahen wagen, sehen nur diese Dampfsäule und hören ihr Gebrüll, und man begreift es, wenn sie immer nur sprechen von Rauch, der tönt. „Habt ihr auch Rauch in Eurem Lande, welcher tönt?“ war eine der stolzen Fragen, mit denen der große Makololo-König Sebituane den wackeren Livingstone zu verblüffen suchte. Sebituane selbst aber, wiewohl einer der größten Kriegshelden der neueren innerafrikanischen Geschichte, hatte nie den Trieb empfunden, dieser Merkwürdigkeit auf den Grund zu gehen. Man möchte glauben, daß sogar ihm, dem Achill seines Stammes, der Muth gefehlt habe. Diese hervorragenden Häuptlinge afrikanischer Völker sind sonst so sehr durch ihre Wißbegier ausgezeichnet, welche gewiß eine Folge ihrer größeren geistigen Regsamkeit, theils aber auch wohl Aus-

fluß einer unbestimmten Ahnung ist, daß inmitten der Geistesnacht ihrer Völker Wissen Macht ist. Aber dem Wanne der Bleiatmosphäre eines fiebernden, beständig furchtsam und scheu um sich blickenden Aberglaubens entrinnen offenbar auch sie nicht. Livingstone trat bis an den Rand des Falles auf einer Insel vor, die mitten in dem Felskamm liegt, über den der Strom stürzt und sah selbst hier nichts als eine dichte weiße Wolke, in der zwei Regenbogen standen. 70 oder 90 Meter hoch schoß ein weißer Dampfstrahl aus ihr heraus, unmittelbar in die Höhe, wo er sich in grauen Rauch verwandelte und als solcher durchnässend niederwehte. An den Rändern der Schlucht sieht man kleine Rinnbäche abfließen, die das herabfallende Wasser speist, sie kommen aber nie weit hinab auf ihrem Wege, wo sie bald wieder die ausbrausende Masse mit in die Höhe reißt. Das stürzende Wasser war weiß wie Schnee, und dieses Bild hat im Mund des Reisenden, der sehnsüchtig hinzuseht: „ein Anblick, den ich so lange nicht gesehen“, eine besondere Bedeutung. J. G. Kohl vergleicht einmal diesen blendenden Schaum bei einem Schweizer Wasserfall mit der aus einem Melkkübel ausgegossenen Milch, aber man begreift, daß der Reisende, der hier unter 18° S. B. stand und die heiße Wüste Kalahari hinter sich hatte, lieber an den fernen Schnee als an die bei seinen Kaffernfreunden im Ueberfluß zu habende Milch dachte. Weil das Felsenbett des Zambesi sehr klippig ist, theilt er sich fallend in viele Theile, und man sieht aus der Nähe aus der einen Wasserstaubwolke fünf Dampfssäulen hervorprühen. Und sprühen thun sie im wahren Sinn des Wortes. Livingstone vergleicht das Zerschellen der „Stücke Wassers“ sozusagen dem Sprühen einer Stahlfeder, die man bei chemischen Experimenten in Sauerstoff verbrennt. „Es ist, als ob Myriaden kleiner Cometen alle in einer Richtung flögen, wobei jeder hinter seinem leuchtenden Kern einen Dunstschweif läßt. —“ Nach Livingstone, der in seiner rührend ehrlichen und bescheidenen Weise selber die nothwendigen Unvollkommenheiten seiner Beschreibung zugiebt („ich bin ein schlechter Schätzer für Wasserdistanzen, denn ein Freund, dem ich in der Bai von Loanda eine Entfernung von 400 Yards angab, sagte mir zu meinem Erstaunen, daß es 900 seien“), haben mehrere Reisende die Victoriafälle besucht und zufällig hatten auch einige, wie z. B. Charles Livingstone, der Bruder des großen Reisenden, schon den Niagara gesehen, und scheinen alle einig darin gewesen zu sein, daß jene viel gewaltiger seien als dieser. Jedenfalls sind einige Größenverhältnisse, die seitdem gemessen worden sind, bedeutender. Unser Landsmanu Eduard Mohr, der die Fälle 1870 besucht und in seinem sehr lezenswerthen Buche „Nach den Victoriafällen des Zambesi“ (1875. 2 Bde.) beschrieben hat, gibt 400 Fuß für die Tiefe des Schlundes und 655 Fuß für die Höhe der Dampfäule über demselben. Bei dieser Höhe begreift man es, daß der Qualm des Falles in dem ohnehin ziemlich ebenen Lande zehn englische Meilen weit sichtbar ist. Indem ich der Beschreibung Mohrs gedenke, fällt mir der große Gegensatz auf, den sie zu derjenigen Livingstones macht. Wenn Livingstone

im vorigen Jahrhundert statt vor 25 Jahren seine Beschreibung verfaßt hätte, würde man sagen: „Seht den Unterschied des Naturgefühles zwischen jetzt und damals. Welcher Abstand! Welche Fortbildung!“ Aber zwischen 1856 und 1870 liegt eine zu kleine Spanne, als daß man davon sprechen könnte. Immerhin bleibt der Gegensatz interessant. Er liegt natürlich zum Theil in den verschiedenen Individualitäten, zum Theil in dem Charaktergegensatz zwischen Schottländer und Deutschem, zum Theil aber auch in dem zwischen Entdecker und Reisendem. Der letztere ist interessant. Wenn Mohr vom „Altar der Wässer“ spricht, den er vor Bewunderung stumm lange betrachtet und vor dem „wie auf Fittigen des Sturmes getragen kamen und gingen meine Phantasien, mir war es zu Muth, als ob mein kleines Ich ein Theil von jener Macht würde und sich darin auflöse, die in unendlicher Gewalt und Pracht mich hier umfing und deren Urstimme rollte wie die Brandung der Ewigkeit“, so begreift man das außer aus manchem anderen möglichen Grunde auch darum, weil die Function des treuen, einfachen Beschreibers der Sache bereits von Livingstone erfüllt war. Mohr hatte das Recht am Schluß zu sagen: „Doch ich werfe die Feder weg, denn das Unendliche kann der Mensch nicht beschreiben und dies ist ein Stück Unendlichkeit, welches in den Rahmen der Schönheit und des Sichtbaren eingefaßt ist“. Wäre er der Entdecker gewesen, so würde er die weggeworfene Feder doch wohl nach einiger Zeit wieder ergriffen haben, eingedenk der Pflicht, die er als Forschungsreisender sich auferlegt hatte, alles Bemerkenswerthe zu beschreiben, was auf seinem Wege ihm aufstoße. Da er aber der vierte oder fünfte Schilderer der Victoriafälle war, konnte er seiner Schilderung diejenige Form und Farbe geben, welche seinem individuellen Gefühl von der Sache am besten entsprach oder dieselbe auch ganz unterlassen.





Die Kunst und der Kaufmann.

Von

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart. —

Wir sind bei kunstgeschichtlichen Betrachtungen gewohnt, von den Kunstwerken auszugehen und nach ihren Urhebern zu fragen, und so wird zum großen Theil die Kunstgeschichte zur Künstlergeschichte. Aber wir vergessen gar zu leicht, daß dabei ein wichtiger Factor außer Betracht bleibt, der dennoch für die Entstehung von künstlerischen Schöpfungen nicht gleichgiltig ist: der Besteller, der Auftraggeber. In früheren Zeiten war es weit weniger als heute bei den Künstlern Sitte, gleichsam in's Blaue hinein frei zu schaffen. Beim Architekten freilich kommt auch heute diese ungebundene Phantasiethätigkeit am seltensten zur Entfaltung; auch der Bildhauer pflegt größtentheils seine Werke, zumal die monumentalen, auf Bestellung zu arbeiten; allein selbst der Maler, der heutzutage am leichtesten dazu gelangt, sich dem freien Fluge seiner Phantasie zu überlassen, war in früheren Epochen weit mehr als heute gewohnt, die Aufträge seiner Gönner zu erwarten und in Kirchen und Palästen das darzustellen, was diese verlangten.

Keine Frage also, daß die Gesinnung, der Gedankenkreis, die Anschauungswelt der Besteller, im weitesten Sinne also des kunstliebenden, kunstbedürftigen Publikums einen bestimmenden Einfluß auf das Schaffen der Künstler übt, und in früheren Zeiten noch entschiedener geübt hat. Wer dies als eine Schranke für die schöpferische Phantasie anzusehen geneigt wäre, würde das Verhältniß nicht richtig auffassen. Denn was haben die Künstler von je her Anderes gethan, als Kraft ihrer gottbegnadeten Phantasie den Ideen ihrer Zeit und ihres Volkes, den Empfindungen, Gedankenkreisen, Stimmungen ihrer Zeit- und Landesgenossen den schönheitsverklärten Ausdruck zu schaffen; was in den Gemüthern der Massen formlos und dunkel schlummerte, zu leuchtenden

Gestalten zu verkörpern! Man sieht also, daß es für die Kunstgeschichte von Werth ist, auch diese andere Seite der Betrachtung einmal hervorzukehren und nach den Bestellern der Kunstwerke zu fragen.

So weit wir aber in der Geschichte bis in die entlegensten Zeiten aufwärts bringen, drei Stände gleichsam, drei große Categorien von menschlichen Existenzen treten uns als die eigentlich kunstfördernden, kunstbedürfenden entgegen: der Priester, der Fürst und der Kaufmann. Unter letzterem begreifen wir die breite Schicht des Bürgerthums, welches durch Handel und Gewerbe eine wichtige Grundlage der meisten Staaten ausmacht, den Anstoß zu jeder höheren Culturentwicklung giebt und bis zu den feinsten Spitzen von Wissenschaft und Kunst das anfänglich nur auf Erwerb und Besitz gerichtete Streben zu veredeln weiß. In der Entwicklung der Menschheit bildet es das fortschreitende, bewegliche, nach Neuem und Fremdem ausschauende, rastlos vorwärts treibende Element, während jene beiden erstgenannten Factoren das Beharrende, Stabile, oft auch das Hemmende, Retardirende vertreten. Wie schön sagt unser großer Dichter:

„Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann; Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpft das Gute sich an“.

Nun läßt sich aber die Culturthätigkeit jener drei Stände schon in den ältesten Zeiten nachweisen. Greifen wir in's orientalische Alterthum hinein, so begegnen wir der babylonisch-assyrischen, der ägyptischen und der phönizischen Volksgemeinde als Typen für jene drei Anschauungen. In den gewaltigen mit Mabafterplatten und buntem muſivischem Schmuck bekleideten Baſteinaläſten Ninruds, Ruſjundſchiks und Rhorſabad's erkennen wir den Ausdruck einer kriegeriſch-deſpotiſchen Macht. Hier bezieht ſich Alles auf den Fürſten: die reich gegliederte Palaſtanlage von Rhorſabad, welche der franzöſiſche Conſul Place an's Licht gezogen hat, verſinnlicht uns den Hofhalt eines orientaliſchen Deſpoten. Da finden wir Prachtgemächer für die Repräsentation, für den Empfang von Geſandſchaften, reich ausgebildete Frauenwohnungen mit beſonders zierlichem Schmuck der lauſchigen Höfe und Gemächer; neben dem großen Staatshofe („cour d'honneur“ nach der Bezeichnung der Franzoſen) einen weiten Wirthſchaftshof mit Borrathskammern, Stallungen für Roſſe und Schlachtvieh, Remiſen für die Staatswagen, kurz Räume jeglicher Art für einen glänzenden aſiatiſchen Hofhalt. Und in den Reliefs, welche in unabſehbaren Reihen die Wände bedecken, bezieht ſich ebenſo Alles auf den König: wir ſehen ihn tafeln und den Göttern opfern, wir ſehen ihn auf der Jagd die Löwen, den Büffel und die Antilope verſolgen, wir ſehen ihn auf ſeinem Streitwagen in den Krieg ziehen, Flüſſe überſetzen, feindliche Feſtungen angreifen und zerſtören, und endlich das harte Loos der Gefangenen überwachen, denen zu Hunderten, ja zu Tauſenden die Köpfe in echt orientaliſcher Weiſe abgeſchnitten werden. Das religiöſe Element iſt nur ſpärlich eingestreut; am wirksamſten in den gewaltigen ſymboliſchen Thürkütern, jenen ſechzehn Fuß langen Niefenſtieren oder Löwen, mit Flügeln und gekröntem Menſchenhaupt, welche die Eingänge der Palaſte bewachen.

Das ist die Kunst des kriegerisch-despotischen Orients.

Ganz anders das Bild der ägyptischen Kunst, die wir als hierarchisch-despotische auffassen dürfen. Bezeichnend für die religiöse Stimmung des ägyptischen Alterthums ist, daß fast alle Denkmäler des Alten Reiches, das mit dem Eindringen der Hyksos um 2000 v. Chr. sein Ende fand, sich auf den Todtencult beziehen. Jene unabsehbaren Gräberfelder, im Gebiete von Memphis, aus welchen die Riesendenkmäler der Pyramiden aufragen, sind Zeugen eines tief religiösen Zuges der alten Aegypter, der in der Sorgfalt für die Verstorbenen seinen ergreifenden Ausdruck findet. Und so sind denn auch die Bildwerke, welche die Felsgräber bedecken, soweit sie nicht den Besitzstand und die Würden der darin Bestatteten zum Gegenstand haben, den Anrufungen und der Verehrung der Götter gewidmet. Und neben diesem religiösen Inhalt ist es ein Zug patriarchalischer Ruhe, idyllischen Friedens, der alle diese Darstellungen beherrscht. Sie lassen uns in eine Zeit des ägyptischen Alterthums blicken, die noch keine Lust an kriegerischen Unternehmungen bekennet.

Wohl findet in diesem Stillleben ein bezeichnender Umschwung statt, seit die Kriege mit den eingedrungenen Hyksos beginnen und endlich zur Vertreibung derselben führen. Die ägyptische Kriegsmacht, ihrer wachsenden Stärke bewußt, wendet sich nun nach auswärts, die Pharaonen werden Eroberer und finden Gefallen daran, ihre Kriegsthaten in ausgedehnter Bilderschrift an den Wänden ihrer Prachtbauten pomphaft auszubreiten. Da sieht man einen Eroberer wie Ramses Miamun in kolossalem Maßstabe auf seinem Streitwagen in das Gewimmel der Feinde hineinfahren und sie in die Flucht treiben, oder mit seinem Kriegsschiff, das ebenso an riesigem Maßstabe alle anderen Fahrzeuge überragt, die feindlichen Flotten in den Grund bohren, und zuletzt dann eine ganze vor ihm knieende Völkerschaft am Collectivschopf ergreifen und mit einem Hiebe des Schlachtbeils alle die verbundenen Köpfe abhauen. Aber auch jetzt sind es nicht Paläste, sondern ausschließlich Tempel oder Grabanlagen, deren Wände also geschmückt werden. Wie wir in Assyrien keine Tempel finden, so in Aegypten keine Paläste: ein Beweis, daß hier die Hierarchie mit ihren religiösen Satzungen den Bauten der Pharaonen ihr ausschließlich gottesdienstliches Gepräge gab, wenn auch in der Bilderschrift die stolze Ruhmsucht der Herrscher zum Ausdruck kam.

Erkennen wir also in den Schöpfungen jener beiden uralten Culturvölker die Signatur des Despotismus und der Hierarchie, so tritt uns ein vorzugsweise kaufmännisches Volk in den Phöniziern entgegen. Schon im zweiten Jahrtausend vor Christo hatte sich dieser semitische Stamm an dem Küstenjaum Syriens ausgebreitet und, im Gegensatz zu den großen Festlandmonarchien, welche ihn nach Süd. n und nach Osten umklammerten, sich zur ersten Seemacht jener Zeit entwickelt. Nicht der Drieb nach Eroberung, sondern der Hang nach Gewinn leitete die kühnen Seefahrer, auf ihren leichten Schiffen das ägäische und mittelländische Meer zu durchkreuzen, an allen

Gestaden desselben Colonien zu gründen, nach Kupfer, Zinn und Silber zu graben, die kostbaren Purpurschnecken zu fangen und eine Kette von Handels-emporien anzulegen. Selbst über die „Säulen des Herkules“ wagten sie sich auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen in den atlantischen Ocean hinaus und drangen zu den britannischen und sogar zu den preussischen Gestaden vor, wo sie das Zinn und den Bernstein holten. Zu einer Zeit, als es noch kein Athen gab und als an der Stelle des späteren Rom halbwilde Hirten, in Ziegenfelle gehüllt, ihre Heerden weideten, erhoben sich die Weltstädte Tyrus und Sidon als blühende Handelsemporien, als Mittelpunkte und Stapelplätze des Welt Handels, die durch Vermittelung der Phönizier die Producte der hochentwickelten orientalischen Cultur gegen die Naturproducte Griechenlands, Siciliens, Sardinien und der Küstenstriche Italiens, Spaniens und Nordafrikas austauschten. Zu den noch halbbarbarischen Vorvätern eines Iktinos und Phidias kamen die klugen phönizischen Männer und brachten jenen staunenden Naturkindern die kostbaren Teppiche und schimmernden Purpurgewande Babylons, die Elfenbeinschnitzereien, Schmelzwerke und Glasflüsse, die Gold- und Silberarbeiten, Bronzegeräthe und Byssosgewänder Aegyptens. Wenn bei Homer von kunstreichen Arbeiten die Rede ist, so hat entweder Hephaistos sie gefertigt, oder sie stammen von „sidonischen Männern“. Neben Sidon hob sich früh schon Tyrus empor, das Venedig des hohen Alterthums, durch seine gesicherte Insellage und seine mächtige Flotte das Bollwerk der phönizischen Macht. Von seinem, die ganze damals bekannte Welt bis zu den Gebieten Arabiens, Persiens und Indiens umspannenden Handel giebt der Prophet Ezechiel im siebenundzwanzigsten Capitel eine lebendige Anschauung. So brachten die Phönizier namentlich an die Gestade Griechenlands die ersten Anfänge der Cultur, theilten den Griechen die von den Babyloniern empfangenen Maße und Gewichte mit und brachten ihnen nicht bloß die reichen Kunstzeugnisse des fernen Ostens, sondern auch die Producte ihrer eigenen Industrien, ihrer Webereien, Metalltechniken und Glasfabriken.

Nur ein handeltreibendes Volk konnte die Culturmission ausführen, das damals noch in primitiven Naturzuständen hindämmernde Europa mit den Ergebnissen der hoch entwickelten Civilisation des Orients zu befruchten. Nicht hoch genug kann man daher die Culturbedeutung der Phönizier an schlagen. Ohne sie wäre schwerlich jemals der Anstoß zu einer höheren Entfaltung aus Asien nach dem Westen gelangt. Fragen wir nun nach dem künstlerischen Gepräge der phönizischen Cultur, so erhalten wir die bezeichnende Antwort, daß dasselbe ein kosmopolitisches war. Gegenüber der streng nationalen Gebundenheit der assyrischen und der ägyptischen Kunst ist die phönizische eine wesentlich eklektische, internationale. Zwar sind ihre berühmten Städte mit ihren Palästen, Tempeln und Mauern fast spurlos von der Erde vertilgt; aber kleinere Werke phönizischer Kunst sind neuerdings durch die französische Expedition Renaux, noch bedeutender aber durch die

Entdeckungen des Generals di Cesnola auf Cypern zu Tage gekommen. Dem unermüdlischen Eifer dieses unternehmenden Forschers, der als amerikanischer Consul auf der Insel seit 1866 zehn Jahre lang Tausende von uralten Gräbern untersucht und mehrere Tempel aufgedeckt hat, verdanken wir eine reiche Anschauung jener Kunstwelt. Von architektonischen Werken nennen wir zunächst einige Grabmäler und kleinere Tempelzellen, welche Menan auf der phönizischen Küste bei Amrith entdeckt hat: Werke, in welchen sich ähnlich wie in den altjüdischen Gräbern bei Jerusalem, dem sogenannten Grab des Absalon und Zacharias, ägyptische und assyrische Elemente, die Pyramide, der Keil, das ägyptische Kranzgesims, die assyrisch-babylonische Zinnenkrönung gemischt vorfinden, bei jenen hebräischen Monumenten noch mit den Säulenformen griechischer Kunst verschmolzen. Ihren Sarkophagen aber gaben die Phönizier zumeist die ägyptische Mumienform, wie der berühmte Sarkophag des Königs Ssmunazar im Louvre sammt mehreren andern ebendort befindlichen Denkmälern beweist. Aehnliche Werke hat denn auch General di Cesnola auf Cypern gefunden, vor Allem aber gelang es diesem unermüdlischen und glücklichen Forscher, eine überaus große Fülle phönizischer Denkmale an's Licht zu ziehen, die uns den Formkreis und die Anschauungen jenes merkwürdigen Volkes in überraschender Lebendigkeit vor Augen stellen. Um nur Einiges von dem Wichtigsten zu erwähnen, entdeckte er in den Ruinen des Tempels von Golgoi, die er aus dem Schutt hervorzog, hunderte von plastischen Werken, Statuen von kolossalem Maßstab, andre in Lebensgröße und wieder zahlreiche unterlebensgroß, Büsten und Köpfe, sämmtlich aus einem feinen Kalkstein gearbeitet, in welchen sich zumeist der semitische Gesichtstypus der Phönizier ausdrückt, deren Wuchs, Haltung und Tracht aber bald ägyptische, bald assyrische Vorbilder verrathen, während andre zwischen beiden Formen schwanken. So giebt es männliche Gestalten mit den derben Gesichtformen und dem krausen, dichten Haar der assyrischen Kunst, während der ägyptische Schurz mit der Uräuschlange die Schenkel umhüllt, der Kopf aber durch die hohe konische Mütze, die jetzt noch auf Cypern bei griechischen Priestern gebräuchlich ist, bedeckt wird. Andre Gestalten dagegen sind mit dem weiten bis auf die Füße herabfallenden troddelbesetzten Rock angethan, den wir von den ninivitischen Denkmälern her kennen.

Noch erstaunlicher als dieser enorme plastische Reichthum ist die Fülle von Schmuckstücken aus Gold, Silber und geschnittenen Steinen, welche di Cesnola entdeckte, als es ihm gelang, unter den Tempelruinen von Curium die aus vier halbbrunden gewölbten Gemächern bestehende Schatzkammer des Tempels auszugraben: ein Fund, der sich den reichen Entdeckungen Schliemann's zu Hissarlik und Mykenä würdig an die Seite stellt. Hunderte von goldenen und silbernen Siegelringen mit geschnittenen Gemmen, prachtvoll goldene Armbänder mit Löwenköpfen und Rosetten, herrlich gearbeitete Halsketten, mit Lotosblumen, Knospen und Granatäpfeln als Bommeln geschmückt, andere wieder aus zartgeflochtenen Goldfäden zusammengewebt,

mit Sphinggestalten, Medusenmasken, Harpyien und dgl. ausgestattet, endlich silberne und bronzene Vasen, Schalen, Becher, Rämpfe und dgl., über dreihundert in einem dieser Gemächer aufgefunden, bilden den Kern dieses außerordentlichen Schatzes. Die Darstellungen der in Achat, Onyx, Jasps, Sardonyx geschnittenen Cylinder und Skarabäen gehören zum Merkwürdigsten ihrer Art, denn sie geben bald ägyptische, bald assyrische, bald gemischt phönizische Formen, zu denen endlich noch griechische vom alterthümlichen bis zum freientwickelten Stil sich gesellen. Hier wie auch in den Steinbildwerken wird so recht deutlich, wie die günstige Lage Cyperns die Insel zum Kreuzungspunkte der verschiedenen orientalischen Kunstformen machte, aus denen sich dann in freier Umgestaltung der griechische Stil entwickelte. Die Entstehungszeit aller dieser Werke geht zum Theil ohne Frage in ein hohes Alterthum zurück; einen chronologischen Anhalt gewährt die in cyprischen Charakteren ausgeführte Inschrift auf einem goldenen Armbande, welche den König Steandros von Paphos nennt. Wahrscheinlich ist dies derselbe Fürst, dessen Name unter der Form Iuander auf einem Cylinder des britischen Museums unter den cyprischen Königen vorkommt, die um 762 vor Chr. dem assyrischen Herrscher Asarhaddon tributpflichtig waren. Auf einem anderen Siegel nennt sich Arba Istar, Sohn des Ilu Besed, eines Zeitgenossen des Königs Sargon, des Erbauers von Khorsabad (um 710 vor Chr.); ein drittes trägt das Königsgild Thutmes III., eines um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vor Chr. herrschenden Pharaonen.

Vielleicht noch merkwürdiger sind mehrere silberne Schalen, deren Darstellungen aus assyrischen und ägyptischen Motiven wunderbar zusammengesezt sind; man sieht die geflügelten Menschengestalten, die Skarabäen, Sphingfiguren, dazwischen Lotospflanzen, Scenen kriegerischer Art, alles dies nach Trachten, Kopftypen, Ornamentformen in demselben phönizischen Mischstil, der stets seinen internationalen Eklekticismus geltend macht.

Cypern bildet nun für unsere Betrachtung die Brücke nach Griechenland. Keine Frage, daß die Phönizier es waren, welche den Urvätern der Hellenen die Kultur des Orients übermittelten. jene vorhistorische Epoche Griechenlands, welche wir die heroische nennen, hat in der homerischen Dichtung ihren Abschluß gefunden, die uns ein von der Poesie verklärtes Abbild jener Urzeit gewährt. Lesen wir die Schilderungen der Herrscherpaläste eines Menelaus, Odysseus, Akinoos, mit ihren erzschimmernden Wänden, ihren kostbaren goldenen und silbernen Gefäßen und Geräthen, wie gemahnt uns das Alles an die glänzende Pracht assyrischer Paläste! Und ebenso wie in Mesopotamien ist auch bei den Griechen des heroischen Zeitalters von Tempelgebäuden noch nicht die Rede. Alles dreht sich um die Person des Herrschers, und in den gewaltigen Mauerburgen von Tiryns und Mykenä erkennen wir noch jezt die Macht jener Fürstengeschlechter, deren sagenumspinnene Namen Homer uns überliefert hat. Noch augenfälliger aber tritt uns in den Goldfundten Schliemann's zu Troja und Mykenä dieselbe

Kunststrichtung entgegen, welche die uralte Cultur des Orients auszeichnet, und deren prächtige Ueberreste die Ausgrabungen Cesnola's auf Cypern an's Licht gebracht haben. Und wenn wir dann weiter bemerken, daß auch die Goldsachen, welche aus den Gräbern Etruriens hervorgezogen wurden, mit jenen cyprißchen vielfach übereinstimmen, wie lebendig erhebt da vor unseren Augen jene uralte Culturepoche, in welcher die Phönizier die Kunstproducte des Orients über alle Inseln und Küstenstriche des Mittelmeers verbreiteten!

Erst mit der dorischen Wanderung um 1000 vor Christo findet die heroische Epoche Griechenlands ihren Abschluß; nun beginnt unter der Wechselwirkung der beiden Hauptstämme, der Jonier und Dorier, ein neues Leben, das die orientalischen Ueberlieferungen abstreift und die schöne hellenische Formenwelt zur Erscheinung bringt, in welcher sich die historische Zeit des Griechenthums so unvergleichlich ausgeprägt hat. Diese griechische Cultur aber unterscheidet sich von der orientalischen dadurch, daß sie weder eine hierarchische, noch eine despotische Grundlage hat. Priester und Herrscher im orientalischen Sinne gab es nicht mehr bei dem freien Volke der Hellenen, das sich zu politischer Unabhängigkeit und republikanischer Selbstherrlichkeit aus eigener Kraft emporzuschwang. Aber wenn es auch das freie Bürgerthum ist, das die Griechen zu jener hohen Culturbüthe führte, welche bis in die spätesten Aeonen die Bewunderung der Menschheit sein wird, — eine kaufmännische Cultur können wir die griechische doch nicht nennen. Wohl ist Handel, Gewerbe und Seefahrt der Lebensodem der Hellenen; wohl haben sie, gleich ihren früheren Lehrern, den Phöniziern, den Trieb, Handelsniederlassungen und Colonien zu gründen, welche von den Gestaden des Pontus Euxinus bis zu den Küsten der pyrenäischen Halbinsel griechischen Geist zum herrschenden machen; wohl erkennen wir an den zahlreichen Vasen aus athenischen und corinthischen Fabriken, die man in den Gräbern Mittel- und Unteritaliens findet, an den herrlichen Goldsachen in den Grabhügeln des taurischen Chersonnes, der heutigen Krimm, das weite Gebiet griechischer Rauffahrt und Industrie: aber im Ganzen hebt sich der griechische Genius in den großen Schöpfungen seiner Architekten, Bildhauer und Maler, seiner Dichter, Philosophen und Geschichtsschreiber zu Höhen allgemein menschlicher Bildung, wo das Gepräge der einzelnen Standesthätigkeit erlischt und in einem Absoluten, ewig Giltigen untergeht. Erst seit Alexander beginnt die Auflösung des griechischen Geistes; der Orient gewinnt neue Einflüsse, indem durch des großen Eroberers Siegeszüge die hellenische Cultur bis nach Indien getragen wird. Und sogleich tritt in den Residenzen der Diadochen, zu Alexandria, Pergamon, Antiocheia, die höfische Kunst des Despotismus, ihr gegenüber die kaufmännische in dem handelsmächtigen Rhodus wieder hervor.

Noch weniger bieten die Römer in ihrer Culturentfaltung Analogien mit den Erscheinungen kaufmännischen Lebens. Dies Volk von Kriegern und Eroberern weiß sich in unaufhaltamem Siegeslauf die ganze damals bekannte Welt zu unterjochen, und mit mächtiger Faust staatenbildend, gesetzgebend,

organisatorisch zu wirken. Seine Kunst aber ist ein Compromiß griechischer Formenwelt mit den praktischen Erfordernissen eines hoch entwickelten, energisch gelenkten Staatslebens.

Und nun beginnt jener gewaltige Umschwung, jene welterschütternde Reaction, welche das Christenthum herbeiführen sollte. Im Gegensatz zu einem Leben, das ausschließlich im Diesseitigen wurzelt und sich „um jene Welt keinerlei Gedanken macht“, entfaltet sich von den unscheinbarsten Anfängen jene wunderbare Theokratie des Mittelalters, welche im Namen Dessen der da gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, schließlich eine Hierarchie errichtet, wie sie strenger und gewaltiger keine Zeit vorher oder nachher je gesehen. Die ganze erste Hälfte des Mittelalters bis in's 13. Jahrhundert steht unter dem ausschließlichen Einfluß der kirchlichen Ideen, der geistlichen Macht. Was irgend an künstlerischen Unternehmungen ausgeführt, was gebaut, gemeißelt und gemalt wird, trägt den Stempel hierarchischer Anschauung. Die großen Mönchsorden, voran die Benedictiner und Cistercienser, die mächtigen Bischöfe, unterstützt von den Fürsten und dem hohen Adel, lassen jene ausgedehnten Anlagen klösterlicher und bischöflicher Kirchen entstehen, in deren ernstesten Pfeilern und Säulenhallen wir den feierlichen Schritt des Mönchs oder den klirrenden Tritt des eisengepanzerten Ritters zu vernehmen glauben. Es ist die Blüthezeit des romanischen Stiles, der in den Kirchen Hildesheims, Goslars, Rölms, in den Domen zu Raumburg, Bamberg, Würzburg, Mainz, Speier, Worms seine Prachtwerke hervorgebracht, in den umfangreichen Klosteranlagen zu Maulbronn, Bebenhausen, Heiligenkreuz und vielen anderen ähnlichen wahre Mustertypen monchischer Niederlassungen hingestellt hat, in welchen damals das gesammte Wissen und Können der Zeit beschlossen war, die zugleich Universitäten, Akademien und Polytechniken ausmachten. Bischöfe wie Meinwerk von Paderborn, Bernward von Hildesheim, Willigis von Mainz, stehen an der Spitze des künstlerischen Schaffens, und als der Chor des Doms zu Speier durch den Rhein gefährdet ist, wird Bischof Benno von Osnabrück als Bauperfänger herbeigerufen, um jene festungsartigen Verstärkungsmauern anzuordnen, die noch jetzt den Betrachtenden mit Staunen erfüllen. Neben der Baukunst steht die Goldschmiedekunst in erster Linie, die mit ihrer getriebenen Arbeit, ihrem Niello, Filigran, Schmelzwerk, mit dem kostbaren Schmuck von Edelsteinen, antiken Cameen und Perlen, jene Wunderwerke von Reliquienschräufen, Processionskreuzen, Altarantependien, Kelchen, Leuchtern u. dergl. hervorbringt, welche noch jetzt in den Schatzkammern der Kirchen zu Hildesheim, Osnabrück, Rölln, Aachen, Essen und manchen anderen unsere Bewunderung erregen. Damals entstand die goldene Altartafel des Münsters zu Basel, die man jetzt im Hôtel de Cluny zu Paris sieht; damals das herrliche Antependium von Klosterneuburg mit seinen edlen Schmelzwerken.

Während der ganze Norden Jahrhunderte hindurch in solcher Weise, eine hierarchisch-aristokratische Cultur pflegte, und von selbständigen Regungen

des Bürgerthums keine Spur zu merken ist, beginnt zuerst in Italien ein neuer Geist sich zu regen. Die Entwicklung des individuellen Lebens hat hier, dem übrigen Abendlande weit vorausseilend, schon im frühen Mittelalter sich angebahnt. Und zwar war es nicht bloß der aus den antiken Municipalverfassungen stammende Rest selbständigen Gemeinwesens, sondern weit mehr noch der rege Handelsverkehr mit Byzanz und dem Orient, der diese Richtung förderte. Während die Grundstimmung der Zeit auch hier immer noch eine religiöse ist, vollzieht sich doch allmählich unter dem Banner des mächtig aufstrebenden Bürgerthums die Befreiung des Individuums von hierarchischen und despotischen Fesseln. Man sieht recht, wie der Handelsverkehr die engen Schranken heimatlicher Gebundenheit niederwirft und den Menschen befreit. In der That sind es die großen Handelsrepubliken Italiens, in welchen sich dieser neue Geist zuerst Bahn bricht; voran Venedig, das in seiner insularisch gesicherten Lage schon früh den Seeverkehr mit Konstantinopel und der Levante pflegt und von dort auch seine künstlerischen Anschauungen empfängt. Der Dom von San Marco mit seinen goldschimmernden Mosaiken, den bunten Marmortäfelungen der Wände, den Bronzethüren und den phantastischen Kuppeln ist wie eine aus den Lagunen aufsteigende Fata Morgana, ein Märchen aus tausendundeiner Nacht, eine Wunderblume des Orients. Man sieht in ihm wieder den internationalen, eklektischen Zug kaufmännischer Cultur. Nicht minder glänzend verkünden die edlen Säulenhallen des Marmordomes zu Pisa, mehr noch die Kuppel, welche aus dem Querschiff aufragt, die Prachtliebe eines Handelsstaates, der nach einem Seezieg über die sicilische Flotte dies herrliche Gotteshaus errichtete, dem dann bald der Bau des Baptisteriums mit seiner weltberühmten Kugel und des schiefen Glockenthurmes folgte. Und ebenso gemahnt der Dom von Amalfi, der sich an den zerklüfteten Gestaden des sonnigen Golfs erhebt, gemahnen die alten Bauten von Navello, das auf seiner steilen Felsenhöhe traumhaft über die weiten Buchten von Amalfi und Salerno hinschaut, an den Einfluß orientalischer Anschauungen, die auf weiten Handelsfahrten gewonnen waren. Zugleich aber zieht der große Nicola Pisano die verschüttete Herrlichkeit der antiken Plastik aus Trümmern hervor und ruft Wunderwerke der Kunst ins Leben, welche einen, freilich noch verfrühten, Lenzeshauch der Renaissance athmen.

Aber inzwischen regt es sich auch im Norden; der noch dunkel ringende Trieb nach individueller Freiheit führt zuerst auf architektonischem Gebiet zu einer Neugestaltung, die wir als gothischen Stil zu bezeichnen gewohnt sind. Unsere Altvordern wußten aber, daß es ein französischer Stil (*opus francigenum*) war, der zu uns aus der Gegend von Franzien übertragen wurde. Gemäß dem vorwaltenden aristokratisch-mönchischen Zug der französischen Kunst des Mittelalters war es ein klösterlicher Bau, der durch Abt Suger von St. Denis bei Paris in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts unternommene Neubau seiner Abteikirche, an welcher zum ersten Mal die

Principien des neuen Stiles zur Erscheinung kamen. Bald erwachte ein Wettstreit in allen Diöcesen und Abteien zu immer freierer Entfaltung dieser glänzenden Bauweise. Die Kathedralen von Paris, Laon, Bourges, von Rheims, Chartres, Amiens erheben sich in unglaublicher Schnelligkeit, und die glühende Begeisterung der Zeit spricht sich alsbald in einer großen Zahl ähnlicher Monumente aus, die das ganze Land von der Normandie bis zu den Gestaden des Mittelmeeres bedecken. Man erkennt darin den architektonischen Ausdruck der ebenfalls von der Isle de France ausgehenden Centralisation des politischen Lebens, welche zu immer weiterer Ausbreitung und Befestigung einheitlicher königlicher Macht hindrängte. Wenn bei diesen großen Unternehmungen die Opferwilligkeit der Bürgerchaften nicht unterschätzt werden darf, so lag die Initiative doch zumeist auf klerikaler Seite, und so behält die französische Gothik einen aristokratisch-priesterlichen Charakter, der in einzelnen Werken, wie der köstlichen Ste. Chapelle zu Paris, geradezu einen Chevaleresken Reiz gewinnt. Und dies ist im Wesentlichen, wenn auch mit nationalen Umgestaltungen, der Charakter der fast nicht minder glänzenden englischen Gothik, welche mit Recht die Bezeichnung als „early English“ trägt.

Ein ganz anderes Bild gewährt uns um dieselbe Zeit Deutschland. Nachdem durch den Untergang der Hohenstaufen die Reichsgewalt schwer geschädigt war, zerfiel — im Gegensatz zu der gleichzeitigen Consolidirung der französischen Königsmacht — Deutschland immer mehr in einzelne Territorien, aus welchen sich wieder eine Anzahl von Städten zu besonderer Macht und zur Reichsunmittelbarkeit emporstchwang. Das strebsame Bürgerthum hatte sich allmählich durch Gewerbe und Handel zur Selbständigkeit entwickelt; es fühlte seine Bedeutung und strebte nach einem monumentalen Ausdruck für diese neue politische Stellung. Im Norden war es der Bund der Hansa, welche von Amsterdam bis Reval, von Arafau bis Köln fast alle bedeutenderen Städte vereinte und ihre Verbindungen bis London, Brügge, Wisby und Nowgorod erstreckte; im Süden traten vor Allem Augsburg, Ulm und Nürnberg durch ihre lebhaften Beziehungen mit Venedig, letzteres auch durch die unergleichen in allen Gewerben und Künsten ausgezeichnete Regsamkeit seiner Bürger glänzend hervor. Bezeichnend für diesen bürgerlichen Geist ist nun die Art, wie man in Deutschland den neuen Baustil aufnahm. Allerdings giebt es einzelne Fälle, wo, wie an den Domen zu Köln, Magdeburg, Halberstadt die französische Form rein zur Entfaltung kommt und mit ihrem reichen Chorumgang und Kapellentranz, mit den kühn gesteigerten Hochgewölben des Mittelschiffs und dem dadurch bedingten complicirten Strebssystem des Aeußeren die theils aristokratische, theils hierarchische Gliederung der Gesellschaft zum Ausdruck bringt. Auch einzelne jener mächtigen Handelsstädte nehmen rasch den französischen Kathedralgedanken auf, und noch jetzt tragen die Marienkirchen von Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund, Stargard, die Katharinentirche zu Hamburg, die Nikolairche zu Stralsund, sodann im

Süden das gewaltige Münster zu Ulm den freilich mannigfach modificirten Anschluß an die Bauweise Frankreichs zur Schau.

Aber bald zeigt sich's, daß dem schlicht bürgerlichen Geiste der deutschen Städtegemeinden diese glänzende Form zu anspruchsvoll, zu vornehm war. Und wie in den Städten fast überall die Rünfte in oft blutigen Kämpfen die Gleichberechtigung mit den Patriziern anstreben und erringen, so schaffen sie sich einen Ausdruck dieser demokratischen Verfassungen in ihren Kirchenbauten. Fortan muß das aristokratische emporgekipfelte Mittelschiff seine Höhe ermäßigen und den früher in niedriger, dienender Stellung es begleitenden Seitenschiffen, die sich jetzt höher hinaufstrecken, gleichsam auf halbem Wege entgegenkommen. So entsteht die nur Deutschland eigenthümliche Form der Hallenkirche, deren drei Schiffe in gleicher oder annähernd gleicher Höhe und bald auch fast in derselben Breite sich neben einander, man könnte sagen als Symbol bürgerlicher Gleichberechtigung, erheben. Das Mittelschiff verliert seine dominirende Höhe, seine selbständige Beleuchtung; der ganze Raum wird einfacher, übersichtlicher, Gliederung und Schmuck bescheidener; ebenso streift das Äußere die überreichen Strebwerke ab und bedeckt seine ganze Breite mit einem schweren hohen Dach, dem dann ein in's Kolossale gesteigerter Thurm an der Fassade das Gegengewicht zu halten sucht. Dieselbe Vereinfachung im Grundriß und Aufbau erfährt der Chor, dem die schlichte Form einschiffiger Anlage mit vielseitigem Abschluß fortan genügt. So hatte das Bürgerthum an der fremden Form seine durchgreifenden Umgestaltungen vollzogen und die Gotik dem nationalen Geiste dienstbar gemacht. Die Mehrzahl der deutschen Kirchen zeigt diese Form: von Lübeck, Colberg, Greifswald bis zu Danzig, dessen kolossale Marienkirche wie ein trotziger Protest des Bürgerthums gegen die zierliche fremde Bauweise erscheint; von Calkar und Emmerich am Niederreihn bis zu den schwäbischen Kirchen, unter denen die feine Frauenkirche zu Eßlingen hervorragt, und bis zu den beiden mächtigen Backsteinbauten Baierns, der Martinskirche zu Landshut und der Frauenkirche zu München; ja selbst die Stephanskirche in Wien ist ein ausgezeichnetes Beispiel dieser Richtung und hält an der alten Ostmark des Reiches das Banner deutscher Anschauung hoch empor.

Alle diese Bauten tragen, gegenüber den französischen Kathedralen, das Gepräge einer schlichten, bisweilen nüchternen Grundstimmung, die aber zugleich den bürgerlichen Geist solider Tüchtigkeit athmet. Man sieht deutlich, daß es diesen bürgerlichen Gemeinden vor Allem darauf ankam, praktisch angeordnete, klar übersichtliche, gut und gleichmäßig beleuchtete Gebäude für die gottesdienstliche Feier zu gewinnen. Gewiß war dabei auch schon die Rücksicht auf die Predigt maßgebend, die zum ersten Male durch die neuen Orden der Dominicaner und Franziscaner in ihrer populären Bedeutung erfaßt und zur Geltung gebracht ward. Wenn die Phantasiefülle der Zeit dabei nicht ganz zu ihrem Rechte kam, so fand sie einen Ausweg in den Schnitzaltären, Sacramentsgehäusen, Chorstühlen, den Taufbrunnen, Kanzeln,

heiligen Gräbern, welche in dieser Zeit namentlich in Deutschland glänzender ausgebildet werden als jemals zuvor.

Was sich so im Ausgang des Mittelalters angebahnt hatte, die Befreiung des Individuums und die Ausbildung einer bürgerlichen Kunst, die schon seit dem 13. Jahrhundert fast ausschließlich in die Hände der Laienmeister übergegangen war, das sollte nun, wiederum allen übrigen Ländern weit vorausseilend, Italien durch die Renaissance zur vollen Verwirklichung bringen. Die Entstehung und Ausbreitung dieser glänzenden Cultur ist so oft eingehend geschildert worden, daß es hier nur kurzer Andeutungen bedarf. In erster Linie ist darauf hinzuweisen, daß es wieder das Bürgerthum ist, von welchem diese große Bewegung ausgeht. Nicht nur die Bahnbrecher und die literarischen Träger dieser Richtung gehen aus bürgerlichen Kreisen hervor, nicht nur die Künstler, welche ihr den höchsten Glanz verleihen, entstammen größtentheils bürgerlichen Familien: auch die Männer, welche durch nachdrückliche Förderung die neue Bewegung in Wissenschaft, Literatur und allen Künsten unterstützen, haben wir in denselben Kreisen zu suchen. Nicht die Päpste, nicht die Fürsten sind es, welche an der Wiege der Renaissance gestanden, sondern es ist das mächtige Kaufherrngeschlecht der Medici, welches das neugeborne Kind aus der Taufe gehoben und ihm seinen Weg geebnet hat. Was ein Cosimo, ein Lorenzo der Erlauchte für die Entwicklung der neuen Cultur gethan, ist mit unvergänglichen Zügen in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen. Diese hochsinnigen Männer, durchglüht von Begeisterung für das klassische Alterthum, benutzten ihre bis in den hohen Norden und den fernen Orient reichenden Handelsverbindungen, um Handschriften der antiken Schriftsteller zu ermitteln und zu erwerben; sie besoldeten Abschreiber und beriefen Gelehrte, um die humanistischen Bestrebungen zu pflegen und das Verständniß des klassischen Alterthums auszubreiten; sie begründeten eine der ersten Bibliotheken, die sie dem öffentlichen Studium zugänglich machten. In ihrem Garten bei S. Marco brachten sie das erste moderne Museum antiker Sculpturwerke zusammen und ermunterten die heranwachsenden Künstler, darunter den jungen Michelangelo, dort ihre Studien zu machen. Vor Allem aber war es der hohe, der Renaissancezeit eigne Sinn für monumentale Werke, welcher in den Medicern sich mächtig regte. Die Leidenschaft jener Zeit für Bücher, Bauten und Bilder kam in ihnen zum gewaltigen Ausdruck. Von Brunellesco, Donatello und Fra Filippino bis auf Lionardo und Michelangelo hat es kaum einen florentinischen Künstler gegeben, der nicht durch die Medici Förderung gefunden hätte. Man berechnete, daß die Familie in wenig mehr als dreißig Jahren für Bauten und andere öffentliche Zwecke über 663,000 Ducaten ausgegeben habe. Wohl nie ist ein Privatvermögen in so hochherziger Gesinnung zum öffentlichen Besten verwendet worden. Und dabei wußten die Medici vorsichtig dem Neid ihrer Mitbürger auszuweichen, denn als Brunellesco für Cosimo das Modell eines großartigen Palastes hergestellt hatte, verwarf dieser den Plan, um nicht durch die Größe und

Pracht des Baues Anstoß zu geben. Der Künstler zerstörte im Zorn sein Modell, und Michelozzo erhielt den Auftrag, in bescheideneren Verhältnissen einen Palast zu errichten. Es ist der heutige Palazzo Riccardi, für welchen Donatello den plastischen Schmuck ausführte, während Benozzo Gozzoli die Kapelle mit seinen köstlichen Fresken schmückte. Bruno Vesco aber baute für die Medici die anmuthige Pal'a von Fiesole und die stolzen Säulenhallen von S. Lorenzo mit seiner edlen alten Sakristei, welcher später die neue Sakristei mit den Grabmälern Michelangelo's gegenübergestellt wurde.

Schon im 14. Jahrhundert hatte der Wetteifer der italienischen Städte eine Reihe großartiger Kirchen und Profanbauten entstehen lassen, in welchen der gothische Stil des Nordens in einer den südlichen Anschauungen entsprechenden Weise umgestaltet wurde. Die kühne Weite der Gewölbspansungen, wie sie die Dome von Siena, mehr noch von Florenz, S. Petronio zu Bologna, der edle Dom zu Como zu erkennen geben, deuten auf den stolzen Sinn ihrer städtischen Erbauer. Auch die feierlichen Marmorhallen des Doms zu Mailand sind, wie wir neuerdings erfahren haben, nicht durch die Initiative des Gian Galeazzo Visconti, sondern durch den Unternehmungsgeist der Stadtgemeinde errichtet worden. Und hier erkennt man wieder an der von deutschen Vorbildern abhängigen Grundriß- und Formbildung den in die Weite strebenden Sinn einer Handelsstadt, die aus der Ferne das Beste herbeiholt und in kosmopolitischer Denkweise auch die fremde Form nicht verschmäht. Wie wir Venedig sich nach dem Orient wenden sahen, so richtet Mailand sein Augenmerk nach dem Norden. Die Bolognesen aber hatten, um S. Petronio zur größten Kirche der Christenheit zu machen, ein ganzes Stadtviertel mit einer Anzahl kleinerer Gotteshäuser abgerissen: so mächtig herrschte schon damals der wetteifernde Monumentalsinn dieser Stadtgemeinden.

Diese künstlerische Gesinnung steigerte sich nun in der Epoche der Renaissance zur höchsten Energie, angefaßt von dem jener Zeit ganz besonders eigenen Ruhmesinn. Nicht bloß die einzelnen Städte, sondern in derselben Stadt die einzelnen Bürger, Familien, Zünfte und andere Genossenschaften wetteifern in künstlerischen Unternehmungen, dem von den Medici gegebenen Beispiel folgend. Die Architektur kehrt, von der humanistischen Gesinnung der Zeit getrieben, zum klassischen Alterthum zurück, dessen edle Formen sie mit freier Genialität für die Forderungen ihres religiösen und profanen Lebens verwerthet. Es entstehen jene Paläste, öffentliche Hallen, Kirchen Kapellen, Spitäler, kurz die unzählbare Mannigfaltigkeit öffentlicher und privater Werke, welche Majestät mit Anmuth in unnachahmlicher Weise verbinden. Neben der Architektur schwingt sich besonders die Malerei zu neuer Durchbildung und hoher Blüthe auf. Es ist gewiß bezeichnend, daß sie, so lange ihr Hauptstiz in Florenz bleibt, einen gewissen schlichten Naturalismus, eine gemäßigten bürgerliche Anschauung, fern von idealem Schwung behauptet. Die Madonnen sind einfache bürgerliche Frauen und Jungfrauen, und die Geburt der Maria oder des Johannes wird meist, wie in den herrlichen

Fresken Ghirlandajo's, zu gemüthlichen Schilderungen einer florentinischen Wochenstube der Zeit benutzt. Auch der realistische Sinn, der die Wirklichkeit bis in's Einzelne des Zeiteostüms und der häußlichen Umgebung zu schildern liebt, muthet uns als bürgerliche Grundstimmung an. Erst in der folgenden Epoche sollte unter den Händen der größten Meister an den Höfen zu Mailand und mehr noch in Rom die Malerei sich zu höheren Anschauungen, zu einem freieren Idealstil erheben. Mit ihr wetteifert in bewegter Fülle und Vielseitigkeit der Darstellungen die Plastik, die nicht so ausschließlich von der Antike beherrscht wird, daß sie nicht ebenfalls dem realistischen Zuge der Zeit folgen sollte.

Was in Florenz entstanden war, wird wie ein neues Evangelium der Kunst durch ganz Italien verbreitet und von den zahlreichen Fürstenhöfen, namentlich aber von den Päpsten, zu glänzender Wirksamkeit berufen. Beachtenswerth ist aber, daß mit dem Aufkommen dieser fürstlichen Kunstpflege die florentinische Kunst allmählich erlischt; wie einst in Athen, so war sie hier an die freie Existenz eines republikanischen Bürgerthums geknüpft, und als die Medici im Herrscherpurpur zurückkehrten und der Stadt nach vergeblichem elfmonatlichen Kampf um Behauptung der Unabhängigkeit aufgezwungen wurden, vermochte die einst so mächtige florentiner Kunst nur noch einen kümmerlichen Nachsommer zu entfalten. Nur Venedig war neben Florenz der Ort, wo die Kunst eines republikanischen Gemeinwesens eine Freistadt fand. Die glänzende Handelsstadt war zwar von ihrer politischen Machtstellung bedeutend herabgestiegen; aber in ihren marmorstrahlenden Palästen mit den offenen Loggien, die in der dunklen Fluth des Canal grande so zauberisch wiedergespiegelt werden, mehr noch in der glühenden Farbenpracht der Gemälde eines Giovanni und Gentile Bellini, Carpaccio, Giorgione, Tizian ebt die alte herauschende Brunkliebe eines orientalisch angehauchten Culturlebens in verkürzter Schönheit wieder auf, und die Devotion eines durch die herrschende Aristokratie in strenger Unterordnung gehaltenen Volkes hat ihre Freude an dem malerischen Schimmer üppig decorirter Kirchen.

Etwas später als Venedig kommt die Nebenbuhlerin der Markusrepublik, das stolze Genua, zu einer selbständigen Kunstblüthe. An den Namen des großen Andrea Doria, dessen Palast mit seinen Säulenhallen und Fresken, noch mehr vielleicht durch die herrliche Lage am Meere, die Bewunderung erregt, knüpft sich der Aufschwung zur höchsten Blüthe. Der fürstliche Stolz dieser Kaufmannsaristokratie spricht sich nachdrücklich in den Palästen der Via Nuova aus, die mit ihren großartigen Vestibulen, den weiten hallengesäumten Treppen- und Hofanlagen eine majestätische Schönheit und festliche Stimmung erreichen, welche der gesamten Palastarchitektur eine neue Richtung geben sollte. Noch im 17. Jahrhundert sind es dann Rubens und Van Dyck, die den fürstlichen Kaufherren durch ihre glänzende Kunst zu dienen suchen.

Um dieselbe Zeit, als in Florenz die Erneuerung der gesamten Kunst sich vollzog, erlebte Flandern eine nicht minder durchgreifende Umgestaltung

seiner Malerei. Auch hier sind es die großen Handelsstädte, Brügge und Gent, von welchen das Streben nach lebensvollem Naturalismus seinen Ausgang nimmt. Es ist vielleicht noch niemals genügend betont worden, welchen Antheil der kaufmännische Geist an der Entwicklung des modernen Realismus genommen hat. Geschlechter, die in ruhigem Genügen und im stillen Geleise des Alltagslebens hindämmern, verfallen gern in herkömmliche Gebräuche und Anschauungen, ohne Bedürfniß nach neuen Formen. Wer aber auf weiten Fahrten mit dem offenen, auf Erwerb und Vortheil gerichteten Blick fremde Länder und Völker aufzufassen gewohnt ist, dem schärft sich das Auge für prüfende, unterscheidende Betrachtung; es erwacht in ihm der Sinn für die Wirklichkeit der Dinge mit ihrem mannigfaltigen Reiz. So entstand auch in den Flandern des 15. Jahrhunderts ein mächtiger Hang zum Realismus. Auf den Straßen und Märkten der flandrischen Städte begegneten sich in ihren mannigfaltigen Trachten und Physiognomien alle Völkerschaften des Abendlandes und des Ostens, Engländer, Scandinavier und Sarmaten, Franzosen, Spanier, Italiener; nicht minder die Orientalen in ihren phantastischen Kostümen. Wir sehen noch jetzt auf den Bildern der flandrischen Maler, wie diese bunte Mannigfaltigkeit auf ihre Phantasie gewirkt und sie zu künstlerischer Nachbildung gereizt hat. Unter solchen Eindrücken erblühte die Kunst eines Hubert und Jan van Eyck, die noch in treuherziger Weise an den alten religiösen Anschauungen festhält, aber den offenen Blick in's Leben, in das vielgestaltige Menschengesein und den Zauber einer frühlingssrischen Natur damit verbindet. Wohl hat der prachtliebende burgundische Hof diese Kunst alsbald in seinen Dienst genommen, wie denn Jan van Eyck zum Hofmaler und „varlet de chambre“ ernannt wurde; aber aus dem flandrischen Bürgerthum ist sie in aller Macht und Herrlichkeit emporgestiegen, und das gewaltige Hauptwerk, der berühmte Genter Altar, größtentheils jetzt im Berliner Museum und nur in den Haupttafeln noch am alten Ort, in S. Bavo zu Gent, verdankt einem bürgerlichen Stifter, dem Jodocus Wyts und seiner Gemahlin Elisabeth, seine Entstehung.

Während so die Malerei aus der mittelalterlichen Ueberweltlichkeit in die frische Weltwirklichkeit umschlug, verharrte aber, merkwürdig genug, im ganzen Norden die Architektur noch streng in den Bahnen des gothischen Stiles. Von der Zähigkeit, mit welcher an diesem namentlich in den bürgerlichen Kreisen festgehalten wurde, giebt es keinen schlagenderen Beweis, als die Menge von Kirchen und Rathhäusern, die bis in's 16. Jahrhundert hinein in gothischen Formen errichtet wurden. Allein man empfindet an allerlei decorativen Spielereien, am Ueberwuchern phantastischer Zierformen, die selbst an den Gewölben ihr Spiel treiben, daß der Ernst des Stiles vergessen war, daß sein constructives System sich lockerte, daß man instinctiv fühlte, wie wenig seine Ausdrucksweise der umgewandelten Zeitstimmung entsprach. Und Aehnliches bieten auch die Werke der Sculptur, die namentlich in Deutschland in unzähligen, glänzend ausgeführten Holzschnitzereien eine über-

strömende Kraftfülle verräth. In diesen Arbeiten verbindet sich mit einem staunenswerthen technischen Geschick das unverkennbare Streben, mit der Malerei zu wetteifern, ja, sie wo möglich an greifbarer Lebendigkeit zu überbieten. Namentlich die Scenen der Passion, welche das tief erregte Volksgemüth überall in den Bühnendarstellungen der Passionsspiele sich selber vorführte, werden mit sichtlicher Vorliebe auch an die Altäre übertragen, durch scharfen dramatischen Ausdruck, prägnante Charakteristik, malerische Zeitkostüme und reiche Vergoldung und Farbenpracht dem derb bürgerlichen Sinne nahe gebracht.

Je mehr aber diese verschiedenen Kunstrichtungen sich neben einander geltend zu machen suchten, desto klarer mußte man erkennen, daß die gothische Architektur mit diesem energischen Realismus nicht länger Hand in Hand zu gehen vermochte. Kein Wunder daher, daß die Renaissance aus dem Süden sich alsbald Eingang nach dem Norden verschaffte. Hatte dieser einst Italien die Gothik gegeben, die dort freilich durchgreifend umgestaltet wurde, so brachte dieses dafür den cisalpinischen Ländern seine neue klassische Architektur, die allerdings dort nicht minder entscheidende Umwandlungen erfuhr. Am raschesten nahm das bewegliche, zu Neuerungen stets aufgelegte Frankreich die Renaissance auf, und schon bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts wendet der treffliche Miniaturist Jean Fouquet, Ludwigs XI. Hofmaler, die Formen, nicht etwa der oberitalienischen, sondern der strengeren florentinischen Renaissance in seinen zierlich ausgeführten Bildern an. Aber in Frankreich ist und bleibt die neue Kunst an den Hof und die höfischen Kreise geknüpft, und die französischen Könige und ihre Großen, namentlich Georg von Amboise, sind es, welche die Renaissancekunst nach Frankreich verpflanzen und durch Berufung namhafter italienischer Meister dort einbürgern. Dort also haben wir — und so bleibt es über drei Jahrhunderte lang — eine ausschließlich höfische Kunst, deren einzelne Epochen die Franzosen ganz zutreffend mit den Namen ihrer Könige bezeichnen.

Welch anderes Bild bietet uns Deutschland! Hier geht die Renaissance einzig und allein von bürgerlichen Kreisen aus. Die süddeutschen Handelsstädte Augsburg und Nürnberg sind es, welche sie zuerst aufnehmen und in kräftigem wetteifernden Antriebe ausbilden. Hier vor Allem wird es klar, wie viel der kaufmännische Geist für die Aufnahme der fremden Form gewirkt hat. Die lebhaften Beziehungen jener beiden großen Handelsstädte zu Oberitalien, namentlich zu Venedig, wie treten sie uns so anschaulich in Dürer's Briefen an Pirckheimer entgegen! Lange hatte das am Althergebrachten mit Pietät haftende deutsche Volk die alten ausgelebten gothischen Formen festgehalten; jetzt aber bricht sich, von den humanistischen Studien angefaßt, auf's Nachdrücklichste aber von den bürgerlichen Kreisen der reichen, weltbewanderten Kaufleute gepflegt, die Renaissance Bahn. Wie sehr in diesen hochgebildeten Handelsherren die Liebe zur Kunst damals sich regte, erkennen wir aus Werken wie Adam Kraft's Sacramentsgehäuse, Peter Vischer's

Sebalbusgrab und Fuggergitter, Holbeins Madonna des Bürgermeisters Meyer, Dürers Dreifaltigkeitsbild für das landauer Brüderhaus und seinem Altarwerk für den Kaufherrn Jakob Heller von Frankfurt. Und wie rührend klingt uns aus Dürer's Briefen an den Besteller die Bitte um ein „Trinkgeld“ für seine Hausfrau, und der Dank, den er dann für die erhaltene „Verehrung“ ausspricht, der noch ein Trinkgeld von zwei Gulden für den jüngeren Bruder des Meisters beigelegt war! Wenn auch im Laufe der Zeit die deutschen Höfe zu Stuttgart, Heidelberg und München, zu Darmstadt, Kassel, Dresden, Berlin, zu Prag und Wien die Renaissance bereitwillig aufnehmen: ihren Ausgangspunkt hat sie doch bei uns von bürgerlichen Kreisen genommen; unsere großen Künstler, ein Holbein, Dürer, Wischer und so manche andere haben sie ausgebildet, unsere mächtigen Handelsstädte sie mit Vorliebe gepflegt.

Und hier tritt nun der profane Charakter der neuen Cultur deutlich zu Tage. In Italien hatte die Renaissance auch die umfassendsten kirchlichen Aufgaben gefunden; in Deutschland, wo sie mit der Reformation zusammen trifft, wird sie in erster Linie weltliche Kunst. Die Kirche hat ihr nur in einzelnen Fällen auch Aufträge zu bieten. Ihr erwächst nun vor Allem die Aufgabe, das ganze Leben künstlerisch zu verklären, seine profanen Bedürfnisse durch die Macht der Phantasie zu adeln. So kommt es, daß die profane Architektur mit den sie begleitenden Kunstgewerben die freie Plastik und die selbständige Malerei in zweite Linie zurückdrängt. Der Bürger sucht vor Allem sein Wohnhaus zu einem Sitz traulichen Behagens zu machen. Nach außen minder prunkvoll, aber durch hohe geschweifte Giebel, vorspringende Erker und Treppenhäuser reich bewegt, entfaltet es seinen Reiz hauptsächlich im Innern. Die getäfelten Wände mit ihren schön gegliederten Eintheilungen und Füllungen, die prächtig geschnitzten Decken, die glasierten Oefen mit ihren Figuren und Geschichten, die bunte Pracht der Glasgemälde in den Fenstern, endlich der mannigfache Hausrath, das blinkende Zinn, Erz und Silber, die Truhen, Schränke und Büffets, das Alles stimmt zu einem köstlichen und tief gesättigten Farbenaccord zusammen. Noch glänzender erheben sich in einzelnen Fällen die palastähnlichen Häuser großer Kaufherren, wie der Fugger, von deren marmorgepflasterten Sälen, kunstreichen Kammern und Cabineten, von deren statuengeschmückten mit Springbrunnen ausgestatteten Gärten die Zeitgenossen nicht genug zu rühmen wissen.

In der That scheint im Anfang der Epoche fast alle höhere Bildung sich auf die bürgerlichen Schichten zu beschränken; in den abligen Kreisen und selbst an den Höfen herrscht vielfach noch als Erbe des Mittelalters jene rohere Sitte, welche schon Aeneas Sylvius in Deutschland antraf, und von der uns die Chronisten gar manche Schilderung hinterlassen haben. Wir wollen nur an die Aufzeichnungen des edlen schlesischen Ritters Hans von Schweinichen erinnern, der mit seinem Herrn, Herzog Heinrich XI. von Siegnitz, jenen merkwürdigen Zug durch Deutschland machte, auf welchem der

heruntergekommene Fürst bei seinen Standesgenossen, aber auch bei städtischen Magistraten, Fürsten und Adligen in naiver Unbefangenheit auf den Bettel auszog und nicht unzufrieden war, wenn man sich durch eine Summe mit ihm und seinem zahlreichen Troß abzufinden suchte. Schweinichens Tagebuch giebt uns überraschende Aufschlüsse über das Leben in seinen Kreisen. „Des Morgens“, so berichtet er, „wenn man aus dem Bette aufgestanden, ist das Essen auf dem Tisch gestanden und gegessen worden bis zur rechten Mahlzeit, von da wieder bis zur Abendmahlzeit. Welcher nun reif war, der fiel abe“. Diese Lebensweise wiederholt sich an den verschiedenen fürstlichen und adligen Höfen, und Schweinich verzeichneth wie ein sorgsamer Haushalter alle mehr oder minder „starke Räusche“, die er sich während seines ganzen Lebens getrunken, in seinem Tagebuche. Originell ist die Schilderung von einem Bankett, welches seinem Herrn zu Augsburg im Fuggerhaufe gegeben wird, dessen fürstliche Pracht den schlesischen Landjunker in Staunen setzt. „Das Mahl“, so erzählt er, „war in einem Saal zugericthet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf dem Eise ginge. Es war ein Credenztiisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Trinkgeschirren besetzt und mit merkwürdigen schönen, venezianischen Gläsern. Nun gab Herr Fugger seiner fürstlichen Gnaden einen Willkomm, ein künstliches Schiff von venezianischem Glas. Wie ich es vom Schenktiisch nehme und über den Saal gehe, gleite ich in meinen neuen Schuhen aus, falle mitten im Saal auf den Rücken und gieße mir den Wein auf den Hals; das neue roth damastische Kleid, welches ich anhatte, ging mir ganz zu Schande, aber auch das schöne Schiff zerbrach in tausend Stücke. Es geschah jedoch ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegessen noch getrunken. Als ich später einen Kaufsch bekam, stand ich fester und fiel hernach kein einziges Mal, auch im Tanze nicht“. Aber selbst ein weitgereister Weltmann wie Michel de Montaigne rühmt die Schönheit der Stadt, wie er denn überhaupt die deutschen Städte, wegen der Sauberkeit ihrer Straßen und Plätze und des Reichthums ihrer Bürgerhäuser an köstlichem Hausrath den französischen voranstellt. Besonders preist er den Palast der Fugger mit seinen prächtigen Sälen, wie er nie so schöne gesehen, sowie ihre Gärten mit den Springbrunnen und Lusthäusern. Ein anderer Berichterstatter jener Tage schildert die Häuser der Fugger „mit ihren gewölbten Säulengängen, den weitläufigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und dem Cabinette des Herrn, welches sowohl wegen des vergoldeten Gehältes, als der übrigen Zierrathen und der Pracht seines Bettes das allerschönste ist. Das Innere schmüden treffliche Gemälde, besonders aber viele und große Denkmale des Alterthums, in einem Zimmer eherner und gegossene Bilder und Münzen, im andern steinerne, darunter einige von kolossaler Größe“. Die reiche Vertäfelung der Wände, die vergoldeten Decken, die bunten Labyrinth von eingelegter Arbeit auf den Fußböden, die Gärten mit ihren seltenen ausländischen Pflanzen, ihren Blumenbeeten und Bäumen, den reich ausge-

malten Lusthäusern und den Springbrunnen, die mit Erzbildern der Götter geziert sind, erregen Staunen. „Mir gefielen“, setzt der Berichterstatter hinzu, „die königlich französischen Gärten zu Blois und Tours nicht so gut“. Auch am Niederrhein wird ähnliche Pracht in den Häusern der großen Kaufleute bezeugt; bei einem Kölner Handelsherrn zeigte man den Gästen neben dem Saal die Garderobe mit dem an zwei Wänden, von unten bis an die Decke reichenden, auf 30,000 Ducaten geschätzten Silbergeschirr, „wie denn die Kölner sonderlich mit dem Silbergeschirr prangen“. Dagegen wird in andren Dingen den Oberdeutschen der Vorrang in der Ueppigkeit zugestanden, denn erfahrene Männer wundern sich darüber, daß die Augsburger Frauen jeden Tag ein Bad nehmen, und der Oberstallmeister des Kaisers meint, die oberdeutschen Frauen müßten es wohl nöthiger haben und weniger sauber sein, als die brabantischen und niederdeutschen, „die nur ein- oder zweimal im Jahre baden“.

Man sieht aus alledem, daß die bürgerlichen Kreise an allgemeiner Cultur und künstlerischer Bildung den adligen damals weit vorausgeilt waren. Dies Verhältniß spiegelt sich in unserer ganzen damaligen Kunst. Nicht bloß zahlreiche Werke der Malerei und Plastik, auch die köstlichen Arbeiten des Grabstichels und des Holzschnitts sind für die bürgerlichen Kreise vornehmlich geschaffen worden. Während in Italien die große monumentale Kunst mit ihrem vornehmen Gepräge die Production beherrscht, strömt eine unerschöpfliche Fülle künstlerischer Phantasie bei uns in jene unscheinbareren Erzeugnisse aus, die man wohl als volksthümliche, um nicht zu sagen demokratische, bezeichnen darf. Für Kirchen und Paläste vornehmlich arbeitet die Kunst in Italien; für das trauliche Familienzimmer des Bürgerhauses größtentheils die deutsche. Und auch in Form und Inhalt wirkt diese Sphäre auf unsere Meister ein; das Charaktervolle, dabei doch vielfach spießbürgerlich Verzwickte in den Gestalten Schongauers und Dürers, selbst wo es Scenen der heiligen Geschichte gilt, ist ein derb demokratischer Protest gegen die ideale Höhe der mittelalterlichen Kunst, aber zugleich ein unerschöpflicher Quell von gemüthlicher Innigkeit und Frische der Empfindung.

Und nun schickt sich das deutsche Bürgerthum denn auch an, die öffentlichen Monumente mit dem vollen Glanz der neuen Kunstweise auszustatten. Wer die Rathhäuser, Kaufhallen, Kunsthäuser und alle die anderen Gebäude der städtischen Verwaltung, die Schulen, Spitäler, Festungswerke unserer deutschen Städte kennt, der weiß, welch edler Wettstreit etwa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts überall gewaltet und Werke eines eigenartigen charaktervollen Stils hervorgebracht hat. Die malerische Wirkung des Rathhauses zu Rothenburg mit seiner lustigen Loggia, die stattliche Anlage der Rathhäuser zu Nürnberg und zu Augsburg, letzteres mit seinem goldenen Saal ein Nachklang italienischer Eindrücke, die energischen und charaktervollen Rathhäuser zu Schweinfurt, Tübingen, Gernsbach und so manche andere süddeutsche Bauten der Zeit beweisen, wie mannigfaltig die

deutschen Architekten diese Aufgaben zu gestalten mußten. Aber fast noch glänzender entfaltet sich der städtische Profanbau an den norddeutschen Monumenten. Wer kennt nicht die elegante Rathhaushalle zu Köln, die überwältigende ornamentale Pracht des Rathhauses zu Bremen, dessen glänzender Saal mit seinen üppigen Holzschnitzereien nur noch überboten wird von den köstlichen Arbeiten, welche Lüneburg durch Meister Albert von Soest in seinem Rathsaal ausführen ließ. Und in diesem Raum bewahrte man bis vor Kurzem den herrlichen Silberschatz, die Stiftung patriotischer Bürger aus den stolzen Zeiten der Stadt, die der von seiner Höhe längst herabgesunkene Ort froh war, neuestes an das Berliner Gewerbemuseum verkaufen zu können. Um dieselbe Zeit fügte damals Lübeck seinem Rathhause die prächtige Renaissancefacade hinzu, Danzig aber stattete sein altstädt. Rathhaus mit reicher Zier innen und außen, namentlich mit dem graciösen Glockenthurm aus, errichtete das rechtstädtische Rathhaus, das Zeughaus und die imposanten Festungsthore, sämmtlich Wahrzeichen des Einflusses niederländischer Kunst, die damals die nordischen Städte bei uns ebenso beherrschte wie die italienische unsern Süden.

Wir schöpfen nur einige Tropfen aus dem Meere dieser großen Cultur; eine Wanderung durch unsere deutschen Städte zeigt auf Schritt und Tritt, wie kraftvolle Wogen dieselbe geschlagen hat: Danzig und Lübeck, Nürnberg und Augsburg, Braunschweig, Gildesheim, Halberstadt, Münster, Lemgo und so viele andere sind noch jetzt lebendige Zeugnisse jenes bürgerlichen Geistes, der sich in freiem Behagen gehen ließ. Die weitere Entfaltung desselben, mit einem starken Beigeschmack demokratischer Sinnesweise finden wir sodann in den Niederlanden. Zwar im südlichen Theile des Landes, in Brabant mußten Alba's blutige Maßregeln jede freiheitliche Bewegung niederzuschlagen und den Despotismus Spaniens und des jesuitisch gewordenen Katholicismus wieder aufzurichten; Verhältnisse, die sich dann in einer üppig empor-schießenden specifisch kirchlichen Kunst ausdrücken, als deren höchster Ausdruck die machtvollen Altarbilder von Peter Paul Rubens dastehen. Dagegen kämpften die nördlichen Provinzen mit zäher Ausdauer den Unabhängigkeitskampf und eroberten für Holland das kostbare Doppelgut politischer und religiöser Freiheit. In kühnen Unternehmungen breitete zugleich das Land seinen Handel und seine Macht in überseeischen Besitzungen aus, und der Reichtum der großen Handelsstädte, an der Spitze Amsterdam, förderte alsbald eine Kunstblüthe, die man als schärfsten Ausdruck des germanischen Realismus und bürgerlichen Unabhängigkeitssinnes bezeichnen muß.

Diese holländische Kunst ist ganz weltlich; das calvinistische Bekenntniß verschloß ihr die Pforten der Kirche, und wenn Meister wie Rembrandt dennoch biblische Stoffe des alten und neuen Testaments behandelten, so geschah es in jenem streng protestantischen Sinne, der mit seinem Gebet sich in das stille Kämmerlein einschließt und ohne Vermittlung dem Herrn zu nahen sucht. Die Innigkeit und Anspruchslosigkeit dieser Schöpfungen, die

vor Allem in den Radirungen des großen Meisters sich darlegt, ist geistesverwandt den ähnlichen Arbeiten Dürer's, als dessen Nachfolger und Fortsetzer Rembrandt erscheint; auch darin, daß beiden großen Künstlern das Element des Charakteristischen, Empfindungsvollen weit mehr als das einer höheren Frauenschönheit eigen ist. Aber der Hauptnachdruck dieser Kunst liegt doch darauf, daß sie zum ersten Male mit rücksichtsloser Energie sich der bloßen Wirklichkeit überliefert, ideale Stoff- und Formenwelt abweist und in der tüchtigen Ausprägung eines scheinbar alltäglichen Daseins ein neues Gebiet für die Kunst erobert. Ihre Religion ist die Verherrlichung des einfachen Menschenlebens, die Schilderung realer Existenzen, die Darstellung der Zeit- und Landesgenossen im Ernst ihrer Berathungen, wie in der gehobenen Stimmung ihrer Festmahle oder in dem kriegerischen Feuer ihrer Schützenauszüge. So entstehen jene „Schützen- und Regentenstücke“, die an charaktervoller Wucht der Erscheinung und malerischer Freiheit der Schilderung einen Höhepunkt in der Geschichte der Malerei bezeichnen. Jede Stadt hat darin ihre Meister: Delft seinen Miarevelt, der Haag seinen Mabesteyn, Harlem den mächtigen Frans Hals, dessen acht große Bilder im Stadthause daselbst seine ganze Entwicklungsgeschichte durch fast ein halbes Jahrhundert erzählen. Dazu gesellen sich Thomas de Keyser, namentlich aber die großen Rivalen Bartholomäus van der Helst und Rembrandt, deren beider Hauptbilder im Museum zu Amsterdam einander gegenüber hängen, jeden in seiner eigenthümlichen Bedeutung repräsentirend: van der Helst in der unergründlich treuen Sorgfalt realistischer Detailausführung, Rembrandt in der fast dämonischen Poesie seiner Lichteffecte.

Dieselbe Freude an der bloßen täglichen Existenz treibt denn auch jene Gattungsbilder hervor, welche den Menschen in seiner Umgebung in scheinbar trivialen Zuständen vorführen, denen aber durch die Feinheit der Auffassung und die höchste malerische Vollendung das Bürgerrecht im Reiche der Kunst gewonnen wird. Vornehmlich sind es die Zustände eines verfeinerten Culturlebens, wie es den reichen Handelsstädten geläufig war, welche von Künstlern wie Teruch, Gerard Dou, Meibor, den beiden Mieris, Netscher und anders bald mit Eleganz, bald mit gemüthlichem Behagen geschildert werden. Als Gegensatz dazu findet auch der Sinn für die Komik derb bäuerlichen Treibens seine Bewährung in den lustigen Bildern eines Teniers, den täppischen Schilderungen eines Ostade, den wilden und tollen Erfindungen eines Brouwer und den geistreichen novellistischen Szenen eines Jan Steen. Weiterhin wird das ganze Naturleben, von der Landschaft und dem Seestück bis zu den Blumen und Fruchtstücken, mit höchster malerischer Feinheit geschildert und so zum ersten Mal an die Stelle kirchlicher Andacht die Naturandacht, die Freude an der Schöpfung, die Poesie der Diesseitigkeit im Contrast zu der des Jenseits zur Herrschaft erhoben. So erobert diese bürgerliche Kunst von der Grundlage eines scheinbar nüchternen Realismus aus das Universum.

Das Gediegene und Tüchtige der holländischen Kunst empfängt eine

noch schärfere Beleuchtung, wenn man mit ihr die gleichzeitigen Franzosen in Parallele stellt. Wie schon früher war es auch jetzt, nur noch mehr als jemals zuvor, das höfische Leben, welches der Kunst die Impulse gab. Wir wollen die großen Talente, welche die französische Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts hervorgebracht hat, nicht herabsetzen; sie standen wie jede Kunst im Bann ihrer Zeit und Umgebung; sie thaten wie jede andere, was sie nicht lassen konnten, und waren der treue Spiegel des Lebens, das sie trug und ihnen die Aufgaben stellte. Sie mußten daher unter Ludwig XIV. pomphaft und prahlerisch aufgebauscht, unter Ludwig XV. kokett, üppig und buhlerisch werden. Die bürgerlichen Kreise kamen dabei nicht in Betracht, das Volk hatte keinen Theil daran. Der gleißende, tänzelnde Hofmann war Alles, der Bürger Nichts. Und wie dieses französische Zerrbild der Cultur vor Allem nach Deutschland übertragen und an den vielen Höfen weltlicher und geistlicher Herren im Wettstreit nachgeäfft wurde, das ist zu allgemein bekannt, als daß wir weiter darauf einzugehen hätten. Und dies Alles geschah in einem Lande, dessen Hilfsquellen auf's Tiefste erschöpft waren. Denn der dreißigjährige Krieg, dessen Gräuel der Simplicissimus mit so ergreifenden Zügen schildert, hatte die in der Epoche der Reformation und der Renaissance so fröhlich aufgeblühte Cultur auf's Tiefste zerrüttet und einen ökonomischen Verfall herbeigeführt, der mit der sittlichen Verwilderung gleichen Schritt hielt. Aus den kräftigen Bürgerchaften der früheren Zeit war ein kümmerliches Geschlecht von Unterthanen geworden, die unter dem doppelten Druck eines brutalen Polizeiregiments und höfischer Willkürherrschaft zitterten. Kein Hauch von frischer Lebenslust, nur schwüle Treibhausatmosphäre weht uns aus jenen Tagen an.

Und auf der morschen Grundlage dieser zerrütteten Zustände erhebt sich der lustige Bau fürstlicher Allmacht mit seiner schamlosen Maitressenwirthschaft, seinen luxuriösen Schlössern, Theatern und Lusthäusern, aus deren üppigen Schnörkeln und buhlerischen Gemälden uns das „après nous le déluge“, vernehmlich entgegenkichert. Französische und italienische Hofkünstler, von den Architekten, Decorateuren, Malern, Stuckatoren, Tapezieren bis zu den Tänzerinnen und Sängerinnen, die mit den Weinen ihre Triller und mit den Rehlen ihre Pirouetten schlagen, dienen dem fürstlichen Uebermuth jener Gesellschaft, und wenn auch einzelne tüchtige einheimische Künstler hier und da auftauchen: die deutsche Kunst im Ganzen und Großen ist so gut wie erstorben. Nur der liebenswürdige Chodowieski beweist uns in seinen kleinen zierlichen Blättern, daß der solide Bürgerstand mit seinen ehrbaren Sitten und seinem gemüthlichen Stillleben noch vorhanden ist. Und aus diesen Kreisen gehen dann auch die Männer hervor, welche einen neuen idealen Aufschwung des Lebens anbahnen. Zuerst ist es die Musik, in der das deutsche Volksgemüth seine Befreiung vom Joch niedriger Alltäglichkeit gewinnt; dann folgt die Reihe der großen Dichter und Denker, die dem Geistesleben der Nation den höchsten idealen Ausdruck geben.

Um aber aus den verrotteten Verhältnissen des Staates und der Gesellschaft zu einer völligen Erneuerung zu kommen, bedurfte es einer bis zum tiefsten Grunde dringenden Umwälzung, wie sie die französische Revolution der Welt brachte. Wie man sich immer mit Abscheu von ihren blutigen Ausschreitungen abwenden mag: in der Befreiung des dritten Standes von hundertjährigen Fesseln brachte sie der Welt eine der größten Segnungen. Seitdem haben wir wieder eine bürgerliche Cultur, und welche Schattenseiten dieselbe auch mit sich führen mag, wir dürfen darum an ihrem Fortschreiten zum Höheren nicht irre werden. Dies bürgerliche Element giebt sich auch in der heutigen Kunst zu erkennen. Wie der Sinn für dieselbe sich in immer weiteren Kreisen verbreitet hat, so ist sie in natürlicher Consequenz stets bürgerlicher geworden, wobei sie die Klippen einerseits des Hausbadenen, andererseits des Plebejischen freilich nicht vermieden hat. Der demokratische Zug unserer Zeit macht sich nicht immer angenehm fühlbar, aber er ist auch in der Kunst nicht abzuleugnen. In den beiden letzten Jahrhunderten waren es neben den Fürsten die hohen Adelsgeschlechter, deren Kunstliebe sich in glänzenden Sammlungen offenbarte. Die alten Familien sind großentheils herabgekommen, ihre Sammlungen verkauft und zerstreut worden. Der Bankherr und der Fabrikant hat sich an ihren Platz geschwungen und nimmt die erste Stelle ein; die großen Handelsstädte stehen an der Spitze der Bewegung, und die Residenzen haben nur da noch eine Bedeutung, wo sie zugleich Handels- und Fabrikplätze geworden sind.

Der letzte große fürstliche Mäcen war König Ludwig von Baiern, der nach dem hohen Fluge seiner Phantasie eine Kunst in München erstehen ließ, die in ihrem kühnen Idealismus freilich sich um die niedere Wirklichkeit wenig kümmerte und den Zusammenhang mit dem Leben eher mied als suchte. Darum ist gerade in München der Umschlag in den Realismus, und zwar in einen oft sehr platten, schroffer erfolgt als anderswo.

Heute sind es die Fürsten der Börse, der Fabriken und des internationalen Tauschverkehrs, die ihren Reichtum durch Kunstpflege zu adeln suchen. Wenn auch häufig nur Eitelkeit und Ostentation sich dahinter verbirgt, so ist doch oft an echter Kunstliebe in diesen Kreisen nicht zu zweifeln. Am schönsten hat sie sich da bewährt, wo hochsinnige Männer des Bürgerstandes, die, bezeichnend genug, meistens dem Handel angehörten, aus ihren Sammlungen öffentliche Stiftungen machten und in weitherziger Weise ihre Mitbürger in den Mitbesitz ihrer Schätze einsetzten. In erster Linie nennen wir Johann Friedrich Städel, der seine kostbaren Kunstsammlungen nebst einem Vermögen von 1,300,000 Fl. seiner Vaterstadt Frankfurt vermachte, wo das Städel'sche Institut kürzlich durch einen glänzenden Neubau in eine neue Aera seines Wirkens eingetreten ist. In Köln stiftete Wallraff ebenfalls ein Kunstmuseum, welches neuerdings durch Richard erweitert und glänzend ausgestattet wurde. In Leipzig legte Consul Schletter den Grund zu dem dortigen städtischen Museum, in Danzig stiftete Rabrun eine öffentliche

Gemäldeammlung und in Berlin gab die Schenkung des Consul Wagner den Anstoß zur Gründung der Nationalgalerie, die dem berechtigten Verlangen nach öffentlicher Vertretung der modernen Kunst Erfüllung brachte.

In anderen Städten, wo noch ein stärkerer Pulsschlag religiöser Empfindung sich bemerklich macht, sind es kirchliche Bauten, bei denen sich die Opferfreudigkeit auch des Bürgerthums wetteifernd bethätigt. Ein Beispiel bietet Stuttgart mit seinen in den letzten zehn Jahren entstandenen drei neuen Kirchen, neben deren Bau und Ausstattung auch die Ausschmückung der älteren Kirchen, namentlich mit Glasgemälden, aus den Kreisen des Bürgerthums lebhaft gefördert wurde. Und so dürfen wir wohl auf das schöne Wort Schiller's vom Kaufmann zurückgreifen:

„Güter zu suchen

Geht er, doch an sein Schiff knüpset das Gute sich an“.

Daß dieß Gute auch das Schöne sei, wollte unsre Skizze darlegen.





Runo Fischer.

Von

M. E. von Sognowski.

— Posen. —

I.



Als ich im Jahre 1841 bei meinem Eintritt in das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen zum ersten Male die Räume der Schule betrat und die Jugend nach beendigtem Unterricht aus den Classen hinausstürmen sah, erregte unter meinen neuen Mitschülern einer besonders meine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Auf seiner wohlgebildeten Gestalt, die sich durch ihre lebhafte und energische Bewegung auszeichnete, mußte der Blick mit Interesse und Wohlgefallen ruhen. Sein offenes und heiteres Gesicht von interessantem Schnitt, sein kühn und fest blickendes Auge ließen eine sich mächtig entwickelnde Intelligenz errathen. Das blonde Haar fiel in langen, vollen Locken bis auf die Schultern herab.

So erschien mir damals Ernst Runo Berthold Fischer.

Mehr noch als sein äußeres, war sein inneres Wesen geeignet, ein bleibendes Interesse an seiner Person zu erwecken.

Runo Fischer wurde den 23. Juli 1824 in dem schlesischen Dörfchen Sandewalde (im Guhrauer Kreise) geboren, wo sein Vater damals Prediger war; seine Mutter (Charlotte, geb. von Corvin-Wiersbitzky,) starb in noch jugendlichem Lebensalter bald nach der Geburt dieses Sohnes, dessen älterer und einziger Bruder Paul die väterliche Laufbahn betrat und als Hofprediger und Consistorialrath in Stettin starb.

Auf den Wunsch und die Vorstellungen seines Oheims, der als Steuerbeamter in Posen lebte und wirkte, kam der zehnjährige Knabe in das hiesige, eben gegründete deutsche Gymnasium und blieb unter der väterlichen und häuslichen Obhut des Oheims, der die übernommenen Erziehungspflichten streng und

gewissenhaft erfüllte. Die Persönlichkeit dieses tüchtigen Mannes war durch ihre sehr markirte Erscheinung auch in den Kreisen der Mitschüler Fischers wohlbekannt. Noch in diesen Tagen hat mich einer derselben, jetzt Kaufmann in Posen, auf einige Züge aus Runo Fischers Jugendleben aufmerksam gemacht.

Sein Vater war ein nur der idealen Sphäre des Lebens zugewandter Mann, dessen Beruf als Prediger seinen Neigungen und Gemüthsbedürfnissen vollkommen entsprach. Nach dem Tode seiner Gattin lebte er in tiefer ländlicher Zurückgezogenheit nur der Seelsorge seiner Gemeinde und der Erziehung seiner beiden Söhne mit aufopferungsfreudiger Liebe hingegeben. (Er starb, 83 Jahre alt, nachdem er als Superintendent seinen Abschied genommen und zu seinem Sohn nach Jena gezogen war, im Februar 1870.)

Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich annehme, daß Runo Fischer heute noch es keineswegs bedauern wird, auf das Posener Gymnasium gekommen zu sein. Das neu gebildete Lehrercollegium, das aus frischen, ja aus einigen ganz vortrefflichen Kräften bestand, wirkte unter der sehr energischen und disciplinarisch strengen Leitung des Directors Wendt (dessen auch ich stets mit liebevoller Hochachtung gedenke), nach allen Seiten anregend und fördernd. Die methodische Strenge und Pünktlichkeit des Schulunterrichts mochte der an die gemüthlichen Verhältnisse seines Vaterhauses gewöhnte Knabe Anfangs recht unbequem und peinlich empfinden, doch bald durchdrang ihn völlig die in allen ihren Theilen systematisch gegliederte Schulordnung und schon in den Mittelclassen gehörte er zu den ausgezeichnetsten, und in den Augen der Lehrer hoffnungsvollsten Schülern. In den oberen Classen konnte seine hervorragende, allgemeine Befähigung recht klar hervortreten: er zeigte eine rasche und sichere Auffassung, ein entschiedenes, selbstständiges Urtheil, eine von Lehrern und Schülern anerkannte Rednergabe und eine große Empfänglichkeit für die Dichtkunst und die Schönheit ihrer Formen. Man glaubte daher allgemein, daß er sich später ganz diesem Gebiete zuwenden würde. Da die Schule durch ihren Lehrstoff für die directe Erweckung der Fähigkeit für die Philosophie wenig Gelegenheit bietet, so hatten wir, seine Mitschüler, ein besonderes Interesse für diese Wissenschaft bei ihm nicht wahrnehmen können. Seine Lehrer und näheren Bekannten waren daher überrascht, als sie hörten, daß er sich gänzlich dem Studium der Philosophie gewidmet und dieselbe zu seinem Lebensberufe gewählt habe.

Zu Ostern 1844, nach abgelegter Maturitätsprüfung, ging Runo Fischer nach Leipzig, um Philologie und Theologie zu studiren. Das Vorbild seines Vaters hatte früh schon in ihm den Wunsch erregt, Prediger zu werden, und es ist ihm schwer gefallen, diesem Wunsch zu entsagen.

Nach dem ersten Semester siedelte er nach Halle über, wo er bis zur Beendigung seiner Studien blieb und die Anregungen fand, die er bedurfte und suchte. Neben theologischen und philologischen hörte er philosophische Vorlesungen und fühlte sich durch die letzteren, namentlich durch den Einfluß,

den Erdmann und Schaller auf ihn ausübten, zum Studium der Philosophie so lebhaft hingezogen, daß er von jetzt an ihr vorzugsweise seine Kraft und Zeit widmete. Unter den Lehrern der Universität war noch einer, der ihn durch seine Persönlichkeit und Vorträge zwar nicht beeinflusste, aber außerordentlich interessirte: Heinrich Leo.

Nach Beendigung des Trienniums schrieb er seine Dissertation „De Parmenide Platonico“, kehrte mit dem Doctorgrade der Philosophie zu Ostern 1847 nach Hause zurück, um seine angegriffene Gesundheit in ländlicher Stille und Muße zu kräftigen.

Zu Anfang des Jahres 1848 nahm er eine Hauslehrerstelle in Pforzheim an, die ihm, neben materiellen Mitteln, auch noch einige Muße zu seinen philosophischen Studien gewährte. Diese Stellung gab er im August 1850 auf und ging nach Heidelberg, um sich an der dortigen Universität zu habilitiren.

Während seines Aufenthalts in Pforzheim trat er mit der Schrift: „Diotima oder die Idee des Schönen“ (1849) vor die Oeffentlichkeit. Ueber diese erste größere Schrift seiner Jugendjahre sagt er in der Vorrede zu seiner Abhandlung aus dem Jahre 1871 „Ueber die Entstehung und die Entwicklungsformen des Wises“:

„Was ich jetzt ästhetische Vorstellungsweise nenne, hieß mir damals „die Idee des Schönen“; was ich jetzt psychologisch zu entwickeln suche, wollte ich damals metaphysisch darthun, und ich habe dadurch, wie ich gesehen, der Deutlichkeit Eintrag gethan. Wenn ich die Zeit finden werde, jene Schrift unter demselben Namen von neuem herauszugeben, so wird meine Arbeit in dieser psychologischen Umbildung des Ganzen bestehen“.

Im November 1850 begann er seine Vorlesungen und wurde gleich Anfangs von einer zahlreichen Zuhörerschaft empfangen, die sich schnell vermehrte. Die Theilnahme an seinen Vorträgen wuchs von Semester zu Semester. Diesen bedeutenden, in kurzer Zeit errungenen Erfolg kann ich mir dadurch wohl erklären, daß Fischer mit der seinem Wesen eigenthümlichen Lebhaftigkeit und Wärme den vorgetragenen Gegenstand nicht als ein erlerntes und nachstudirtes Object, sondern als etwas Selbsterlebtes und vollkommen Empfundenes den Zuhörern gab: als eine Sache, die ihn innerlichst und tief durchdrungen hatte. Die ästhetische und klare Darstellungsweise, durch die er sich schon auf der Schule auszeichnete, hat gewiß in zweiter Reihe zu den Erfolgen seiner Vorlesungen beigetragen. Das persönliche Durchdrungensein von dem behandelten Gegenstande und die daraus entspringende Selbstüberzeugung theilt sich dem Zuhörer und Leser unmittelbar mit, erwärmt und gewinnt ihn für die Sache. Derjenige, der selbst, was er denkt und spricht, nicht von Herzen glaubt, kann auch in den Hörern keine Ueberzeugung wecken.

Der günstige Anfang seiner akademischen Lehrthätigkeit, das stetig wachsende und sich erhaltende Interesse an seinen Vorträgen durften ihn mit

den besten Hoffnungen auf seine Zukunft erfüllen; er konnte mit Recht erwarten, daß er auf der so glücklich betretenen Bahn zu einem akademischen Lehramt bald gelangen werde. Indessen sollten die Unsterne nicht ausbleiben. Unter den Zuhörern befanden sich auch viele junge Theologen, für deren Glaubensfestigkeit man besorgt wurde, wenn sie dem fortwirkenden Einflusse der philosophischen Vorträge Fischers ausgesetzt blieben. Von dieser Seite kam der Angstkrus. Seine Lehre wurde nach dem Erscheinen des ersten Theils seiner „Geschichte der neuern Philosophie“ im Schooße einer kirchlichen Behörde des Pantheismus beschuldigt und im Juli 1853 wurde ihm plötzlich, ohne irgendwelche Untersuchung, selbst ohne Angabe der Gründe, durch eine vom Minister von Wechmar unterzeichnete Verfügung die einem Privatdocenten widerruflich ertheilte *venia legendi* entzogen. Die seitens der Universität unternommenen Schritte, um ihn seiner erfolgreichen, in ihrem Werthe anerkannten Lehrthätigkeit zu erhalten, blieben ohne Erfolg. Ich erinnere mich, welches große und peinliche Aufsehen dieser Schritt des badischen Ministeriums damals in ganz Deutschland hervorrief. Man glaubte, daß die Reaction, die im vollen Zuge war, eine Art „Vesper“ wider die akademische Lehrfreiheit im Schilde führe. Indessen blieben die badischen Maßregeln ohne Nachfolge und beschränkten sich in Heidelberg auf Fischer und Gervinus. Jener schrieb zu seiner Verteidigung und zur Widerlegung irrthümlicher Anklagen, die literarisch aufgetreten waren, die beiden Streitschriften: „Das Interdict meiner Vorlesungen“ und „Die Apologie meiner Lehre“; im Uebrigen benutzte er die unfreiwillige Muße, um das begonnene große Werk: „Die Geschichte der neuern Philosophie“ fortzuführen. Daß eine in der Sache so grundlose, in ihrer Folge so vernichtende Maßregel beschlossen und in der Form eines büreaukratischen Geschäfts ausgeführt werden konnte, hätten die betriebsamen Einflüsse einzelner Personen schwerlich erwirken können, wie rührig von verschiedenen Seiten sie sich in die Angelegenheit auch gemischt haben mögen. Die eigentliche Erklärung liegt in der damaligen kirchenpolitischen Lage des Landes. Nach dem Tode des Großherzogs Leopold begann der badische Kirchenstreit. In Freiburg hatte man wegen Auflehnung gegen die Gesetze akademische Lehrer vom Amte suspendirt; die katholischen Parteiblätter priesen diese Märtyrer der kirchlichen Treue und tobten heftig gegen die Regierung, die in Freiburg die akademische Lehrfreiheit vernichte, während sie dieselbe in Heidelberg zum Schaden der Kirche ungehindert ihr Wesen treiben lasse. Die Regierung, schon eingeschüchtert und nachgiebig gestimmt, glaubte das Geschrei beschwichtigen und das Gleichgewicht der Dinge herstellen zu können, wenn sie in Heidelberg gegen die akademische Lehrfreiheit als solche einschritt, was sie in Freiburg keineswegs gethan hatte. Einem Privatdocenten die *venia legendi* nehmen, kostete buchstäblich nichts, nicht einmal Gründe. Und der Minister von Wechmar war, wie keiner seiner Vorgänger und keiner seiner Nachfolger, ganz dazu angethan, aus solchen Motiven mit büreaukratischer Trockenheit zu handeln. Baden hatte schon damals seinen „Cultur-

kampf“, der zur vollen Gluth angefaßt wurde, als die Regierung die Ernennung Heinrichs von Vicari zum Erzbischof von Freiburg geschehen ließ. Dieser Prälat, der die in den Regierungssphären eingetretene reactionäre Strömung zu seinen Gunsten wohl zu verwerthen verstand, beanspruchte, wie es der Ultramontanismus von jeher gethan hat und immer wieder thun wird, eine vollständige kirchenpolitische Unabhängigkeit vom Staate, die einer ultramontanen Suprematie über denselben gleichkam. Er griff die Regierung direct an, indem er die Auflösung des katholischen Oberkirchenraths forderte und die Mitglieder desselben, die seinem Befehle nicht gehorchten, mit der Excommunication belegte. Der Erzbischof und seine sehr starke Partei suchten vor allen Dingen einen maßgebenden Einfluß auf das gesammte Schulwesen des Landes zu gewinnen und erreichten zum großen Theil diesen ihren Zweck. Die beiden Landesuniversitäten wurden fest im Auge behalten. Die Universität Freiburg unterlag dem Einfluß des Jesuitismus.

Im Hinblick auf die Schicksale, die Kuno Fischer damals in Heidelberg erlebt hat, sagt der berühmte Kirchenhistoriker Karl Hase: „Auch ein geborener Professor der Philosophie, der ihren geschichtlichen Trägern gerecht werden wollte, unterlag für einen Moment der theologischen An- und Beherrschung“. Indessen dauerte dieser Moment über drei Jahre.

Auf die akademische Laufbahn kraft seiner Begabung hingewiesen, jetzt plötzlich durch unverdiente Schicksale daraus verdrängt und in seiner Zukunft bedroht, wendete sich Fischer im Spätherbst 1855 nach Berlin, um an der dortigen Universität eine neue Habilitation zu versuchen. Dies geschah auf den Rath zweier Männer, deren Interesse er gewonnen hatte: der Geheimräthe August Böckh und Johannes Schulze, der damals im Cultusministerium die Universitätsangelegenheiten zu leiten hatte. Die Habilitation wurde ausgeführt, alle dazu gehörigen Bedingungen erfüllt. Als sie dem damaligen Cultusminister von Raumer gemeldet wurde, versagte dieser seine Einwilligung und verbot die Aufnahme Fischers unter die Docenten der Berliner Universität. Als Grund wurden die badischen Maßregeln angeführt, bei denen selbst kein Grund genannt worden war. Die Facultät richtete an Seine Majestät den König ein Gesuch und bat um Aufhebung des ministeriellen Verbots. Es scheint, daß Alexander von Humboldt seinen der Wissenschaft stets günstigen Einfluß auch in dieser Sache geltend gemacht und den Wunsch der Facultät am höchsten Ort lebhaft unterstützt hat. Der König forderte zwei theologische Gutachten: eines von dem Generalsuperintendenten Hoffmann, das andere von Hengstenberg. Jenes fiel bejahend, dieses verneinend aus. (Dem letzteren soll, wie damals öffentliche Blätter erzählten, das Malheur begegnet sein, daß er sich in dem corpus delicti vergriffen und die Schriften eines anderen (Karl Philipp) Fischer begutachtet haben soll.) Der König entschied zu Gunsten Fischers und hob das Verbot des Ministers durch eine Cabinetsordre auf, nach deren Eröffnung Fischer seine Vorlesungen in Berlin hätte beginnen können. Aber diese Eröffnung ließ auf sich warten und

unterblieb, als mittlerweile an die Stelle der Habilitation in Berlin die Berufung nach Jena trat.

Während der Jahre des akademischen Exils lebte Fischer zu Heidelberg in der Stille seiner glücklichen, eben begründeten Häuslichkeit, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, im Verkehr mit befreundeten Männern, unter denen besonders Gervinus und D. Frdr. Strauß zu nennen sind. Der letztere hatte sich im Jahre 1854 in Heidelberg niedergelassen. In seinem poetischen Gedebuch findet sich ein schönes Monument jener Zeit in dem Gedicht „An Runo Fischer.“

„Es waren Tage voll Genuß:
Man grüßte sich am frühen Morgen,
Vergaß im Redetausch die Sorgen,
In Zukunftsplänen den Verdruß“.

Die Frucht der Heidelberger Muße in den Jahren 1853—56 waren Fischers Werke über Spinoza, Leibniz und Bacon. Aber die angenehmen persönlichen Verhältnisse und die Fülle literarischer Aufgaben vermochten in dem jugendlichen Manne den Trieb der Lehrthätigkeit und das schmerzliche Gefühl ihrer Entbehrung nicht zu unterdrücken. Das ersehnte Ende der unfreiwilligen Muße kam durch den Ruf nach Jena (October 1856), einer Universität, die durch diese That den glorreichen Ruf ihrer Vergangenheit von neuem bewährt hat.

Fischer begann seine Lehrthätigkeit sogleich und eröffnete sie mit Vorträgen über Kant und dessen Vernunftkritik. Mein Interesse, das ich für den philosophischen Lehrberuf und, wie ich gern gestehe, auch für die Person Fischers selbst hege, hat in meiner Erinnerung das Andenken an den glänzenden Erfolg, den er gleich Anfangs in Jena errungen, aufbewahrt. Das Auditorium war, wie in Fichtes Tagen, von Zuhörern überfüllt; nicht bloß sein wissenschaftlich begründeter Ruf hatte die Zuhörer herbeigelockt, sondern die Individualität des Vortragenden, die Form und der Inhalt seines Gegenstandes bewirkten, daß der ungemein zahlreiche Besuch seiner Vorlesungen sich gleich blieb. Nicht von der akademischen Jugend allein, sondern von allen Kreisen wurde er willkommen geheißen und mit Sympathie aufgenommen. Unter einer einsichtsvollen und wohlwollenden Regierung, in der Mitte trefflicher Freunde, bei einem Lehrerfolge, der sich von Jahr zu Jahr steigerte und festigte, verlebte Fischer in Jena sechszehn der schönsten Jahre seines Lebens. Für den Winter 1865—66 wurde er beurlaubt, um den jungen Erbherzog, der während seiner Anwesenheit in Jena einige Jahre hindurch von ihm unterrichtet worden, auf seiner Reise nach Italien und Sicilien zu begleiten.

Während der jenaischen Zeit schrieb er den dritten, vierten und fünften Band seiner „Geschichte der neuern Philosophie“; seine ausführlichen und umfassenden Werke über Kant und Fichte. Die ersten Bände über Descartes, Spinoza und Leibniz erschienen in neuer, völlig umge-

arbeiteter Auflage. Dazu kam, ebenfalls in zweiter, völlig neu bearbeiteter Auflage, das „System der Logik und Metaphysik“. In diese Zeit fallen auch die akademischen Reden: „Johann Gottlieb Fichte“, „Die beiden Kantischen Schulen in Jena“, „Ueber das akademische Studium und seine Aufgabe“; die Jubiläumsreden über Schiller und Fichte; dann die Vorträge in der „Rose“: „Die Selbstbekenntnisse Schillers“, „Schiller als Philosoph“, „Schiller als Romiker“, „Lessings Nathan der Weise“, „Shakespeares Charakterentwicklung Richard III.“, „Kants Leben“, „Spinozas Leben und Charakter“, „Ueber die Entstehung und die Entwicklungsformen des Wises“. Auf den Wunsch der Frau Großherzogin hat Fischer mehrere Vorträge am weimarischen Hofe gehalten, darunter „Ueber das Problem des Erkennens“, „Ueber Raum und Zeit“, „Ueber die menschliche Freiheit“ u. a. m.

So lebte und wirkte Fischer in Jena, umgeben von Wohlwollen, Freundschaft und Anerkennung und durch die gleichen Empfindungen dankbar an die neue Heimath gefesselt. Auch in Heidelberg hatten sich unterdessen die aus Mißverständniß, Uebelwollen und schlimmen Einflüssen entstandenen Nebel verzogen und einer besseren, verdienten Würdigung Raum gemacht. Schon nach einem halben Jahre seiner Wirksamkeit in Jena erging an ihn unter den ehrenfsten Bedingungen der Ruf, seine Lehrthätigkeit der dortigen Hochschule von neuem zu widmen, eine Aufforderung, die sich nach Rötths Tode wiederholte. Ein anderer Ruf an die Universität Wien kam von dem österreichischen Ministerium. Allen diesen Anerbietungen hat er keine Folge gegeben aus Gründen, die ihn, wie ich vorhin erwähnt, an Jena banden.

Nach einer Wirksamkeit von sechszehn Jahren, in Folge mancher Erlebnisse, die ich ungeschilbert lasse, fühlte er das Bedürfniß nach einem Ortswechsel und die persönliche, wie häusliche Nothwendigkeit, seine äußeren Lebensverhältnisse zu ändern. Als Eduard Zeller nach dem Tode Trendelenburgs dem Berliner Rufe gefolgt war, wurde Fischer sein Nachfolger in Heidelberg (im Herbst 1872) und die Verhältnisse brachten es mit sich, daß er dort blieb, als einige Jahre später ihm der Lehrstuhl der Philosophie in Leipzig angetragen wurde. Seine schriftstellerische Thätigkeit von bewunderungswürdigster Productivität wetteiferte mit seiner unermüdblichen Wirksamkeit auf dem Katheder. Gleichzeitig mit seinem Antritt in Heidelberg erschien der erste Theil seines Werkes über Schelling (Leben und Schriften), dem nach einigen Jahren der sehr umfassende zweite Theil (Schellings Lehre) nachfolgte (1877); sie bilden den sechsten Band der „Geschichte der neuern Philosophie“. Dazwischen fällt die neue, völlig umgearbeitete Auflage des Werkes über Bacon und die Entwicklungsgegeschichte der Erfahrungsphilosophie (1875). In den Jahren 1878—80 erschien in neuer Bearbeitung die dritte Auflage der ersten Bände des Gesamtwerkes (Descartes und Spinoza). Dazu kommen seine anderen Vorlesungen „Ueber Göthes Faust“ (1878) und die eben in „Nord und Süd“ veröffentlichten Essays über Lessing. Ich nenne noch seine wichtige, mir durch Mittheilung

bekannte, aber noch nicht im Buchhandel erschienene Heidelberger Prorektoratsrede: „Ueber das Problem der menschlichen Freiheit.“

II.

Nachdem ich so kurz, wie es die Fülle des Materials nur gestatten wollte, eine Skizze des Lebens, Wirkens und der reichen schriftstellerischen Wirksamkeit Fischers im fortlaufenden Zusammenhange zu geben versucht habe, bleibt mir noch übrig zu erwägen, was derselbe für die Philosophie und deren Einfluß auf die öffentliche Bildung geleistet hat.

Zwei seiner Hauptschriften kommen hierbei vorzugsweise in Betracht: das „System der Logik und Metaphysik“ und die „Geschichte der neuern Philosophie“. Obwohl der Hegelschen Lehre und deren Richtung angehörig, hat er sich eine von schülerhafter Abhängigkeit freie Stellung als philosophischer Denker und Schriftsteller zu erringen gewußt. Er sagt in der Vorrede zu seinem „System der Logik und Metaphysik“: „Dem wiederholten Studium des aristotelischen Organons, insbesondere der Analytik, womit ich die Vorarbeiten zu dieser neuen Auflage begann, verdanke ich die Einsicht, daß in der Lehre von den Urtheilen und Schlüssen die Hegel'sche Logik die Sache verfehlt hat. Es giebt zwei Dinge, die man in der Philosophie nicht ungestraft vernachlässigen darf: die aristotelische Logik und die kritische, ich meine die kantische Philosophie“. Das Thema seiner Logik ist der kritisch durchdachte, methodisch auseinandergesetzte Begriff der Entwicklung, die logische Entwicklungslehre als Basis aller philosophischen Betrachtung. Wie mangelhaft und verfehlt einzelne Theile der Hegel'schen Philosophie sein mögen, so wird man nicht leugnen können, daß dieselbe, in ihrer folgerichtigen Abkunft von Kant, Fichte und Schelling, ein logisches Entwicklungssystem ist und sein will, daß sie an dem Punkte in den Gang der Philosophie eintritt, wo ein solches System die Lösung einer solchen Aufgabe gefordert hat. Oder mit andern Worten: sie war der erste umfassende Versuch zu dieser Lösung. Nimmt und bejaht man den Charakter des Hegel'schen Systems in einem so erweiterten Sinne, der die Abhängigkeit vom Buchstaben ausschließt, die Umbildung freiläßt und verlangt, so wird man Zeller beistimmen dürfen, wenn er in seiner „Geschichte der deutschen Philosophie“ Runo Fischer zu denen rechnet, „die durch die Schule der Hegel'schen Philosophie nicht bloß hindurchgegangen, sondern ihr auch bei aller Selbständigkeit der eigenen Forschung im Wesentlichen treu geblieben sind“.

Wie unabhängig diese Forschung und eigenartig seine Fassung der Objecte ist, beweist am besten sein Hauptwerk: die „Geschichte der neuern Philosophie“, die unleugbar einen weitgreifenden Einfluß auf die philosophische Geistesbildung unserer Zeit ausgeübt hat. Wenn man erwägt, daß ein Werk, welches nur für die philosophischen Kreise ausschließlich bestimmt zu sein scheint und eine große Zahl umfangreicher Bände zählt, bereits in

dritter Auflage erscheint, so muß es offenbar Eigenschaften haben, kraft deren es weit über den Kreis der Zuhörer und der Fachgelehrten sich Bahn zu brechen vermocht hat. Fischers „Geschichte der neuern Philosophie“ hat dieser Wissenschaft in unserer Zeit mehr genützt, als die mancherlei Systeme seit Hegel, die, Schopenhauer und Hartmann ausgenommen, das Interesse der Welt jenseits der Zuhörer- und der Fachgelehrtenkreise kaum oder gar nicht berührt haben. Seine Bücher haben die Ideen der neuen Philosophie in jedem ihrer Hauptsysteme so einfach und klar dargelegt, daß die Bedeutung und der historische Charakter derselben jedem aufmerksamen und denkenden Leser einleuchtet. Die Art seiner Darstellung ist die sachgemäße, durch die Methode der Entwicklung geschulte und lehrreiche Objectivität. Er beurtheilt die Systeme nicht von einem fremden Standpunkte aus, der sich in allerhand Reflexionen ergeht, sondern er identificirt sich mit denselben, entwickelt und stellt sie von dem Standpunkte der behandelten Philosophen selbst dar. Sein tiefes Eindringen in den Grundgedanken, seine klare Auffassung des sich daraus gestaltenden Lehrgebäudes hat die Wirkung, daß sich das ganze System eines jeden Philosophen vor den Augen des Lesers langsam aufrollt und auf diese Weise ein übersichtliches, in allen Theilen deutliches Bild entsteht. Auf diese Weise tritt uns das Ganze in einer solchen Klarheit und architektonischen Einfachheit entgegen, daß man mit Ueberraschung fragt, worin denn die gerühmten und gefürchteten Schwierigkeiten für das Verständniß dieses oder jenes Philosophen liegen? Fischer vereinigt mit der logischen Schärfe der Sprache eine so natürliche Klarheit und Einfachheit des Ausdrucks, daß mancher, durch eine ganz entgegengesetzte Behandlung verärgert, — ich verweise nur, statt vieler anderer, auf Hegel selbst, — verwundert gefragt haben mag: Wie ist es nur möglich, die schwierigsten philosophischen Probleme so durchsichtig darzustellen? „Es ist nichts leichter“, sagt Schopenhauer an einer Stelle seiner Parerga, „als so zu schreiben, daß kein Mensch es versteht; wie hingegen nichts schwerer, als bedeutende Gedanken so auszudrücken, daß jeder sie verstehen muß“. Das Horazische Wort bestätigt sich immer von neuem, daß das richtige Verstehen Grund und Quelle der richtigen Schreibart ist. „Scribendi recte sapere est et principium et fons“.

Zur Belebung und Verbollständigung der Darstellungen seines Werks trägt die reiche Berücksichtigung der biographischen und culturgeschichtlichen Elemente sehr viel bei. Werden in einer Geschichte der Philosophie nur die Systeme ohne ihre geschichtlichen Wurzeln gegeben, so erhalten wir den Eindruck künstlicher Abstracta. Sehen wir aber, wie der dargestellte Philosoph von Anfang an lebte, wirkte und irrte, wie sein ganzes inneres Wesen unter dem Einfluß günstiger oder hemmender Umstände sich nach und nach entwickelte, so haben wir den ganzen Mann und sein ganzes Philosophiren in lebensvoller Wahrheit vor Augen.

Auch außerhalb Deutschlands haben die Schriften Fischers ihre Aner-

kennung gefunden. Vor kurzer Zeit brachte die „Rivista Europea“ einen von Scartazzini, (einem der literarischen Vermittler zwischen Italien und Deutschland) verfaßten, sehr umfangreichen Artikel über Kuno Fischers „Geschichte der neuern Philosophie“, worin dieses Werk: „un monumento impareggiabile di erudizione, maestria e profondità filosofica“ genannt wird. „Niemand“, sagt Scartazzini weiter, „ist wie Kuno Fischer so tief in den Ideengang der verschiedenen Systeme eingedrungen, welche die vorzüglichsten Denker der neuen Zeit von Descartes bis auf unsere Tage aufgestellt haben; niemand besitzt gleich ihm die Gabe, sogleich die treibenden Grundgedanken im Mittelpunkt jedes Systems zu ergreifen; keiner erreicht in der Behandlung so abstracter und schwieriger Materien eine solche Klarheit und Durchsichtigkeit, die nichts dunkel, nichts schwanfend läßt. Seine Bücher sind für die neuere Philosophie, was die Zellers für die alte sind“. Wollte ich Alles anführen, was in diesem Artikel, außer der allgemeinen Beurtheilung, noch über die speciellen Theile der „Geschichte der neuern Philosophie“ und andere Schriften Fischers gesagt ist, so müßte ich ihn ganz hier wiedergeben.

Eine noch größere Verbreitung und nicht mindere Anerkennung fanden die Schriften Fischers im stammverwandten England. In jüngster Zeit findet sich in der philosophischen Vierteljahrsschrift „Mind“ ein sehr umfangreicher und ausführlicher Artikel: „Kuno Fischer on English Philosophy“, worin sein Werk über Francis Bacon, seine Bedeutung als philosophischer Forscher, sein Eindringen in den Geist des englischen Denkers gewürdigt wird.

Ich schließe mit einem Urtheil J. E. Erdmanns aus seiner Recension über Kuno Fischers „Francis Bacon und seine Nachfolger“: „Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß in der Darstellung dieser verschiedenen Standpunkte die bekannte Virtuosität Fischers den Punkt, welcher ihm als der wesentlichste erscheint, voranzustellen und von diesem aus analytisch die Voraussetzungen zu entwickeln, dann wieder von den Voraussetzungen aus jenen Hauptpunkt resultiren zu lassen, sich glänzend bewährt und daß der gestellten Aufgabe gemäß überall auf die Berührungspunkte hingewiesen wird“ . . . „Er besitzt die Gabe, mittelst Entdeckung des springenden Punktes in einer Lehre sich völlig mit derselben identificiren zu können“.





Bibliographie.

Th. W. Danzel und G. G. Guhrauer, Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Malsbahn und H. Voberger. 1. Lieferung. 8. S. 1—96. Berlin, 1880, Theodor Hofmann. Erscheint in 15 Lieferungen à M 1.—

Das seit längerer Zeit im Buchhandel vergriffene klassische Werk von Danzel und Guhrauer, die erste würdige Biographie Lessings, über deren Bedeutung keine Meinungsverschiedenheit besteht, wird hiermit in neuer Bearbeitung dargeboten. Die Herausgeber haben es sich zur Hauptaufgabe gemacht, unter Beobachtung der Pietät gegen die Verfasser durch eine zeitgemäße, dem Standpunkte der heutigen Forschung entsprechende Neubearbeitung dem Werke den ihm zukommenden hervorragenden Platz in der Lessing-Literatur zu sichern. Der Text ist indessen nur in so weit geändert worden, als thatsächliche Berichtigungen und die Ergebnisse eigener und fremder Forschung Aufnahme gefunden haben, wogegen ästhetische Ansichten der Herausgeber in die Anmerkungen verwiesen worden sind. Es ist lebhaft zu wünschen, daß das Danzel-Guhrauer'sche Werk in seiner neuen, auch äußerlich würdigeren Gestalt, als die bei Weitem beste Lessing-Biographie, zu den alten Freunden viele neue gewinnen möge. Wir kommen auf das ausgezeichnete Werk nach Vollendung der Neubearbeitung zurück.

F. J. Lauth, aus Aegyptens Vorzeit. 2. Heft. Die geschichtlichen Zeiträume. 8. S. 97—188. Berlin, 1880, Th. Hofmann. M 2.—

Wir haben uns über die Anlage des Werkes bereits in einem der vorangegangenen Hefte geäußert. Das vorliegende enthält: 6. Der Protomonarch Menes und das Herrscherhaus der Theemnyten.

7. Die Dynastien von Memphis. 8. Die großen Pyramiden und der Androsphinx. 9. Die Elephantinen: Othoos, Möris-Bhiops und Nitofris. 10. Die Dreitheilung des Reiches: Memphisiten, Herakleopoliten, Diospoliten: Santi, Achthos und Antefao.

Alexander Oden, Lorenz Oden. Eine biographische Skizze. Gedächtnisrede zu dessen hundertjähriger Geburtstagsfeier, gesprochen in der zweiten öffentlichen Sitzung der 82. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Baden-Baden am 20. September 1879. Durch erläuternde Zusätze und Mittheilungen aus Odens Briefen vermehrt. 8. VI u. 220 S. Mit dem Portrait Odens und einem Facsimile der Nr. 195 des I. Bandes der ZfA. Stuttgart, 1880, Schweizerbart.

Diese Gedenkrede des hervorragenden Anthropologen hat auf der Naturforscher-Versammlung des vergangenen Jahres nicht nur durch ihren Gedankenreichtum und die mannigfachen neuen Perspektiven, die sie eröffnete, sondern auch durch ihre gewählte Form das lebhafteste Interesse erregt. In ihrer jetzigen Gestalt zu einer umfassenden Biographie des großen Gelehrten erweitert, ist sie zu einem würdigen literarischen Denkmal für Oden geworden. Die Ausstattung des Buches ist vornehm.

Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1878—79. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von L. Friederichsen, erstem Sekretär. 8. 355 S. mit 2 Karten, 6 Tafeln und 5 Holzschnitten. Hamburg, 1879, 1880, L. Friederichsen & Co.

Von den größeren Abhandlungen des stattlichen und sehr sorgfältig ausgestatteten Bandes seien hervorgehoben: Das Wapomoto-Land und seine Bewohner, von

G. A. Fischer, und **Hübbe-Schleiden's** Betrachtungen über die Culturfähigkeit der Neger, ferner **Dr. Hermann Siegler-Schmidt's** Abhandlung über den Golfstrom und den Weg ins Polarmeer und **Friedrichsen's** Studie „der geographische Standpunkt Africas Ende 1879“.

W. G. Conrad, Pariser Kirchenlichter. (Didon Lohjon) 8. 48 S. Zürich 1880, Verlags-Magazin. M. 1.—

Zwei scharf gezeichnete Culturbilder des trefflichen Feuilletonisten, eines der sichersten Kenner pariser Verhältnisse.

E. von Colomh, Beiträge zur Geschichte der preussischen Kavallerie seit 1808. 8. VIII u. 185 S. Berlin, 1880, Theodor Hofmann.

Der Verfasser beabsichtigt die Hauptphasen und Gebiete der Thätigkeit der preussischen Kavallerie im Krieg und Frieden seit der Reorganisation der Armee im Jahre 1808 zu betrachten und daran diejenigen Bemerkungen zu knüpfen, zu welchen die verschiedenen Materien Veranlassung geben. Das Buch wendet sich vorwiegend an das Interesse des Militärs. In einer Schlussbetrachtung über die Zukunft der Kavallerie gelangt der Verfasser zu einem der Waffe durchaus günstigen Resultate, wenn er auch die Begebenheiten des Krieges 1870/71 keineswegs überall als leitend für die Zukunft gelten lassen will.

Leopold Stein, über die Entstehung der Sprache. Die ersten Sprachlehrer des Menschengeschlechts 8. 15 S. Zürich, 1880 Verlags-Magazin. M. 0.40.

Otto Brahm, das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Studien über Joseph August von Törring, seine Vorgänger und Nachfolger. (Auch unter dem Titel: Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von H. ten Brink, E. Martin, W. Scherer, XL. Heft) 8. X. u. 235 S. Strassburg, 1880, Trübner.

Eine überaus sorgfältige, aus vollständigem Durchbringen ihres Gegenstandes hervorgegangene Studie über einen der ersten aus der Zahl der Schriftsteller, welche sich nach dem Erscheinen des „Götz“ dem Ritterchaufpiel zuwandten. Klinger hatte im Jahre 1775 seinen „Otto“ erscheinen lassen, ihm folgte 1778 Jacob

Maier mit seinem „Sturm auf Borberg“. In demselben Jahre oder im folgenden dichtete Joseph August von Törring sein erstes Drama „Kaspar der Thörringer“, welches jedoch erst 1785 erschien —, sein zweites und letztes — „Agnes Bernauerin“, geschrieben 1779 oder 80, erschien in München 1780. Während die drei älteren Stücke entweder gar nicht, oder ohne sonderlichen Erfolg auf die Bühne gekommen waren, erregte „Agnes Bernauerin“ das allergrößte Aufsehen und war jetzt die Veranlassung einer ganzen Reihe von Nachahmungen, zuerst des „Götz“, dann der „Agnes“. In München selbst erschienen innerhalb der Jahre 1780—84 nicht weniger als acht, der bairischen Geschichte entnommene Dramen. Bei Törring herrscht die Rücksicht auf das vaterländische Ritterstück mit solcher Ausschließlichkeit, daß er gradezu erklärt, wenn sein Thema nicht ein vaterländisches wäre, so „fröre die Dinte in der Feder“. Das Urtheil über Törring und die Ritterdramen hat starke Schwankungen durchgemacht. Bei ihrem Erscheinen fand die „Agnes“ fast ausnahmslos die enthusiastische Aufnahme; aber bald brachten die immer zahlreicher und immer schlechter werdenden Nachahmungen die ganze Gattung in Verruf und man vergaß, daß ihre Anfänge doch unverächtlich gewesen waren. Es ist ein Verdienst des Verfassers, daß er versucht, die Bedeutung Törrings festzustellen und seinen Werth für die Literaturgeschichte zu bestimmen. Der Verfasser verfährt dabei unparteiisch und unbeeinflusst von einer besonderen Vorliebe für seineelden und mit dem kritischen Scharfsinn, dabei einer gewissen Eleganz der Form, wie sie der jüngeren Germanistenschule charakteristisch sind. Die Ausstattung des Buches ist eine sehr würdige.

Edmund von Hagen, das Wesen der Senta in Richard Wagners Dichtung: „Der fliegende Holländer“. 8 XXXI und 194 S. Hannover, 1880, Carl Schüffler.

„Ewiges Sein der Ideen steht vor dem zeitlichen Werden der Erscheinungen, wie die Ruhe vor der Bewegung“. Diesen höheren Werth der Idee, wie denselben Platon für immer festgestellt hat, kennt nur das still träumende Denken, das treue Mitfühlen mit dem Geiste und dessen Gebilden. Für solches träumende Denken, für solches treues Mitgefühl erhebt sich im Reich der Kunst der Marmor-Tempel

des Wagner'schen Wort-Ion-Baues. In diesem Heiligthume leuchtet auf goldenem Altare dem sehnsüchtigen Auge des Sehers ein Himmelsbild der Idee in Gestalt einer zarten Palme entgegen. Der Dichter hat derselben den Namen „Senta“ gegeben. Der Erscheinung nach ist Senta ein Weib. Die Idee aber ist ein Anderes als die Erscheinung. Die ewige Idee besteht vor der zeitlichen Erscheinung. Daher besteht das Idee-Sein Senta's vor ihrem Weib-Werden. Die Idee der Senta, wie dieselbe in des Genius Bilde gewahrt ist, bedeutet mehr als das Weib, welches im Reime nur zu sehr zum Siebengeſtirne, d. h. zum Centrum aller Dinge sich ausſpinnt. Senta offenbart Eigenschaften, welche nur aus dem Wesen der Idee, sowie des Genius und seiner Gebilde zu begreifen sind. Darum müssen wir zuerst in das Erholungs-Land der Ideen gehen, bevor wir Senta als Weib verstehen können. Für uns Menschen der Wirklichkeit bedeutet Senta, welche den Menschen des Mythos erlöst, nach dem Schlussergebnisse des Verfassers, den Tod. Wenn er sagt „Menschen der Wirklichkeit“ so versteht er darunter „nicht etwa die Menschen, welche in den Ortschaften dieses Planeten herumlaufen, in Paaren und Schaaren, sondern er denkt dabei an jene wenige Naturen, welche von der Höhe eines geistigen Lebens, das nur die Gestalt einer Welt von Ideen ist, die wirkliche Welt ebenso überſchauen, als in ihrer Tiefe ergründen“. „Diese Seelen“, fährt Herr von Hagen fort, „gehen nicht in Heerden und Schaaren, sie gehen auch nicht paarweise; alle siebenmalſiebzig Jahre kommt höchstens Einer. Sokrates, Christus, Cervet, Bruno scheinen dem Verfasser zu diesen Auserwählten zu gehören, selbstverständlich wohl auch Richard Wagner und er selbst, obgleich die beiden letzteren doch ein Paar bilden. Wer Lust und Muth hat sich durch Herrn von Hagen auf die Höhen jenes geistigen Lebens führen zu lassen, der laufe sein Buch. Die Menschen der Wirklichkeit mögen es wenigstens lesen: sie werden in ihrer Einfalt und Unzurechnungsfähigkeit herzlich lachen über den heiligen Ernst und Aufwand an profunder Gelehrsamkeit, mit welcher Herr von Hagen seine Theorien vertieft und verteidigt.

Wilhelm Müller, politische Geschichte der Gegenwart. XIII. Das Jahr 1879.

Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1879 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. 8. XIV und 265 S. Berlin, 1880, Julius Springer. M. 3.60

Auch dieser neue Band des längst bewährten Unternehmens ist durch die geschickte Anordnung des reichhaltigen Stoffes und die frische übersichtliche Art, faum verschwundene Ereignisse darzustellen und zu beleuchten, ein sehr schätzbares geschichtliches Hand- und Nachschlagebuch, ein um so schätzbareres, als es das einzige ist, welches die Gesamtergebnisse der Geschichte des Jahres im Zusammenhange behandelt.

Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit. Erster Theil. Präliminarien. Mit einem offenen Briefe an Herrn R. von Bennigsen als Vorwort. 8. XXXIII und 218 S. Gotha, 1880, F. A. Perthes. M. 4.

Das Buch behandelt den alten schweren Conflict zwischen Glauben und Unglauben, zwischen christlicher und moderner Weltanschauung von einem Standpunkt aus, der in der einschlägigen Literatur bis jetzt noch nicht vertreten ist, aber sicherlich dem Bedürfnis einer großen Zahl Solcher entgegenkommt, die für die Frage der Religion überhaupt noch Sinn und Verständniß, und dem Verlangen nach Wahrheit, nach einer Lösung des Räthsel der Welt und des Lebens noch nicht Valet gesagt haben. In der Vorrede, dem offenen Briefe an Herrn von Bennigsen, einen alten politischen Genossen des Verfassers, geht derselbe zunächst von patriotischen Erwägungen aus, und bemüht sich zu zeigen, daß jene Frage speciell die Frage einer Versöhnung zwischen Christenthum und Bildung, daß die Frage der Rückkehr der Gebildeten zur Kirche, und nach ihrem Vorgang dann auch der halbgebildeten und unteren Schichten, eine Lebensfrage unserer nationalen Zukunft ist. Indeß dies beweise an sich noch nichts für die Wahrheit des Christenthums; diese müsse vielmehr an und durch sich selbst einleuchtend gemacht werden.

Die Darstellung ist eine durchaus anziehende und von allem Schulstaub freie; der Verfasser hat ausdrücklich für alle Gebildeten schreiben wollen, und dies ist ihm auch vollständig gelungen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten

die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $\frac{1}{1}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Losses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Losses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte

sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad $\frac{1}{2}$ Böhmen

sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Drognisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München:

Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützlichcs Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vorthcilhafk aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ.

Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.: Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortreflichen Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Typhus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Beneke, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 14. — Heft 42.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

September 1880.

Breslau.
S. Schottlaender.

September 1880.

Inhalt.

Hans Hoffmann in Stettin.	Seite
Der schöne Checco	28
Karl Koberstein in Dresden.	
Carl Friedrich Lessing	31
Eduard von Hartmann in Berlin.	
Die Krisis des Christenthums	32
Friedrich Wetter in Kassel.	
Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862 ...	34
Paul Lindau in Berlin.	
Goethes „Faust“ als Bühnenwerk	36
Bibliographie	40
Hierzu ein Porträt Carl Friedrich Lessing's, Radirung von J. E. Meyer in Düsseldorf.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte

von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart (Lenau's Werke. Illustrierte Ausgabe).
G. J. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig (Sophokles von Donner).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

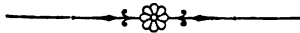
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIV. Band. — September 1880. — 42. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Carl Friedrich Lessing.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

September 1880.

Inhalt.

Hans Hoffmann in Stettin.	Seit
Der schöne Checco	28
Karl Koberstein in Dresden.	
Carl Friedrich Lessing	31
Eduard von Hartmann in Berlin.	
Die Krisis des Christenthums	32
Friedrich Oetker in Kassel.	
Die Herstellung der kurfürstlichen Verfassung im Frühjahr 1862 ...	34
Paul Lindau in Berlin.	
Goethes „Faust“ als Bühnenwerk	36
Bibliographie.....	40
Hierzu ein Porträt Carl Friedrich Lessing's, Radirung von F. E. Meyer in Düsseldorf.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hefen mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefen) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte

von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart (Lenau's Werke. Illustrierte Ausgabe).
C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig (Sophokles von Donner).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

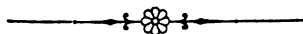
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

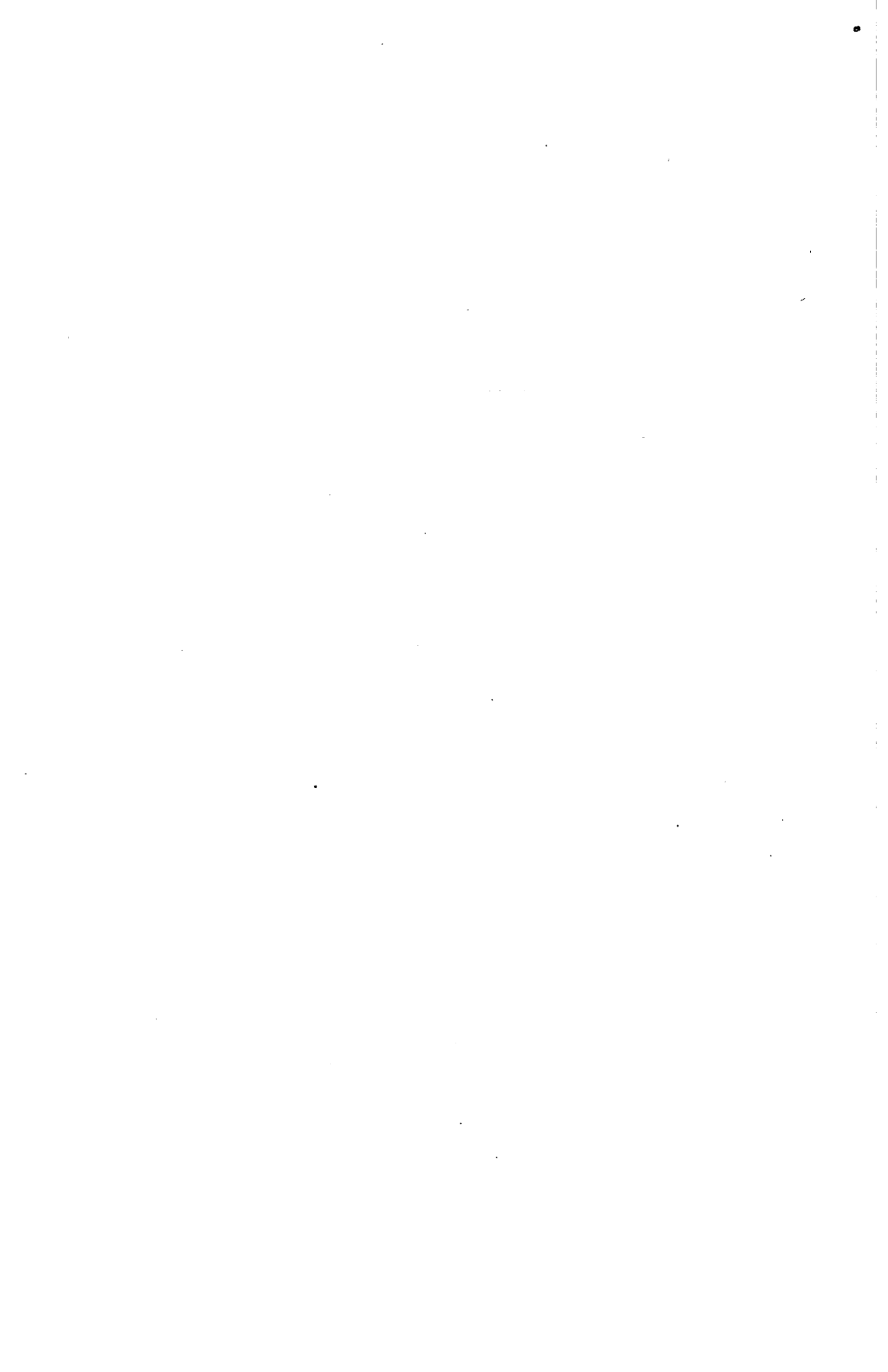
XIV. Band. — September 1880. — 42. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Carl Friedrich Lessing.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





An unsere Abonnenten!



Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XV (October bis December 1880), wie auch zu den früheren Bänden I—XIV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau, im December 1880.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Exempl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. —
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. —
pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45,

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XV (October bis
December 1880)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI.,
VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV.,

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Der schöne Checco.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

— Stettin. —

Durch die engen und doch so hellen, sonnigen Gassen von Anacapri zog die Frohnleichnamsprozession. Das Städtchen liegt auf halber Höhe des mächtigen Monte Solaro inmitten einer sanft geneigten, fruchtbaren, reich bebauten Ebene, in Orangengärten, Del- und Weinpflanzungen reizend gebettet, weltfern und ruhevoll wie kaum ein anderes: ein breiter Meeresarm trennt die Insel vom Festlande, und strenger und schärfer noch scheidet der jäheste Felsenabsturz das obere Gelände von der Schwesterstadt Capri und nicht minder vom Meere selbst. Man wandelt hier wie in pompejanischen Gassen: hohe weiße Mauern trennen die Gärten und die Häuser mit den leichtgewölbten Dächern und den rebumtschlungenen Veranden und Säulengängen von der Außenwelt; das gleichmäßige, friedliche Leben des harmlosen Völkchens vollzieht sich drinnen beim Webstuhl und den Gemüsebeeten oder vor dem Dorfe in Vignen und Olivenfeldern; auf der Straße ist es still und einsam an gewöhnlichen Tagen.

Heut aber waltete das heiterste, festlichste Treiben auf Markt und Gassen, rauschende Musik nicht ohne tüchtiges, lärmvolles Knallen von Sprengkörpern regte die Herzen immer freudiger auf, und in lustiger buntfarbiger Feierlichkeit durchzogte die große Prozession das reichgeschmückte Städtchen. Leuchtende Farben, frisches Grün und Blumen gab es überall, und doppelt fröhlich prangte das alles auf dem weißen, sonnbeglänzten Hintergrunde. Im Festzuge gingen meist Frauen und Kinder, denn ein großer Theil der männlichen Jugend war längst draußen auf dem Meere zum Korallenfischen an den afrikanischen oder sardinischen Küsten; um so freundlicher und farbenfrischer war der Anblick der beweglichen Schaar.

Das allerlieblichste Bild gaben die besonders bevorzugten figlie di Maria, kleine Mädchen, weiß gekleidet und zierlich, die dicht hinter den prächtigen Priestern einhergingen, hell und glücklich und doch nicht ohne selbstbewußten Ernst mit ihren zarten Stimmchen singend und zuweilen heimliche, beifallsuchende Blicke zu ihren Müttern emporschickend, welche voll stolzer Bewunderung einzeln neben dem Zuge hinwandelten. Oben auf den Gartenmauern und den Dächern saßen andere kleine gepuzte Geschöpfchen mit großen Blumenkörben und ließen einen duftigen, ununterbrochenen Regen von Rosenblättern auf die schreitenden kleinen Ehrendamen hinabrieseln, als ob holde, freundliche Genien die Fülle verheißungsvollen Segens vom Himmel selbst auf die beglückten jüngsten Erdenkinderchen schütteten.

Von diesen weißen Marientöchtern, sah ich, hatte sich eine, sie mochte leicht die niedrigste von allen sein, aus der Reihe ihrer Schwestern gelöst und rückwärts gedrängt und marschirte tapfer mitten in dem Schwarm der ihnen folgenden Knaben, obwohl diese weit minder schön gekleidet waren und weit geringeren Ernst und sittsamen Wandel bewahrten. Einer freilich machte in letzterer Beziehung eine rühmliche Ausnahme, und den eben führte das tapfere, kleine Mädchen an der Hand, immer ein wenig vorauseilend, als ob es seine Schritte leiten wollte. Er war ein schwächlicher, bläulicher Junge von dürrigen Gliedern und eßigen, reizlosen Zügen, merkwürdig abstechend von den frischen, feurigen Gesichtern und den schlanken, geschmeidigen Gestalten der anderen Bübchen; und noch eines fiel mir seltsam an ihm auf: seine Augen blickten gradeauf zur Mittagssonne, dem heißen, blendenden Glanz, weit und starr geöffnet, und dieser Blick hatte etwas dumpf Verschleiertes, Unbestimmtes, als ob er in nebelhafte Ferne hinaussähe: ich konnte nicht lange zweifeln, der arme Bursche war blind. Um so herzlicher ward meine Theilnahme für die liebevolle junge Führerin erregt; doch ehe ich mir die weichen Kinderzüge recht ins Gedächtniß prägen konnte, war das rührende Pärchen vorübergezogen und verschwand mir in dem zitternden Schleier der dichtschwebenden Rosenblätter.

Und bald auch ward der kleine Zwischenfall in meiner Erinnerung überrascht und verwischt von der allgemeinen, großen, jubelnden und aufgeregten Festesfreude und den wechselnden, vielgestaltigen und farbensüßenden Bildern, die vor meinen freudig bewundernden Blicken vorüberzogen. Warum nur, dachte ich, verschmäht es unsere protestantische Kirche, den reizenden Bund mit der Schönheit und der Freude zu schließen, der hier das Gemüth so leicht und so wundervoll ergreift und bewegt? Mit kühner Menschenkenntniß erfassen und berühren sie hier die bewegliche Phantasie der Kinder und des Volkes, und zwingen das berauschte Gemüth auch willenlos sich dem Höheren, Göttlichen zuzuwenden, das ihnen in so freudenreichem Gewande naht und schmeichelnd entgegenkommt: uns aber ermüdet in schmucklosen, kalten Räumen ein schwungloser Gottesdienst, der uns Lehren wiederholt

und Ermahnungen, Worte, Worte, wo das Herz mächtigere Klänge verlangt, und das Auge heimlich hinausschaut nach Licht und Farben.

So gingen meine Gedanken. Ich war noch sehr jung, nur so eben aus den Banden der Schule entlassen und kam von frischen Leiden erzwungener sonntäglicher Kirchgänge, die dem Verstand kein Genüge mehr thaten und die Phantasie nicht zu fesseln wußten. Nimmer, das durfte ich mir sagen, war mein Herz von festlicher Andacht so reich bewegt und stimmungsvoll ergriffen worden, als von dieser jubelvollen, brausenden Feier eines seinem Gott in Freuden dienenden Volkes.

Ernsthaft und nachdenklich wanderte ich lange Zeit umher, ohne viel des Weges zu achten, und so kam ich zuletzt, als das frohe Getöse der Procession längst verklungen war, zu einigen abgelegenen Hüttchen am Rande einer rauhabsstürzenden Schlucht, von großen Feldern der wunderbar gestalteten, stacheligen Cactusfeigen umgeben: Caprile heißt die Stelle und bietet, von unten gesehen, noch mehr als irgend ein anderer Punkt des Eilandes, den fremdartig anmuthenden Anblick eines orientalischen Dertchens.

Und hier erblickte ich vor den Thüren zweier, gerade einander gegenüber liegender, ärmlicher Häuser sitzend, mein sonderbares Kinderpärchen wieder.

Sie ergößten sich beide damit, auf dem merkwürdigen Instrumentchen des Brummeisens oder der Maultrommel vieltönige, sonderbar zirpende Weisen zu furren und schienen solchen friedlichen Vergnügens kein Ende finden zu können. Das kleine Mädchen trug noch ihr weißes Festkleid und saß darum achtsam auf einem Stein, sich vor dem Straßenstaube zu hüten. Es sah gar zu allerliebste aus, wie rasch und zierlich sie ihr rothes Mäulchen bewegte, daß die kleinen Zähne weißglänzend zwischen den lustigen Lippen hervorbligten, indeß ihre feurigen Auglein voll und unverwandt auf dem blinden Gefährten ruhten. Einmal aber huschten sie doch bei Seite, und da entdeckten sie mich, der in erquickter Betrachtung abseits stehen geblieben war. Sogleich sprang das Kind empor, schlüpfte hurtig zu mir näher, reckte das niedliche braune Händchen aus und rief leicht gedämpften Tones: „Signor, bajoco!“ mit all der lebenswürdigen Bettleranmuth, die jenen zierlichen Geschöpfen eigen ist, mit possirlich klagender Miene und dazu unvertwüßlich lachenden Augen.

„Wie heißt Du?“ fragte ich.

„Carmela“, antwortete sie.

„Und der Knabe dort?“

„Der schöne Checco“.

Ich mußte lachen über die sonderbare Ironie in Kindermund.

„Er ist blind?“ fragte ich weiter.

„Ach ja, Signor, er kann gar nichts sehen!“ sagte sie mit einer wunderbar drolligen Miene erhobenen Kummers und streckte sogleich mit geschickter Benutzung des günstigen Umstandes die Hand ein wenig zudring-

sicher vor. Ich gab ihr eine Kleinigkeit, und klink lief sie damit zu dem Knaben hinüber, kam hinter seinen Rücken, hielt ihm von hinten mit beiden Händen die Augen zu, als ob er sehen könnte, und fragte laut: „Wer ist's?“

Und wie er mit pünktlicher Sicherheit rieth: „Carmela!“, da lachte sie höchst glücklich, ließ das Kupfer in ihrer Hand klingen, gab es ihm und sagte:

„Deine Mutter hat mir diese blanken Goldstücke geliehen, nimm Du sie zurück!“

Der Knabe empfing das Geld ruhig, ergriff dann den Arm des kleinen Dinges und hielt es fest, strich ihm langsam mit der Hand übers Antlitz, nahm dazu eine Miene an, als ob er dasselbe aufmerksam betrachtete und sagte endlich mit eigenthümlich ernster Ueberzeugung im Ton: „Du bist sehr hübsch, Carmela!“

„Ja“, sagte sie, „und Du bist der schöne Checco“.

Jetzt war es mir klar, daß dies Kind mit vollem Bewußtsein zu lügen verstand, obgleich es kaum zehn Jahre zählen konnte: Denn daß der Junge recht häßlich war, konnte sicherlich auch einem Kinderauge nicht entgehen. Desto bessere Wahrheit aber sprach der Blinde, ohne es zu wissen; ein schöneres Kind als Carmela konnte wirklich selbst auf Capri nicht gefunden werden.

Nach diesem seltsamen Zwiegespräch begab sich die Kleine auf ihren Stein zurück und nahm ihr Maultrommelschen von Neuem hervor; und wieder saßen nun die Weiden und zirpten gleich zwei munteren Heimchen ihre zwitschernden Lieder in die Sonne.

Indem trat hinter dem Knaben eine Frau aus der Hütte, gelb, unschön und von ärmlicher Kleidung. Sie trug einen leeren Korb am Arm; ehe sie damit fortging, preßte sie den Checco fast heftig an sich und küßte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, dann reichte sie Carmela die Hand mit einer gewissen demüthigen Dankbarkeit, wie etwa gut königstreue Leute ein kleines Prinzesschen begrüßen würden, und ging.

Ich gesellte mich zu ihr und befragte sie über ihren Sohn; es entfiel mir dabei unwillkürlich das zweimal gehörte Wort „der schöne Checco“, höchst taktlos, wie es mir alsbald scheinen wollte. Sie aber blickte mich nur sehr freundlich an und sagte:

„Wißt Ihr's schon, Herr, daß er so heißt? Ihr seht wohl, es ist nicht wahr, daß er schön ist, aber wir nennen ihn alle so; Carmela, die Kleine dort, hat's zuerst erfunden, ich weiß nicht, ob aus Neckerei oder Thorheit, aber ich hab es angenommen und festgehalten, und nun sind die andern Leute auch so gut und geben ihm den Namen aus Mitleid: Ihr müßt wissen, als ich jung war, bin ich auch so häßlich gewesen“ — weiß Gott, die gute Frau war's immer noch! — „und davon habe ich viel Kummer gelitten, denn wer häßlich ist, gilt nichts in diesem böshaften Volk: la brutta Teresina nannten sie mich und verspotteten und mißachteten mich.“

Seht, und das möchte ich dem armen Kinde ersparen und habe ihm weiß gemacht, er sei schön und reich und glücklich, und die Leute, glaube ich, wollen an ihm gut machen, was sie vordem an mir Uebles gethan, und sagen ihm dasselbe, und Carmela am allermeisten: und er muß es dann wohl glauben, seit ihm Gott gegeben hat, daß er blind wurde“ —

„Ist er denn unheilbar?“ fragte ich sehr bewegt.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte sie ruhig. „Don Clemente, der Priester, erlaubte es nicht, daß ich ihn zu einem Arzt nach Neapel bringe. Und es wird auch wohl so am besten sein, da Gott es nun einmal gefügt hat“.

Eben wollte ich der verblendeten Mutter eine heftig zurechtweisende Antwort geben, als sie auf einmal lebhaft ausrief:

„O wunderbar, dort kommt gerade Don Clemente, von dem ich sprach, die Straße herauf, da könnt Ihr Euch seine Meinung erklären lassen, wenn Ihr wollt, Herr, obgleich ich fürchte, Ihr werdet sie nicht verstehen, denn Ihr seid vielleicht Protestant“.

„Das bin ich“, sagte ich, „aber ich werde doch versuchen, es zu begreifen“.

Ich war wirklich naseweis genug, den Priester zornigen Eifers zur Rede setzen zu wollen. Freilich, sobald ich Don Clemente näher ins Auge faßte, entsank mir doch ein wenig der Muth. Vielleicht nie im Leben habe ich einen gleich schönen und würdevollen Männerkopf gesehen — er erinnerte mich sofort unabweislich an Lionardo da Vinci — er mochte ein Sechziger sein, das volle Haupthaar und sein wallender Bart waren schneeweiß, die Züge des Gesichts hätten dafür sonst jugendlich scheinen können, wäre nicht der tiefe, leidenschaftslose, milde Ernst gewesen, der etwas wunderbar Zwingendes, Ueberlegenens hatte, und dem ich sogleich im Herzen mich heimlich beugte, obwohl ich es ganz anders im Sinne gehabt hatte.

Ich stellte ihn nicht zur Rede, sondern bat ihn sehr bescheiden um gütige Auskunft, wie es sich mit der Blindheit des jungen Checco und deren Heilbarkeit verhalte. Mit großer Freundlichkeit nahm er meine Nachfrage auf und lud mich ein, ihn zu seinem Hause zu begleiten, denn es sei eine eigenartige Geschichte, die sich nicht mit ein paar Worten abmachen lasse. Ich war gern bereit, und die Frau verabschiedete sich von ihm mit einem demüthigen Handkuß.

Das Haus des Priesters öffnete sich mit einer überwölbten Veranda nach der absteigenden Seite der schrägen Ebene von Anacapri und gewährte eine weite, wunderherrliche Aussicht auf das Meer und die schöne Schwesterinsel Ischia. Er nöthigte mich auf einen Platz, der mir den freien Blick hinaus gestattete, während er selbst mir gegenüber jener Schönheit gleichmüthig den Rücken lehrte. Ein uraltes verwittertes Mütterchen brachte eine Flasche Wein, Don Clemente füllte die beiden Gläser und begann ohne weitere Einleitung seine Rede.

„Ihr habt die Teresa gesehen“, sagte er mit einer stillen, tiefen Stimme,

„und werdet glauben, daß sie auch in ihrer Jugend nimmer schön und anmuthig gewesen ist. Nun ist das Volk hier im Lande sündhaft und vermessen und hat zu große Augen auf leibliche und irdische Schönheit, Jedermann sieht zuerst Gestalt und Angesicht eines Menschen an und vergißt, nach seinem Herzen zu fragen: und so ward auch die Teresa nicht eben zum Besten von ihnen behandelt, obwohl ich die junge Dirne nach Kräften vor Spott und Verschmähung zu schützen suchte. Aber ihr eigenes Herz vermochte ich dennoch nicht vor Troß und freßender Bitterniß zu bewahren: vergebens ermahnte ich sie, sich vor dem Herrn zu beugen und seinen allweisen Willen geschehen zu lassen und ihm ihr wildstürmisches und unbußfertiges Herz zum Opfer darzubringen, sie aber mochte von solchem Trost nichts hören, verfiel in tiefe Verzagttheit vor den Menschen und begann mit diesen nicht sowohl, die ihr übel begegneten, als mit Gott selber zu hadern, der sie so armselig geschaffen und ihr alles verweigert habe, was den Anderen zu Glück und Freude ver helfe.

Ich verstand nun wohl, daß es eine heimliche Sehnsucht nach Liebe war, die ihr von den Männern allen versagt ward wegen ihrer Häßlichkeit, was an ihrem Herzen zehrte, und deshalb übte ich eine Weile Geduld mit ihr, obgleich ihr unchristliches Gebahren je und je lauter und ärger wurde. Und eines Tages, es war Frohnleichnamsfest wie heute und die Proceßion war mit allem Gepränge umgezogen, da fand ich Teresina am Wege niedergefunken halb unter den Cactusstauden, und an den Stacheln hatte sie sich die Stirne blutig geritzt, ohne es zu achten. Da glaubte ich, sie habe sich wie der heilige Franciscus von Assisi unter die Dornen geworfen, um ihre trohigen Begierden zu geißeln und zu zähmen, und redete darum gütig und tröstend zu ihr. Sie aber erhob sich schnell und war zornmüthiger als je zuvor und rief: „Ich habe die Kinder bei dem Festzuge gesehen, die süßen, holdseligen Engeln, und ich konnte den Aublick nicht mehr ertragen, wie glücklich all ihre Mütter waren, die mit ihnen gehen durften, und ich will dies Elend auch nicht länger erdulden, ich will auch ein Kind haben wie die Andern, das ich pflegen und nähren und lieben kann!“

So rief sie mit gewaltsamer Stimme voll herber Leidenschaft. Und wie ich sie nun zu Verstand und Geduld ermahnte und daß sie demüthig und ruhig beten solle, ob es vielleicht dem Herrn gefalle, ihr auch so das Herz eines redlichen und bescheidenen Mannes zu öffnen, da schrie sie noch heftiger mit frevelhafter Vermessenheit: „Ich will keinen Mann, denn sie sind alle Narren und verdrießliche Gecken, die nichts können als mit hübschen Puppen spielen, ich will nichts als ein Kind, ein einziges kleines Kind, das mein ist und mein allein, und weiter verlange ich nichts auf der ganzen Welt. Ein Kind will ich haben, ob Ihr und die Andern es wollt oder nicht!“

Als ich ihr nun mit Ernst und größerer Strenge die Sündhaftigkeit solcher Rede vermies, lief sie plötzlich davon, ohne mir weitere Antwort zu geben, und ich blieb zurück verwundert und betreten über eine so große Ver-

berbtheit und so ungebändigte Wünsche einer weiblichen Creatur. Am andern Tage aber war sie von Anacapri und auch unten von der Insel verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie gegangen und wo sie verblieben sei. Die Meisten dachten, sie habe sich freiwillig ein Leids angethan und fingen an zu bereuen, daß sie zuvor nicht freundlicher und liebevoller mit ihr verfahren seien. Und in dieser Gesinnung bekräftigte ich sie mit aller Macht; mir selbst aber ahnte wohl, welchen Weges das unglückliche Geschöpf gegangen sei. Und ich gab es auf, sie dem Heil wiederzugewinnen und zu bessern und empfahl sie allein noch der letzten Gnade Gottes, dessen allmächtiger Wille ja Alles zum Besten fügt.

Nach einigen Monden aber kam sie dennoch wieder und war ganz fröhlich und guten Muthes wie nie zuvor, sie scherzte und plauderte mit den Leuten, die nun auch freundlicher zu ihr geworden waren. Niemand aber wußte, was sie so verwandelt hatte, als ich allein. Denn ich merkte es daran, daß sie nie mehr zur Beichte kam, und ich erkannte, daß ihre neue Heiterkeit nichts war als eine neue Verstocktheit ihres Herzens.

Und später ward ihre Sünde aller Welt offenbar, denn sie gab einem Knaben das Leben und war nun ganz zufrieden und glücklich; so sehr war ihre Verderbtheit schon gewachsen, daß sie sich weder um der Menschen Tadel noch um das Wort der heiligen Kirche kümmerte.

Bald genug aber zeigte sich's, daß dies arme Kindlein der Sünde allzu sehr nach dem Bilde seiner Mutter gerieth und unansehnlich und unlieblich von Gestalt und Angesicht ward, wie sie selber. Da gedachte ich ihren starren Sinn noch zu brechen und zur Buße zu bringen, ging zu ihr und redete ihr so in's Gewissen: Siehe, Teresa, blide Dein Kind an, das Du in Sünden geboren hast, und erkenne daran die strafende Hand Gottes, die Dich in ihm geschlagen hat, denn Du siehst, es ist häßlich und gräulich von Ansehen und ganz Dir gleichend, und die Menschen werden an ihm keine Lust haben, so wenig sie Dich selber mit Freuden angeschaut haben. Und Alles, was Du selbst um Deiner Mißgestalt willen erduldet hast, wird diesem Knaben ebenso widerfahren, auf daß Du zur Buße gewendet werdest, wenn Du mit Schrecken die Wahrheit des heiligen Gottesfluches erkennst: die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied!

So redete ich zu ihr mit starken Worten, um sie desto gewisser zu erschüttern. Und wirklich glaubte ich im Anfang, daß mein Werk an ihr gelingen sollte, denn sie ward bleich und stumm und starrte mit bange forschenden Blicken das Kindlein auf ihrem Schoße an, das im Schlas lag und darum nicht schöner war, als wenn es wachte. Ich schwieg, um ihr Zeit zu lassen, ihr trogiges Herz in der Stille zu beugen und vor dem Herrn zu demüthigen; da auf einmal schlug das Geschöpf erwachend die Augen zu seiner Mutter auf, und in derselben Secunde verwandelten sich

ihre Züge und ihr Sinn, und laut jauchzend rief sie aus: O Herr, seht doch, was hat er für herrliche Augen!

Und die alte verstockte Fröhlichkeit überkam sie ärger als ich es sonst gesehen. Da verzweifelte ich an ihr, ließ sie in ihrer Unbußfertigkeit und ohne Reichte weiter leben und stellte ihre Befehring der Hand des Herrn selber anheim.

Und der Tag kam, daß meine Fürbitte erhört ward: der Knabe versiel in eine schwere Krankheit, und als er genas, war das Licht seiner Augen geschwunden und er war blind geblieben.

Ich erkannte den furchtbaren Wink Gottes und offenbarte ihn auch dem sündigen Weibe: Teresa, sagte ich, gedenkst Du noch dessen, wie Du mir einst in verstocktem Hochmuth die herrlichen Augen Deines Kindes gepriesen? Nun siehe, an eben diesen Augen hat der Herr Dich jezt heimgesucht und gezüchtigt, daß seine Macht offenbar werde und das Wort, das er auf dem Sinai zu Mose gesprochen: die Sünden der Väter will ich heimsuchen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied!

Da stand das Weib erschüttert und vernichtet, und ihr lautloser Jammer war so groß, daß mein Herz von Mitleid übermannt und fast von der heilsamen Strenge abgewendet ward. Aber noch einmal versuchte sie aus eigener Kraft und ohne die Hilfe der Kirche, sich zu sündigem Trotz emporzurichten, und sie sagte zu mir: O Don Elemente, er wird nicht blind bleiben, sicherlich giebt es Aerzte drüben in Neapel, die ihn heilen können; ich will fortan doppelt arbeiten bei Nacht und bei Tag, um das Geld zu gewinnen, dessen ich bedarf, ihn hinüber zu führen und heilen zu lassen!

Vor so grenzenlosem Hochmuth und unbußfertigem Sinn verschwand mein voriges Erbarmen, ich ergrimmete heftig und fuhr sie mit harter Stimme an: Unselige, willst Du in Deinem Wahnsinn dem göttlichen Rächer frech in den strafend erhobenen Arm fallen? Weißt Du nicht, daß er Macht hat, Dich dreimal gewaltiger zu schlagen, wenn Du seiner milderer Zucht tropig widerstrebst? Wahrlich, ich sage Dir, was der Geist mir weis sagt: an dem Tage, da eine weltliche Hand sich vermäße, dieser gottgeschlagenen Creatur das Augenlicht wieder zu geben, würde das Kind alsbald von Dir genommen werden und des Todes sterben!

Ich weiß nur, daß diese schrecklichen Worte nicht aus meinem eigenen Geiste kamen, denn ich hatte sie nicht zuvor gedacht, sondern ein Höherer legte sie mir auf die Lippen, und darum hatten sie auch die Kraft, das widerspenstige Herz des schuldigen Weibes endlich zu brechen und zu Boden zu drücken. Wie im Sturm herfahrend hatte der Herr ihre Seele gefunden und emporgerissen; fortan wich der Geist hochmüthiger und leichtfertiger Fröhlichkeit von ihr, sie ward eine treue und reuige Tochter der Kirche und trug in still duibendem Leide das Unglück, das der rächende Gott in ihrem Kinde auf sie selber gelegt. Und nimmer wagte sie mit eigener frevelnder Hand einzugreifen, sondern weiß, wenn es Gottes Wille ist, so hat er die

Mittel ohne unser unheiliges Zuthun den Knaben von seinem Uebel zu erlösen. Meine Fürbitte aber vereint sich täglich mit der ihrigen, doch noch hat uns der Unerforschliche keine Erhörung gegeben“.

So weit ging die Erzählung des Priesters Don Clemente. Seine Sprache hatte etwas merkwürdig Ruhiges und Maßvolles, das zuweilen in seltsamen Gegensatz zu seinen Worten trat; und eben diese Ruhe übte auf mein jugendliches Gemüth einen unwiderstehlich bannenden Zauber, daß ich nicht ein einziges Mal ihn auch nur mit einem Ausruf zu unterbrechen wagte, sondern stillschweigend und ehrfurchtsvoll seinen Worten lauschte, so sehr mich auch deren Inhalt aufregte und erschütterte — empörte, darf ich nicht sagen, denn ich hatte nicht einmal den Muth, dieses Gefühl in meinem eignen Innern aufkommen zu lassen. Ich wunderte mich keinen Augenblick, daß die unglückliche Teresa dem Einfluß dieses Mannes schließlich erlegen war, ich begriff nur das nicht, durch welche Kraft sie ihm so lange hatte widerstehen können. Er saß jetzt schweigend und sinnend gleich mir, seine großen, stillen Augen waren nicht auf mich gerichtet, und doch war es mir, als hielten sie mich unausweichlich fest in ihrem Bereich, als suchten sie jedes Zucken meiner Wimper, jede Regung meiner Lippen; nur ganz schüchterne Blicke wagte ich auf sein Antlitz zu werfen, aber immer von Neuem staunte ich dann über die Marmorschönheit desselben und den Ausdruck abgeschlossener, ruhiger, ja milder Klarheit in seinen Zügen. Mit jedem Augenblicke ward mir dieser seltsame Mensch mehr zu einem schönen, unheimlichen Räthsel. Ich schauderte vor seiner Erzählung, und ich war begeistert von seiner Persönlichkeit — wie ich noch vor Kurzem mich für den Lehrer am vollsten begeistert hatte, den ich am meisten fürchtete.

Ganz allmählich gestaltete sich auf Don Clementes Lippen ein Lächeln, so leise, so fein, so unmerklich, wie es manche griechische Bildwerke der alleredelfsten Zeit der Kunst zeigen: und mit diesem Lächeln reichte er mir die Hand und sagte ohne jeden besonderen Ausdruck:

„Ihr seid Protestant, junger Herr“.

Aber mir war, als habe er mir bis in's innerste Herz gesehen, und ich . . . ich . . . ja, ich schämte mich in diesem einen Augenblick vor diesem einen Menschen, daß ich Protestant war. Ich hatte so ungefähr das Gefühl, als wenn jener still gefürchtete Lehrer bei Besprechung irgend einer tieferen Frage plötzlich mit den Worten abbrach: „Doch die Erörterung dieser Dinge paßt wohl noch nicht ganz für Ihre augenblickliche geistige Entwicklung“. Wir waren dann jedesmal so vollkommen überzeugt gewesen, daß diese Erörterung wirklich jetzt und noch lange nicht für unsere geistige Entwicklung paßte!

Ich war freundlich und in Gnaden entlassen.

Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied! könnte es unablässig vor meinen Ohren mit jener leidenschaftslosen Stimme des schönen Greises, die keinen heftigeren Ausdruck hatte, als wenn er ein stilles Naturgesetz verkündet hätte: die Blätter des

Frühlings welken im Herbst, oder: jedes Ding hat seine Zeit, oder dergleichen harmlose und schwer zu leugnende Wahrheiten. Jedesmal, wenn er jenes furchtbare Wort gesprochen, hatte mir die gnadenreiche Entgegnung auf den Lippen geschwebt:

„Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch!“ Aber über die Lippen war sie nicht hinausgetreten; wie hätte ich es gewagt! Wie hätte ich es vor den Manen des Dichters verantworten können, daß dieser sich von dem wunderbaren Priester mit jenem unbeschreiblichen Lächeln hätte sagen lassen müssen: Ihr seid Protestant, junger Herr! . . .

Am nächsten Tage verließ ich die Insel Capri: ich kann wohl sagen, ich floh vor Don Clemente.

* * *

Eine Reihe von Jahren war dahingegangen. Ich hatte daheim in den Nebeln des Nordens nach Kräften mir die Fackel der Wissenschaft leuchten lassen und hatte dann begonnen, mich der praktischen Verwerthung der gewonnenen Kenntnisse in Ausübung des ärztlichen Berufes hinzugeben. Wie oft geschah es mir jetzt in den Hütten der Armuth, der Verkommenheit und des Lasters, daß ich meines Don Clemente gedenken mußte und der schrecklichen Wahrheit seines Spruches: die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied! Nun freilich, wir thun unser Weniges, so gut wir können, diese Wahrheit zu bekämpfen und, wo es geht, aufzuheben oder doch abzustumpfen.

Naturwissenschaftliche Zwecke führten mich endlich einmal wieder über Alpen und Apenninen nach Neapel und stillten eine lange, heimlich genährte Sehnsucht nach dem Lande der Sonne und der Schönheit. Ich versagte es mir nicht, auch das liebe Eiland Capri wieder zu besuchen und mich nach den Schicksalen von Land und Leuten umzusehen. Ich fand gar manches Neue, prächtige Gasthöfe und Fremdenhäuser waren unten in der Stadt entstanden, und nach Anacapri hinauf führte, statt der uralten steilen Felsentreppe, ein neuer, eingesprengter und aufgemauerter Weg in stolzen, behaglichen Windungen um den Berg herum. Dort obenkehrte ich ein bei meinem alten, wackern und wohlgethanen Wirth Don Salvatore. Er begrüßte mich mit Freuden, führte mich unter sein freundliches, säulengetragenes Nebendach und brachte eine Flasche von seinem besten, selbstgezogenen Capri bianco.

„Nun, Salvatore“, sagte ich, nachdem ich denselben gekostet und bewährt erfunden, „Neuigkeiten aus dem Lande! Mir ist's hier wieder so grundbehaglich, als wäre ich vollberechtigt als ein Kind Eurer Insel, und ich höre gern, wie es den Menschen geht, die ihren lieben schmalen Raum bewohnen“.

„Nicht grade viel verändert, Signor. Hier und da ist Einer todt; mein Gott, was hilft es? Andere sind dafür jung und Andre groß geworden. Neue Paare giebt es auch jedes Jahr“.

„Das wäre so im Allgemeinen der Lauf der großen Welt auch. Doch im Besonderen: lebt Don Clemente noch?“

„Freilich lebt er und predigt und denkt nicht daran, so bald zu sterben, obgleich er wohl an die Siebzig schon herankommt.“

„Wie geht's dem Checco?“

„Welchem Checco, Herr? Es giebt gar viele dieses Namens im Lande.“

„Dem blinden, meine ich.“

„Ach, dem schönen Checco?“

„Trägt er immer noch den wunderlichen Namen?“

„Ja. Und er ist jetzt ein rechtes Glückskind geworden!“

„Ei, seht doch, der arme Blinde! Und worin liegt sein Glück? — Lebt seine Mutter noch?“

„Nein, die Teresina ist todt seit zwei Jahren. Man sagt, das Sterben sei ihr übermäßig schwer geworden, sie habe mit dem Tode gerungen wie mit einem bösen Thier, denn sie wollte durchaus nicht sterben, aus Sorge, es möchte ihrem Sohn ohne sie übel und traurig ergehen. Und in ihrem letzten Augenblick hat sie laut und schrecklich nach einem Arzt geschrien, seine Augen zu heilen, ehe sie stürbe. Aber es hat ihr nichts genützt, der Tod war doch am Ende stärker als sie, er zwingt ja zuletzt uns alle auch.“

„Wenigstens macht das die Erfahrung der letzten paar Jahrtausende einigermaßen wahrscheinlich. Das arme Geschöpf hätte es auch wohl bedenken sollen. Aber was ward aus dem Knaben?“

„Man merkt, Herr, daß Ihr wirklich lange von hier fort seid! Der schöne Checco ist längst kein Knabe mehr, er ist ein Mann geworden, und seit einigen Wochen sogar ein Ehemann. Und eben deshalb nannte ich ihn ein Glückskind, denn das allerhübscheste Mädchen von Anacapri hat er zur Frau bekommen. Allerdings, was nützt es ihm? Er kann sie ja doch nicht sehen. Aber Ihr solltet hingehen, Herr, und sie betrachten, sie ist wahrhaftig eine Sehenswürdigkeit! Carmela heißt sie.“

„Carmela? Doch nicht gar das nette Kindchen, das ihm gegenüber wohnte?“

„Doch, freilich, grade die. Ihr kennt sie also?“

„O wohl, ich sehe das prächtige Dingchen noch wie heute vor mir, wie es mit seinen hübschen Lippen so lustig auf dem Brummeisen zirpte, und wie zierlich es dann bettelte: „Signor bajoco!“ und die Augen so sonnenhell dazu lachten.“

„Das thun die Augen noch, aber sie können nun auch Feuer sprühen, daß es einem an's Herz gehen kann, so alt man auch ist. Und groß ist sie geworden und wohlgewachsen und von feinem Gang, ich sage Euch, es ist eine Lust, das liebe Geschöpf nur anzusehen.“

„Das muß man schon glauben, da es Euch so jugendlich in Feuer bringt, Don Salvatore. Aber wie ist es denn gekommen, daß solche Perle keine schönere Fassung fand? Man weiß doch sonst die Schönheit hier zu schätzen, und ich bin sicher, daß Carmela Andere genug finden konnte, die

doch besser waren als grade ein armer blinder Junge, der obendrein recht häßlich war, seinem Namen zum Troß“.

„Ja, und das ist er auch heute noch. Und da habt ihr Recht, sie hätte haben können wen sie wollte; zum Mindesten ein Duzend von den jungen Burschen war längst halb toll nach dem schönen Kinde. Aber sie wollte es nicht anders, sie verschmähte Alle und nahm den blinden Krüppel“.

„Unbegreiflich! Und wie erklärt man sich ihren seltsamen Geschmack?“

„Ei Herr, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist sie durch ihre Lügen selbst daran schuld. Sie hat ihm so oft vorgelogen, er sei der schönste und reichste und beste Mensch im Lande, bis sie's am Ende wahrhaftig selbst geglaubt hat, wie's ja wohl Manchem geschieht, der Anderen ein Märchen aufbinden will: hat er es erst ein paar Mal erzählt, so fängt er an, es selbst für wahr zu halten, und zuletzt schwört er darauf und ist dumm geworden, wo er Andere betrügen wollte. Und so erkläre ich mir auch diese Seltsamkeit. Im Uebrigen ging die Sache ganz einfach zu: als seine Mutter todt war, wäre er wohl ganz einsam, elend und verlassen gewesen — denn Don Clemente that zwar viel für ihn, konnte doch aber nicht immer um ihn sein — wenn nicht das wunderliche Kind Carmela ihn getröstet und heimlich für ihn gesorgt hätte. Sie pflegte ihn nicht schlechter, als seine Mutter früher, brachte ihm sein Essen und seinen Wein, und, was das Sonderbarste dabei war, sie stellte sich, als ob sie das alles nur um Lohn thäte. Denn ich sagte Euch schon, sie hatte ihm immer vorgeschwagt, er sei reich genug, und nun gab sie ihm manchmal Geld und sagte: Der und Der hat's gebracht als Pacht für Deine Vigne oder Deinen Delgarten! Und dann ließ sie sich zum Schein ihre Mühe davon bezahlen. Sie ertrug es auch geduldig, daß man sie um dieses Treibens willen schalt und ihrer spottete; denn Ihr dürft glauben, daß schon damals mancher von den jungen Leuten neidisch und eifersüchtig war auf den Blinden, obgleich Carmela doch noch ein ganzes Kind war. Ja, ihre eigene Mutter tadelte sie, nicht aus bösem Willen, denn sie gönnte dem Checco gewißlich alles Gute, aber sie meinte, ihre Tochter verschwende thöricht ihr eigenes Gut an einen Bettler, der ihr nimmermehr vergelten könne, was sie an ihm gethan. Das Kind schwieg dazu, gehorchte ihr aber nicht. Auch war es nicht so gar arg mit der Verschleuderung ihres Gutes, denn Carmelas Mutter war so arm nicht, daß sie nicht den Checco und wenn's nöthig war, noch Einige dazu von ihrem Pachtzins hätte ernähren können.“

So lebte das zarte Geschöpfchen ganz und gar für den verlassenen Checco und war ihm Alles, Mutter und Schwester zugleich: und da hat sie sich's denn wohl allmählich so angewöhnt, daß sie's nicht mehr lassen konnte.

Nun starb vor Kurzem auch ihre Mutter. Und weil sie jetzt ganz erwachsen war, so sah sie ein, daß sie nicht gut so ganz allein für sich leben konnte, und sie beschloß, sich kurz und gut einen Mann zu nehmen. Sie wollte aber durchaus keinen Anderen wählen, als ihren Checco, obgleich alle

Welt und nicht bloß ihre Liebhaber ihr mit großem Geschrei davon abredeten: sie blieb bei ihrem Willen. Denn, sagte sie, der Checco muß zu Grunde gehen, wenn ich ihn verlasse. Und darin hatte sie wohl so ganz Unrecht nicht. Kurzum, eines Tages, als er sich von ihrer Gabe satt gegessen hatte, fragte sie ihn ernstlich, ob er sie etwa heirathen wollte; er sei der Einzige, der schön genug für sie wäre.

Der gute Junge hat sicherlich nie zuvor an solche Streiche gedacht, er war immerdar zufrieden gewesen mit dem, was er hatte. Doch, wie er ihren Vorschlag vernommen hatte, sagte er gerne Ja, weil er sie von Herzen lieb hatte und sie in seinem reichen Haus zu ernähren und zu schützen meinte; Ihr erinnert Euch, Herr, daß sie ihm dergleichen Flausen vorgebracht hatte. Und so sind sie denn wirklich ein richtiges Paar geworden, das wunderlichste freilich, das man sich denken kann. Der Checco aber ist seitdem ganz und gar zu einem rechten Narren geworden, er bildet sich Wunder was ein auf seine Schönheit und Herrlichkeit, spreizt sich und dreht sich wie ein Hahn, und geberdet sich als ein so großer Ock, daß man ihm oft am liebsten derbe in's Angesicht sagte, was er für eine Spottgeburt ist, wenn's Einem nicht doch immer wieder zu wehmüthig wäre, dem armseligen Krüppel das Wischen alberne Freude an sich selbst zu nehmen. Und glauben würde er's wahrscheinlich doch nicht. Das tolle Kind Carmela aber hat nur alle Tage ihre Lust an dem thörichten Wesen, findet nie ein Ende des Lachens und spielt mit ihm so recht wie mit einer angenehmen Puppe, nur mit mehr Geduld und Sorgfalt, als es Kinder sonst zu thun pflegen. Nun seht Ihr, Herr, was für absonderliche Dinge auch in unserm kleinen Erdenwinkel geschehen können“.

Don Salvatore schwieg, trank sein Glas behaglich schlürfend aus und lagte still vor sich hin. Mir aber wollte kein Lachen über die eigenartige Thorheit des Kindes Carmela kommen, vielmehr ergriff mich eine Sehnsucht, die beiden seltsamen jungen Wesen in ihrem neuen Glück zu sehen, und obgleich die Sonne hoch im Mittag stand und gewaltig herniederbrannte, machte ich mich doch alsbald einsam auf den Weg nach Capri, sie in ihrem kleinen Heim zu besuchen.

Leicht fand ich die wohlbekannten Häuschen, die in altem Frieden noch sich gegenüberstanden; voll und freudig glänzte die Sonne darauf, mit heißem, segenvollem Duft das Land umspielend; ringsum blühten die Cactusfelder, von den Dächern stiegen leise Rauchwolken, behaglich kräuselnd, in die heitere Luft. Wohligh ruhvolle Mittagsstille herrschte überall.

Und siehe, dort saßen die Beiden im vertrauten Schatten, doch nun beisammen vor einer Thür, auf derselben Schwelle, ein harmloses Bild kindlich genügsamen Glückes. Der Blinde flocht an einem Korbe, indeß Carmela neben ihm mit flinker Hand die Spindel drehte. Und fürwahr, Don Salvatore hatte nicht zuviel gesagt: sie war ein süßes, reizendes Weib geworden; wie anmüthig sich die vollen dunklen Haare hinten knoteten, und

wie einfach-prächtig das bunte Kopftuch über der bräunlichen Stirn saß! Das edle Köpfchen auf den feinen Schultern neigte sich leicht zur Seite und blinzte liebevoll aus den schwarzen Augen zu dem stillschaffenden Gefährten hinüber, und das sonnige Kinderlächeln schwebte noch ganz wie ehedem um die freundlichen Lippen.

Ein Weilschen ersättigte ich mich an dem lieblichen Ausblick; dann trat ich hinzu und redete sie an. Natürlich kannten sie mich nicht; als ich aber sagte, ich habe sie als Kinder gesehen und gern gehabt, da freuten sie sich beide, luden mich ein, in ihrem Schatten zu weilen, und ich blieb. Ich bemerkte, daß der Checco alsbald mit drollig eitlem Bestreben mir gegenüber eine ansehnliche Position einnahm und sich vollbewußt an seiner Hausherrnwürde erlabte, während sein kindisches Weibchen ihm mit schelmisch-vergnügtem Lachen die Haare ein wenig zurechtstrich, als gälte es, seiner erdichteten Schönheit den letzten Abschluß zu geben.

Ich bat das Pärchen, mir wie sonst auf dem Eisen ein Lied zu summen; und sie thaten es gern, und friedlich und lustig kimperten die anspruchlosen Weisen in den quellenden Sonnenschein hinaus. Währenddessen beugte ich mich unvermerkt zu Checco nieder und forschte in seinen Augen — und wirklich, ich konnte mich nicht täuschen, das Herz schlug mir in freudiger Erregung: dem armen Burschen mußte zu helfen sein, hätte vor langen Jahren schon geholfen werden können: seine Blindheit war unzweifelhaft heilbar für eine kundige und geschickte Hand!

Nachdem ich mich dieser Entdeckung vergewissert zu haben glaubte, stand ich auf, gab dem Checco die Hand zum Abschied und winkte Carmela heimlich, mir ein wenig abseits zu folgen. Sie gehorchte willig mit leichter Verwunderung, und als wir weit genug von ihrem jungen Gatten entfernt waren, um nicht mehr von ihm gehört zu werden, sagte ich ernst zu ihr:

„Wißt Ihr, Carmela, daß es vielleicht mir gelingen könnte, Euern Checco von seiner Blindheit zu heilen?“

Sie blickte ohne große Ueberraschung zu mir auf und sagte ruhig:

„Ich dachte es wohl, daß es möglich wäre. Aber was hilft's? Es darf ja nicht sein.“

„Und warum dürfte es nicht sein?“ fragte ich kopfschüttelnd.

„Don Clemente!“ erwiderte sie bedeutungsvoll, und ich verstand sie. Doch ich war nicht gesonnen, den finstern Einflüssen jenes seltsamen Priesters nachzugeben, vielmehr wollte ich mit allen Kräften das durchführen, was mir die Pflicht meines Berufes befohl.

„Carmela“, drang ich eifrig in sie, „besinnt Euch, Don Clemente hat keinerlei Macht über Euch, daß er Euch zwingen könnte, seiner grausamen Strenge gehorsam zu sein, wenn ihr verständig seid und Eurem Glücke nicht selbst in den Weg treten wollt. Bedenket nur, wie anders würde Euer Leben werden, wenn der Checco wieder sehen könnte, ein ganzer Mann wäre,

wie andere Gesunde und mit treuer Arbeit für Euch sorgen könnte, statt daß ihr jetzt ihn zu pflegen habt, als wenn er ein Kind wäre“.

Sie blidte eine kurze Weile nachdenklich vor sich hin; dann hob sie die lachenden Kinderaugen auf und sagte ganz vergnüglich:

„Aber warum soll es denn anders werden? Ich habe doch immer für ihn gesorgt, und es ist mir niemals leid gewesen. Wäre der Checco sehend und schön — denn Ihr müßt wissen, Herr, daß wir ihn den schönen Checco nennen, geschieht nur um seinetwillen, ich weiß es besser — dann würden ihn wohl andere Mädchen geliebt haben und könnten vielleicht mehr und Besseres für ihn thun, das wäre mir aber garnicht lieb. Ich will ihn ganz für mich allein haben, und wenn er wie ein Kind ist, so schadet das nichts, so bin ich eben seine Mutter und werde ihn sein Leben lang pflegen so gut wie es früher Donna Teresa gethan. Darum mag nur lieber Alles beim Alten bleiben, ich bin es ganz zufrieden und verlange nichts Besseres, als Gott mir gegeben hat“.

Ich war in meinem Innern nicht wenig aufgebracht über einen so stumpfen Gleichmuth, wie er diesem kindischen Geschöpfe innewohnen schien; doch ich hielt an mich und versuchte es nach kurzem Besinnen noch mit einem anderen Mittel, sie zu überreden.

„Seht, Carmela“, sprach ich geduldig, „Ihr könnt nicht leugnen, wenn Ihr Euch je im Spiegel betrachtet habt, was ich wohl glauben darf, oder wenn Ihr andere Leute habt reden hören, daß der liebe Gott Euch als eine sehr schöne kleine Person geschaffen hat. Ist es nun aber nicht jämmerlich schade, daß der arme Checco, der vor Gott und den Menschen Euer rechtmäßiger Gatte ist, niemals mit seinen Augen sehen soll, welch ein reizendes Weibchen er sein eigen nennt? Daß er Eure Schönheit niemals bewundern, ja Euch niemals aus ganzem feurigen Herzen lieben lernen soll? Denn Ihr wißt doch, daß es keinen besseren Führer zur Liebe giebt, als die sehenden, bewundernden Augen!“

Carmela war sehr nachdenklich geworden; sie schwieg und ließ ihre Augen langsam an ihrer eigenen gepriesenen Person herniedergleiten.

„Ich habe die Augen nicht gebraucht zur Liebe“, sagte sie plötzlich halb träumerisch, wie zu sich selber sprechend — und die Widerlegung meines kühnen Satzes war freilich so schlagend, daß ich es bereits gänzlich aufgab, dies verstockte Gehirnrädchen zur Vernunft umzustimmen. Doch ich verzweifelte zu früh; ich hatte dennoch eine empfindliche Saite berührt, die nun leise nachzutönen begann.

„Es wäre ja allerdings recht hübsch“, sprach sie nach einer neuen Pause einlenkend, „wenn er mich wirklich zu sehen bekäme; ich glaube wohl, daß er sich freuen würde. Und vielleicht gefiel ich ihm sehr — es ist wahr, er könnte mich noch anders und mehr lieben, als er es jetzt thut; und er kann doch am Ende nicht immer ein Kind bleiben. Aber es ist

schade, es geht doch nicht, denn Don Clemente hat ein schweres Unheil prophezeit, wenn wir dem Willen Gottes eigenmächtig vorzugreifen wagten“.

„Wie aber, wenn nicht Ihr und er, sondern ich es wäre, der hier vorgriffe, wie sollte euch da ein Unheil treffen? Mir aber scheint es sogar, als würde ich vielmehr nur einem gütigen Wink der Vorsehung folgen: dürfen wir es denn nicht als einen solchen Wink betrachten, daß gerade ich ein Arzt, durch einen scheinbaren Zufall Euch gefunden und den Zustand seiner Augen entdeckt habe?“

„Das möget Ihr am besten mit Don Clemente weiter bereden; doch ich weiß nicht, ob er's erlauben wird; ich möchte es ja so gern, aber ich wage es nimmermehr“.

Nun, ich merkte, daß das Eis so ziemlich gebrochen war und daß es nur auf mich ankam, mit Energie und Eile vorzugehen. Ich empfahl ihr deshalb dringend, gegen ihren Mann, und vorkommenden Falls besonders auch gegen Don Clemente über meinen Vorschlag zu schweigen, und stellte ihr einen erneuten Besuch nach einigen Stunden in Aussicht.

Es schien, als ob sie das lieber nicht gehört haben wollte, denn sie entschlüpfte mir mit einem kurzen, aber sehr ehrfurchtsvollen Abschiedsgruß, und ihre Bewegung hatte etwas von der Hast des bösen Gewissens.

*

*

Es ward mir nicht schwer, unten in der Stadt die nöthigen Instrumente und sonstigen Mittel zu beschaffen, und nach wenigen Stunden betrat ich in Begleitung des dort ansässigen alten Arztes das Haus des jungen Ehepaares. Es gelang uns ohne große Mühe, den Blinden unvermerkt zu narkotisiren; denn dies erschien mir das Gerathenste, um nicht etwa auch noch von seiner Seite auf verblendeten Widerstand zu stoßen. Carmela drückte sich wunderlich umher, zwischen ängstlicher Scheu und hoffnungsvoller Neugier schwankend.

Der Schnitt war glücklich, und ich durfte mit Bestimmtheit auf einen glücklichen Erfolg der Operation rechnen. Ich legte eine feste Binde um die neueröffneten Augen, verdunkelte das Zimmer, so gut es ging, für alle Fälle, und verpflichtete Carmela, auf's Strengste zu verhüten, daß er die Binde vor der Zeit löse. Als er aus der Betäubung erwachte, vermochte ich ihn unschwer zu überzeugen, daß er von einer plötzlichen Krankheit befallen sei und nothwendig einige Tage das Bett hüten müsse — daß der Chloroformnarkose folgende Unwohlsein machte diese Angabe plausibel genug. —

Die Tage gingen hin, Carmela waltete ihres Wächteramtes mit Aufmerksamkeit und Treue, und endlich erschien die Stunde, da ich die Binde zum ersten Mal entfernen konnte. Carmela verschwand jetzt auf einmal hastig aus dem Zimmer und ließ mich allein mit dem geheilten Blinden: denn eine kurze Untersuchung lehrte mich, daß das Werk gelungen und seine Augen gesund waren.

Mit matt-verwirrtem Blick schaute er zuerst in dem Dämmerlicht auf, und nun verrieth sich ihm, was mit ihm vorgegangen. Er vernahm die Kunde von seiner Genesung mit ziemlicher Gleichgiltigkeit; aber doch versuchte er allmählich lebhafter die Augen zu gebrauchen, wie ein Kind über die Gegenstände mit den Blicken hin- und herhuschend. Doch ich lehrte ihn nun, das Auge zu lenken, mit der Hand zu greifen, was er sah, und wieder der tastenden Hand mit den Blicken zu folgen.

So lernte er schnell; und plötzlich kam es über ihn wie Erinnerung aus seiner Kinderzeit, als seine Augen noch gesund gewesen: man sah ihm an, daß er das Gemach erkannte, sein Blick strebte nach der Thür, als ob er die anderen Räume suchte, und hin zum Fenster, das Licht der Sonne zu finden. Und laut fragte er: „Wo ist meine Mutter?“ Zwar besann er sich bald, daß sie todt war, und doch schweifte er öfter noch in jene Tage zurück, da er ein sehendes Kind gewesen und nur allmählich gewöhnte sich sein Geist, mit den Augen in der neuen Zeit zu leben. Nun erst fragte er nach Carmela; doch die war unsichtbar geblieben und im ganzen Hause nicht aufzufinden. So setzte ich meine Uebungen fort, bis er ermüdet Ruhe begehrte. Da ging ich, denn ich konnte ihn unbesorgt sich selbst überlassen.

Am frühen Morgen kehrte ich zurück. Ich fand Carmela vor der Thür ihres alten Hauses sitzen, das seit ihrer Heirath leer gestanden.

„Seid Ihr nicht bei ihm gewesen die Nacht?“ fragte ich.

„Nein“, sagte sie, „ich fürchte mich zu sehr“.

Da ließ ich die Märrin und kam zum Checco. Der Tag war trübe und sonnenlos, ein kühler Schein lag nebelnd auf dem grünen Lande, und so konnte ich getrost schon das volle Tageslicht hereinlassen. Nun erwachte lebendiger seine Lust und seine Neugier, und das kleine Haus ward ihm eine reiche Welt des Staunens und der Verwunderung.

Bald kam Don Salvatore, wie ich ihn gebeten hatte, und Checco staunte ihn an, nach mir den zweiten Menschen, den er sah; und dann ging Der und holte andere Nachbarn herbei, das Wunder der Heilung zu schauen. Sie kamen und brachten ihm Geschenke mit, Oliven, Feigen oder frische Blumen und feierten ihn herzlich wie einen guten Bekannten, der unerhofft von einer langen Reise heimgekehrt, bis er zuletzt von all dem Sturm verwirrt, nach Ruhe und neuem Schlaf verlangte.

Ich entfernte mich mit den Andern und ließ ihn allein. Als ich nach einigen Stunden wiedkehrte, stand Carmela an seinem Lager und betrachtete ihn mit aufgeregten Mienen, als wenn sie ein unerhörtes Wunder erblickte, und doch sah sie nichts als die geschlossenen Lider.

„Don Clemente war hier“, sagte sie, sich leicht zu mir umwendend.

„Nun, und was that er?“ fragte ich doch sehr gespannt.

„Nichts. Er war ganz ruhig mit mir, und ihn hat er lange im Schlaf betrachtet. Er machte ein Gesicht dazu, als ob er ihn bedauerte, ich weiß nicht, warum, und dann ist er still wieder davongegangen“.

„Er wird sich an die Thatsache eben gewöhnen“, dachte ich beruhigt.

Jetzt sah ich, wie Carmela sich über den Schlummernden beugte und ihn leise auf die Stirne küßte. Da erwachte er und schlug schnell die Augen auf. Wie ein großer Schreck ging es durch Beider Antlitz, als sie sich so zum erstenmal Auge in Auge sahen. Und mir, wie ich in Checcos Blick das verwirrte Staunen gewahrte, daß die Schönheit nicht begreifen zu können schien und wie vor einer überirdisch herrlichen Offenbarung starrte, mir klang in diesem Moment wunderbar jener Ausruf seiner Mutter im Ohr, davon mir einst der Priester erzählt:

„O Herr, seht doch, was hat er für herrliche Augen!“

Wahrhaftig, es war keine zärtliche Verblendung der Mutterliebe, der Checco hatte herrliche Augen, er hatte so tiefstrahlende, feurige, wetterleuchtende Blicke, wie man sie nimmermehr hinter dem dumpfen Schleier der Blindheit vermuthet hätte. Vielleicht machte Carmela dieselbe Beobachtung, denn sie stand noch immer unbewußt und schaute ihm mit fast ängstlicher Verwunderung ins Gesicht.

„Bist Du Carmela?“ fragte Checco leise und schüchtern, indem er sich rasch aufrichtete. Sie nickte nur schweigend, ohne die Blicke von ihm zu lassen. Da schloß er schnell die Lider und strich ihr leise tastend mit der Hand über's Antlitz. „Ja, Du bist es“, sagte er die Wimpern wieder halb erhebend, „ich dachte nicht, daß Du mir so fremd sein würdest, wenn ich sehen könnte; rede zu mir, Carmela, daß ich Dich an Deiner Stimme erkenne, meinen Augen bist Du unbekannt und so seltsam, so ganz anders als ich glaubte, Du bist viel schöner als alle anderen Menschen, Carmela!“

Sie antwortete noch immer nicht, wie ein blödes Kind stand sie vor ihm und wich langsam vor seinen leuchtenden Blicken zurück, ganz verschämt und verschüchtert und von immer vollerem Roth übergossen und freilich sah sie entzückend schön und lieblich aus in diesem wunderlichen Gebahren.

Als aber der Checco nach langem, wortlosem Staunen plötzlich seine Arme nach ihr ausstreckte, obgleich sie schon völlig aus dem Bereich derselben gewichen war, da wurde sie ganz kindisch und lief ohne Weiteres in hastiger Flucht aus dem Zimmer. Er blickte ihr verstört nach und fragte mit trauriger Stimme:

„War es denn nicht Carmela?“

„Gewiß war sie es“, tröstete ich ihn, „laßt sie nur erst zu sich kommen, sie war nur gar zu sehr überrascht von dem Anblick Eurer neuen Augen“.

„Ich dachte nicht, daß sie so schön sein könnte“, wiederholte er noch einmal träumerisch, „nicht wahr, Herr, sie ist gewiß doch noch schöner als ich?“

„Daran dürft Ihr nicht zweifeln“, sagte ich und mußte lächeln über die Frage, „denn Ihr werdet Euch nun wohl daran gewöhnen müssen, guter Checco, daß es mit Eurer leiblichen Schönheit nicht so gar hoch hinaus ist, als man Euch bisher, da Ihr blind waret, hat glauben machen. Es

liegt aber auch wirklich nicht so viel daran, zu grämen braucht Ihr Euch darum nicht“.

Er starrte mich wortlos an bei dieser Erklärung, halb ungläubig, halb voll dumpfen Schreckens. Ich fand keine Zeit, ihn weiter zu beruhigen und aufzuklären, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Thür und herein trat Don Clemente.

Er war fast unverändert, immer noch das wunderschöne, jugendlich klare Gesicht unter den weißen Locken, immer noch die hohe, fest getragene, würdevolle Gestalt. Ich sah, daß er auch mich sogleich erkannte, und ich gestehe, daß ich einen Augenblick mit einem heimlichen Bangen vor ihm zu kämpfen hatte. Doch er begrüßte mich so mild und ruhig, wie einst, und sagte mit seiner alten, leidenschaftslosen Stimme:

„Ich dachte mir, daß ich Euch hier finden würde, denn ich wußte schon durch Don Salvatore, daß Ihr es waret, der hier gehandelt hat“.

„Ich habe meine Pflicht gethan“, erwiderte ich, so fest und bestimmt ich es vermochte.

„Ihr habt's gewagt“, fuhr er in seiner stillen Weise fort, und doch lag etwas fast Beängstigendes für mich in dem kurzen Wort aus diesem Munde. Doch ich suchte zu lächeln und sagte:

„Das Wagniß war wohl nicht so groß, und da meine Hand gesegnet ward und das Werk gelungen ist, wer sollte sich nicht mit mir und Diesen freuen?“

Don Clemente sah mich mit einem tiefen, ernsten Blicke an und sprach:

„Als Ihr diese Beiden wiedersehst, fandet Ihr sie glücklich?“

Das liebliche Bild des stillen, jungen Paares vor dem Hause trat lebendig vor meine Seele, und ich mußte bekennen:

„Sie schienen zufrieden, da ich sie sah; doch ich lebe der Hoffnung, ihnen den Weg zu noch höherem Glück geöffnet zu haben“.

„Des Menschen Weisheit ist Thorheit vor Gott“, entgegnete er, „das Glück wohnt nicht im Sehen und im Wissen, sondern im Glauben und im Frieden. Wie könnt Ihr wissen, ob Ihr nicht hier mit gewaltsamer Hand ein stilles Glück zerstört und zerrissen habt?“

So sehr mein Verstand sich sträubte gegen die Anerkennung seiner düstern Besorgniß, so konnte ich mich dennoch eines dumpf beängstigenden Gefühls nicht erwehren. Dieser Priester erschien mir wie das Schicksal selbst, feierlich, still, wandelnd, groß, unerbittlich.

Er schied, so ohne Lärm und Prahlens, wie er gekommen; und ich glaube, ich grüßte ihn sehr sanft und demüthig — wie der Schüler den Lehrer.

Als er fort war, wandte ich mich wieder zu Checco um: der schaute ihm gerade so befangen und beängstigt nach, wie ich selber, und wußte sicherlich ebenso wenig, warum. Auf einmal aber fragte er mich, aus einem unklaren Brüten aufstehend:

„Warum blieb Carmela nicht bei mir? Warum flieht sie mich?“

„Sie wird schon wiedertehren zu Euch, guter Checco, gönnt ihr nur Zeit, sich zu besinnen und zu fassen, vielleicht wird auch sie von einem neuen Gefühl bewegt, das ihr selbst noch nicht zur Klarheit gekommen ist. Nicht wahr, Don Clemente hat Euch ein wenig erschreckt mit seiner dunklen Rede? Doch fürchtet Euch darum nicht: er ist ein kluger und guter Mann, aber zu trübsinnig in seinen Gedanken“.

„Er hat sonst immer Recht behalten, mit dem, was er prophezeit hat, und mir ist bange darum, daß Carmela mich so verlassen hat. — Aber nun habe ich einen Wunsch, Herr: ich möchte mein eigenes Gesicht erblicken und wissen, wie ich aussehe“.

Etwas unbehaglich erschien mir die Erfüllung dieses Wunsches; dennoch dünkte es mich allerdings das Beste zu sein, wenn er jene unvermeidliche bittere Enttäuschung in meiner Gegenwart und unter meinem tröstenden Beistand erführe, und nicht etwa aus Zufall und ohne einen Berather.

So begab ich mich denn in's Nebenzimmer und trieb dort einen leidlichen Wandspiegel auf, den ich herbeitrug und dem Checco vorhielt. Ich erwartete ein heftiges Erschrecken und darauf etwa einen jener tobenden Ausbrüche der Verzweiflung, welche diese Kinder des Südens so leicht übermannen. Statt dessen blieb er ganz stumm und still, nur seine Augen wurden immer größer und starrer, die Wangen bleicher, und allmählich verzerrten seine Züge sich so schreckhaft, daß sein Spiegelbild ihm dann freilich doch ein allzu häßlich entstelltes Conterfei seiner selbst zeigen mußte. Ich entzog ihm deshalb den Spiegel und stellte denselben umgekehrt an die Wand. Er ließ es ruhig geschehen, und sagte mit einer müden, tonlosen Stimme:

„O Herr, sie haben mich alle betrogen!“

Dann setzte er sich still auf sein Lager zurück und blickte mit mattem, stumpfem Ausdruck vor sich hin. Gerade diese Ruhe erschien mir furchtbar und unheimlich; vielleicht stand mein Gemüth noch unbewußt unter der Nachwirkung der schlimmen Rede des Don Clemente, ich gerieth in eine nervöse Aufregung und suchte dem schwer Betroffenen mit einer unruhigen Geste zuzureden, von der ich nicht weiß, ob sie sehr geeignet war, seinen Kummer zu beschwichtigen. Vielmehr schien er von Minute zu Minute mehr zusammenzubrechen und sich selbst zu verlieren; ich merkte bald, daß er kein Wort von dem hörte, was ich zu ihm sprach. Seine Gedanken waren unterdessen offenbar andere, verworrene Wege gegangen, denn auf einmal fragte er, ganz nur zu sich selbst, ohne mich anzusehen:

„Also darum flieht sie vor mir!“

„Checco“, rief ich erschrocken, „welche unsinnige Einbildung! Das von Euren treuen, liebenden Weibe! . . .“

Da stöhnte er auf wie ein Schwerverwundeter, und mit herzerreißender Klage kamen die Worte leise von seinen Lippen:

„Lieben! Wie kann man lieben, was so häßlich ist! Es ist unmöglich, ganz unmöglich! Ich weiß doch jetzt, was Schönheit ist, und ich weiß nun

auch, wie man die Schönheit lieben kann: o hätte ich es nimmer, nimmer erfahren, daß ein Weib so schön sein kann! Nun ist Alles aus für mich, sie ist so engelschön wie eine Heilige, und der schöne Checco ist so grausam häßlich! Ich liebe sie erst, seit ich weiß, wie schön sie ist, und sie flieht vor mir, da ich so häßlich bin! O Carmela, Carmela, auch sie hat mich belogen! Sagt mir doch, Herr, warum that sie das? Nein, sagt es mir nicht, denn ich weiß es: sie that's, um mich desto sicherer betrügen zu können. O die Schlange, die wunderschöne Schlange! O, daß ich nimmermehr das Licht gesehen hätte! Herr, Ihr habt nicht wohl an mir gethan, ich war so glücklich ohne diese Augen“.

Da war's, das Unheil Don Clementes! Ich fühlte mich bang' erschüttert und verstört, denn das sah ich wohl, mit vernünftiger Rede war vorläufig gar nichts bei dem Jüngling auszurichten, dessen Geist haltlos und eigensinnig im höchsten Irrthum schweifte. Da eilte ich, Carmela aufzusuchen und zu ihm zu bringen: ihre Liebe, ihre Freude mußte ihn doch von der Sinnlosigkeit seiner blinden Verzweiflung überzeugen! Freilich, so ganz sicher fühlte ich mich auch hier nicht mehr. Ihre Liebe galt ihrem Schützling, dem blinden Knaben: wer mochte voraussehen, welch' Gefühl sie dem sehenden und selbstständigen Manne entgegenbrachte, der eine andere Liebe von ihr forderte! Wenn er Recht hatte mit seinem Jammerruf: Wie kann man lieben, was so häßlich ist?! War das nun Don Clementes Meinung gewesen? Ich schauderte vor dem Gedanken, daß er Recht behalten könnte.

Ich fand Carmela im Innern ihres alten Hauses, und ich merkte betroffen, daß sie sich hier wie zu dauerndem Aufenthalt wieder einzurichten im Begriff stand.

„Carmela“, rief ich, „Unglückliche, warum laßt Ihr Euern Gatten grade jetzt allein?“

Sie erröthete und stand verlegen an ihrer Spindel zupfend. „Ach, lieber Herr“, sagte sie endlich, „ich erschrak so sehr, wie ich seine Augen sah. Mir war es, als sei er nun auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden, seit er mich sehen kann, ein ganz Fremder, den ich kaum wieder-erkenne! Und was er für wunderschöne Augen bekommen hat! Und wie seltsam er mich anblickte! Seht, Herr, da schämte ich mich so sehr, denn es kam mir plötzlich so vor, als hätte ich bisher immer im Dunkeln mit ihm gelebt, wo man sich doch nicht schämt, und nun auf einmal schien die gresle Sonne herein, und ich konnte nicht anders, ich mußte mich vor ihm verbergen. Denn ich war sonst mit ihm verfahren, wie man mit Kindern thut: aber das hätte ich mit einem Manne nicht gedurft; und darum schäme ich mich, denn in dem einen Augenblick schien er mir ein Mann geworden“.

„So ist es auch, Carmela: in diesem Augenblick hat sein neugeborenes Auge sich berauscht an Deiner Schönheit und sein schlafendes Herz ist auf-

gewacht zu heißer, leidenschaftlicher Liebe, und diese Liebe ist's, die ihn so schnell zum Manne gemacht hat“.

Ich sah, wie ihre süßen Züge hell aufstrahlten von herrlicher Freude; und da mich alles Wangen von mir, mein Herz sagte mir, daß sich schon Alles zum lieblichsten Segen gewandt hätte. Und ruhig fuhr ich fort:

„Carmela, geht zu ihm und überzeugt ihn auch von Eurer Liebe, denn seht, er hat sein Gesicht im Spiegel gesehen und mußte erkennen, daß er nicht der schöne Checco ist, wie Ihr ihn in freundlicher Absicht genannt habt, und nun glaubt er, Ihr könntet ihn nicht lieben, weil er häßlich sei“.

„O, Herr, er ist ja nicht häßlich“, rief sie mit feurigem Eifer, „wer solche Augen hat, wie ist der häßlich?“

„Gut denn, so geht eilig zu ihm und sagt ihm das selbst, und Alles wird sich zum Glücke wenden“.

Sie zauderte und überlegte noch ein Weilchen, dann sagte sie mit schüchtern bittendem Ton:

„Aber Ihr dürft nicht mitkommen, Herr, Ihr müßt uns allein lassen“.

Nun, es gelüstete mich natürlich nicht, in so zarter Sache der Dritte im Bunde zu sein, und so ging sie denn, erst ganz langsam und ängstlich bis zur Hausthür, dann blickte sie scheu zu beiden Seiten die Straße hinauf, ob kein Zeuge ihres frevelhaften Beginns nahte, und dann schoß sie wie ein Eidechsen quer hinüber zu ihres Vatters Haus, und verschwand in der offenen Thür.

Ich lachte über das wunderliche junge Weibchen, und war so vollkommen beruhigt über die baldige, frohe Beseitigung der grundlosen Zweifel des jungen Ehemannes, daß ich Carmelas Brumm-Instrumentchen ergriff, und mir eine heitere Weise zu spielen suchte, was mir denn auch mittelmäßig gelang:

O dolce Napoli,
O suol beato,
Ove sorridere,
Vuol il creato,
Tu sei l'impero
Delé armonia!
Santa Lucia, Santa Lucia!

Wahrhaftig! Glücklicher Boden, Lächeln der Schöpfung, Reich der Harmonie — wo war das schöner und besser, als in diesem friedseligen Erdenwinkel? Es herrschte so stille, süße Ruhe ringsum, nur aus der Ferne tönte das Lied eines Winzers herüber und Bienen summten über den Cactusblüthen, die beiden Häuschen schienen einander herzlich zu grüßen und mit grüner Nebenhand sich zuzuwinken, die Sonne leuchtete nicht voll und frei, aber sie war nur wie träumend hinter leichtem Nebelflor verborgen und spendete Wärme und Behagen auch so; ein voller Genuß des allgemeinen Friedens ging über mein Herz, daß es so recht innig das wonnige Glück mit empfand, das sich nun dort drüben gründen mußte.

Da erblickte ich plötzlich am Ende der Straße noch einmal die hohe, schwarze Gestalt Don Clementes langsam wieder näher wandelnd, gemessenen, feierlichen Schrittes, dunkel und ernst von Ansehen.

Ich mochte mich sträuben, schämen, schelten, aber wir sind ja so gar nicht Herr unserer Stimmungen, eine Wolke, die über die Sonne geht, kann unsere glänzendste Laune plötzlich aschgrau färben: und so geschah es mir. Es war mir, als erhielte das eben so friedliche Bild um mich her jählings die furchtgespannte Stimmung einer Landschaft vor dem Gewitter. Die Luft erschien mir matt und schwer, trübe und blaß der Sonnenschimmer und ein dumpfes Leben regte das zarte Laub der hangenden Nebenranken.

Ich fühlte keinerlei Verpflichtung und noch weniger Lust, mich mit dem Priester in eine erneute Discussion einzulassen, ich wich ihm deshalb aus und begab mich langsamen Schrittes zu meiner Behausung in Don Salvatores Villa zurück. Aber meine behagliche Sicherheit war und blieb verloren.

Nach einigen Stunden trieb mich dennoch die unerklärliche innere Unruhe wieder nach Capri. Ich fand Carmelas Haus offen und leer, Checcos fest verschlossen. Auf mein Klopfen kam keine Antwort. Nun, dachte ich, ihre Herzen haben sich gefunden, und wer wollte es ihnen da verdenken, daß sie nach keiner weiteren Gesellschaft begehren?

Ich wandte mich also ab, schlenderte ein wenig durch die Felder und genoß die beginnende Abendkühle. Und doch, als ich nach Einbruch der Dunkelheit mit Don Salvatore in seiner traulichen Nebenlaube beim Capri bianco saß, überschlich mich noch einmal jenes Gefühl der Sorge. Aber mein verständiger Wirth lachte mich aus, mit Recht, wie es mir selber schien. Und so blieb ich denn und beschwichtigte mein leise bangendes Herz mit vernünftigen Gesprächen.

Am nächsten Morgen in nicht zu früher Stunde, als ich mich eben zum Ausgehen rüstete, trat plötzlich Carmela herein mit thränenüberströmtem Gesicht, bleich und in solcher Erregung, daß sie nur mühsam Athem und Worte fand.

„Er ist fort, Herr, verschwunden, und Niemand weiß, wohin!“ rief sie mit erschütterndem Jammerton.

„Checco?“ fragte ich erschrocken, „wann? warum? Waret ihr gestern nicht in Frieden bei einander?“

„O Herr, nein, es war Alles umsonst, ich kannte den Checco nicht mehr, er war ganz wie von Sinnen. Denket nur, als ich zu ihm hinein kam, ich ging friedlich ganz langsam und ängstlich, da blickte er mich wieder so seltsam an, zuerst, ja, da sah es so aus, als sagten seine Augen, daß sie mich schön fänden, und ich freute mich im Stillen, obgleich ich auch ein wenig scheuer noch dadurch ward, aber dann auf einmal machte er ein so ganz trübseliges Gesicht, ich weiß nicht, weil ich so langsam kam oder warum, aber wahrhaftig, ich konnte nicht schneller, mir schlug das Herz zu sehr vor

Scham und Bangigkeit, und rief mir entgegen: Was willst Du noch von dem häßlichen Checco?

O Checco! sagte ich, so laut ich konnte, Du bist wahrhaftig nicht häßlich, glaube es nicht, ich finde Dich ja so schön! Nun weiß ich gewiß nicht, lieber Herr, warum ihn diese Worte so ganz zornmüthig machten, aber er sprang wild und heftig empor und schrie mich an:

Lüge! Lüge! Ich weiß nun Alles, wie Du mich betrogen hast!

Ihr könnt nicht glauben, Herr, wie sehr ich erschrak, daß er sich so grimmig geberdete. Aber nun sah ich, daß er Thränen in seinen armen schönen Augen hatte, und das that mir zu weh, ich vergaß meine thörichte Furchtsamkeit und trat grade auf ihn zu, daß er auf mich hören sollte. Aber er wollte es nicht und drängte mich hart von sich, als ob ich ihm etwas Uebles gethan hätte oder jetzt thun wollte. Und dazu rief er: Fort! Ich merke ja, daß Du mich noch immer belügen willst, aber es gelingt Dir nicht mehr!

Nun, Herr, ich hätte früher gewiß auf solche Reden nicht allzu viel gegeben und hätte ihm leicht als einem Kinde verziehen: aber jetzt seht, es ist Alles anders geworden in meinem Kopfe, seit ich seine Augen gesehen; ich war unsäglich gekränkt und betrübt und dennoch trotzig zugleich und stolz und ich konnte mich nicht überwinden, das von ihm zu dulden und mich weiter mit Bitten vor ihm zu demüthigen. Gott verzeih' mir das Unrecht, aber ich kehrte mich um und ging schweigend hinaus. O Madonna! er konnte ja nicht sehen, wie sehr ich über ihn weinte, sonst hätte er mich gewiß nicht so zürnend gehen lassen.

Und wie ich nun draußen stand und nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte in meinem Kummer, denn Ihr waret verschwunden, Herr, da erblickte ich Don Clemente von fern und ging sogleich auf ihn zu und begann ihn von Herzen mein Leid zu klagen. Und er tröstete mich und wollte mir gerne helfen und ging mit mir unserm Hause zu. Und wie er nun so meine Hand gefaßt hielt und mein Kopf an seinem andern Arme lag, denn ich war ganz von Kräften vor Schreck und Noth, da sehe ich auf einmal, wie der Checco mitten auf der Straße steht und zu uns herüberstarrt. Und in demselben Augenblick wußte ich auch, obgleich es mir doch Niemand, und er selbst auch nicht sagte, denn er war zu weit entfernt von uns, daß er einen bösen Gedanken hatte über mich und Don Clemente. Ach Herr, und doch hat wohl Mancher schon von andern Priestern Schlimmes gedacht und geredet, von Don Clemente aber noch Keiner; darum vertraute ich ihm auch so von Herzen. Nun aber machte ich mich dennoch hastig von ihm los und eilte dem Checco entgegen. Der aber wandte sich zornig ab und lief, und ich sah, er schwankte wie ein Trunkener, aber er kam doch vor mir in sein Haus und ich hörte, daß er es von innen verschloß.

Wir klopfen und riefen von draußen, Don Clemente und ich, aber er antwortete nicht und öffnete nicht. Und nachdem Alles vergeblich war, ging

ich mit Don Clemente und aß etwas bei ihm, und er redete Vieles zu mir, wovon ich aber kein Wort verstand, denn ich war in zu großer Sorge und dachte an ganz andere Dinge. Ich hoffte aber, der Checco werde sich in der Einsamkeit besser besinnen und merken, welch ein Thor er gewesen. Und so kehrte ich gegen den Abend zurück, aber das Haus war immer noch verschlossen, und ich konnte nicht hinein. Ich rief und schmeichelte und schalt, aber er wollte nicht hören, obgleich ich die größte Zeit der Nacht auf seiner Schwelle saß und weinte. Zu allerlezt überkam mich eine so große Mattigkeit und Kälte, daß ich in das Haus meiner Mutter zurückging, und mich auf mein Bett legte. Nun war ich wohl allzu müde geworden von all der Noth, denn ich habe in den hellen Tag hinein geschlafen bis jetzt; und als ich erwachte und erschrocken aufsprang und hinauslief, da stand Checcos Thür weit offen, und als ich hineintrat, war er nicht darin, und Alles war leer. Keiner von den Nachbarn aber hatte ihn gesehen, und keiner von den Menschen, die ich auf dem Wege traf, wußte etwas von ihm. Bei Don Clemente ist er nicht gewesen, und da dachte ich ihn ganz sicher hier zu finden, und nun weiß Salvatore nichts von ihm und Ihr auch nicht. O Gott, wenn ihm ein Unglück geschehen wäre! Er versteht ja seine Augen noch nicht so gut zu gebrauchen, wie ein anderer sehender Mensch. O Herr, helfst mir ihn suchen, ich kann nicht mehr allein für mich, ich vergehe vor Angst. O mein Checco, mein armer Checco!“

Das gute Geschöpf war sichtlich so ermattet und verängstigt, daß ich es überreden wollte, zu ruhen und mir die weitere Forschung zu überlassen. Aber es war unmöglich, sie bestand darauf, mit mir zu gehen, und ich mußte zuletzt nachgeben, so sehr sie mich dauerte.

Eben traten wir aus der Gartenthür auf die Straße, als uns ein paar Kinder mit glühenden Wangen entgegenstürmten und aussagten, Don Clemente sende sie mit solcher Eile zu uns, und sie hätten den schönen Checco in der ersten Morgenfrühe den Berg hinauffsteigen sehen.

Ohne ein Wort zu erwidern, faßte Carmela meine Hand und zog mich fort und führte mich durch die Gäßchen auf den holprigen Pfad, der sich zum Monte Solaro hinaufwindet. Trotz der wachsenden Tageshize stiegen wir und stiegen immer hastiger und ruhelofer, bis wir keuchend den kahlen Gipfel erreichten.

Oben unter den grauen Burgtrümmern, die den Scheitel des Solaro krönen, saß Don Clemente, schwer ermüdet und trüben Angeichts. Von Checco keine Spur. Vergebens blickten wir von der freien, herrschenden Höhe nach allen Seiten, wir blickten mit stillem Schauder in den ungeheuern, gähnenden Abgrund, der nach dem Meere wild zerrissen, fast senkrecht, niederstürzt; ein Adler zog unheimlich stille Kreise in grauer Luft hoch über diesem Schlunde, sonst kein lebendes Wesen, kein Laut ringsum.

„Die Kinder müssen falsch gesehen haben“, sagte ich, am meisten um eigenes ahnendes Bittern zu beschwichtigen. Doch in demselben Augenblick

hörte ich einen gellen Aufschrei aus Carmelas Munde und sah, wie sie einen kleinen Schlüssel vom Boden aufhob. Dann sank sie zu Don Clementes Füßen ohnmächtig zusammen.

Es war deutlich, sie hatte Checcos Eigenthum erkannt.

Es gelang uns durch keinerlei Bemühung, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. So blieb uns zuletzt Nichts übrig, als die Regungslose den steilen Berg hinab zunächst bis zur Klause des Eremiten zu tragen. Hier überließ ich sie der Fürsorge und weiteren Hilfeleistung der beiden frommen Greise und eilte beflügelten Laufs nach Anacapri zurück, und nachdem ich von hier Männer mit einer Bahre hinaufgeschickt, weiter abwärts um den Felsen herum bis unten zur großen Marina, wo ich mit Sicherheit Fahrzeug und Leute fand, die Insel zu umschiffen und von unten her den felsigen Grund unter dem Monte Solaro zu durchforschen. Ich theilte den eifrig zudrängenden Schiffnern meine gräßliche Befürchtung mit.

„Ihr meint den schönen Checco von Anacapri, den Blinden, Herr?“
versetzten mir Mehrere zugleich.

„Gewiß, eben den; wißt Ihr schon etwas von dem?“

„Der ist vor zwei Stunden nach Sorrent hinübergefahren, einige Fremde nahmen ihn in ihren Rachen auf. Er wird dort oder in Neapel ein Gelübde erfüllen wollen, denn denkt nur, Herr, er ist durch ein Wunder und durch das Gebet des frommen Don Clemente plötzlich sehend geworden.“

Ein jauchzender Ruf entquoll meiner erlösten Brust, und sofort entsandte ich einen Boten hinauf zu Don Clemente und Carmela, und miethte ein stark bemanntes Boot nach Sorrent.

Eine sehr kräftige Brise aus Südwest machte bald jede Hilfe der Ruderer überflüssig, und gegen das Ende der Insel hatte sich der Wind so sehr gesteigert, daß das große Segel gereißt werden mußte und unsere Landung eine äußerst schwierige ward. Indessen sie gelang ohne Unfall, und über Erwarten schnell fand ich meinen Flüchtling wieder. Er saß am Strande auf einem Stein und blickte schwermüthig nach der verlassenen Heimathinsel hinüber.

„Checco“, rief ich ihn an. Ueberrascht, aber nicht erschrocken erkannte er mich und kam mir langsam entgegen. Sein Gang war so müde und schwer, sein Gesicht so kummervoll, daß er mich von Herzen jammerte und ich die herbe Strafrede vergaß, die ich ihm zugebacht hatte.

„Checco“, sagte ich mit gemildertem Vorwurf, „warum habt Ihr Euren armen Weibe das gethan?“

„Ich dachte ihr einen Gefallen zu thun, wenn ich sie freigab“, entgegnete er wehmüthig, „sie hat ja den schönen Don Clemente lieber, als den armen, häßlichen Checco; ich hab' es gesehen; und warum sollte sie auch nicht? Nur hätte sie mich nicht so arg zu belügen brauchen.“

„Narr, der Du bist!“ fuhr es mir dennoch heftiger heraus, „Narr, mit Deinem ewigen kindischen Geschwätz von Schönheit und Häßlichkeit, als ob

es in Gottes Welt nichts Besseres und Größeres gäbe als hübsche Gesichter und schönen, trügerischen Schein! Laß Dein Herz gut sein und Deine Seele schön, und Du kannst alle feingestalteten Wichte Deiner Heimath verachten, und Dein Weib wird es mit Dir thun, oder vielmehr, sie that es schon längst, so wenig Du es auch in Wahrheit zu verdienen scheinst“.

Nachdem ich mich dieser reblichen Weisheit entledigt, berichtete ich ihm, was ich von Carmela wußte und wie ich sie verlassen. „Wer kann wissen, ob sie jetzt noch lebt“, schloß ich bitter und schroff meine Rede, der er so lange stumm und, wie es scheinen wollte, theilnahmlos zugehört hatte. Nun aber fuhr er so jäh zusammen, als hätte ich ihm einen Schlag versetzt, und rief mit erschütternder Angstgeberde:

„Nein, Herr, o nein, das nicht, nur das nicht! Es ist nicht möglich, es kann nicht sein! Ich will sie ja niemals wieder sehen, sie niemals zu eigen haben, aber sterben darf sie nicht, todt sein kann sie nicht. O, Herr, was sagtet Ihr — Carmela todt?“

Als ich diesen heftigen Ausbruch angstvoller Liebe vernahm, suchte ich ihn hier wiederum mit schnellen Trostesworten zu beruhigen. „Und was thatest Du an diesem Morgen auf dem Monte Solaro, Unglücklicher?“ fragte ich dann. „War es etwa Deine Absicht, den grausamen Schein zu erregen, als habest Du dort Dein Ende gefunden? Gedachtest Du damit Deine Flucht zu verbergen?“

„O nein, Herr, gewiß nicht“, antwortete er in dumpfer Zerknirschung, ich wollte nur von dort aus der Höhe sehen, wohin ich entfliehen könnte in meinem Gram, denn ich kannte das Land ja nicht mehr seit vielen, vielen Jahren: aber mir schwindelte dort oben, und ich glaubte von Neuem zu erblinden von dem furchtbaren Licht ringsum, und als ich hinunterstieg, fiel ich oft und stieß mich blutig, bis ich weiter unten auf einen Felsreiter von Nieder-Capri traf, der mich mit sich zur Marina nahm und auf seinem Esel reiten ließ, denn er sagte, die Heiligen hätten ein Wunder an meinen Augen gethan, und darum wollte er mir eine Ehrfurcht erweisen. Ich aber ließ Alles mit mir geschehen, und werde auch thun, was Ihr von mir verlangen mögt, Herr, auch mit Euch heimkehren, wenn Ihr wollt: ach, es ist mir Alles in der Welt gleichgiltig geworden, seit ich weiß, daß Carmela mich nicht lieben kann“.

So sah ich denn, der seltsame Kopf war immer noch nicht von der Liebe seines guten Weibes überzeugt! Doch ich war schon zufrieden, daß ich ihn zur Heimkehr bereit fand, und hoffte, noch Alles zu glücklichem Ende fügen zu können.

Leider nur, mit dem guten Willen war es nicht gethan: es erfand sich, daß der Sturm so mächtig geworden war, daß für heute an eine Rückfahrt gar nicht zu denken war. Ich mußte mich bequemen, mit dem von immer neuer Angst gefolterten Checco in Sorrent Quartier zu nehmen.

Und es blieb nicht bei dieser einen Nacht, sondern erst am vierten

Morgen war der Wind umgesprungen und beruhigt, so daß wir die Heimreise antreten konnten.

Von Salvatore, dessen Haus wir nach glücklicher Landung und eiligem Aufstiege zuerst betraten, machte ein eigenthümliches und bekümmertes Gesicht.

„Ist sie todt?“ flüsterte ich tief erschrocken.

„Nein, Carmela lebt“, versetzte er laut mit besonderem Hinblick auf Checco, der freidehlich geworden und nun sichtlich aufathmete. Wie klang jedoch ein unausgesprochenes bängliches Aber unheimlich durch seine tröstlichen Worte hindurch! Allein ich schwieg, von zu bestimmter Ahnung erfaßt, und folgte dem Checco, der ruhelos zum Weitergehen drängte.

Wir kommen nach Capri. Carmela saß ruhig vor der Schwelle ihres alten Hauses, wo ich sie als Kind zuerst gesehen, und ganz wie damals summt sie lustig zirpende Melodien auf ihrem Eisen. Und lustig und hell lachten ihre Augen dazu, zwei muntere, sonnig klare Kinderaugen; Sorge, Kummer und Leidenschaft war aus ihrem Antlitz hinweggetilgt, und nichts als Frieden und Heiterkeit darin zurückgeblieben. Sie war ein Kind mit sorgenlosem Lächeln und ach, so lieblich und hold wie nie je zuvor.

Ihr gegenüber vor Checcos Thür aber hockte ein Häuflein Kinder und starrte halb mit Scheu und Schreck, halb mit zudringlicher Neugier unverbunden auf das einfache Thun des schönen Wesens. Wie wir uns langsam näherten, Beide überrascht und betreten, erblickte uns Carmela, und sogleich sprang sie von ihrem Sitz empor, eilte auf uns zu, reichte bittend die Hand aus und rief: Signor bajocc'! . . .

„Gebt ihr, Herr, gebt ihr etwas!“ riefen vielschallig die starrenden Kinder zu mir herüber. Ich weiß nicht, war es eine rein mechanische Bewegung oder that ichs doch aus unklarer Neugier: ich gab ihr ein Kupferstück. Da lachte sie listig und schlich hinüber zu dem Platz, wo sonst der kleine Checco saß, und den jetzt mit schlauer Berechnung ein Knabe eingenommen hatte, während die Andern seitwärts gewichen waren. Dem gab sie das Geld, und fröhlich eilte sie dann zu ihrer Schwelle zurück und begann ihr harmlos surrendes Spiel von Neuem.

„Checco“, sprach ich erschüttert, „verstehst Du, was dies bedeutet?“

Ein unfählich tiefes Grauen in seinem Antlitz verrieth, daß er es verstand.

„Und weißt Du, was ihr die Sinne verwirrt hat? — Die heiße Liebe zu Dir und der ungeheure Schmerz, der sie ergreift, da sie meinte, Du seiest in den Abgrund gestürzt, habest vielleicht Dich selbst in frevelhaftem Aberwitz Deines Unglaubens an ihre Liebe hinabgeworfen. O armer Checco, und nun siehe, wie groß und rein die Liebe Deines unglücklichen Weibes zu Dir gewesen, da sie noch jetzt in ihrem Wahnsinn keinen andern Gedanken hat als den allein, für Dich zu sorgen, um Deinethalb zu betteln und für Dich ihre zierlichen Weisen erklingen zu lassen!“

Checco sprach kein Wort zur Antwort. Aber ganz leise, ganz schau

näherte er sich der Spielenden, fiel vor ihr auf die Knie und küßte ihr demüthig und unter bitterlichen Thränen die kleine, liebevolle Hand.

Doch sie erkannte ihn nicht, sondern rief nur immerfort, erst freundlich bittend, dann bringender und zuletzt fast zornig ihr erschütterndes: Signor, bajoco'!

Unterdessen war eines der Kinder wie ich gesehen, spornstreichs die Straße hinaufgelaufen und kehrte nicht gar lange darnach an der Hand des Priesters Don Clemente wieder.

Ein furchtbares Wiedersehen! So war das Schlimmste in Erfüllung gegangen, was er prophezeit, meine glückverheißende That in das schmerzvollste Unheil verwandelt!

Don Clemente kam und begrüßte mich.

„Gott hat's gewollt“, sagte er mild, „er hat seine Macht dargethan, wider die der Menschen Kunst und Kraft ein eitel Spielwerk ist. Gott wollte die Sünde der Mutter heimsuchen an diesem ihrem Sohne und schlug ihn mit gnädiger Strafe, denn dessen Herz war still und zufrieden in seiner Blindheit; und ein Mensch empörte sich wider den allmächtigen Willen und rang mit ihm — und siehe, dreimal schwerer hat Gott nun das Kind der Sünde geschlagen, denn sein Herz ist zerrissen und zerschmettert von Reue und unsäglichem Leid, er ist sehend und wissend und namenlos elend geworden. Sie aber, dies liebliche Kind, hat des Herrn Gnade nun wiederum geborgen und ihrem Gram entrückt: wie nächtlich stille Blumen vor dem Tag hat ihre Seele sich leise zugeschlossen vor blendendem Licht. O Süße, müge Deine Seele den leichten Rinder Schlaf so weiter schlummern, der sie jetzt bedeckt! Vergönnt ihr dieser Blindheit laises Glück; sie störet Niemand, und Niemand störe sie: sie macht noch Kinder glücklich mit stiller Hand; und gern mag ihr schlichtes Lied als ein Schlummerlied der irdischen Mühsal müde Herzen erquicken, wenn die Nachbarn Abends vom Feld und schwerer Arbeit heimkehren. Möge sie leben in dem sorglosen Frieden dieser Blindheit, denn auch Ihr, Herr, werdet nicht zum andernmal eingreifen wollen in die unerforschlichen Rathschlüsse des göttlichen Willens!“

Wie im Traum hatte ich den Worten des wunderbaren Greises zugehört, mir war, als vernähme ich ein fremdartig schönes, einschläferndes Lied aus seinem feierlichen Munde — aber nun auf einmal wachte ich auf, gewaltsam schüttelte ich den Zauber dieses Mannes und seiner Rede von mir und mit festem Entschlusse rief ich aus:

„Nein, Don Clemente, noch beuge ich mich nicht vor dem trüben Schlage des Schicksals, des blind waltenden; noch will ich zum andernmal und wieder und wieder eingreifen und ringen — nicht gegen den göttlichen Willen, wie Ihr sagt, sondern gegen die dunklen Mächte, die geheimnißvoll in des Menschen Seele verborgen wohnen und wühlen und sie in Wirrniß und Unheil zu leiten vermögen: aber ich will sie bekämpfen, diese dunklen Mächte, so lange es noch einen Schimmer der Hoffnung giebt, und ich will

versuchen, ob nicht dennoch der klare Geist des freien Menschenwillens uns auch hier zum Siege und zum Glücke führen kann.

Checco, Euch frage ich jetzt, denn bei Euch steht die letzte Entscheidung, wollt Ihr mir Euer unglückliches Weib anvertrauen, daß ich sie mit mir nehme nach Neapel und versuche, ob es der ärztlichen Kunst gegeben ist, ihren armen, zerrütteten Geist zu heilen und zur alten Klarheit zurück zu führen?“

Da ergreift der Jüngling freudig meine Hand und sagte: „Herr, in allem, was Ihr thut, will ich zu Euch stehen und Euch vertrauen, so lange Ihr selbst noch Hoffnung habt. Aber Ihr dürft mich nicht von ihr trennen, ich will mit Euch hinübergehen nach Neapel und bei ihr bleiben und bei Euch, bis sie wieder heimkehren und mit mir ein neues Leben hier beginnen kann“.

Nach diesen Worten beugte er sich still vor Don Clemente nieder, küßte ihm demüthig die Hand und trat dann ruhig und fest an die Seite seines Weibes.

Don Clemente aber blickte düster und traurig auf ihn herab, schüttelte langsam das schöne Greisenhaupt und wandelte nach ernstem Abschiedsgruß seinen Weg zurück.

* * *

Nach einigen Monaten war mir die hohe Freude beschieden, meine beiden Schützlinge als ein gesundes und beglücktes Paar in ihre schöne Heimath zurückzuleiten. Ja, ich durfte mit stolzer Freude auf sie blicken, wie ich sie da vor mir Hand in Hand, mit einander flüsternd und meiner fast vergessen, den prächtigen Weg nach Anacapri hinaufwandeln sah. War es doch rasch und glücklich gelungen, Carmelas getrübten Geist zu gesunder Frische zurückzurufen, und war doch das Ziel erreicht, diese beiden guten Herzen der fesselnden und unterdrückenden Macht eines dunkeln Wahnglaubens abzurufen und zu schöner Menschlichkeit zu befreien.

Denn wie anders lehrten sie zurück, als ich sie damals zuerst gefunden! Aus zufriedener Unwissenheit waren sie aufgewacht zu vollem, freudigen Leben, statt der kindlich gemächlichen Zuneigung vereinte sie die feurigste und lieblichste Gattenliebe; Glück sprach aus den reinen Zügen des voller nur und reizender erblühten jungen Weibes und Glück aus den herrlich strahlenden Augen des trefflichen Jünglings. Der Wadere hatte aber in der schweren Prüfungszeit des Harrens und Wagens nicht nur ein treu und tapfer duldenbes Herz bewährt, sondern lernte auch Augen, Arme und Kopf redlich gebrauchen, und durfte nun, von Jugend, Gesundheit und Freude verklärt, nicht weiter nach dem eiteln Ruhme verlangen, mit Wahrheit ein schöner Checco zu heißen.

„O mein Checco!“ sagte Carmela, indem sie plötzlich mitten auf dem Wege stehen blieb, den Arm um seinen Nacken schlang und bewundernd in

die strahlende Landschaft hinausblidte, „mir ist, als hätte ich mit Dir zugleich neue Augen bekommen, und als wäre Alles in der Welt viel, viel schöner und besser geworden, seit Du es mit mir sehen kannst! Und wie schön wird unser Haus jetzt geworden sein, oder wie schön wollen wir es machen, nun wir beide zusammen dafür arbeiten können! O, Checco, sieh nur, wahrhaftig, meine Augen sind ganz anders geworden, ich sehe hundert Dinge, von denen ich früher nie etwas wußte, ich glaube aber, das kommt nur davon, daß ich nun weiß, ich könnte auch Dir das alles zeigen, wenn ich wollte. Ich will's aber garnicht“, setzte sie lachend hinzu, „es würde mir ja doch zu nichts nützen, Du thust doch ewig nichts als nur immer mir selber in's Gesicht sehen; ich werde es mir noch schwarz färben müssen, damit Du endlich auch einmal etwas Vernünftiges anzublicken Zeit findest!“

„Ach, weißt Du, Carmela“, erwiderte er treuherzig und ernsthaft, „es ist ja gar nicht, weil ich Dich so schön finde, es ist mir nur so wunderbar und unbegreiflich, daß es eine Zeit gegeben hat, wo ich Dich nicht sehen konnte, denn es scheint mir nun, als wärest Du mir damals ganz fremd gewesen, obgleich Du täglich um mich warst. Und das ist ganz gewiß, ich habe seitdem ein neues Herz bekommen, denn nie habe ich früher gewußt, daß man einen Menschen so lieb haben und davon so unendlich glücklich sein kann.“ —

Als wir die Höhe von Anacapri erreichten, klang uns Glockengeläute entgegen, und ein ungewöhnliches Leben schien in dem Städtchen zu herrschen, als ob man die heimkehrenden Glücklichen bewillkommen wollte.

Aber es hatte freilich eine andere Ursache; bald erfuhren wir's: Don Clemente war gestorben. Seine Leiche ward eben zur Kirche übergeführt, und in dem heiligen Raume ausgestellt.

Dort sahen wir ihn. Palmenzweige deckten seine Brust und wölbten sich über seinem Haupte. Die bleichen, edlen Züge waren erfüllt von herrlichem Frieden und wunderbarer Milde, seine Lippen mit ihrem leisen Lächeln schienen zu verrathen, sein letztes Wort sei ein freundlicher Segen gewesen. Mir war, als spräche er auch jetzt noch seinen Segen über das junge gerettete und genesene Paar; und so schloß ich hier im Stillen nach ehrlichem Kampf meinen Frieden.

Aus der Kirche gingen wir mitammen zu dem kleinen Friedhof am Bergesfuß und traten vor das Grab der armen Teresina, Checcos Mutter. Durch die dunkeln Wipfel der ernstesten, dichtscheidenden Bäume schimmerte goldig der köstliche Sonnenschein; und während die Weiden knieten und beteten, klang in meinem Herzen freudig das hoffnungshelle Dichterwort:

Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.



Carl Friedrich Lessing.

Von

Karl Koberstein.

— Dresden. —



ollen Sie nicht mit heraufkommen und mein Abendbrod theilen? Einfach genug wird es ausfallen, denn das Beste fehlt: meine Frau ist in Gesellschaft und meine Tochter verreist“. Mit diesen Worten öffnete Lessing die Hausthür und trat zurück, um mich einzulassen.

Ich war ihm so gut wie fremd. Trotz dringender Einladung, meinem Antrittsbesuch bald einen zweiten, minder förmlichen folgen zu lassen, hatte ich die gastliche Schwelle nicht wieder überschritten und erst heute Abend beim Verlassen des Theaters den Heimkehrenden begrüßend angerebet.

Nicht ohne Beschämung gehorchte ich dem freundlichen Ruf. Wir saßen nur zu Dreien bei Tisch: Lessing, sein zweiter Sohn, ein bildhübscher Junge von dreizehn Jahren, und ich. Die Unterhaltung war belebt, aber drehte sich meist um gleichgiltige Dinge, und ich dachte an baldigen Aufbruch. Da wandte sich die Rede durch einen jener unberechenbaren Uebergänge, welche dem Gespräch erst wahre Farbe und Anmuth verleihen, plötzlich auf die Befreiungskriege — und meines Wirthes Augen bligten hell auf. Da saß ihm im badischen Lande, wo man von jenem unvergleichlichen Aufschwunge preußischer Größe nur wenig wußte und das Wenige in blinder Voreingenommenheit gegen die aufstrebende Macht des Nordens möglichst zu vergessen suchte, ein sehr junger Mann, obendrein ein Schauspieler gegenüber, dem nicht allein die Hauptmomente des blutigen Dramas geläufig waren, nein, der auch von seinen Lieblingen wußte, von einem Jürgaß, Sohr, Steinmeß, Horn, von dem tollen Platen und dem wackern Below mit den litthauischen Dragonern. Das war ihm neu, das hatte er nicht gesucht bei dem leichtlebigen Geschlecht der Komödianten; die Schleußen der Erinnerung

thaten sich auf, und der sonst so wortfarge Mund erzählte fließend und mit erquickendem Behagen von der glorreichen Zeit, von ihren Eindrücken auf sein junges Gemüth, wie dunkelbärtige Kosaken den flachblockigen Knaben auf den Klepper gezogen und stundenweit mit sich fortgeführt hatten, andächtig dem kindischen Geplauder lauschend, von dem sie keine Silbe verstanden.

Frau Lessing war längst zurückgekehrt und vervollständigte unseren Kreis; zu wiederholten Malen hatte ich Anstalten gemacht, mich zu empfehlen, aber Flasche auf Flasche wurde entfortt, und die Uhr zeigte bereits auf Zwei, als ich wieder die Straße betrat. Seitdem war ich ein täglicher Gast, bis ich mich als Sohn des Hauses betrachten durfte.

Zwanzig Jahre sind darüber verfloßen, und der Meister ist eingegangen zu den ewigen Hütten, dahin ihm seine treue Genossin drei Monde früher den Weg gewiesen. Wenn ich es wage, dieses schöne Menschenbild zu zeichnen, so darf von einer erschöpfenden Darstellung seines Lebens, von dem allmählichen Aufsteigen aus unscheinbaren Anfängen zur Sonnenhöhe des Ruhmes nicht die Rede sein. Lessings Leben gehört längst der Geschichte an, und Verufenere mögen über den Werth seiner Werke, über seine Bedeutung als künstlerische Gesammterrscheinung das entscheidende Urtheil sprechen — mir kommt nichts Anderes zu, als von dem zu sagen, was ich selbst erfuhr, was ich in dem beglückenden Verkehr mit dem einzigen Manne in mich aufgenommen und in einem feinen Gedächtniß bewahrt habe.

Lessing stand zur Zeit unserer Bekanntschaft in der Blüthe seiner Kraft. Noch waren es keine zwei Jahre, seitdem er, unmutig über das Verhalten preussischer Gewalthaber, dem Ruße eines großherzigen Fürsten Folge geleistet, die alte Heimstätte seines Wirkens verlassen und in Karlsruhe sich den neuen Herd gegründet hatte. Das wettergehärtete Antlitz mit der kühngeschwungenen Ablernase und den tiefliegenden stahlgrauen Augen war umrahmt von blondem, nur mit einzelnen Silberfäden durchwobenem Haupt- und Barthhaar und saß frei und fest auf einem schlanken, sehnigen Körper, dessen elastische Frische der in strenger Arbeit verbrachten zweiundfünfzig Jahre zu spotten schien. Ein reiches, glanz erfülltes Leben lag hinter ihm, und mancher Andere würde ein berechtigtes Genügen an dem Errungenen gefunden haben, aber zu mächtig rührte sich noch der Genius, zu quellend drangen immer neue Offenbarungen auf seine schöpferische Seele ein, als daß er die Früchte emßigen Fleißes und unbestrittenen Ruhmes in behaglicher Ruhe hätte genießen können.

In nordischer, den Süddeutschen damals noch überraschender Gastlichkeit, standen die Pforten des Lessing'schen Hauses Jedem offen, der ein Gefühl für das Rechte und Gute im Busen hegte, der seine Lust hatte an gedankenvollem Austausch bei herzhaftem Trunk; und es darf nicht Uebertreibung gescholten werden, wenn erkenntliche Freunde versichern, hier sei der verödeten Stadt der erste und hauptsächlichste Sammelplatz geistigen Lebens erstanden. Nach des Tages Last und Drang war es dem Nimmerrastenden

ein holbes Bedürfniß, liebe Menschen um sich zu vereinigen, die ihm neue Anregungen brachten, deren buntwechselnde Gespräche ihn belehrten, förderten oder auch nur anmuthig erheiterten. Wer ihn inmitten eines solchen Kreises erblickte in seiner mannhaften Schöne, voll berebten Schweigens, froh der frohen Gesellen und stolz auf das heitere Walten seiner Frau, der empfand die Wahrheit des Göthe'schen Wortes: „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen!“

Eine anheimelnde Wärme, ein Hauch innigen Vertrautseins umfing den Gast gleich beim Eintreten in die künstlerisch geschmückten Räume, aus denen jeder Zwang, jede conventionelle Lüge unerbittlich verbannt waren, um der Entfaltung geselliger Gaben in Ernst und Scherz den freiesten Spielraum zu gönnen. Neben Männern der Politik, Wissenschaft und Kunst, deren Namen einen vollen Klang in deutschen Landen haben, fand auch die Jugend mit ihrer ausgelassenen Laune, ihrer liebenswürdigen Thorheit einen gern gebotenen Platz an der traulichen Tafelrunde. Denn im regen Umgang mit ihr suchte Lessing der grämlichen Einseitigkeit des Alters zu begegnen und Geist wie Herz zu erquickten an ihrer schäumenden Daseinsfreude.

Hatte er sich so eine beglückte und beglückende Häuslichkeit geschaffen, so sollte ihm Karlsruhe auch in Ausübung seines Berufes noch reine Freude gewähren. Treffliche Meister, wie die alten Freunde Schrödter und Schirmer, waren schon vor ihm hier sesshaft geworden und empfingen das ehemalige Haupt der Mutterschule mit herzlichem Willkommen, während eine stattliche Anzahl frischer Talente, gelockt durch den Zauber seines Namens, sich allmählich um ihn sammelte und im Laufe der Jahre der heranblühenden Residenz eine gewichtige Stimme im Kreise deutscher Kunststädte eroberte.

Eigentliche Schüler freilich hat Lessing nie gehabt, aber willig folgte er jeder Bitte um Rath und Hülfe. Liebevoll eingehend, als ob es sich um eine eigene Arbeit handle, stand er dann vor dem fremden Werke, und rührend war es zu beobachten, wie er sich in die Gedanken- und Gefühlswelt eines Anderen hineinleben konnte, mit milder Ruhe, doch unbestochener Ehrlichkeit, kurz und bestimmt Lehren austreuend von überzeugender Unmittelbarkeit, von zwingender Gewalt. So hatte er es schon in Düsseldorf gehalten und reichen Lohn dafür geerntet. Das jüngere Geschlecht vergalt ihm seine Gutthaten mit schönem Vertrauen, und neidlos, als ob es sich von selbst verstünde, erkannte man dem Bescheidenen eine beinahe fürstliche Ausnahmestellung zu. Wenn die nicht selten wiederkehrenden Zwistigkeiten innerhalb der Kunstgenossenschaft schärfere Formen anzunehmen drohten, so brauchte Lessing sich für keinen der streitenden Theile zu entscheiden. Unbehelligt von dem Gezänk des Tages ließ man ihn seines Weges ziehen, wohl wissend, daß diese selbstlose Natur in ihrer stillen Größe zu Parteilzwecken sich nicht mißbrauchen ließe. Was Keinem erlaubt war, das gestattete man ihm: freundschaftlich zwischen den beiden Heerlagern zu verkehren und leidenschaftslos den Ausgang der Dinge abzuwarten.

So unverdrossen er Zeit und Können dem Besten Anderer opferte, so wenig durfte die eigene Thätigkeit auch nur für Augenblicke ruhen. Die häusliche Einrichtung der neuen Wohnstätte war noch nicht zur Hälfte gebiehen, als er schon wieder sinnend und bildend vor der Staffelei weilte.

Ermüdet von den mehrjährigen Anstrengungen, welche die noch in Düsseldorf vollendete „Gefangennahme des Papstes Paschalis“ im Gefolge gehabt hatte, widmete er sich für's Erste ausschließlich der Landschaftsmalerei, dem eigentlichen Schoßkinde seiner stolzen Begabung, und es entstanden Gemälde, deren bestrickender Reiz fast Alles hinter sich läßt, was er vordem in üppigster Jugendkraft geschaffen. Die Waldhorntöne der Romantik waren längst verklungen, die Zeiten schwermüthiger Träumerei lagen hinter ihm, um so ungekränkter entfaltete sich jetzt die eingeborene Poesie in ihrer ganzen Ursprünglichkeit. Alles Tiefe und Sehnsuchtsvolle des deutschen Gemüthes, Alles, was die Seele hinauslockt in dämmernde Fernen und sie erfüllt mit süßen Schauern vor dem dunklen Weben der Natur, das fand jetzt den berebtesten, in des Meisters schlichter Vortragsweise geradezu überwältigenden Ausdruck. Beim Anblick dieser Bilder legt es sich warm um das Herz: deutscher Erdgeruch dampft uns entgegen, und deutsche Waldestühle umfächelt unsere Schläfe. Das ist der stille Segen, den sich Lessing durch seine Treue gegen den heimathlichen Boden gewann. Trotz dringender Mahnungen konnte und wollte er sich nicht entschließen, die Eindrücke der Fremde auf sich wirken zu lassen und buntere Motive in außerdeutschen Landen zu sammeln. Italien hat er niemals betreten und auch die Alpen erst dann gesehen, als es galt, einem Befehle seines fürstlichen Gönners zu gehorchen: der Harz und Solling mit ihren Eichen und Buchen, die Eifel mit ihren ausgebrannten Kratern und melancholischen Oeden, endlich die Kalksteinfelsen der fränkischen Schweiz blieben nach wie vor die unererschöpflichen Fundgruben, aus denen die Wünschelruthe seines Genies immer reichere Schätze zu Tage förderte.

Und wenn Einer, so durfte gerade er die kalte Pracht der Gletschermwelt, die sonnige Farbengluth des Südens missen; hatte doch die Herrlichkeit der vaterländischen Natur sich ihm wie Wenigen erschlossen, all' ihre Wunder, ihre innersten Geheimnisse in keuscher Nacktheit seinem geweihten Auge offenbarend. Er brauchte nur aus der Thür zu treten: in unmittelbarster Nähe, im unscheinbaren Hartwalde entdeckte sein feiner Spürsinn Schönheiten, an denen tausend Andere achtlos vorübereilten. Vor der Gefahr, sich zu wiederholen, schützte ihn die Fülle seiner Phantasie, die den gleichen oder einander ähnelnden Stoffen durch wechselnde Beleuchtung und stimmungsvolle Belebung stets neue, nur reizvollere Seiten abzugewinnen wußte. So steht er in diesem Kunstbereiche wohl einzig da, sicher in sich selber ruhend, durchaus eigenartig, immer ein Anderer und immer doch er selbst.

Nach einer Reihe größerer und kleinerer Landschaften, die, kaum getrocknet, in alle Gegenden Deutschlands, theilweise auch über den Ocean wanderten, rührte sich wieder einmal die langverhaltene Lust zur Figuren-

malerei. In verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendete Lessing ein historisches Genrebild „Kreuzfahrer in der Wüste“, um sogleich Hand an eine neue Arbeit, an „die Disputation zwischen Luther und Eck“ zu legen.

Die Wahl gerade dieses Stoffes hing mit dem damaligen süddeutschen Geistesleben aufs innigste zusammen. Wenige Jahre zuvor hatten Württemberg und Hessen-Darmstadt, dem traurigen Beispiel Oesterreichs folgend, nach einigem verschämten Zögern und Zuharren mit dem päpstlichen Stuhle Concordate abgeschlossen, welche der Kirche eine vom Staat fast unabhängige Stellung einräumten und vor Allem Wissenschaft wie Unterricht, mithin die Zukunft der ganzen modernen Bildung, der Aufsicht und Censur des Clerus unterordneten. Auch für Baden war eine gleiche Gefahr herausgezogen. Die dortigen Stände hatten zwar nach hartnäckigem Ringen die bereits fertig gestellte Convention in letzter Stunde verworfen, aber noch immer zitterte die Erregung des Kampfes in den Gemüthern nach, und ein verbissener Groll der Unterlegenen suchte sich in maßlosen Angriffen gegen das liberale Ministerium Luft zu machen. Dieses feindselige, lichtscheue Gebahren rief den alten Fuß- und Luthermaler wach. Ein fast vergessener Entwurf aus früheren Tagen drang sich plötzlich seinem Gedächtniß auf, Sinn und Gedanken gefangen nehmend, bis die flüchtige Zeichnung auf der Leinwand Gestalt und Farbe gewonnen hatte.

Darnach könnte es scheinen, als ob Diejenigen Recht behielten, welche Lessing einseitigster Tendenzmalerei beschuldigen; und doch ist niemals ein leichtfertigerer Vorwurf erhoben worden. Wäre die Verherrlichung dessen, was ein ehrlicher Mann als groß und gut erkannt, mit einem verächtlichen Schlagwort kurzweg und ein für allemal aus der Welt zu schaffen, dann freilich würde sich Lessing bescheiden und mit dem Schicksal seines Vorfahren trösten müssen, den eine gewisse Coterie für „Nathan den Weisen“ auch heute noch als Tendenzdichter brandmarken möchte. Aber die Hussiten- und Reformationsbilder sind, genau wie jenes unvergängliche Drama, keineswegs der trübe Ausfluß parteiischer Absichtlichkeit und eitler Händelsucht, der ausschließlich am lärmenden Erfolg des Augenblickes liegt; der streitbare Mann fühlte sich nur, wie alle höher gearteten Naturen, von den geistigen und politischen Strömungen des Jahrhunderts in gesteigertem Maße berührt, und es war ihm, gleich dem ächten Dichter, ein unabweisbares Bedürfniß, Alles, was ihn innerlich bewegte, was ihn erfreute oder erzürnte, im Kunstwerk zur verklärten Darstellung zu bringen. Seine Gebilde entquollen einem warmen Freiheitsgefühl, sie waren der mannhafte Protest einer vornehmen Gesinnung gegen jegliche Vergewaltigung in Sachen des Glaubens und der Ueberzeugung. Wie die Kölner Wirren nicht ohne Einfluß auf seinen „Fuß vor dem Concil“ geblieben waren, so entstanden zur Zeit, da in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. die katholische Kirche fester denn je das Haupt erhob, die Meisterwerke: „Fuß vor dem Scheiterhaufen“, „die Verbrennung der Bannbulle“ und „die Gefangennahme des Papsts Paschalis“. Fern lag ihm

dabei die Absicht, den Gegner in gehässiger Weise zu schmähen oder herabzusetzen: seine Bewunderung für das großartige Gefüge römischer Macht war aufrichtig und wohlbegründet durch reiche historische Kenntnisse; nicht Aergerniß wollte er säen, nur dem mitlebenden Geschlecht die Erinnerung wecken an die ruhmvollen Schlachten, die zu Ehren der gesunden Vernunft und des fessellosen Gedankens geschlagen worden waren; mahnen wollte er und warnen, als ein Rufer im Streit, daß „der alte, böse Feind“ noch immer auf dem Plane sei, daß es sich heute wie ehemals um die Vertheidigung der edelsten Güter handle. Hätte er seine Muse wirklich zur hegenden Straßendirne erniedrigen wollen, er würde die Vertreter Roms in minder würdiger Weise geschildert, sie vielmehr zur Frage heruntergezogen haben, wie es später Kaulbach im „Peter Arbues“ gethan.

Aber dieses Willigkeitsgefühl, statt des tendenziösen Zerrbildes nur die zutreffende Charakteristik wirken zu lassen, war nicht geeignet, die Widersacher zu versöhnen; es wurde vielmehr die Quelle eines Hasses, der vor schnöder Verdächtigung so wenig zurückschröckte, als er sich scheute, die Kanzel zum Tummelplatz tobender Wuthausbrüche zu entweihen. Je makelloser, je ritterlicher des Meisters Waffen waren, um so gefährlicher, um so verdammenswerther mußten sie denen erscheinen, die von ihren Streichen bis in's Mark getroffen wurden!

Es mag auf den ersten Blick befremden, daß der Künstler, der so warm für die Kämpfe der evangelischen Kirche eingetreten ist, sich an deren Innenleben so gar nicht betheiligte. Es wäre jedoch ein Irrthum, wollte man das fröstelnde, beinahe unheimliche Gefühl, das ihn bei ihrem freudelosen Wesen von heute überschlich, einem Mangel an wahrhaft religiösem Sinne Schuld geben. Zu leuchtend hatte er Gott in den Wundern seiner Schöpfung geschaut, zu nah seine Stimme im Rauschen des Waldes, im Brausen seiner Wetter vernommen, als daß sein Herz von dem Dasein eines Ewigen nicht erfüllt und durchdrungen gewesen wäre; aber wie tapfer und rückhaltlos er sich auch zum Protestantismus bekannte, er war nicht blind gegen die häßlichen Auswüchse und tiefen Schäden im eigenen Hause. Mit ungetrübter Freude weilte sein Blick nur bei den Jugendjahren der Reformation, die Folgezeit mit ihren Ausschreitungen verknöchelter Orthodogrie und rechthaberischer Unbulsamkeit konnte seinem freien Sinne nicht genügen; ja selbst ihr Haupt, der bewunderte Augustinermönch, war ihm als zänkischer Magister fremd und unverständlich geworden. Den alternden Luther hat er niemals zum Helden eines seiner Werke erkoren.

Ueber Lessings Historienbilder und deren Werth ist viel gestritten worden. Nicht selten ist es vorgekommen, daß die Debatten darüber aus den Schranken ruhig gemessener Verhandlung brachen, und die Parteien hart an einander geriethen. Weil er der erste Maler in Deutschland war, der die großen Thaten unserer Geschichte mit modernem Geiste erfaßte und die Träger erhabener Handlungen und Ideen in den individuellen, scharf umrissenen

Gestalten seiner Zeit und Umgebung lebendig zu machen suchte, weil er Wesen von Fleisch und Blut, nicht kunstvoll drapirte Masken hinzustellen wagte, so schrien die Nazarener sammt ihrem Anhang Ach und Jeter über den voraussehbaren Verfall der eben erst wiedererwachten Kunst, und ihre Klagelieder wurden unverdrossen von einem Schwarm erkannter Talente in allen Tonarten auch dann noch nachgesungen, als es längst erwiesen stand, daß keine der gehegten Befürchtungen eingetreten sei, daß die deutsche Malerei trotz oder vielmehr mit Lessing fröhlich weiter gebiehe. Man hat ihm vorgeworfen, seinen Compositionen fehle es an leidenschaftlichem, dramatisch bewegtem Leben, sie wären mehr oder minder nur zuständlicher Natur, seine Farbengebung hielte mit den coloristischen Forderungen der voraneilenden Zeit nicht gleichen Schritt, und was der berechtigten oder haltlosen Einwände mehr sein mögen — Lessing hat nicht viel darnach gefragt. Gelassen ist er seine eigene Straße weiter gewandelt, unbeeinflusst von den großen Italienern und Niederländern, unbeirrt durch die modernen Belgier und Franzosen, ein rechter Selbstmann vom Wirbel bis zur Sohle. Und das deutsche Volk in seiner ungeheuern Mehrzahl ist treulich mit ihm gegangen, das Volk, dessen Launen und Leidenschaften er niemals geschmeichelt, dessen Herz er aber in seinem Tiefsten und Heiligsten berührt hatte, wie keiner der gleichzeitigen Rivalen.

Das Bewußtsein, unverrückbar in der Werthschätzung seiner Nation zu wurzeln, hat Lessing hochbeglückt, aber nicht übermüthig gemacht. So früh dem Jüngling die duftigsten Kränze geboten wurden, so erfüllt seine reiferen Jahre von Ruhm und äußerem Glanze waren, er ist immer der Gleiche geblieben, der Einfache, Anspruchslose, der jeder lauten Huldigung selbst im vertrautesten Kreise am liebsten aus dem Wege ging. Als der Düsseldorfer Malkasten bei der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens nur ihn und den Fürsten Bismarck zu Ehrenmitgliedern ernannte, bedurfte es wiederholten und eindringlichen Zuredens, ihn zu überzeugen, daß es sich um einen durchaus ernst gemeinten, auf reiner Ueberzeugung beruhenden Ausdruck innigster Liebe und Bewunderung handle. Sein schlichtes Gemüth vermochte es nicht zu fassen, daß sein Name ebenbürtig neben dem größten des Jahrhunderts verzeichnet stehen sollte; während doch der Gewaltige von Warzin sich eines solchen Genossen ganz gewiß nicht geschämt haben wird. Eine gleichsam jungfräuliche Scheu ließ Lessing vor jedem Heraustrreten auf den Markt, vor jeder allzunahen Berührung mit der Oeffentlichkeit erschrecken; daher auch seine unbefiegbare Abneigung, auf größeren Ausstellungen die Arbeit wehevoller Stunden einer theilnahmlös gaffenden Menge preiszugeben.

Es hieße übrigens die Art seiner Bescheidenheit verkennen, wollte man glauben, er sei sich des eigenen Werthes nicht bewußt gewesen. Es gebrach ihm nicht an Stolz, aber es war ein männlicher Stolz, den er sorgsam im geheimsten Schrein seines Busens barg, und der ihm erst dann auf die Lippen trat, wenn es galt, vorlautem Dilettantismus, dünkelfafter Ueberhebung oder nörgelnder Austerweishheit die Spitze zu bieten. Dann konnte er schneidend scharf, selbst bitter

und wegwerfend werden. Dagegen blieben ihm die garstigen Regungen der Mißgunst und Eifersucht immerdar fremd. Wie er das Falsche und Unwahre ohne Rücksicht der Person schonungslos verdamnte, ebenso willig erkannte er das Gesunde und Tüchtige an, wo er es fand, mochte es auch von einer Seite kommen, von der er sich nicht geliebt wußte. Gegner und Reider hat er vollauf befaßen, aber wohl niemals einen persönlichen Feind, denn Jeder, der in seine Nähe kam, mußte vor der großartigen Herzensseinfalt dieses wahrhaftigen Menschen beschämt die Waffen senken.

Einem so gefügten Charakter kann nur wohl sein, wenn er eins mit sich selber ist. Jeder heftigere Widerstreit der Gefühle muß sein schönes Gleichgewicht stören und wohlthuende Ruhe in tiefes Mißbehagen wandeln. Auch Lessing hat zur Zeit seiner Ueberfiedelung nach Karlsruhe unter einem innern Zwiespalt gelitten, der ihm lange die heitere Unbefangtheit des Urtheils trübte.

Voll gerechten Unmuths war er aus Preußen geschieden, gekränkt in dem Besten, was er besaß, in seiner Ehre. Eine einflußreiche Partei des Berliner Hofes, an deren Spitze der katholische Herr von Olfers stand, hatte die geistige Umnachung Friedrich Wilhelms IV. benützt, das eben vollendete Bild „die Gefangenennahme des Papstes Paschalis“ als unbestellt zurückzuweisen. Umsonst war die Versicherung, der Auftrag sei schon vor Jahren, zwar nur mündlich, jedoch vom König selbst gegeben worden — man verlangte schriftliche Beweise. Lessing vermochte sie wider Erwarten zu liefern, und das Gemälde ging wirklich in den Besitz des königlichen Hauses über; der Stachel aber, daß man an der Lauterkeit seines Wortes gezweifelt, blieb im Herzen des Künstlers haften und erleichterte ihm das Scheiden von dem geliebten Düsseldorf.

Der neue Wohnsitz war für's Erste nicht der Platz, diese herben Empfindungen vergessen zu machen: zu Karlsruhe wie im ganzen Lande wehte damals eine preußenfeindliche Luft. Es kamen die leidigen Tage der Säger-, Schützen- und Turnerfeste, ein kraft- und saftloser Liberalismus trieb aller Orten sein geschwähiges Wesen und eiferte gegen den verstockten Slavenstaat am baltischen Meere. Die Gemeinde derer, welche unentwegt an Preußens Sendung zum Heile Deutschlands glaubten, war nur klein und ihre tapfere Stimme verhallte in dem Geschrei der wachsenden Erregung, die sich während des augustinburgischen Possenspieles bis zur Siedehitze steigerte.

Lessing wußte sich in dem wüsten Hader nicht zurecht zu finden. Er hatte die Fühlung mit der alten Heimath verloren, und Alles, was er von jenseits der schwarzweißen Grenzpfähle durch Zeitungen oder Hörensagen vernahm — Willkür von Oben, Herrschaft des Junkerthums, eitle Soldatenspiellerei — konnte seinen nagenden Groll nicht befänstigen. Er war irre geworden an seinem Vaterlande, an sich selbst. Da kam das Jahr 1866 und mit ihm die Genesung. Drohender sah er die Wetterwolken sich thürmen,

die finsternen Schrecken des siebenjährigen Krieges schienen ihm auf's Neue herauszuziehen. Preußen sollte gedemüthigt, zerstückelt, zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, und die Wiege seiner Jugend, die köstlichste Perle in der Krone des großen Königs, wieder habsburgisch werden. Das war ein unerträglicher Gedanke, und in hellem Zorn entbrannte das schlesische Herz.

Mit athemloser Spannung verfolgte der Erwachte die allmähliche Entwicklung der Dinge. Freudig hörte er die Marken in Waffen klirren, aber die Sorge wollte nicht weichen, es möchte bei der Drohung wieder sein Bewenden haben und ein zweites Olmütz tagen, bis endlich aus den böhmischen Waldthälern der erste, langersehnte Schuß herüberschallte. Seine Seele blühte auf in patriotischer Lust. Das war noch dasselbe Preußen, das die Schlachten von Jährbellin, Hohenfriedberg und Leuthen geschlagen, das bei Dennenwiß, Hagelsberg und Wartenburg gesiegt, dasselbe Preußen, nur größer, gesünder und herrlicher; und mit schöner Nührung bat er dem Staatsmann, der das Alles so weise, geduldig und kraftvoll heraufgeführt, das bittere Unrecht ab, das er ihm in Gedanken angethan zu haben meinte. Seitdem stand ihm der Glaube an den eisernen Grafen festgegründet, und in seiner einfachen Weise pflegte er neuauftauchenden Bedenken ängstlicher Freunde mit dem Troste zu begegnen: einem Auserwählten, der selbst die Besten seiner Zeit um Haupteslänge überrage, müsse man auch dann mit sorglosem Vertrauen folgen, wenn seine Wege nicht gleich zu verstehen wären, wenn sie durch Dunkel und Wirrniß zu führen schienen.

Nun, da das Banner des größten protestantischen Staates vom Fels zum Meere wehte, sollte es um so frischer an die Arbeit gehen, und unter dem Siegesdonner von Königgrätz legte er die vollendende Hand an „die Disputation zwischen Luther und Eß“.

Es war sein letztes Historienbild, denn eine nachmals fertig aufgezeichnete Composition „Kaiser Heinrich IV. von der Harzburg flüchtend“, gelangte nicht zur Ausführung: der plötzlich hereinbrechende Krieg mit Frankreich und seine nachhaltigen Erschütterungen ließen ihn für eine derartige Aufgabe nicht Lust, noch Laune finden.

Voll freudigen Stolzes hatte er diesmal zwei Söhne unter die Fahnen seines Fürsten gestellt, die er beide, mit Orden geschmückt und den Jüngeren von schwerer Verwundung genesen, aus dem blutigen Kriege wiederkehren sah. Ihn selber wollte es nicht lange zu Hause dulden. Als die deutschen Belagerungsgeschütze an die Wälle von Straßburg pochten, eilte er nach dem Elsaß hinüber, um sich wader in Felblager und Laufgräben zu tummeln und die Schönheit des wiedergewonnenen Schwesterlandes in sich aufzunehmen. Denn nicht eher hatte sein Fuß den Wasgau betreten sollen, bevor nicht die zweihundertjährige Schmach gesühnt und von Erwins Münsterthürme die verhaßte Tricolore verschwunden wäre. Es war dies dasselbe eifersüchtige Gefühl für vaterländische Ehre, das ihn immer abgehalten hatte, den büßenden Frankenkaiser im Winter Schnee von Canossa darzustellen, das ihn dem Andringen

des weiland welfischen Hofes von Hannover, die Demüthigung Friedrich Barbarossa vor Heinrich dem Löwen zum Gegenstande eines Bildes zu erwählen, die trodene Bemerkung entgegengesetzt ließ, er sei nicht dazu da, einen Schandfleck deutscher Geschichte zu malen.

In den behaglichen Räumen am Akademieplatz wurde es allmählich stiller. Ein Kind nach dem andern hatte das Waterhaus verlassen, draußen Glück und Heil zu suchen, des Meisters blonde Locken waren ergraut, aber seine Lebens- und Schaffenslust schienen unverwüstlich. Jahraus, jahrein gingen neue Schöpfungen aus seiner Werkstatt hervor mit dem Stempel frischester Gestaltungskraft an der Stirn, und die Flamme seines Herdes verbreitete noch immer gastliche Helle, alte wie junge Freunde zu traulicher Vereinigung ladend. Besonders willkommen waren die Vertreter des Heeres, mit denen Lessing, der jetzt nur noch selten die Büchse aus dem bergenden Schranke nahm, von seinen Jagden im Solling und Reichswald plaudern, aus deren Munde er anschauliche Belehrung über Veränderungen und Fortschritte des modernen Kriegswesens empfangen konnte. Denn der Soldat steckte ihm tief im Blut: nie hat er sich von dem Säbel trennen mögen, den er als freiwilliger Mann getragen, und jahrzehntelang lehnte seine Lanze in einer Ecke des Ateliers, bereitgestellt zu fleißig wiederholten Exercitien, bis sie endlich dem Zerstörungstrieb seiner wilden Knaben zum Opfer fiel.

Von jeher hatte es zu seinen liebsten Gewohnheiten gehört, an langen Winterabenden im Kreise der Seinen aus einem guten Geschichtswerk sich vorlesen zu lassen. Die größere Stille, die jetzt im Hause herrschte, mußte diese gute Sitte fördern, und gerade hier zeigte sich die tiefe Wandlung, welche, ihm selber vielleicht unbewußt, in seinem Innern vorgegangen war.

Seltener wurde jetzt nach einem mittelalterlichen Chronisten, nach einer Städte- oder Klosterhistorie gegriffen, und hatte er sich früher aus dem würdelosen Jammer bundestägiger Zeit zu den gewaltigen Sachsen-, Franken- und Schwabenkaisern hinübergeflüchtet, so wollte nun, seit auf den böhmischen Schlachtfeldern und im Versailler Spiegelsaale das preußische Reich deutscher Nation erstanden war, der alte Zauber nicht mehr wirken. Die neuere Geschichte mit ihrer reichen Specialforschung, mit ihrer stetig wachsenden Memoirenliteratur muthete ihn reizvoller an; er verlangte nach lebendig greifbaren Menschen, die, wie uns, die Sonne wärmt und der Regen näßt, nicht nach Giganten, deren riesenhafte Formen im Dämmerlicht der Sage zerfließen.

So nahte sein siebzigstes Wiegenfest, und mit ihm eine Feier, die in herzerhebender Weise verkünden sollte, was Lessing dem Gesamtwaterlande, was er insbesondere der heimathlichen Kunstgemeinde galt. An der Seite seiner geistvollen Frau, umgeben von einer Schaar blühender Kinder, zwischen die sich bereits ein vollwanger Nachwuchs drängte, empfing er den Kranz aus Albrecht Dürers Händen, den Deutschland in mütterlicher Dankbarkeit dem erlesenen Sohne gewunden. Sicherlich ahnte Keiner von Denen, die ihn damals in seiner Straß zusammengefaßten und doch von sanfter Nührung be-

wegten Mannheit sahen, daß es das Aufleuchten eines späten Herbsttages wäre, was ihn golden umstrahle, daß der Winter vor der Thüre stünde und sich bereit halte, die schöne Gestalt mit seinem eisigen Mantel zu bedecken.

Und der Winter kam. Erst klopfte er leise, dann vernehmlicher an: Stift und Palette entsanken der kunstfrohen Hand, und es schien, als sollte sie niemals wieder das theure Werkzeug führen. Aber noch einmal raffte sich die dauerhafte Natur zu einem Wille empor, das von ungebrochenem Leben zeugte und die erschreckten Freunde mit neuer Hoffnung erfüllte. Da geschah, was Niemand befürchtet. Die Gefährtin seiner langen Wanderung, des Mannes altverbrieftes Vorrecht, früher heimzugehen, nicht achtend, stieg ins Grab und ließ ihn zurück auf einsamer Höhe. Was sie ihm gewesen, das wissen nur Diejenigen, die mit ihm und um ihn gelebt haben. Sie war in ihrer sonnigen Heiterkeit, in der fürstlichen Großmuth ihres Herzens nicht nur die gütige Fee des Hauses, sie war, und das hat Keiner freudiger als er gerade anerkannt, sein künstlerisches Gewissen. Ihrem Urtheil stellte er jedes andere nach, ihr Beifall war sein Glück, ihre Lust an des Gatten Ruhm sein einziger Stolz.

Als er seine Frau begraben hatte, wußte er, daß auch ihm die Stunden gemessen wären. Aus dem alten Stamm war der Lebenskern gebrochen, still und entsagend harrete er des nächsten Sturmes, der ihn fällen sollte. Seine Umgebung zu beruhigen, sorgte er wohl voll zarter Rücksicht für frische Farben und neues Geräthe, als trage er sich noch mit großen Entwürfen, und, immer heiter, dankbar für jedes kleine Liebeszeichen, geduldig wie ein Kind, verbarg er tagesüber sein stummes Leid; aber die niedergebrannte Kerze neben dem Bett verrieth nur zu deutlich, wie er die Nächte hindurch schlaflos gelegen, allein mit seinen Gedanken und ihrem Gram.

Nur wenige Monde hatten gewechselt, da trat der bleiche Gott zum dritten Mal heran, küßte ihm die Wehmuth von der kummervollen Stirn und geleitete ihn hinüber zu den lichten Gefilden, wo er Diejenige wiederfinden sollte, ohne die er nicht leben mochte, nicht leben konnte.

Unter seinem „Luther und Ed“ stand in düsterer Pracht der aufgebahrte Sarg, beladen mit den Kränzen, welche die Liebe aus allen Gauen des Vaterlands gesendet, umgeben von den Söhnen und den klagenden Genossen. Die Spitzen des Heeres und Staats, die Häupter der Stadt, die Vertreter von Kunst und Wissenschaft waren vollzählig erschienen, um, geführt von ihrem edlen Fürsten, dem geschiedenen Meister die letzte, tiefbewegte Huldigung zu bringen.

Es war ein stürmischer Tag. Als der feierliche Zug aus dem weiten Galerieportale hinaus auf die Straße trat, ließ der Regen nach, aber schwere Wolken wälzten sich über Giebel und Dächer. Es war, als wolle auch die Natur dem alten Liebling das Geleite geben, angethan mit einem Trauergewande, in dessen grauen Tönen sein gottberührtes Auge so oft und gern geschwelgt.

Ein Dasein liegt abgeschlossen, reich an Arbeit und Schweiß, doch überschwänglich gesegnet an Ehre und Glück. Nicht Vielen ist es vergönnt, sich so ganz, so völlig auszuleben, aber auch nicht Jeder darf sich rühmen, sein Tagewerk vollbracht zu haben gleich Diesem. Er hatte um seine Kunst geworben mit aller Kraft und Innigkeit der Seele und ist dafür von ihr geliebt worden wie wenig Andere. Sie hat ihn sorglich behütet vor der Angst und Noth des Augenblicks und ist ihm treugeblieben bis an's Ende. Es war ein ächtes Menschenleben, harmonisch in Empfinden, Denken und Handeln, und auch von seinem Ausklingen gilt das Dichterwort:

Sah dies mein Aug', nie konnt' es Thränen thauen!
 Nein, stillbefriedigt, ruhig, glanzgehell't
 Rußt' es drauf' unabwendbar niederschauen, —
 Fürwahr, durch eine Thräne wär's entstell't!





Die Krisis des Christenthums.

Von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

1. Die geschichtliche Selbstzersehung des Christenthums.

Die christliche Religion hat im Unterschied von anderen Religionen mit dem Buddhismus das gemein, daß sie Erlösungsreligion ist; sie unterscheidet sich von Buddhismus durch die Art, wie die Erlösung bewirkt werden soll. Gautama Buddha weist den Weg der Erlösung durch Lehre und Beispiel, aber er ist nicht selbst der Erlöser, sondern jeder Buddhist muß durch eignes Streben und Ringen sein eigener Erlöser werden; Jesus Christus hingegen wird nicht nur als Lehrer und Vorbild, sondern als Erlöser verehrt. Seine Lehre und sein Beispiel zeigen nur, wie der Christ sich fähig und würdig zu machen habe, um an der Erlösung durch Christum theilzunehmen; eine Erlösung auf anderem Wege als durch den alleinigen Mittler und Erlöser Jesus Christus gilt nach christlichem Glauben für unmöglich. Der specifische Unterschied der christlichen Religion von jeder denkbaren anderen Religion besteht also darin, daß sie christliche Erlösungsreligion, d. h. Religion der Erlösung (durch Jesum Christum (und allein durch ihn) ist; die Erlösung durch Jesum Christum ist das Centraldogma der christlichen Religion, von dem aus sich zunächst die Christologie und Anthropologie und indirect alle übrigen Dogmen bestimmen.

Die Christologie oder die Lehre von der Person und dem Werke Christi bestimmt sich aus der Erwägung, welcher Art die Person und Wirksamkeit Christi gedacht werden müsse, um ihn als den wahren, alleinigen Erlöser und seine Thätigkeit als die Erlösung der Menschheit betrachten zu können; die dogmatische Anthropologie bestimmt sich aus der Erwägung, wie der Mensch beschaffen sein müsse, um der Erlösung bedürftig, der Selbsterlösung unfähig, aber der Erlösung durch Christum fähig zu sein. Aus der Christologie

ergiebt sich dann indirect die trinitarische Lehre von Gott, aus Christologie und Anthropologie zusammen die Soteriologie, oder die Lehre von der Aneignung der Erlösung oder vom subjectiven Heißproceß und die Lehre von der Kirche als Vermittelung und Verbürgung dieser Aneignung.

Alles dreht sich somit um das Centraldogma von der Erlösung durch Jesus Christum; in diesem, als dem specifischen Unterscheidungsmerkmal von allen anderen Religionen und dem normgebenden Mittelpunkt für die gesammte christliche Dogmatik, ist der eigentliche Kern des christlichen Glaubens, der eigenthümliche Grundgehalt der christlichen Religion, mit einem Wort das Wesen des Christenthums zu sehen. Dieser Sachverhalt ist auch nirgends bestritten. Von den ersten Tagen der Jüngergemeinde bis zu den letzten Ausläufern des liberalen Protestantismus ist diese centrale Stellung der Christologie im christlichen Glauben anerkannt, welche Wandlungen ihr Inhalt auch dabei durchgemacht hat; wir dürfen deshalb sicher sein, uns mit dem innersten Wesen des Christenthums zu beschäftigen, wenn wir den Wandlungen unsere Aufmerksamkeit schenken, welche der Inhalt dieses Centraldogmas erfahren hat, und der Krisis, zu welcher dieselben es gegenwärtig geführt haben.

Was Jesus selbst über seine Mission gedacht habe, kommt hier weniger in Betracht, als was die erste Jüngergemeinde über dieselbe gedacht hat. Diese aber sah in ihm einen Sproß des Davidischen Königshauses, von Gottes Vaterliebe zum Messias erwählt und dem sündigen Gottesvolk vor Beginn des Gottesreiches gesandt, um seine unmittelbar bevorstehende Nähe zu verkündigen. Messias wird Jesus nach dieser Anschauung erst bei seiner Herabkunft aus den Wolken, woselbst er dann als Weltrichter und König des „Erdreichs“ zu fungiren hat und die Unwürdigen von der Theilnahme am Gottesreich ausschließt; Erretter wird er für die seiner Botschaft Glaubenden durch die Motivationskraft dieser Botschaft zur Buße und Sinnesänderung, zugleich auch durch seinen Tod, der als Sühnopfer für die vorher begangenen Sünden betrachtet wird. An eine Ausdehnung der entführenden Wirkung dieses Todes auf die Sünder künftiger Geschlechter konnte schon darum nicht gedacht werden, weil das Weltende während der Dauer des lebenden Geschlechtes den Inhalt des Evangeliums und zugleich seine motivirende Kraft bildete. Jesus gilt hier noch als Mensch, aber als rein in dem Sinne, wie jedes Opfer es sein muß; Gottessohn ist er anfänglich nur im theokratischen Sinne eines von Gottes Liebe erwählten Königs im Gottesreich, und erst später tritt die physische Bedeutung des Wortes als übernatürlich Erzeugter hinzu.

Bei Paulus schwindet die ursprüngliche Bedeutung des Evangeliums als Botschaft von der Nähe des Reichs, obschon dieser Glaube bestehen bleibt; Inhalt des Evangeliums wird nunmehr der Tod und die Auferstehung Jesu Christi als Mittel der Rechtfertigung und Lebenserlangung für die Gläubigen. Sein Kreuzestod ist die Stiftung eines anderen Bundes zwischen Gott und der Menschheit, die Eröffnung eines neuen, für Alle offenstehenden

Heilsweges im Gegensatz zu dem propädeutischen, für sich allein aber unzulänglichen Wege des jüdischen Gesetzes. Christus wird Erlöser dadurch, daß er den Gesetzesfluch (5 Mos. 21, 23) stellvertretend auf sich nimmt und so durch seinen Tod uns von der Gesetzesherrschaft loskauft, so wie dadurch, daß er die Aufhebung der Macht des Todes über die Menschen und die Gewinnung des ewigen Lebens für dieselben durch seine Auferstehung verbürgt. So wird der Judenmessias zu dem Weltheiland, der das Gesetz Gottes abschafft, der Davidsohn zu einem präexistenten pneumatischen Gottessohn, zu einem ewigen Lichtmenschen, der nur für eine kurze Spanne Zeit seine gottebenbildliche Persönlichkeit durch Fleischesannahme verhüllt.

Während der Brief an die Ebräer die Idee des stellvertretenden Opfers und die hohenpriesterliche Function des dieses Opfer darbringenden Christus schärfer durchbildet, gewinnt im Johannesevangelium die metaphysische weltumspannende Bedeutung des Werkes Christi eine Potenzirung durch den Hintergrund einer dualistischen Weltanschauung, welche Gotteskinder und Teufelskinder, ein Gottesreich des Lichts und ein Satansreich der Finsterniß unterscheidet. Die Erlösung besteht nach Johannes darin, daß die Erscheinung Christi in der Welt die große Krisis oder Scheidung zwischen Licht und Finsterniß herbeiführt, daß sein Tod, der als Erhöhung am Kreuz gefaßt wird, seinen Sieg über die Welt der Finsterniß und ihren Fürsten besiegelt, und daß das von ihm erschlossene Leben in der Wahrheit und Liebe die bleibende Gemeinschaft aller Gotteskinder mit Gott vermittelt. Christus selbst wird nun das Licht, die Wahrheit und das Leben, welche Fleisch geworden sind, um in der Welt erscheinen zu können, und durch ihr Erscheinen die Krisis herbeizuführen, welche für die Teufelskinder das Gericht, für die Gotteskinder die Erlösung und den Eingang in's Leben bedeutet. Um diese Rolle zu spielen, dazu muß Christus mehr sein als ein präexistenter pneumatischer Messias, muß er ein mit Gott wesentlich identisches metaphysisches Wesen sein, und um diese Steigerung in Worte zu fassen, bot sich die alexandrinische Logos-Lehre dar, welche vom Johannesevangelium acceptirt und an die Spitze gestellt wird. War im älteren Judenthume Christus noch als ein mit dem göttlichen Geiste vorzugsweise erfüllter Mensch gedacht, so hat er sich nunmehr zu einem mit Gott dem Vater identischen göttlichen Wesen umgewandelt, das zum Zweck der Theophanie zeitweilig die Hülle einer menschlichen Gestalt angenommen hat, doch ohne darum sich seiner Göttlichkeit zu entäußern.

Das juden-christliche oder ebionitische Christusbild mußte später als eine ketzerische Vorstellung verworfen werden, weil es nicht als Subject des Erlösungswerkes im paulinisch-johanneischen Sinne gedacht werden konnte: das johanneische Christusbild hingegen macht, freilich ohne es zu wollen oder zu merken, die menschliche Persönlichkeit Jesu zu einer von dem göttlichen Subject vorgenommenen Maske, zu einem bloßen Schein, und diese Consequenz, welche wiederum das Erlösungswerk im paulinischen Sinne unmöglich gemacht hätte,

mußte deshalb als doletische Kezerei abgewehrt werden. Alle Bemühungen der Dogmengeschichte zielen darauf ab, zwischen der Scylla des Ebionitismus und der Charybdis des Doletismus hindurchzusteuern. Soll Christus als Stellvertreter der Menschheit gelten und ihre Sünde auf sich nehmen können, so muß er wahrer Mensch sein; soll er, der Einzige, die ganze Menschheit von der Sünde loskaufen und vor Gott rechtfertigen können, so muß er mehr als Mensch, so muß er Gott sein. So wurde dann im chaldäonensischen Bekenntniß das Facit langer Kämpfe dahin gezogen, daß Christus als einheitliche Persönlichkeit wahrer Mensch und wahrer Gott zugleich sein müsse, daß in ihm, dem gottmenschlichen Subject die menschliche und die göttliche Natur ungetrennt und unvermischt vereinigt seien. Die Hauptschwierigkeit lag darin, wie beide Naturen zu einem Subject vereinigt sein sollten. Ging man mit der antiochenischen Schule von der menschlichen Natur aus, so kam man nicht zur wahren Einheit, nicht über eine bloße Zusammenkoppelung oder Verknüpfung hinaus; ging man hingegen mit der alexandrinischen Schule von der Gottheit aus, so war, wenn der Rückfall in Doletismus vermieden werden sollte, die Annahme seiner Veränderung der Gottheit durch die Incarnation nicht zu umgehen. Ersteres wurde als nestorianische, letzteres als monophysitische oder eutychemische Kezerei verworfen.

Durch die chaldäonensische Formel war in völlig consequenter Weise die Bedingung hingestellt, unter welcher allein das christliche Centraldogma, die Erlösung durch Christum, möglich ist; die ganze weitere Entwicklung dreht sich nur darum, die Abweichungen nach der einen oder anderen Seite, welche in den verschiedensten Gestalten und Verhüllungen stets von Neuem auftauchen, auszuschließen, und dadurch die Formel immer präciser zu fassen. Da die Abweichungen in der Absicht auftauchen, die in sich widerspruchsvolle Formel denkbar zu machen, so ist die Ausschließung aller denkbaren Abweichungen zugleich die möglichst schroffe und scharfe Herausstellung des der Formel von Anfang an zu Grunde liegenden Widerspruches. Indem so scheinbar das Recht des Verstandes verletzt wird, wird in Wahrheit das Recht des religiösen Bedürfnisses gewahrt; auf christlicher Basis, d. h. auf Grund des christlichen Centraldogmas ist die orthodoxe Fassung die einzig consequente, d. h. die einzige, welche kein wesentliches und unveräußerliches religiöses Interesse preisgibt. Indem die Dogmengeschichte die Christologie zu immer schärferen und immer mehr zu Tage liegenden Widersprüchen zuspitzt, offenbart sie gerade die immanente Vernunft dieser Entwicklung; der Verstand aber, der durch Abweichungen nach der einen oder anderen Seite den Widerspruch des Centraldogmas zu mildern und minder undenkbar zu machen sucht, handelt damit nicht nur dem religiösen Interesse, sondern auch der objectiven Vernunft zuwider, weil das in sich Widerspruchsvolle nicht vertuscht, sondern möglichst klar ans Licht gestellt werden muß, um dem Verstand die Ueberwindung des Widerspruches durch Hinübertritt auf eine ganz neue Basis zu ermöglichen.

Bei solcher Auffassung ist es unwesentlich, die nebensächlichen Unterschiede zu verfolgen, welche sich beispielsweise zwischen Lutheranern und Reformirten daraus ergaben, daß erstere die Gottmenscheit Christi als ewige, letztere als zeitliche, auf die Dauer des irdischen Lebens beschränkte betrachteten, daß erstere zu der Annahme einer himmlischen Menschheit gedrängt wurden, welche durch Theilnahme an der göttlichen Natur auch an den göttlichen Eigenschaften (Allgegenwart, Allmacht und Allwissenheit) theil habe, wogegen letztere zu der Folgerung gelangten, daß während der Incarnation der Logos gleichzeitig als außerfleischlicher Himmel und Erde regiere und als innerfleischliches Subject der endlichen natürlichen Lebensentwicklung sei. Man kann die religiösen Motive dieser Fortbildungen (das Festhalten einerseits an der vollen Gegenwart Gottes im Gottmenschen und andererseits an der absoluten Erhabenheit des Göttlichen über die Endlichkeit) anerkennen, ohne darum zu verkennen, daß „der den Umbildungen des Dogma zu Grunde liegende tiefere Gehalt, zunächst nur durch eine nochmalige Steigerung der alten christologischen Gegensätze, also erst recht widerspruchsvoll, zum Ausdruck gelangen konnte“ (Lipsius Dogmatik § 563).

Ebenso unwesentlich ist der innerhalb der lutherischen Confession zwischen Tübingen und Gießen geführte Streit, ob Christus seine göttliche Majestät während des Standes seiner irdischen Erniedrigung nur im Verborgenen geübt (Kryptis), oder ob er sich derselben entäußert habe (Kenosis), oder ob er, wie die sächsischen Schiedsrichter erklärten, nur auf den stetigen und beständigen Gebrauch seiner göttlichen Eigenschaften verzichtet habe. Auf alle Fälle hebt die lutherische Fassung die wahre Menschheit, die reformirte aber die wahre Einheit der Naturen auf. Auch die neueren Fortbildungsversuche der kenotischen Theorie, welche auf eine Selbstbeschränkung und Selbstverendlichung der göttlichen Natur zur menschlichen hinauslaufen*), kommen über die alten Widersprüche des kirchlichen Dogmas nicht hinaus, so lange sie an der Erlösung durch Christum festhalten; so lange der verendlichte Gott Gott bleibt im Unterschiede vom Menschen, ist er nicht wahrer Mensch, und sobald er wahrer Mensch ist, kann er, gleichviel ob er durch Verendlichung eines Gottes entstanden ist oder nicht, die Menschheit nicht erlösen. Das Gleiche gilt von der Theorie Dorners, nach welcher der Logos sich Jesu nur successive mittheilte, in dem Maße, als unter seiner Einwirkung das persönliche Leben dieses Menschen heranreifte; sie unterscheidet sich von der altreformirten Lehre nur dadurch, daß sie die vollständige Vereinigung der zwei Personen (Logos und Jesus) zu einer nicht an den Anfang sondern an das Ende der menschlichen Laufbahn Jesu verlegt, also den Gottmenschen zum letzten Resultat eines cooperativen Entwicklungsprocesses macht, der doch

*) Dieselben finden Vertreter in den confessionellen Lutheranern Thomastus Hofmann, Liebner, Luthardt, Rahnitz, Delitzsch u. A., außerdem auch in Unions-theologen wie Lange und Geß, ja sogar in confessionellen Reformirten wie Ebhardt.

wieder kein rein menschlicher ist, und die Entstehung einer Persönlichkeit aus zweien um nichts widerspruchsföser macht.

„So bleibt als Erträgniß aller dieser kenotischen Theorien zunächst nur die nun von den Confessionellen selbst vollzogene kritische Auflösung der orthodoxen Christologie, da die vermeintliche Festhaltung der drei Grundpfeiler derselben: der wahren Gottheit, der wahren Menschheit und der concreten Einheit der gottmenschlichen Person, sich immer wieder als Täuschung erwiesen hat. In dieser Auflösungsproceß zieht auch die orthodoxe Trinitätslehre in Mittheilung“ (ebd. § 579). „Wenn irgendwo, so ist beim christologischen Dogma die Geschichte desselben zugleich die Kritik. Man hat nur nöthig, die für und wider geltend gemachten religiösen Interessen und dogmatischen Argumente aufmerksam zu verfolgen, um zu erkennen, daß nach jedem vermeintlichen Abschlusse des Dogma die alten Gegensätze in neuer Form wiedererwachen, um sich also zugleich zu überzeugen, daß auf dem Boden der kirchlichen Vorstellung nur ein Zusammensprechen, nicht eine Ueberwindung der Gegensätze möglich ist. Gegenüber jedem dieser Fortbildungsversuche behauptet das Dogma von Chalcedon sein gutes Recht, ganz ebenso wie die athanasianische Formulirung der Trinitätslehre gegen alle speculativ sein wollenden Umdeutungen derselben“ (ebd. § 574).

In dem Werke Christi unterscheidet die Kirchenlehre drei Seiten, welche als „Aemter“ Christi dargestellt werden, die prophetische, priesterliche und königliche Wirksamkeit. Die Annahme der prophetischen Thätigkeit hat nur die Bedeutung, den durch das Erlösungswerk erschlossenen Weg der Erlösung als den einzig möglichen hinzustellen, mit anderen Worten: die christliche Glaubenswahrheit als die alleinige unfehlbare Wahrheit zu beglaubigen; die königliche Thätigkeit fällt theils in die Zeit nach dem jüngsten Tage, anderntheils fällt sie als allgemein kosmisches Regiment mit der Thätigkeit Gottes des Vaters, als specielles Kirchenregiment mit der Thätigkeit des heiligen Geistes zusammen. Da nur die letztere Seite für das eigentliche Erlösungswerk in Betracht kommt, die Einpflanzung des heiligen Geistes in die Gemeindeglieder zur Bewirkung des neuen Lebens aber auch schon wieder in die priesterliche Thätigkeit Christi hineinbezogen wird, so ist eigentlich diese die allein entscheidende für das Erlösungswerk.

Die Auffassung der priesterlichen Wirksamkeit Christi ist im Mittelalter noch ziemlich schwankend, indem bald die Paulinische Rechtfertigungstheorie, bald die Johanneische Auffassung von der siegreichen Ueberwindung des Reiches der Finsterniß und seines Fürsten betont wird, bald beide in wunderlichen mythologischen Phantasien verknüpft werden. So lehrte z. B. Origenes, daß der Teufel die Seele Christi als Lösegeld für die in seine Gewalt gerathenen Menschenseelen forderte, diese auch durch den Kreuzestod Christi bekam, dann aber wider sein Vermuthen zu schwach war, sie festzuhalten, mithin durch seinen Handel sich selbst geprellt hat. Ebenfalls bei Origenes findet sich der

von Augustinus ausgeführte Gedanke, daß der Teufel sich unrechtmäßiger Weise an Christus vergrißen und durch diese Ueberschreitung seiner Befugnisse die Gewalt auch über die Menschen verloren habe.

Im Gegensatz zu solchen Auswüchsen kommt Anselmus auf den Kern der Paulinischen Erlösungslehre zurück, indem er nach damaliger germanischer Rechtsanschauung den Ungehorsam der Creatur als eine Ehrenbeleidigung Gottes auffaßt, für welche derselbe ohne gehörige Genugthuung nicht Verzeihung gewähren kann, ohne die Würde und Ordnung seines Reiches zu verletzen. Da nun die Ehrenbeleidigung Gottes eine unendliche Schuld begründet, so kann dieselbe auch nur durch ein unendliches Vergeld gebüßt werden, welches zu leisten die gesammte Menschheit unfähig ist. Eine Genugthuung, die mehr werth ist, als die ganze Welt, kann nur ein Gott leisten, eine stellvertretende Genugthuung für den Menschen — eine damals unanstößige Rechtsanschauung — kann nur ein Mensch leisten. Den thätigen Gehorsam war der Gottmensch Gott ohnehin schuldig, aber in der freiwilligen Leistung seines Todes bietet er Gott eine unendliche Genugthuung für die unendliche Schuld der Menschheit, durch welche Gottes Ehre wieder hergestellt wird.

Diese Anselmische Satisfactionstheorie wurde von Thomas von Aquino im Katholicismus zur Geltung gebracht, und von der Reformation zur Grundlage der protestantischen Dogmatik erhoben; in letzterem wird jedoch, entsprechend den inzwischen eingetretenen Umwandlungen des Rechtsbewußtseins, der privatrechtliche Charakter eines die Ehrenbeleidigung annullirenden Vergeldes in die criminalrechtliche Vorstellung einer von der Gerechtigkeit geforderten Strafabbüßung umgewandelt, und diese mit der biblischen Sühnopferidee verschmolzen. Den Reformatoren kam es darauf an, das Verdienst Christi als alleinigen Heilsgrund geltend zu machen, im Gegensatz zu der katholischen Lehre von der unblutigen Wiederholung des Opfers in der Messe und von der Uebertragbarkeit des Verdienstes der Heiligen, deshalb betonten sie die genaue Aequivalenz der unendlichen Genugthuung für die unendliche Schuld. Alles spitzt sich hier auf den Conflict zwischen dem Zorn oder der Strafgechtigkeit Gottes und seiner Liebe zu, den Gott aus eigener Macht zu lösen unfähig ist, und der dadurch gelöst wird, daß der für seine Person dem Geseze nicht unterworfenen Gottmensch sich freiwillig der Strafe des Gesezes für fremde Schuld unterwirft und durch seinen thätigen Gehorsam den unvollkommenen Gehorsam der Menschen ersetzt, zugleich dadurch die Macht des Gesezes überwindend und in den Seinen ein neues Leben im heiligen Geiste bewirkend. Im Gegensatz zur Fürbitte der katholischen Heiligen wird dann von den Protestanten noch die beständige Fürbitte beim Vater mit Mund und Rede zur priesterlichen Thätigkeit Christi gerechnet, um den unvollkommenen, aber gläubigen Menschen das Zugutekommen seines Erlösungswerkes zu sichern.

Diese gesammte äußere Nachhilfe zur Versöhnung der göttlichen Gerechtig-

keit mit der Liebe oder zur Versöhnung Gottes mit sich selbst oder zur Erlösung Gottes von der seine Liebe zwingenden Fessel ist zwar eine im innertrinitarischen ewigen Heilsrathschluß von jeher vorgesehene, aber doch zugleich eine ihre Wirksamkeit erst mit dem geschichtlichen Erlösungswerk wirklich entfaltende, in ihrer Realität an diese geschichtlichen Vorgänge gebundene. Es kann auch gar keine andere Heilsordnung geben, als eine geschichtlich verwirklichte, solange die Erlösung durch eine bestimmte Persönlichkeit bewirkt werden soll; denn diese Persönlichkeit muß doch irgendwo und irgendwann gelebt und durch bestimmte Thaten die Erlösung vollbracht haben. Jede Erlösungsreligion, welche die Erlösung als durch eine bestimmte Persönlichkeit bewirkt annimmt, muß geschichtliche Religion sein und im Glauben an die geschichtlichen Heilsthatfachen ihr Fundament sehen, mit welchem sie steht und fällt.

Der Schwerpunkt der priesterlichen Thätigkeit Christi fällt in den Begriff der Stellvertretung, gleichviel wie das Opfer, in welchem er die Stelle der Menschheit vertritt, näher gedeutet werde. Nun ist aber die Stellvertretung nur möglich bei dinglichen Leistungen, nicht bei persönlichen; sie ist denkbar, wenn Christus statt unser das Vergeltung entrichtet, welches Gott als Aequivalent oder gemeinrechtliche „Buße“ der ihm zugefügten Beleidigung acceptirt, aber nicht mehr denkbar, wenn Gott als persönlicher Träger einer objectiv sittlichen Weltordnung im Namen der criminellen Straf-Gerechtigkeit die Bestrafung der schuldigen Personen fordert und statt dessen die Strafe eines Unschuldigen als eine der sittlichen Weltordnung genugsuende acceptiren soll. Aber auch abgesehen von der rechtlichen und sittlichen Unmöglichkeit der stellvertretenden Strafabbüßung ist die Satisfactions-theorie in keinem Punkte vor der Verstandeskritik haltbar; weder die unendliche Schuld noch die Aequivalenz von Schuld und Sühne halten bei näherer Betrachtung Stich. Weder hat Christus statt unser die ewigen Höllestrafen getragen, noch war der Tod des Gottmenschen ein wirklicher Tod, wie der Mensch ihn (selbst nach kirchlicher Vorstellung) erleidet; ist die Schuld nicht wahrhaft unendlich, so bedarf es keines Gottes, um sie zu büßen; ist die Buße der Menschheit aber nicht ausreichend, der sittlichen Weltordnung genugsuthun, so kann der sogenannte Kreuzestod eines Gottmenschen, der damit in Wirklichkeit nur den Stand seiner Erniedrigung mit seiner pneumatischen Herrlichkeit vertauscht, ihr erst recht nicht genugsuthun. Wäre aber wirklich dieser Kreuzestod ein Bußäquivalent der Menschheitsschuld, so wäre doch der Conflict zwischen Gerechtigkeit und Liebe in Gott nicht gelöst, sondern einseitig zu Gunsten der Gerechtigkeit entschieden; denn Gottes Barmherzigkeit hat ja nichts mehr zu vergeben und zu verzeihen, nachdem seine Gerechtigkeit die volle Buße für die Schuld eingezogen und quittirt hat. Ist Christi Kreuzestod wirklich unendlicher, vollgenügender Ersatz für die Sünden der ganzen Welt, für die vergangenen und künftigen, so ist die Consequenz, daß der Gläubige nur mit ruhigem Gewissen darauf los sündigen könne, theoretisch unwiderleglich. Noch widersinniger als die stellvertretende Straf-

abbüßung erscheint im Licht einer objectiven sittlichen Weltordnung die stellvertretende Gesetzeserfüllung Christi für die Menschen durch seinen thätigen Gehorsam, was wohl keiner Ausführung bedarf. *) Neue Widersprüche tauchen auf, wenn man nach der Aneignung und nach der Wirkung des Erlösungswerkes fragt. Ist das Leiden und Thun Christi objectiv stellvertretend für die ganze Menschheit, so bleibt es logisch unnachweislich und unverständlich, wie die Wirkung desselben für ein bestimmtes Individuum noch einmal von dem Glauben des letzteren an diese objectiv=stellvertretende Leistung oder von sonstigen subjectiven Bedingungen abhängig gemacht werden kann, da diese in den Prämissen der Stellvertretungstheorie gar keinen Platz finden; ist aber die von bestimmten subjectiven psychologischen Functionen abhängige Aneignung des Heils erst der Act, welcher in jedem einzelnen Individuum, also auch in der Menschheit die Erlösung bewirkt, so liegt das die Erlösung objectiv Bewirkende eben noch nicht in dem stellvertretenden Leiden und Thun Christi, sondern erst in jenen subjectiven Vorgängen.

War als der Sünde Solb der Tod und in weiterem Sinne das Uebel hingestellt, so mußte die selbstvertretende Wirkung des Leidens Christi vor Allem in der Erlösung vom Tode und Uebel hervortreten; dies ist aber nicht geschehen, denn beide bestehen fort, und selbst die Auferstehung ist den Sündern ebenso gewiß wie den Gerechten, nur daß die Einen in der Hölle, die Andern im Himmel weiter leben.

Diese gesammte Kritik datirt nicht von heute, sondern die Geschichte der Christologie ist selbst schon die Kritik derselben; die meisten Häresien wurzeln in der Verstandeskritik der Christologie, gegen welche von der Orthodogxie im religiösen Interesse die widerspruchsvollen Dogmen aufrecht erhalten werden. Einzelne Bestandtheile der Christologie wurden schon sehr früh einer zersetzenden Kritik unterworfen; aber eine entscheidende Bedeutung konnte diese geschichtliche „Zersetzung des Dogmas“ erst gewinnen, als sie an der ausgebildeten Theorie des priesterlichen Erlösungswerkes ihren Hebel ansetzte, und mit dieser die Prämissen der Gottmenschheit Christi untergrub. Dies geschah zunächst von den Socinianern, welche an Stelle des priesterlichen Amtes dem königlichen Amt des Auferstandenen eine um so höhere supranaturalistische Bedeutung zuschrieben.

Die Consequenzen im rein menschlichen Sinne wurden aus der socinianischen Kritik erst vom theologischen Rationalismus gezogen. Nach diesem behält das Leiden und Thun Christi, nachdem ihm der stellvertretende Charakter abgestreift ist, lediglich eine vorbildliche Bedeutung; da Gott als die unendliche Liebe nicht erst mit dem Menschen versöhnt zu werden braucht, kommt alles darauf an, daß der Mensch sich mit Gott versöhne, und diese Versöhnung kann, auch wenn eine göttliche Gnadenhilfe dabei angenommen wird, doch nur die moralische Folge unsres eignen subjectiv menschlichen Thuns

*) Vgl. Lipsius Dogmatik § 610—612.

sein. So wird die Erlösungsreligion wesentlich auf die Stufe der Gesetzesreligion zurückgeschraubt und demgemäß wird Christus nur als die personificirte Weisheit und Tugend verehrt, welche durch das in ihm verkörperte moralische Princip uns ein vorbildliches Ideal subjectivmenschlicher Vollkommenheit vorhält und dadurch den Weg zur Gewinnung des göttlichen Wohlgefallens weist. *)

Kants Religionsphilosophie modificirt diesen rationalistischen Standpunkt nur insofern, als sie das abstracte Ideal der praktischen Vernunft von dem Stifter der christlichen Religion, die nothwendige Vernunft-Idee der moralischen Vollkommenheit oder der Gott wohlgefälligen Menschheit von dem historischen Jesus unterscheidet; sie führt noch weiter ab von der historischen Continuität mit dem Christenthum, ohne doch der vom Christenthum angestrebten Ueberwindung der Gesetzesreligion durch die Erlösungsreligion sachlich näher zu kommen. Die von Kant angebahnte Scheidung zwischen dem idealen und dem historischen Christus, oder zwischen dem Princip der Erlösung und dem geschichtlichen Urheber der christlichen Religion wurde von Fichte und Hegel zum klaffenden Riß erweitert, freilich nicht ohne ein wahrhaft neues, die Gesetzesreligion überwindendes Erlösungsprincip zu gewinnen, aber doch ohne dieses Princip in einer religiösverwerthbaren Form hinzustellen. Der abstracte Monismus des Einen und der Panlogismus des Andern machte den Heilsproceß im Subject entweder zu einer bloßen Scheinbewegung, oder doch nur zu einer dialektischen Bewegung des Wissens von dem eignen religiösen Zustand, und diese Unzulänglichkeit ließ das Verständniß für den Unterschied des theoretisch-metaphysischen und des praktisch-religiösen Problems nicht zum klaren Bewußtsein gelangen. Wenn die Forderung der Hegelschen Schule zunächst die Unfähigkeit des Panlogismus zur Lösung des religiösen Problems geschichtlich zu erweisen hatte, so blieb doch die Fichte-Hegelsche Hinweisung auf das immanente Erlösungsprincip der Ausgangspunkt für alle lebensfähige religiöse Neubildung und insbesondere für die speculative Reconstruction des religiösen Gehalts der christlichen Dogmen durch Biedermann.

Die kirchliche Christologie hatte zu ihrem Angelpunkt die unmittelbare Identität des die Erlösung in jedem Menschen bewirkenden Principes mit der Person Jesu Christi; die Geschichte der Christologie ist der kritische Auflösungsproceß dieser Identität. Die christliche Theorie der Erlösung durch Jesu Leiden und Thun mußte die Aneignung der Erlösung von dem Glauben an die wunderbaren geschichtlichen Heilsthatsachen abhängig machen; aber seit Lessing sträubte man sich, ewige religiöse Wahrheiten von zufälligen geschichtlichen Wahrheiten abhängig zu machen, welche letzteren obenein eine nach der anderen von der historischen Kritik in Zweifel gezogen, von der rationalistischen Kritik gelegnet werden mußten. Nach den Voraussetzungen der christlichen Religion mußte der Glaube an die Wahrheit der geschichtlichen

*) Dieser Standpunkt findet seinen klarsten Ausdruck in Köhrs „Briefen über den Rationalismus“.

Heilsthatsachen und an die Identität des Erlösungsprincips mit der Person Jesu als unentbehrliche Bedingung der Erlösung gelten; mit der subjectiven Unmöglichkeit, diese Bedingung zu erfüllen, war die psychologische Möglichkeit des Christenthums aufgehoben. Während der ganzen Geschichte des Christenthums ist zu beobachten, wie sich der Schwerpunkt der Erlösungstheorie von der Seite der objectiven Heilsthatsachen auf die Seite der subjectiven Heilsaneignung verschiebt; dieser Prozeß endet damit, daß die Möglichkeit einer objectiven Heilsthatsache aufhört und damit für die subjective Heilsaneignung das bisherige Object zur Aneignung gebriecht. Der subjective Heilsproceß hat nur noch die Wahl, sich auf rein moralische Läuterung zu beschränken und damit, sofern die Moral in religiösem Lichte, d. h. im Lichte göttlicher Gesetzgebung betrachtet werden soll, auf die Stufe der Gesetzesreligion zurückzusinken oder die Erlösung in der Entfaltung eines Erlösungsprincips zu suchen, welches nicht mehr mit einer dritten Person identisch, nicht mehr von geschichtlichen Thatsachen abhängig ist, also nur dem eignen Geiste immanent sein kann. Im letzteren Falle erhebt sich das religiöse Bewußtsein principieell eben so sehr über die Stufe der christlichen Religion, d. h. der Erlösung durch Jesum Christum, wie es im ersten Fall unter dieselbe, etwa auf den Standpunkt des Reformjudenthums hinabsinkt. Eine so umwälzende Einsicht bricht sich aber so rasch nicht Bahn, und daher sehen wir die verschiedenartigsten Versuche auftauchen, zwischen der kirchlichen Christologie und dem rein negativen Resultat ihrer geschichtlichen Selbstzersehung zu vermitteln.

2. Die Rettungsversuche der modernen Theologie.

Die „Vermittelungstheologie“, als deren Vater Schleiermacher zu bezeichnen ist, bricht einerseits ausdrücklich mit der kirchlichen Formel von der Einheit der beiden Naturen in Christo und macht es gewissermaßen zur Anstandssache für jeden „gebildeten“ Theologen, die Unhaltbarkeit dieses orthodoxen Standpunkts einzuräumen, sucht aber andererseits für ihr idealisirtes menschliches Christusbild oder für die historische Verwirklichung ihres religiösen Menschheitsideals solche Ausdrücke von dem orthodoxen Christusbild zu entlehnen, welche das erstere erst dazu befähigen, die Leistungen zu vollbringen, die sie ihm zuzuschreiben sich genöthigt sieht. Die Vermittelungstheorie acceptirt ferner von Lessing den Unterschied ewiger und geschichtlicher Heilswahrheiten, von Kant den Unterschied des idealen und historischen Christus, von Fichte und Hegel die Lehre von der Immanenz des Absoluten im Menscheng Geist; aber sie will doch wieder jene Unterschiede verwischen, und will das, was Hegel für den Menschen überhaupt nachgewiesen hat, für Christus allein als einen eigenartigen Vorzug reserviren. So benützt sie zwar alle Mittel, welche Orthodogie und Philosophie ihr bieten, um etwas Annehmbares zu Stande zu bringen, aber sie erreicht damit nichts weiter als eine Abschwächung des religiösen Gehalts der kirchlichen Dogmen und

eine Vertauschung der handfesten und offen auftretenden orthodoxen Widersprüche mit einer zahllosen Menge von phrasenhaften Zweideutigkeiten, schillernden Doppelsinnigkeiten und verhüllten und vertuschten Widersprüchen. Das mit unendlichem Fleiß verschlungene Gewebe dieser Widersprüche aufzulösen, ist eine wenig dankbare und doch unumgängliche Aufgabe der liberalen Theologie, deren sich diese denn auch in so ausreichender Weise entledigt hat, daß der philosophischen Kritik nichts mehr zu thun übrig bleibt*).

Schleiermacher geht davon aus, daß Christus wahrer Mensch sein müsse, um als Haupt der neuen Menschheit fungiren zu können; diese Menschheit wird aber sofort zu dem absoluten Ideal des Menschen aufgebauscht, unbekümmert darum, ob ein solches absolutes Ideal überhaupt als reale Einzelpersonlichkeit existiren könne, und unbekümmert darum, ob es gerade in Jesu geschichtlich nachweisbar existirt habe. Diese Aboluthheit seiner menschlichen Vollkommenheit, welche nicht nur die absolute Sündenreinheit, sondern auch die absolute Kräftigkeit und Stetigkeit seines Gottesbewußtseins im Sinne realer Gottesimmanenz einschließt, ist nach Lipsius „der letzte Faden, welcher die moderne Auffassung mit der altkirchlichen verbindet, daher der dogmatische Eifer, mit welchem man sie wenigstens um jeden Preis festhalten möchte“. Dieses Ur- oder Centralindividuum soll nun als Haupt der neuen Menschheit dadurch persönlicher Erlöser sein, daß er die Gläubigen in seine Lebensgemeinschaft, d. h. in die Kräftigkeit seines Gottesbewußtseins und in die Gemeinschaft seiner ungetrübten Seligkeit aufnimmt. Geschähe dies nur mittelbar durch Stiftung eines Gemeinwesens, so bliebe nur die unzulängliche moralische Wirkung seiner Lehre und seines Vorbilds übrig; deshalb muß ein unmittelbar persönliches Verhältniß Christi zu dem einzelnen Gläubigen hinzukommen, und in diesem mystischen Verhältniß der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit liegen, durch die er erst persönlicher Erlöser wird. Diese aber wird nur verständlich, wenn der verstorbene Jesus mit Prädikaten beschrieben wird, welche nur auf den erhöhten Christus der Kirchenlehre passen. Wird hingegen die Persönlichkeit Christi als eine menschliche, wenn auch noch so sehr idealisirte, festgehalten, so kann nicht sie selbst als Persönlichkeit die erlösende Kraft für den Gläubigen sein, sondern höchstens das von ihr unterschiedene Princip, welches auch in ihr schon seine erlösende Kraft in vorbildlicher Weise bewährt haben mag.

Ueber den Grundfehler der Kirchenlehre, die Identification von Princip und Person, kommt mithin auch die Vermittelungstheologie nicht hinweg, trotzdem sie die religiös-sittliche Erneuerung an die Stelle der Erlösung und Versöhnung, den Mittler an die Stelle des Erlösers setzt; wie sehr sie auch philosophische Anknüpfungen sucht, vermag sie doch das von der speculativen Philosophie dargebotene unpersönliche immanente Erlösungsprincip nicht als

*) Vgl. Lipsius Dogmatik § 587, 588, 617, 618; Wiedemanns Dogmatik § 606—610.

solches zu begreifen und festzuhalten, trotzdem sie den Nerv der christlichen Erlösungstheorie (das priesterliche Erlösungswerk Christi) durchschnitten und das Leiden und Thun Jesu zu bloßen Widerfahrnissen und Erlebnissen seines persönlichen Lebenslaufes herabgesetzt hat. Trotzdem ist ihr Verdienst kein bloß negatives, sondern darin zu suchen, daß sie die specifisch religiöse Verwerthung des immanenten Erlösungsprincips vorbereitet hat.

Es lohnt nicht der Mühe, die Umwandlungen und Verzweigungen der Vermittelungstheologie weiter zu verfolgen, welche in der Hauptsache als Vermittelungsversuche zwischen dem Standpunkt Schleiermachers und demjenigen der Orthodoxie irgend welcher Nuance zu bezeichnen sind. In der Regel handelt es sich dabei um den Versuch, den erhöhten Christus dem kirchlichen Gottessohn anzunähern und die ewige Centralpersönlichkeit des verabsolutirten Menschheitsideals zu einem einzigartigen Individuum aufzubauen, das, wenn auch nicht Gott, so doch ein übernatürliches, gottähnliches Wesen und jedenfalls nicht mehr Mensch im gewöhnlichen Sinne dieses Gattungsbegriffs ist (Schenk u. A. m.). Einerseits wird hiermit der trinitarische Gottesbegriff zu einem vornicäischen Subordinationsverhältniß herabgesetzt, andererseits ist das dabei gewonnene Mittelwesen ebensowenig wahrer Mensch wie wahrer Gott, und deshalb ebensowenig geeignet, die Menschheit vor Gott, wie die Gottheit vor dem Menschen zu vertreten. Solche Bestrebungen entspringen aus der richtigen Einsicht, daß die Schleiermachersche Urkräftigkeit des Gottesbewußtseins in Christo doch bloß etwas subjectiv-Menschliches und deshalb zum Erlösungsprincip für den Gläubigen nicht ausreichend sei, daß man vielmehr etwas wirklich Principielles, ein objectives Sein Gottes in Christo als Erlösungsprincip auffuchen müsse; aber dieses Bestreben muß nothwendig scheitern, so lange die Identität dieses objectiven Erlösungsprincips mit der Persönlichkeit Jesu festgehalten wird. Die gesammte Vermittelungstheologie in allen ihren Schattirungen gehört deshalb in den Augen der liberalen Theologie selbst noch mit zu jenem kritischen Auflösungsproceß der kirchlichen Dogmatik, der als die geschichtliche Selbstzersehung der Christologie bezeichnet werden muß; sie dient nur zur Bestätigung und Bewährung des objectiven Ergebnisses aus diesem gesammten Zersehungsproceß, daß die Identification des Erlösungsprincips mit irgend welcher geschichtlichen Erlöserpersönlichkeit unmöglich, daß ein persönliches Erlösungsprincip undenkbar, d. h. daß die Erlösung durch einen Dritten ein sich selbst aufhebender Widerspruch ist.

Da nun das christliche Centraldogma, der wesentliche Kern der christlichen Religion, in dem Glauben an die Erlösung durch Jesum Christum besteht, so sollte man meinen, daß dieses Ergebniß gleichbedeutend sei mit der Selbstzersehung des Christenthums in seinem innersten Wesen, mit dem Verlassen der unhaltbar gewordenen christlichen Erlösungsreligion, daß nunmehr nichts übrig bleibe, als der Versuch einer religiösen Neubildung auf principiell anderer Basis. Diese Consequenz geht aber für das Beharrungsvermögen der Geschichte etwas zu schnell, und scheint unserem so viel Werth auf

historische Continuität legenden Zeitalter zu radical und zu revolutionär, als daß nicht weitere Vermittelungsversuche hervortreten sollten, welche den Namen des Christenthums und mit ihm den Schein einer historischen Continuität festzuhalten suchen, während sie doch diesen Namen mit principiell verändertem und neuem Inhalt erfüllen. Wir lassen hier den vulgären Liberalismus, der auf die Stufe der vor- und unterchristlichen Gesetzesreligion zurückfällt, außer Acht und betrachten nur jene Vermittelungstheologie höherer Ordnung, welche das immanente Erlösungsprincip der speculativen Religionsphilosophie für die praktische Religiosität (unter Benützung der Schleiermacherschen Gefühlsvertiefung) verwerthet und durchbildet, und die Continuität mit dem Christenthum nicht mehr durch unmittelbare Identificirung des Erlösungsprincips mit dem Urheber des Christenthums sondern nur durch eine indirecte Verknüpfung beider aufrecht zu erhalten versucht.

Wiedermann sieht das Erlösungsprincip in der Gottmenschheit, d. h. in der Selbstbethätigung des absoluten Geistes im menschlichen Ich und in der aus ihr hervorgehenden Einigung wahren göttlichen und wahren menschlichen Lebens zur Einheit persönlichen Geisteslebens; denn nur durch wahrhafte Selbstbethätigung des absoluten Geistes im endlichen kann die Erlösung und Versöhnung bewirkt werden. Die Kirchenlehre hat als Erlösungsprincip ganz richtig das Princip der Gottmenschheit im Auge; aber sie leidet an dem doppelten Widerspruch, erstens, daß sie dieses Princip, welches nur als ein allgemeines allgemeine Erlösung bewirken kann, als ein einzelpersönliches beschreibt, und zweitens, daß sie diese Einigung göttlicher und menschlicher Geistesethätigkeit zur Einheit persönlichen Geisteslebens, welche nur bei einem immanenten, unpersönlichen Gott möglich ist, auf der Basis eines transcendenten Persönlichkeitsatheismus, wie die jüdische Religion einer ist, zu gewinnen versucht (Dogmatik § 591). Der zweite, sachliche Irrthum macht die Lösung des Problems der Gottmenschheit unmöglich; der erste formale Irrthum würde, selbst wenn die Lösung auf dieser ersten Basis gelingen könnte, sie unfruchtbar machen. Denn was hülfte es mir, wenn zwar Christus ein Gottmensch sein könnte, aber ich nicht? Ich kann doch nur dadurch erlöst werden, daß ich vermöge des mir immanenten Principes der Gottmenschheit selbst zur Gotteskindschaft gelange, Christo gleich werde, aber gerade diese Möglichkeit wird mir abgeschnitten, wenn nur in einem einzigen und einzigartigen Individuum das Problem der Gottmenschheit gelöst und lösbar gesetzt wird. Soll meine Erlösung widerspruchsslos denkbar bleiben, so muß ich selbst alle Bedingungen zur Realisirung der Gottmenschheit in mir tragen; soll diese Realisirung in mir sich thatsächlich vollziehen, so muß Gott mir immanent, und um mit mir zur Einheit persönlichen Geisteslebens zusammenwachsen zu können, nicht selbst schon persönlich sein.

Die Bedeutung Jesu Christi soll nach der Auffassung Wiedemanns darin bestehen, daß er als die erste Selbstverwirklichung jenes Principes der Quellpunkt seiner Wirksamkeit in der Geschichte, und zugleich das für alle

Zeit welthistorisch gewährleistende Vorbild für die Wirksamkeit des Erlösungsprincips ist, mit einem Worte, daß er als die historische Offenbarung des Erlösungsprincips der historische Erlöser ist (§ 815, 816).

Wäre Christus wirklich die erste Selbstverwirklichung jenes Princip, so könnte man ihn doch nicht mehr Erlöser nennen; nicht Er erlöst mich, sondern das Princip, das in ihm zuerst wirksam war, und ich könnte durch dieses Princip auch dann erlöst werden, wenn ich nicht an ihn glaubte, d. h. wenn entweder alle Erinnerung an Jesus aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden wäre, oder wenn ich mich weigerte, ihn als Selbstverwirklichung jenes Princip anzuerkennen. Viebermann macht hier einen Sprung über die Kluft, welche ihn vom Christenthum scheidet, indem er die Offenbarung des unpersönlichen Erlösungsprincips willkürlich mit dem Namen eines Erlösers bezeichnet, und muthet dem Leser zu, diesen Sprung mitzumachen, ohne daß er auch nur das Bedürfniß fühlt, dieses Quiproquo zu beschönigen oder zu entschuldigen. Die Unterlassung und die Ahnungslosigkeit von dem in ihr liegenden Mangel ist psychologisch erklärlich dadurch, daß er selbst in seinem Entwicklungsgang von dem christlichen Anschauungskreise seinen Ausgangspunkt genommen, und mit den in diesen herrschenden Gefühlen persönlich verwichen ist, so wie dadurch, daß er zu angehenden christlichen Theologen spricht, die alle eine, das menschliche Maaß überschreitende, religiöse Ehrfurcht und Liebe zu der Person Christi mitbringen; aber die Aufgabe seiner Dogmatik ist doch die, seinen Vermittelungsversuch zwischen seinem immanenten unpersönlichen Erlösungsprincip und dem transcendenten persönlichen Erlöser des Christenthums auch vor dem Verstande plausibel zu machen und zu rechtfertigen, und da ist es nach dem Scharfsinn, mit welchem er die schillernden Zweideutigkeiten der Vermittelungstheologie aufgelöst hat, in der That zu verwundern, mit welcher naiven Zuvorsicht er über den springenden Punkt der Aufgabe hinweghuscht.

Diese Zuvorsicht war um so weniger gerechtfertigt, als er erstens anerkennen muß, daß das religiöse Selbstbewußtsein Jesu, doch bestenfalls ein historisch primitives war (§ 813), welches nur dem religiösen Princip nach, nicht dessen historisch bedingtem Ausdruck nach, die religiöse Wahrheit enthält (§ 592), und als er zweitens nicht im Stande ist, zu behaupten, daß Jesus über das Bewußtsein einer persönlichen Liebegemeinschaft mit Gott und der in dieser gewährleisteten sündvergebenden Gnade hinaus zu dem Bewußtsein seiner Gottmenschheit oder gar des immanenten unpersönlichen Erlösungsprincips gelangt wäre (§ 811).

Also nicht bloß darum muß dem historischen Jesus der Name des Erlösers Jesu versagt werden, weil der erste Verwirklicher des Erlösungsprincips niemals zum persönlichen Stellvertreter dieses Princip für Dritte werden kann; auch nicht bloß darum, weil er bestenfalls doch keine vollkommene Verwirklichung dieses Princip darböte, sondern weil er auch überhaupt in keinem Sinne eine Verwirklichung dessen zeigt, was Viebermann

unter dem Princip der Erlösung versteht, vielmehr mit seinem Gotteskindschaftsbewußtsein auf dem völlig entgegengesetzten Boden des jüdischen transcendenten Persönlichkeitstheismus steht und selbst von den späteren Bestrebungen der christlichen Kirchenlehre, das Problem der Erlösung durch den Begriff des Gottmenschen zu lösen, noch keine Ahnung hat. Sonach ist die einzige Bedeutung, welche auf dem Wiedermann'schen Standpunkt das Lebenswerk Jesu behält, die vorbildliche, in einem über den vulgären Liberalismus hinausgehenden Sinne selbst wieder nur durch den doppelten Widerspruch aufrecht zu erhalten, erstens, daß die primitive, embryonische Gestalt, in der ein Princip zum ersten Mal in die Geschichte tritt, vollkommenes Muster für alle späteren Zeiten sein soll und zweitens, daß Jesus, der von dem späteren kirchlichen Dogma seiner Gottmenschheit eingestandener Maaßen noch keine Ahnung hatte, doch das Wiedermann'sche Erlösungsprincip der immanenten concret-monistischen Gottmenschheit als lebendiger Quellpunkt seines religiösen Geisteslebens in seinem Bewußtsein getragen haben soll.

Pfleiderer hält zwar einerseits an der historischen Fiction Wiedermanns fest, daß Jesus die erste Verwirklichung des immanenten Erlösungsprincips und als solcher zugleich absichtlicher Stifter der christlichen Erlösungsreligion gewesen sei, aber andererseits ist er sich doch bewußt, daß diese Auffassung nur dazu ausreicht, eine gewisse historische Pietät vor Jesus zu begründen, aber nicht dazu, ihn als persönlichen Erlöser zu verehren. Er empfindet daher bereits das Bedürfniß, das naive Quiproquo Wiedermanns näher zu rechtfertigen und versucht dies durch den Begriff der „symbolischen Personification“, d. h. „eines zwischen Geschichtlichkeit und Idealität schwebenden Urbilds“. Nicht der historische Jesus ist Erlöser, auch nicht der ideale Christus der Kirchenlehre, sondern die symbolische Personification des unpersönlichen, wie geistigen Erlösungsprincips, welche ich mir mit dem geschichtlichen Jesus verknüpfen soll. Dieses fictive Symbol würde etwa mit den Vorstellungen von Engeln und Teufeln oder der Verehrung von Heiligenbildern auf eine Linie zu stellen sein, deren ästhetisch-cultischen Werth Pfleiderer gleichfalls im symbolischen Sinne gewahrt wissen will; aber der diesem fictiven Symbol nachgerühmte pädagogisch-didaktische Werth für die Mittheilung und Belebung des Erlösungsprincips innerhalb der Gemeinde dürfte ebenso gut an den bloßliegenden inneren Widersprüchen desselben zerfallen wie der nämliche Werth, den Wiedermann der begrifflich preisgegebenen Vorstellung eines persönlichen Gottes beimißt.*)

Am meisten Sorgfalt verwendet Lipsius auf die secundäre Verschmelzung der primär aufgelösten Bestandtheile: Princip und Person. Er ist sich einerseits klar darüber, daß die Continuität mit dem Christenthum nur dann festzuhalten ist, wenn der Versuch gelingt, das im Denken unter-

*) Die genaue Kritik der Pfleiderer'schen Ansicht findet man in meinem Aufsatz: „Der speculative Protestantismus der Gegenwart“ (Unsere Zeit 1879 Heft 10).

schiedene Ideale und Historische im Glauben wieder. „zusammenzuschauen“ (Dogmatik § 552), und kann sich andererseits nicht verhehlen, daß alle bisherigen Versuche dieser Art, nicht nur Diejenigen der Vermittelungstheologie, sondern auch Diejenigen des vulgären Liberalismus und der speculativen Dogmatik, mißlungen sind (§ 621). Er geht also an seine Aufgabe mit dem vollen und klaren Bewußtsein heran, daß in ihr die Krisis des Christenthums steckt, daß ihre Unlösbarkeit das definitive Ende der specifisch christlichen Erlösungsreligion bedeuten würde, und daß ihre Lösung bisher noch nicht gefunden ist, also auch nicht ohne Schwierigkeiten sein kann.

„Die heut zu Tage in liberalen Kreisen durchschnittlich herrschende Auffassung der Person Jesu“ findet er hauptsächlich darum so unzulänglich, weil sie sich der Erwägung völlig entzogen hat, „daß ein in seiner Art Schöpferisches überhaupt nicht nachgeahmt, sondern wieder nur auf schöpferische Weise neu erzeugt werden könne“, d. h. weil sie in Jesus nur die vorbildliche Vollendung seiner individuellen Religiosität, aber nicht die Verkörperung eines ewigen, univervellen, immanenten Princips sieht, oder mit anderen Worten: weil sie an ihm nicht mehr den Erlöser, auch nicht mehr der Stifter einer Erlösungsreligion, sondern nur den Propheten einer geläuterten Gesetzesreligion besitzt.*) In der speculativen Dogmatik gewinnt die lehrhafte und vorbildliche Function des prophetischen Amtes allerdings eine erhöhte Bedeutung durch die Annahme, daß es das immanente Erlösungsprincip, d. h. die Idee der allgemeinen Gottmenschheit gewesen sei, welche von Jesus als Evangelium zuerst gelehrt und vorbildlich an seiner Person verwirklicht worden sei; aber Lipsius muß eingestehen, daß auch in diesem Falle „die bleibende Bedeutung seiner Person nicht einzusehen wäre“. „Vollends die bloße Symbolisirung der Idee in Jesu Person läßt seine geschichtliche Bedeutung für die concrete christliche Gemeinschaft erst recht unerklärt. Dem persönlichen Haupte der religiösen Gemeinde wird dann ein abstract-unwirkliches Idealbild untergeschoben, das die Gemeinde nur zufällig mit seiner Person in Verbindung setzt. Die vermeintliche, allgemein-menschliche Wirksamkeit dieses Idealbildes ist aber einfach eine Täuschung, möge dasselbe nun wirklich als religiöses Ideal (wie bei Pfleiderer), oder nur als moralisches Vernunftsideal (wie bei Kant), als ästhetisches Ideal sittlicher Schönheit, als philosophisches Ideal des Selbstbewußtseins des Absoluten (wie bei Hegel), oder gar als Menschheitsideal überhaupt vorgestellt sein“ (§ 621)

*) Ich habe die Unzulänglichkeit dieses Standpunktes in meiner Schrift: „Die Selbstzersehung des Christenthums und die Religion der Zukunft“ in den Abschnitten 6 und 7: „Die Unchristlichkeit und die Irreligiosität des liberalen Protestantismus“ erörtert, und kann mich einer Bestätigung meines Urtheils aus dem liberalen theologischen Lager nur freuen, da den zahlreichen Bestätigungen desselben von positiv kirchlicher Seite, als dem Ausdruck bloßer Schadenfreude, liberalerseits jedes Gewicht abgesprochen wurde.

Diese durchaus richtige Kritik der mißlungenen Vermittlungsversuche läßt es angezeigt erscheinen, vor der Betrachtung des eigenthümlichen Lipsius'schen Vermittlungsversuches darauf Acht zu geben, ob Lipsius nicht doch jene kritisch abgewiesenen Lösungen des Problems selbst benutzt, wenn auch erst in zweiter Reihe neben seiner eigenen, um sich über die Unzulänglichkeit der letzteren durch das vereinte Gewicht der übrigen hinweg zu täuschen. Dies ist nun in der That im ausgedehntesten Maße der Fall.

Als Urbild einer geläuterten religiösen Moralität will er Jesum ganz ebenso wie der vulgäre Liberalismus geltend machen, und doch ist dies in jeder Hinsicht unmöglich. Denn er muß selbst zugestehen, daß diese sittliche Urbildlichkeit sich nicht beziehen kann auf die besonderen sittlichen Lebensgebiete des Familienlebens, des Staates, der bürgerlichen Gesellschaft, der Kunst und Wissenschaft und so weiter, oder auf die besondere, ebenfalls theils geschichtlich, theils durch seinen individuellen Beruf bedingte Weise, in welcher seine sittliche Gesinnung zum äußeren Ausdruck kam" (§ 643); und doch bleibt offenbar nach Abstreifung alles Angegebenen von dem sittlichen Ur-Ideal nichts übrig als ein völlig abstracter, unlebendiger Schatten, der in keinem Sinne mehr den Werth eines persönlichen Vorbildes besitzen kann.

Was dem etwa noch verbleibenden Rest auch jeden abstracten vorbildlichen Werth benimmt, ist der Umstand, daß alles Leiden und Thun in dem historischen Jesus durch das Bewußtsein seiner jüdischen Messianität, durch den Glauben an seinen einzigartigen Beruf als künftiger Messias, central bestimmt und bedingt ist, und daß hierdurch alle seine Tugenden aus einer motivirenden Quelle stammen, die allen auf sein Vorbild Verwiesenen gänzlich fehlt. Der Gedanke, sich der überschwenglichen Herrlichkeit und Ehre der Messiasstellung in seinem präcursorischen Erdenleben nicht unwürdig machen zu dürfen, war für sich allein schon ein Motiv, das seine Geduld und Thatkraft zu den äußersten Opfern spornen und anspannen mußte. „Auch die Bedeutung seines Todes bezieht sich in erster Reihe auf sich selbst; die freiwillige Uebernahme des Leidens bis zum Tode ist ihm ein nothwendiger Bestandtheil in der Ausübung seines Messiasberufes" (§ 648). Sein Berufsgehorsam und seine Berufstreue erscheinen untrennbar verknüpft mit der Aussicht auf die baldige transcendente Erhöhung zum König der Jahuistischen Theokratie, und erhalten dadurch eine unnachahmliche Färbung und Motivationsgrundlage, einen schlechtthin einzigartigen Charakter, der ihren Vergleich mit zweifellos uneigennütziger Tugend ausschließt.

Wie an der religiös-sittlichen Vorbildlichkeit Jesu, so hält Lipsius auch an der speculativen Fiction fest, daß in Jesus das zuverlässige Wissen um das vollkommene religiöse Verhältniß und die persönliche Verwirklichung der Gottmenschheit in die Geschichte eingetreten und zwar zum ersten Male eingetreten sei (§ 652—655). Den Widerfinn einer solchen Behauptung sucht Lipsius dadurch abzustumpfen, daß er erstens im Gegensatz zu Wiedermann und Pfleiderer die Gottmenschheit als reale Einigung des persönlichen

Gottes mit dem Menschengesist zur Einheit persönlichen Geisteslebens hinstellt und zweitens den so mit einem inneren Widerspruch behafteten Begriff der Gottmenschheit in den mehr neutralen Ausdruck „des vollkommenen religiösen Verhältnisses“ abschwächt, der in zweideutig schillernder Weise bald das religiöse Immanenzverhältniß, bald das Verhältniß einer bloßen Liebesgemeinschaft mit einem transcendenten Gott bezeichnen kann. Mit solchem Einlenken in die Bahnen der Vermittlungstheologie führt Vipsius auch zu gleichen Zielen wie diese, d. h. er giebt den wesentlichen religiösen Gehalt (die wahrhafte Einheit des gottmenschlichen Geisteslebens) preis, ohne doch die einer Continuität mit dem Christenthum im Wege stehenden Widersprüche zu überwinden. Dasjenige Princip, durch welches die speculative Theologie sich von dem vulgären Liberalismus unterscheidet, ist in das Bewußtsein Jesu schlechterdings nicht hineinzunehmen, ohne aller Geschichtlichkeit auf das Schreiendste Hohn zu sprechen.

In noch weit schlimmerem Sinne beschreitet Vipsius die Bahnen der Vermittlungstheologie, wo er den dritten der kritisirten Vermittlungsversuche, die symbolische Personification des abstracten Ideals, sich aneignet. Dies thut er in dreifacher Hinsicht: in intellectueller, moralischer und religiöser. In der ersten Beziehung räumt er ein, daß an dem historisch gegebenen Selbstbewußtsein Jesu gemessen „das echte Christenthum, wenn nicht schon bei seinen Jüngern, so jedenfalls bei Paulus verloren gegangen, um von der späteren Entwicklung des kirchlichen Dogma völlig zu schweigen“ (§ 607); und doch personificirt er in symbolischer Weise das Ideal eines vollkommenen Wissens um das religiöse Princip, und verknüpft diese Personification mit dem ihr widersprechenden, primitiv unvollkommenen Selbstbewußtsein Jesu (§ 652). Ebenso räumt er in der zweiten Beziehung ein, daß wir von der Unschuldlichkeit Jesu keine geschichtliche Kunde haben und haben können, personificirt aber das abstracte Ideal der Sündenreinheit zu einem jeder möglichen Versuchung obliegenden Menschen, und identificirt diese symbolische Personification mit dem historischen Jesus, ohne an der geschichtlichen Willkür und dem philosophischen Widerspruch eines solchen Verfahrens Anstoß zu nehmen (§ 649—651).

Endlich räumt er in der dritten Beziehung ein, daß die reale Einigung Gottes und des Menschen zur Einheit persönlichen Geisteslebens, oder das vollkommene, religiöse Verhältniß der Immanenz Gottes im menschlichen Geiste ein unpersönliches Princip ist, welches der christliche Glaube als den heiligen Geist, d. h. aber als „den göttlichen Geist in seiner Immanenz“, bezeichnet (§ 678—679). Gleichwohl soll auch dieses Ideal des unpersönlichen religiösen Principes der es vernichtenden symbolischen Personification nicht entgehen, und der Glaube genöthigt sein, eben das, was er als Wirkung des heiligen Geistes auffaßt, auch wiederum zugleich als Wirkung des erhöhten Christus anzusehen; ja sogar diese symbolische Personification soll mit dem geschichtlichen Jesus so identificirt werden, daß durch die Beziehung der

Wirkungen des heiligen Geistes auf die symbolische Personification des erhöhten Christus erwiesen werde, daß der vor 1800 Jahren verstorbene Jesus sich als der Lebendige durch seine geistige Gegenwart in der Gemeinde bethätige und darum „kein Raub des Todes geworden sein könne“ (§ 670). Damit noch nicht genug, wird das symbolisch personificirte Ideal des religiösen Verhältnisses, insofern es den immanenten Gottesgeist als seine eine Seite enthält, mit einer eigenen (nämlich immanenten) Subsistenzweise Gottes gleichgesetzt, also, da jenes Ideal mit dem historischen Jesus identificirt ist, die „Gottheit“ Jesu Christi proclamirt, freilich mit dem Vorbehalt, daß dieselbe nur für den religiösen Glauben, nicht für das Denken Geltung haben solle (§ 655). Dergleichen Behauptungen würden uns nach den vorausgeschickten Prämissen und, nach der scharfen Verurtheilung der Vermittelungstheologie ein psychologisches Räthsel aufgeben, wenn wir uns nicht rechtzeitig erinnerten, daß es ein christlicher Theologe ist, von welchem sie aufgestellt werden. Die erhoffte „Wirkung“ solcher überschwänglicher symbolischer Personificationen, solchen Schwebens zwischen symbolischer Idealität und historischer Realität, ist „einfach eine Täuschung“. Vipsius vergißt, daß das heutige fromme Gemeindebewußtsein nur darum den historischen Jesus mit dem idealen Christus „zusammenschaut“ und Jesus den Christ in dieser tatsächlichen Verschmelzung zu seinem Inhalt hat (§ 624), weil es entweder noch auf dem Boden der Kirchenlehre, oder doch noch unter den unwillkürlichen und unverstandenen Gefühlsnachwirkungen der erst vom abstracten Denken überwundenen Kirchenlehre steht, daß aber das Verlassen der ersteren und das Schwinden der letzteren nur noch eine Frage der Zeit ist, und durch nichts wirksamer beschleunigt wird, als durch Theologen von seinem Schlage.

Nachdem wir so gesehen haben, in welchem Maße Vipsius selbst von Vermittelungsversuchen Gebrauch macht, deren Unbrauchbarkeit er bei seinen Vorgängern kritisch nachgewiesen, und in welchem Grade er bei dieser Verwendung die Fehler seiner Vorgänger übertreibt, kommen wir zu dem ihm eigenthümlichen Vermittelungsversuch. Er behauptet, Jesus sei darum als der geschichtliche Erlöser zu betrachten, weil er die wenn auch nur indirecte geschichtliche Bedingung für die Heilserlangung des Einzelnen sei, insofern er diejenige religiöse Gemeinschaft gegründet habe, durch deren geschichtliche Vermittelung allein das Individuum zur persönlichen Verwirklichung der ewigen Heilsordnung gelange.

Selbst wenn man zugeben wollte, daß für den Einzelnen die christliche Religionsgemeinschaft Bedingung der Heilserlangung und Jesus der Gründer dieser Religionsgemeinschaft sei, so würde man ihn darum doch nicht als persönlichen Erlöser im geschichtlichen Sinne des Wortes bezeichnen können. Dies ist schon durch die Mittelbarkeit der Beziehung zwischen ihm und dem heut lebenden Individuum ausgeschlossen; nicht Jesus wäre dann mein Erlöser, sondern der oder die Prediger oder Frommen, welche das religiöse Bewußtsein im Sinne des Erlösungsprincips in mir geweckt und entfaltet

haben. Nur zu meinen religiösen Erziehern und Lehrern kann ich in einem persönlichen Verhältniß stehen; indirect kann ich meine Pietät und Dankbarkeit höchstens noch auf die zweite Generation ausdehnen, und auch das nur in dem Falle, wenn der für meine religiöse Entwicklung maßgebende Fromme mir durch anschauliche Schilderungen seines Erweckers dessen Persönlichkeit menschlich nahe bringt. Aber eine Ausdehnung persönlicher Gefühle auf die dritte Generation ist schon psychologisch unmöglich, geschweige denn eine Ausdehnung auf mehr als fünfzig Generationen persönlich ganz unbekannter Vermittler, an deren Anfang dann endlich eine von der Tradition festgehaltene Persönlichkeit steht.

Auch abgesehen von der weitsehriffigen Mittelbarkeit dieser geschichtlichen Vermittlung ist doch die dankbare Pietät, welche ich einem religiösen Erzieher oder Lehrer widme, etwas specifisch anders als das Gefühl, mit dem ich meinen persönlichen Erlöser betrachten muß. Ist das Erlösungsprincip ein immanentes, das nur in mir schlummert und der Erweckung durch äußere, geschichtlich an mich herantretende Einflüsse bedarf, so ist derjenige Mensch, welcher mir diesen unschätzbaren Dienst leistet, doch immer nicht mein Erlöser, sondern nur mein Erwecker zu nennen, und noch weniger verdient der Erwecker meiner Erwecker den Namen meines Erlösers.

Die Erinnerung an den ersten Erwecker dieses in der Menschheit schlummernden Erlösungsprinzips könnte völlig im Dunkel der Zeiten erlöschen sein, oder sich irrthümlicher Weise auf eine falsche geschichtliche Persönlichkeit gelenkt haben, — wenn nur die geschichtlichen Fortwirkungen der ersten Erweckung nicht wieder erlöschen, so hat das gar nichts zu sagen, ist vielmehr bei Annahme eines immanenten Erlösungsprinzips und einer ewigen Heilsordnung für das praktische religiöse Bewußtsein der Menschheit schlechthin gleichgültig, wie wichtig auch die Frage nach dem ersten Anstoß dieser Bewegung für das theoretische geschichtliche Bewußtsein der Menschheit bleiben mag. So gewiß die von Euklid entdeckten geometrischen Wahrheiten der Menschheit dadurch nicht verloren gehen und nicht geschädigt werden würden, wenn der Name Euklids aus dem Gedächtniß der Menschen verschwände und seine Werke jetzt verloren gingen, so gewiß wird das einmal geweckte immanente Erlösungsprincip um nichts stärker oder schwächer fortwirken, mag nun Jesus mit dessen ersten Erwachen in der Menschheit etwas zu schaffen haben oder nicht. Wenn er wirklich der erste Erwecker dieses Prinzips wäre, so wäre das ein historisch recht interessantes, aber religiös irrelevantes Factum, das auch nicht entfernt dazu berechtigen könnte, ihn als Erlöser zu bezeichnen.

In Wirklichkeit aber hat Jesus ebensowenig wie Moses oder Muhammed das immanente Erlösungsprincip im Menschheitsbewußtsein geweckt, und die ganze von Lipsius construirte mittelbare geschichtliche Beziehung zwischen Jesus und dem immanenten religiösen Bewußtsein eines heut lebenden Lipsiusianers beruht auf einer Reihe von historischen Fiktionen.

Eine Fiction ist es zunächst, daß eine der heute bestehenden christlich-

religiösen Gemeinschaften durch Darstellung ihres specifischen Glaubensinhalts das immanente Erlösungsprincip in einem Menschen zu wecken im Stande sei. Im Gegentheil huldigen alle, so weit sie noch christlich sind, dem entgegengesetzten transcendenten Erlösungsprincip und thun, was sie können, um das Auftauchen des immanenten Erlösungsprincips im Bewußtsein der Menschen zu verhindern und zu erschweren; so weit aber in ihnen das immanente Erlösungsprincip Eingang gefunden hat, so weit haben sie mit oder ohne Bewußtsein den Standpunkt der specifisch christlichen Erlösungsreligion verlassen und mit dem entgegengesetzten vertauscht, wie dies die vorhergehenden Darstellungen zur Genüge erkennen lassen. Eine zweite Fiction aber ist, daß Jesus als der bewußte und vorsätzliche Stifter der christlichen Religion, wie sie heute besteht, zu bezeichnen sei. Er hat weder die christliche, noch überhaupt eine neue Religion, ja nicht einmal eine jüdische Secte stiften wollen, und die Religion, welche — auf Grund seiner Hinrichtung und auf Grund der aus seiner Jüngerschaft sich bildenden jüdischen Secte — von Paulus gestiftet worden ist, ist so wenig sein Werk, daß er ihre Grundlehren, wenn sie ihm zur Kenntniß gelangt wären, mit Staunen und Unwillen abgelehnt haben würde.

Was die erste der beiden Fictions betrifft, so fehlt es Vipsius allerdings an einem klaren Bewußtsein über dieselbe, da er sich einbildet, vermöge seines ihm gelungen scheinenden Vermittelungsversuchs principiell noch innerhalb des Christenthums oder wenigstens in geschichtlicher Continuität mit demselben zu stehen: dieser Schein wird aber zerstört durch den Nachweis, daß auch sein Vermittelungsversuch mißlungen ist. Was hingegen die zweite Fiction betrifft, so beweisen die §§ 862—865 seiner Dogmatik, daß Vipsius sich den fictiven Charakter derselben unmöglich verhehlt haben kann, und daß wieder nur die Rücksicht auf den theologischen Verus die Festhaltung derselben psychologisch erklärlich macht. Es genügt aber schon, den fictiven Charakter einer dieser beiden Voraussetzungen anzuerkennen, um die Continuität zwischen Jesus und dem Standpunkt der immanenten Erlösungsreligion zu durchschneiden, d. h. seinem Vermittelungsversuch den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Die Vermittelung mußte scheitern, weil sie Unmögliches anstrebte; die widerspruchsvollen Bestandtheile des kirchlichen Christusbildes schließen jede nachträgliche künstliche Wiederverschmelzung durch dieselben Widersprüche aus, durch welche sie die allmähliche Zersetzung der unbewußt erwachsenen kirchlichen Identification zur logischen und geschichtlichen Nothwendigkeit machten. Die Vermittelung muß deshalb nothwendig immer wieder scheitern, so oft sie versucht wird, und mit welchen Mitteln sie ferner versucht werden mag; aus wie achtenswerthen Gesinnungen auch alle diese Bemühungen zur Beschwörung der acuten Krisis des Christenthums entspringen mögen, sie sind von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagen, weil das mit logischen Widersprüchen Behaftete höchstens erträglich scheint, sofern es ein unbewußt

und organisch erwachsenes, ein mit objectiver geschichtlicher Nothwendigkeit gewordenes ist, aber unerträglich, wenn es als ein mit tendenziösem Bewußtsein erkünsteltes und erquältes, als ein subjectiv gemachtes hervortritt.

Alle Rettungsversuche der modernen Theologie haben den gemeinsamen Fehler, daß sie den neuen Wein in alte Schläuche füllen wollen; aber der junge gährende Wein muß ganz gewiß die alten Schläuche sprengen, die schon den alten Wein nicht mehr zu halten vermochten. Als der wahrste Freund der Religion muß unter solchen Umständen derjenige sich erweisen, welcher vor dem Fortsetzen der vergeblichen Bemühungen warnt, die nothwendig dazu führen müssen, daß beim Versten der alten Schläuche viel edler religiöser Gehalt in den Sand verrinnt, — und welcher dazu ermahnt, auf die rechtzeitige Beschaffung neuer Behälter für den wirklich schon vorhandenen und in der Stille reisenden Wein bedacht zu sein. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß sowohl von den Vertretern des Alten, als auch von denen, welche die Form höher schätzen als den Inhalt, ein solcher der Feindschaft gegen die Religion gezogen wird. „Auf jeder höheren religiösen Entwicklungsstufe nämlich wird“, sagt Lipsius (§ 85), „im Interesse der Reinheit des religiösen Glaubens, eine Kritik gegen sinnliche Vorstellungsformen geübt, welche den Anhängern des Alten als Leugnung des religiösen Gehaltes selbst erscheint, weil jene Kritik nothwendig scheiden muß, was für die hergebrachte religiöse Vorstellung noch ein untrennbares Ganzes bildet. Während sich nun sonst der reflectirende Verstand mit jener kritischen Arbeit begnügt, ist er hier in den Dienst eines religiösen Interesses genommen. Aber eben dieses religiöse Interesse wollen die Vertreter des Alten, weil sie jenes Bedürfnis der Scheidung nicht spüren, bei den Andern nicht gelten lassen, erklären es also für ein fälschlich vorgegebenes“. Wenn es „die Aufgabe einer wirklich wissenschaftlich gehaltenen Dogmatik“ ist, „die Unterscheidung des bleibenden religiösen Gehaltes und seiner wechselnden vorstellungsmäßigen Form durch strenges wissenschaftliches Denken zu vollziehen“ (§ 92), so haben Lipsius, Wiedermann und Pfleiderer diese Aufgabe erst unvollständig gelöst, weil die Scheu vor der überlieferten Form sich noch als zu mächtige Fessel ihres Geistes erwies.





Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862.

Don

Friedrich Oetker.

— Kassel. —

Iden Winter von 1861 auf 1862 mußte ich am Genfer See zu-
bringen. Mein Gesundheitszustand hatte sich im Laufe des
Frühjahrs 1861 so sehr verschlechtert, daß ernstlich für mein
Leben gefürchtet wurde. Daneben war ich auch sonst bedroht.
Da man mir mit allen gerichtlichen und polizeilichen Maßnahmen nicht hatte
beikommen können, so war der Kurfürst auf den Gedanken gerathen, ob nicht
durch einen unmittelbaren Befehl an die Gensdarmarie an's Ziel zu gelangen
und ich wieder wie 1850, im Kastell in Sicherheit zu bringen sei.

Es soll darüber zu langen und erregten „Erörterungen“ gekommen sein.
Noch während der Verathungen erhielt ich aber Kenntniß davon, als ich eben
zu Tisch saß. Da ich stets auf dergleichen vorbereitet war, so ließ ich mich
in meinem Wahl nicht stören, gab aber doch den Besorgnissen Anderer nach,
und saß, vielleicht noch ehe man im kurhessischen Schlosse zu Ende gediehen
war, in einem Wagen, der mich nach Münden brachte. Dort empfingen mich
bewährte Freunde in einem abgelegenen Gebäude und als sich im Laufe des
Nachmittags nichts Verdächtiges bemerkbar machte, fuhr ich Abends mit der
Eisenbahn nach Braunschweig weiter.

Wider alles Vermuthen bekam mir der plötzliche unfreiwillige Auszug
eher gut als schlecht. Ich fühlte mich wenigstens kräftig genug, noch einige
Vorkehrungen für den Fall meiner längern Abwesenheit von Kassel einzuleiten.
Namentlich war es die Wahlgesetzfrage, welche mich in fortwährender Sorge
erhielt. Ich mußte nur zu gut, daß gar Mancher sich lediglich hatte mit-
fortreißen lassen und daß man eben so leicht wieder der gegentheiligen Ansicht
sich zuwenden würde, wenn hierfür eine energische Persönlichkeit ohne gehörigen
Widerstand sich erhöhe. Und doch war es nach meiner Auffassung von

wesentlichster Bedeutung für den ganzen Kampf, der Masse der Bevölkerung nicht mit Halbheiten und Spitzfindigkeiten zu kommen, sondern in aller Einfachheit voll und ganz am Rechte festzuhalten. Das sogenannte Wahlgesetz bildete nach ausdrücklicher Bestimmung einen „Bestand-Theil der Verfassung“; es enthielt nicht blos Wahlbestimmungen, sondern auch die Vorschriften über Zusammensetzung der Landesvertretungen selbst. Wie wäre es nun möglich gewesen, das Eine ganz anders zu behandeln, als das Uebrige? Wenn man die Zusammensetzung der Volks-Vertretung preisgeben konnte und wollte, wie war es denkbar, dem Volke klar zu machen, daß es nothwendig sei, die Verfassung selbst festzuhalten?

Gleichwohl war die Zahl der entschiedenen Anhänger des sogenannten Wahlgesetzes unter den gebildeteren Verfassungskämpfern in Kassel nur sehr gering . . .

Einen besondern Dienst leistete der Oberhofprediger und Consistorialrath Meyer in Koburg, ein geborener Kurhesse, der Sache des Rechts. Auf meinen Wunsch säumte er nicht, herbeizueilen, und wußte dann so kurz und eindringlich zu reden und zu handeln, daß er von Denjenigen, die mir besonders Sorge machten, das Wort erhielt, unter allen Umständen festhalten zu wollen.

Zu den entschiedenen Anhängern des Wahlgesetzes gehörten außerdem zwei Auswärtige von Bedeutung: H. v. Bennigsen und Freih. v. Roggenbach. Beide standen unwandelbar zu mir, als sich's gar bald um einen ernstern Angriff handelte.

Raum hatte ich nämlich den Rücken gewendet und mich am alten Leman etwas eingerichtet, so begannen schon in Kassel die Versuche von Neuem, die Verfassungsbestrebungen von der Wahlgesetzfrage zu trennen. Ich vermag nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ob die eigentliche Anregung hierzu mehr von dem preussischen Gesandten v. Sydow oder von einem Kasseler, mit dem derselbe besonders bekannt war, ausgegangen ist. Für zweifellos halte ich's aber, daß nachgehends Herr von Sydow und der Regierungsrath Ed. Wiegand zu Kassel im besten Einverständnisse dieserhalb waren.

Wiegand war mein ältester und vertrautester Freund in Kassel. Vor dem erneuten Verfassungskampfe hielt er sich anfangs völlig fern; ja er hegte in dieser Hinsicht so viel Vorsicht und Bedenken, daß er wiederholte Briefe, die ich noch von Belgien aus an ihn richtete, ganz unbeantwortet ließ. Beim Wiedersehen im Herbst 1859 ging er sogar eine Wette mit mir ein, daß die ganze Sache im berliner Sande verlaufen werde.

Anfangs sagte mir seine Zurückhaltung wenig zu. Dann aber bekräftigte ich ihn geistlich darin. Als ich mir nämlich die Maßnahmen vergegenwärtigte und durchdachte, die im Falle eines günstigen Ausgangs des Streits erforderlich sein würden, erschien mir Wiegand die geeignetste Persönlichkeit, zwischen dem Kurfürsten und dem Lande den alten Zustand der Dinge und damit den Frieden wieder herzustellen.

Wiegand war schon in den Jahren 1848 und 1849 des „März-

ministers“ Eberhard rechte Hand gewesen; er war in allen Verwaltungszweigen des Landes bewandert wie Wenige; er war ein tüchtiger Jurist und ein noch besserer Verwaltungsmann; und mit Wem vor Allen konnte ich demnächst eine leichtere und heilsamere Verständigung voraussetzen, als mit dem alten, langjährigen Freunde?

In der That, Wiegand war der rechte Minister der Zukunft, und als später von Frankfurt und Karlsruhe aus Anfragen an mich ergingen, wer wohl der Mann sei, dem die Ausführung der künftigen Maßnahmen übertragen werden könne, zauderte ich nicht einen Augenblick, den Freund in erster Reihe zu nennen und auf's wärmste zu empfehlen.

Wie sehr war ich daher erstaunt, als mir kurz darauf einer der Anfragenden die vertrauliche Mittheilung machte, Wiegand stehe an der Spitze der Gegner des Wahlgesetzes. Auch von Kassel aus hatte ich schon deshalb einige Warnungen erhalten, sie aber bisher nicht sonderlich beachtet, weil ich Wiegands vorsichtiges Wesen kannte und ohnehin es noch deutlich im Gedächtnisse hatte, wie er 1848 und 1849 mit mir der festen und reiflich erwogenen Meinung war, daß in dem damals verhandelten Wahlgesetze die relativ beste Vertretung für Hessen enthalten sei.

Bald indessen wurden die Anzeichen so zahlreich und so dringend, daß ich den Ernst der Lage nicht mehr verkennen konnte, und nun an Wiegand selbst und an seinen thätigsten und tüchtigsten Genossen W. um Aufklärung schrieb. Zugleich setzte ich den Telegraphen und die Post in einer Weise in Bewegung, daß es das Stammen meiner Hausgenossen erregte.

Endlich kamen denn auch Aufschlüsse. W. schrieb offen und voll Zuversicht, W. mehr zurückhaltend und ausweichend. Jener sprach bereits von einer „Partei“ im Gegensatz zur meinigen, schob mir alle „Verantwortlichkeit“ zu, wenn schließlich die Sache mißlinge u. s. w. u. s. w.

Das ging mir nun doch über den Spas. Ich faßte die Angelegenheit jetzt etwas schärfer ins Auge und war zum Aeußersten entschlossen, wenn es nöthig sein sollte.

Doch schien das Beginnen einstweilen in sich selbst zu erlahmen: Oberpostmeister Rebelthau, auf den man ganz sicher gerechnet zu haben schien, erklärte in Folge der Unterredung mit Meyer, von einem Aufgeben des Wahlgesetzes könne gar nicht mehr die Rede sein, und Friedrich Pfeiffer in Bremen, an den man sich gleichfalls wandte, war so klug, erst bei Wenigsten anzufragen, und dieser rieth natürlich auf's entschiedenste ab und gab mir sofort davon Nachricht.

Allein damit war die Gefahr noch nicht vorüber. Man ging vielmehr im Stillen weiter, und zwar so weit, daß von Berlin aus selbst die Möglichkeit, nach dem Wahlgesetze von 1849 wählen zu lassen, bestritten wurde: denn zu den Wahlen sei auch die Mitwirkung von Bezirksräthen erforderlich, diese beständen aber nicht mehr und könnten auch nicht wieder ins Leben gerufen werden, weil die betreffende Wahlordnung erloschen sei.

Als mir von Süddeutschland aus hierüber Mittheilung zuing, fiel mir's zwar nicht schwer, diesem neuen Hindernisse sofort zu begegnen: ich brauchte nur auf die absichtliche oder auf die in grenzenlosester Unwissenheit vorgekommene Nichtbeachtung eines ganzen Gesetzes hinzuweisen, denn die vermißte Wahlordnung war am 10. März 1850, sogar von Hassenpflug selbst gegengezeichnet, wirklich erlassen worden; allein ich erkannte immer mehr, welche Schwierigkeiten noch zu überwinden seien.

Inzwischen hatte sich Oesterreich, das ein alleiniges Vorgehen Preußens besorgte, mit diesem zu einem gemeinsamen Antrage beim Bundestage verständigt. Am 8. März 1862 stellten die beiden Großmächte folgenden Antrag:

„In der Erwägung, daß die hohe Bundesversammlung sich ihre schließliche Erklärung über die Erledigung der Verfassungsangelegenheit des Kurfürstenthums Hessen vorbehalten hat, daß auf der Grundlage der Verfassungs-urkunden vom 13. April 1852 und 30. Mai 1860 ein Einverständnis zwischen der kurfürstlichen Regierung und dem Lande nicht hat herbeigeführt werden können; daß der Bundesbeschluß vom 27. März 1852, wenngleich er die bundeswidrigen Bestimmungen der früheren Verfassungsgesetze nicht im Einzelnen bezeichnet hat; grundsätzlich doch nur eine Revision dieser Gesetze nach bundesrechtlichen Gesichtspunkten bezweckte; daß die endliche Herstellung eines gesicherten und allseitig anerkannten Rechtszustandes in Kurhessen im dringenden Interesse des Landes und des gesammten Deutschlands liegt — tragen Oesterreich und Preußen darauf an, die hohe Bundesversammlung möge die kurfürstliche Regierung auffordern: „unter Berücksichtigung der bundesrechtlich verbürgten Standtschaftsrechte der Mediatisirten und der Reichsritterschaft geeignete Einladung zu treffen, damit die im Jahre 1852 außer Wirksamkeit gesetzte Verfassung vom 5. Januar 1831, vorbehalten der zunächst auf verfassungsmäßigem Wege zu vereinbarenden Abänderungen, welche zur Herstellung der Uebereinstimmung mit den Bundesgesetzen erforderlich sind, wieder in Wirksamkeit trete“.

In diesem Antrage, der natürlich aller Orten und Enden das ungeheuerste Aufsehen erregte, war die Wahlgesetzfrage, wie man sieht, gar nicht ausdrücklich berührt. Mittelbar allerdings konnte auch das Wahlgesetz von 1840 als mitbegriffen angesehen werden, da dies ja einen „Bestandtheil der Verfassung“ ausmachte; allein die Gegner desselben legten sich die Sache anders zurecht und gaben ihr Streben noch nicht auf. Sie hielten die Ansicht fest, daß die preussische Regierung dem Wahlgesetze, als einem Erzeugnisse der Jahre 1848 und 1849, obwohl es auf zwei Landtagen, jedes Mal mit einer Mehrheit von drei Vierteln, völlig ordnungsmäßig zu Stande gekommen war, nicht gewogen sei, und daß namentlich der König selbst nicht gern davon höre. Auch schienen ihm Einige wirklich keinen inneren Werth mehr beizumessen, denn sie sprachen sich in der allergeringstschätzigsten Weise darüber aus; jedenfalls waren sie in aller Ehrlichkeit der

Meinung, einen Standpunkt besonderer staatsmännischer Klugheit einzunehmen, wenn sie, um die Hauptsache um so sicherer zu retten, ein Nebenstück in die Schanze schlugen.

Die mittelstaatlichen Regierungen, die s. g. Würzburger, einschließlich Kurhessens, schienen zunächst auf eine „Erläuterung“ des Antrags vom 8. März 1862 einwirken zu wollen. Selbst die liberalen Kleinstaaten waren dem nicht entgegen. Natürlich wollte jeder eine Erläuterung in seinem Sinne haben.

Hoggenbach arbeitete begreiflicher Weise auf eine ausdrückliche Erwähnung des Wahlgesetzes hin und hoffte mit mir auf den besten Erfolg. Ich konnte mir nicht denken, daß der österreichischen Regierung, nachdem sie sich einmal zu dem Hauptschritte verstanden hatte, noch irgend etwas an der Wahlgesetzfrage liege. Und die Mittelstaaten vollends! Welches Interesse konnten sie haben, noch unpopulärer zu werden, als sie ohnehin durch die kurhessische Angelegenheit schon geworden waren? Bayern insbesondere hatte an dem Ruhme, seine Truppen zu „Strafbayern“ hergegeben zu haben, noch schwer genug zu tragen. Herr v. d. Pfordten begriff das auch, und als er nachgehends in der Bundesversammlung Bericht zu erstatten hatte, war er am wenigsten ein Gegner des Wahlgesetzes. Ja, man schien sich fast in der Freundschaft für das volle Recht den Rang ablaufen zu wollen.

Um so auffallender war es, daß man in Kassel noch immer die von Eybow, wie R. meinte, „angezettelte Intrigue“ nicht aufgeben mochte.

Auch die kurfürstliche Regierung wollte sich noch nicht fügen. Nachdem drei Landtage, welche nach den verfassungswidrigen Bestimmungen gewählt worden waren, sich für unzuständig erklärt hatten, wurde eine vierte Versammlung vorbereitet, und zwar sollte dies Mal mit ganz besonderem Nachdruck verfahren werden.

Unterm 26. April 1862 erschien eine landesherrliche Verordnung, wodurch man sicher an's Ziel zu kommen gedachte. Nach § 1 sollte jeder Wähler und Wahlmann „vor der Wahl“ die Erklärung abgeben, „daß er die Wahl ohne irgend einen Vorbehalt vornehmen, bezw. die geschäftsordnungsmäßige Herstellung des durch die Verfassungsurkunde vom 30. Mai 1860 vorgezeichneten landständischen Berufs Seitens der Abgeordneten gewahrt wissen wolle“. Diese Erklärung sollte nach § 2 von den wahlleitenden Bürgermeistern protokolliert werden. Im Weigerungsfalle schrieb § 3 Nichtzulassung vor, und beim Zuwiderhandeln für die Wahl eine Strafe von 30 bis 50 Thaler.

Das war allerdings nicht übel ausgedacht. Die Gefahr lag nicht in der Mehrheit der Wähler, deren wir völlig sicher sein konnten, sondern in der Minderzahl: bei der großen Schwierigkeit, eine vollständige Wahlenthaltung herbeizuführen, waren Minderheitswahlen zu fürchten und man konnte mit Sicherheit annehmen, daß die Regierung auch mit einer aus solchen Wahlen hervorgegangenen Versammlung verhandeln werde.

Indessen wurde doch noch ein Ausweg gefunden, und die Verfassungsfreunde blieben guten Muths, indem eine ganze Reihe von Wahlen völlig vereitelt wurde. Da schritt der Bundestag selbst ein und beschloß am 13. Mai auf Antrag Preußens und zwar, so viel ich weiß, auf Eingebung Wiegands, die vorläufige Beibehaltung des Standes der Sache.

Der Kurfürst fügte sich, wenn auch erst nach langem Widerstreben, und nicht, ohne seinen Ministern ihre „Dummheit“ gehörig vorgehalten zu haben; den Wahlen wurde durch eine Verordnung vom 22. Mai Anstand gegeben.

Um dieselbe Zeit befand sich der General von Willissen in Kassel, um dem Kurfürsten ein Handschreiben des Königs von Preußen zu überreichen. Anfangs soll der Kurfürst die zu dem Ende erbetene Audienz ganz versagt, dann dieselbe zwar in Gegenwart zweier Minister gewährt, das ihm eingehändigte Schreiben aber uneröffnet und mit einer Miene zur Seite gelegt haben, die dem General von Willissen nicht angemessen erschien und ihn zur sofortigen Berichterstattung nach Berlin veranlaßte.

Das Genauere des Vorgangs ist bis jetzt nicht vollständig und nicht in glaubhafter Weise bekannt geworden. Als unrichtig kann jedoch das auch in der Kölnischen Zeitung berichtete Gerücht wohl angesehen werden, daß der Kurfürst das königliche Schreiben auf die Erde geworfen und mit Füßen getreten habe.

Wie dem auch sei, jedenfalls kann man sich denken, wie außerordentlich willkommen das Vorgefallene in Berlin erschien. Es wurde darin eine so wichtige Begebenheit erkannt, daß eine Genugthuung und eine Entlassung der Minister gefordert ward.

Am 15. Mai kehrte von Willissen nach Berlin zurück.

Am 17. Mai erfolgte dann das Ultimatum: Entlassung der Minister binnen 48 Stunden.

Das Buch über den „Fürsten Bismarck“ von Ludwig Hahn, Bd. I. S. 73 flg., giebt den Inhalt einer preussischen Note vom 18. Mai, wie folgt an: „Der General habe Kassel verlassen müssen, ohne daß der Kurfürst sich bewogen gefunden hätte, ihn nochmals zu empfangen . . . Der officiell vorbereitete Empfang des mit einer persönlichen Sendung beauftragten Generals, und die Gegenwart von zwei Ministerialvorständen bei demselben haben diesem Verfahren den Charakter eines Actes ausgeprägt, für welchen das gesammte Ministerium die Verantwortung trage“ . . . Der König wollte daher „in der sofortigen Entlassung der verantwortlichen Rathgeber eine entsprechende Genugthuung erblicken“.

Am 19. antwortete der Kurfürst, daß er sich „nicht bewogen finden könne, dem Verlangen des Königs von Preußen zu entsprechen“.

Am 20. Mai verließ der preussische Gesandte von Sybow Cassel.

Oesterreich und Sachsen machten zwar gegen das einseitige Vorgehen Preußens Vorstellungen; allein Graf Bernstorff, der seit einiger Zeit die auswärtigen Angelegenheiten in Berlin leitete, ließ sich dadurch nicht beirren,

und hörte auf den Rath Wiegands mehr als auf die Mahnungen der Verbündeten in Wien. Es wurden zwei Armeecorps nach den hessischen Grenzen hin in Bewegung gesetzt.

Inzwischen war ich am Genfer See unter mancherlei Wechselfällen und Krankenlagern soweit wieder gekräftigt worden, daß ich in den schönen Maizagen an die Heimreise denken konnte. Als Roggenbachs Einladung nahm ich meinen Weg wieder über Carlsruhe, besprach mit den Freunden Alles ausführlich und reiste dann der besten Hoffnungen voll nach Frankfurt weiter.

„Gut, daß Sie kommen“, sagte Robert von Mohl, der badische Bundestagsgesandte, als ich bei ihm eintrat; „ich habe da eben so'n Wiß bekommen in Betreff des Wahlgesetzes; wollen Sie sich das Ding mal ansehen?“ . . Ich erkannte sofort den Ursprung; doch handelte es sich in diesem Flugblatte nicht um Vorschläge zur Umgehung, sondern um solche zur Abänderung oder vielmehr zur Aufhebung des Wahlgesetzes, und zwar dergestalt, daß selbst die „Ritterschaften“ als besondere Wahlkörperschaften wieder hergestellt werden sollten.

Mohl theilte mir dann das Neueste in Betreff der Lage der Dinge mit, und meinte, ob es nicht gerathen sei, mich noch einige Tage von Rassel fern zu halten.

Man hatte mir allerdings eine Menge Warnungen zugespielt; allein was konnte mir eigentlich begegnen? Ein von Montreux aus erlassenes Flugblatt sollte zwar, Gott weiß, welche Verbrechen enthalten; aber bei Licht besehen, blieb doch nur eine unmittelbare Verwendung der Gendarmerie bedenklich, und der getraute ich mir schon zeitig ausweichen zu können.

Zunächst wandte ich mich an Wiegand und schlug ihm eine Zusammenkunft in Gießen vor. Als er darauf nicht einging, stand mein Entschluß fest; ich mußte den Stand der Dinge und die verfolgten Pläne um so mehr näher kennen lernen, als mir Wiegand trotz wiederholten Verlangens weder ein Programm noch den Entwurf zu einer Verordnung, wie ich solche mehrfach für nothwendig erklärt hatte, mittheilte. Ich ging nämlich von der Ansicht aus, daß Alles, was zu geschehen habe, mit einem Schlage in einem einzigen landesherrlichen Erlasse geschehen müsse, wenn man endlose Weiterungen vermeiden wolle. Ich kannte den Kurfürsten zu gut, um nicht doppelten und dreifachen Widerstand vorauszusehen, wenn er ein Mal zur Nachgiebigkeit genöthigt gewesen; und die preussische Regierung war doch unter allen Umständen nicht in der Lage, jeden Augenblick von Neuem mit Waffengewalt drohen zu können.

Am Abend des 21. Mai traf ich bei meinem Bruder mit Wiegand und B. zu einer Besprechung zusammen. Es kam dabei zu den heftigsten Ausritten, nur mein Bruder bewahrte Ruhe, nachdem ich ihn durch einige vertrauliche Winke in seinen durch Wiegand beeinflussten Anschauungen bedenklich gemacht hatte.

Anfangs suchte Wiegand mit seinen „Beziehungen“ zu wirken. Als ich ruhig bemerkte, daß ich diese recht gut kenne und auch meinerseits „Beziehungen“ habe, stuzte er etwas, und hob dann das Vaterland auf den Schild. „Ich werde Alles verderben; er aber könne nicht ruhig zusehen oder gar mitwirken, daß Hessen „zum Versuchskaninchen des Nationalvereins“ gemacht werde“ u. s. w.

Ich betonte, daß mir die deutsche Frage über Alles gehe, und selbst ein Unterliegen in Hessen für den Augenblick besser sei, als ein halber Sieg mit preisgegebenem Recht.

„Dein formelles Recht wirst Du vielleicht erhalten“, rief er; „aber zwei Kammern nachher! Was dann?“

„Dann werden wir uns wieder für unzuständig erklären, gerade wie bisher!“ erwiderte ich.

„Ja, ja, das Versuchskaninchen!“

W. versuchte meinem Widerstande in anderer Weise beizukommen. „Weil ich's ein Mal gesagt habe“, meinte er, „bleibe ich dabei“. Ich wollte nur vom einmal Erklärten nicht wieder abweichen. Allein auch der Hohn konnte mich nicht irre machen. Meine Ueberzeugung und meine Stellung zur Sache beruhten seit Jahren auf den allerreiflichsten Erwägungen; sie standen schon fest, noch ehe Andere nur an die Sache gedacht hatten, und die Besprechungen mit gewiegten Männern hatten mich nur darin bestärken können, ganz abgesehen von dem Einverständnisse der Streitgenossen im Nationalverein.

Als ich endlich meinerseits fragte, wie man denn die Sache im Uebrigen zu behandeln gedenke, ob W. ein Programm aufgestellt habe, erwiderte er, das Programm stehe erst in seinem Kopfe. „Aber es steht fest“, rief er weiter und zwar so laut, daß fast die Fenster zitterten, „wenn ein Landtag nach dem Gesetze von 1849 berufen werden muß — und ich sehe ein, daß der Unsinn nöthig sein kann — dann kommt nur ein einziges Gesetz zur Vorlage und nur ein einziger Paragraph, paragraphus unicus: „das Wahlgesetz von 1831 wird hergestellt“.

„Paragraphus unicus“, corrigirte mein Bruder lächelnd, während ich anheimgab, den Schlaf der Nachbarn nicht zu stören.

„Es macht mir aber Vergnügen so“, rief nun der Zukunftsminister humoristisch, und wir trennten uns um Mitternacht — ohne Ergebnis.

Am nächsten Abend ging der Lärm wieder an.

Wiegand gab nun unumwunden zu, daß der Durchgang durch 1849 unvermeidlich sei, nachdem selbst die Südstaaten, insbesondere Württemberg, sich dafür beim Bundestage ausgesprochen hätten. Dagegen müsse er darauf bestehen, „die Bestimmungen von 1831 einfach herzustellen; daher Gesetzvorlage mit einem einzigen Paragraphen, weil Anderes unmöglich sei“. Ferner erklärte er jetzt auf's Bestimmteste, daß er unter keiner Bedingung die Bildung eines Ministeriums übernehmen werde, wenn ich nicht meine Unterstützung zusage.

Man denke! Diese Unterstützung erkannte er jetzt als eine Nothwendigkeit offen an, und doch war er bisher jeder Verathung aus dem Wege gegangen, hatte alle meine Bitten und Warnungen unbeachtet gelassen, hatte mir weder Programm noch Entwürfe, noch irgend welche, auch die geringsten Vorschläge mitgetheilt u. s. w. Wie war das nur zu fassen? Und auch jetzt noch machte er keine Miene, das Versäumte nachzuholen, sondern verlangte einfach Zusagen.

Es schien mir fast, als verlasse sich W. auf ein Uebergewicht von Außen einerseits und auf meine Vaterlandsliebe andererseits, die schließlich in Gutherzigkeit oder Zagheit nachgeben werde.

Allein dies war denn doch, wenn er die Meinung wirklich gehegt hat, eine sehr irrige Annahme. Auf die einfache Herstellung der 1848 und 1849 nach unendlichen Mühen ordnungsmäßig aufgehobenen Bestimmungen von 1831, also namentlich auf Wiederbelebung der alten ritterschaftlichen Wahlkörper zc. konnte ich mich schlechthin nicht einlassen. Dazu war das Verhalten der Ritter in den ganzen Jahren der Hassenpflug'schen und Scheffer'schen Reaction und namentlich bei dem Verfassungsumstürze nicht angethan gewesen. Die Ritter und ihre „Erste Kammer“ hatten sich so wenig als ein Hort des Rechts und der Landesinteressen gezeigt, daß umgekehrt sogar der Minister Scheffer in seiner empörten Verbetheit sie eine „selbstsüchtige Rittercurie“ nannte.

Die einfache Beseitigung des Gesetzes von 1849 war auch im Hinblick auf seinen sonstigen Inhalt durchaus nicht nach meinem Sinn. Ich hielt vielmehr und halte noch jetzt die darin festgestellte Zusammenfassung der Landesvertretung für die beste, die in Hessen gefunden werden kann.

Begreiflicher Weise wurde daher auch am 22. Mai eine Verständigung nicht erzielt.

Am andern Morgen kam Wiegand allein. Er war inzwischen um vieles ruhiger und mittheilsamer geworden, und dies Mal fand wirklich eine gewisse Einigung statt. Ich sagte nämlich für den Fall der Nothwendigkeit, d. h. „der äußern Nothigung, zu den Bestimmungen von 1831 einfach zurückzukehren“, meine Mitwirkung dahin zu, daß wo möglich Einstimmigkeit oder doch eine Dreiviertelmehrheit der Stände herbeigeführt werde. Ich behielt mir aber die jeweilige Beurtheilung der Nothwendigkeitsfrage ausdrücklich selbst vor; denn Wiegand beharrte noch immer bei der Behauptung, daß eine solche Rückkehr durchaus nothwendig sei, wenn er mir auch vor der Hand nichts Näheres dieserhalb sagen dürfe.

Am 24. Mai wurde der preussisch-österreichische Antrag von der Bundesversammlung zum Beschluß erhoben. Am selben Tage reiste ich über Frankfurt und Weimar nach Berlin, um mich überall persönlich über den Stand der Dinge zu vergewissern.

Da erkannte ich denn bald, daß die Haupttriebfeder für die einfache

Rückkehr zum Wahlgesetze von 1831, wie ich längst im Stillen geahnt hatte, in Wiegand und seinen wenigen Anhängern selbst lag, und nicht in der preussischen Regierung. Am 30. schon mußte ich in dieser Beziehung über Wiegand ein hartes Urtheil fällen. Am 31. mahnte ich meinen Bruder, Wiegand nochmals an Programm und Verordnung zu erinnern; „mag er nur von jetzt an ehrlich Stand halten und nicht mehr opfern als nöthig ist, sonst kommen wir noch schwer an einander“.

Allein es kam kein Programm und kein Verordnungsentwurf! Vergebens rief ich den Herren in Cassel und Berlin zu: Sachen! Sachen! nicht bloß Personen!

Und dabei hatte man in leichtfertigster oder kurzschichtigster Weise vom Kurfürsten nicht etwa die Ernennung eines verfassungstreuen Ministeriums, sondern nur die „Entlassung der Minister verlangt“. Und das waren die „Staatsmänner“!

Am 7. Juni hatte ich eine einstündige Unterredung mit dem Grafen von Bernstorff. Das Ergebnis habe ich unmittelbar nachher niedergeschrieben und kann es daher fast wörtlich hier mittheilen:

Zunächst entschuldigte sich der Graf, daß er wegen eines andauernden Unwohlseins mich nicht schon früher habe empfangen können. In der That sah der Mann sehr angegriffen aus.

Preußen, versicherte Graf Bernstorff, werde unter allen Umständen — „selbst mit Waffengewalt und bis zur Bundes Sprengung“ — die Ausführung des Bundesbeschlusses, nämlich die „volle Rechts herstellung“ durch ein „verfassungstreu es liberales Ministerium“ herbeiführen, und sich den etwa abweichenden österreichischen Auffassungen widersetzen; mit einem scheinliberalen würzburger (mittelstaatlichen) Ministerium werde man sich nicht abfinden lassen, sondern auf gründliche Erledigung in preussischem Sinne und Interesse bestehen. Gegen das Wahlgesetz von 1849 habe man nichts! Er selbst habe diese offene Frage „so geerbt“. Die Anwendung oder die Abänderung eines Gesetzes sei innere Sache Kurheffens. Man habe sich nicht dafür erklärt, weil man sonst eine Verständigung mit Oesterreich erschwert haben würde; gehe ein liberales Ministerium im „Einverständnisse“ mit dem Lande darauf zurück, so werde man nichts dagegen einwenden, sondern die Minister dabei möglichst unterstützen. Dasselbe gelte in Betreff des Maßes der Abänderungen.

Ich: Also kann ich mit Zuversicht annehmen, daß die preussische Regierung die demnächstigen Minister hinsichtlich der Anwendung und möglichsten Beibehaltung der Bestimmungen von 1849 moralisch unterstützen wird.

Der Graf: „Darauf können Sie sich fest verlassen“ . . .

Ich: Preußen werde demnach keinerlei Nöthigung üben, das Wahlgesetz — mit Ausnahme der bundesrechtlichen Punkte — in einem bestimmten Sinne zu ändern.

Graf Bernstorff: Nein; ich betrachte das als einen innern Gegenstand.

Ich: Warum denn aber noch vor Kurzem verlangt worden sei, jenes Wahlgesetz aufzugeben:

Graf Bernstorff: Das ist ja gar nicht verlangt worden!

Ich: In Cassel sei behauptet, Preußen begehre eine Rückkehr zu den Bestimmungen von 1831 . . .

Graf Bernstorff: Niemals habe er dergleichen verlangt oder zu solchen „Unterstellungen“ irgend Anlaß gegeben. (Mit unwilliger Geberde und Stimme:) „Ich bin ja doch der Minister und müßte es wissen!“ — In Betreff der f. g. Bundeswidrigkeiten würden zunächst die künftigen Minister zu urtheilen und die „wenigen Bestimmungen“ suspendirt zu lassen haben.

Frage: Was Preußen thun würde, wenn bundestägige Feststellung der Punkte verlangt werden sollte und die Würzburger darauf eingingen? wenn ferner die Wahlgesetzfrage etwa von dem Bundestag gezogen würde.

B. schnell und heftig: Das werde Preußen nicht zugeben. Es sei eine verkehrte Auffassung, wenn behauptet werde, Preußen habe jetzt die Bundes-Competenz zu dergleichen Schritten anerkannt, das habe man nicht gethan das werde man nie thun.

Schließlich gab mir Graf B. noch eine besondere Adresse für vertrauliche Mittheilungen, um welche er bat, und ich schied mit dem Eindrucke, von einem Manne ernsten und graden Wesens die aufrichtigsten Eröffnungen erhalten zu haben.

Mit welchen Blicken ich dagegen nach Cassel sah, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

Inzwischen hatte ich auch mit den Freunden im preussischen Abgeordnetenhaus verkehrt, wo eben über eine Antwort auf die Thronrede verhandelt wurde. Man konnte sich dort lange Zeit nicht einigen, ob dabei der kurhessischen Angelegenheit gedacht werden solle oder nicht. Ich meines Theils vermochte auf die Frage wenig Gewicht zu legen und erklärte einfach, was man auch thue, wir in Hessen würden unter allen Umständen am Rechte festhalten.

Auf der Rückreise nach Cassel traf ich mit Wiegand in Neudieboldorf zusammen. Er hatte in Weimar eine Unterredung mit dem Minister von Winkingerode, dem ehemaligen kurhessischen Ministerialvorstande gehabt. Dieser war nämlich (nach meiner eigenen, früher erwähnten Ministerliste) zum künftigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Hessen ausersiehen, während Wiegand Minister des Innern werden sollte. —

Das Ministerium des Innern galt von jeher in Kurhessen für das wichtigste, weil es den umfassendsten und schwierigsten Geschäftskreis hatte. Das nominelle Haupt des neuen Ministeriums sollte aber doch nicht Wiegand, sondern ein Herr von Lohberg, einer der Adjutanten des Kurfürsten werden, der sich eines besondern Wohlwollens und Vertrauens desselben zu erfreuen schien. Dieser führte deshalb auch die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten und hatte

am 5. Juni den förmlichen Auftrag zur Bildung eines neuen Ministeriums erhalten, während Wiegand mit Loßberg und den übrigen Ministerkandidaten verhandelte.

Da ich noch eine Besorgung in N. hatte und einen andern Zug wählen mußte, lud ich Wiegand auf den Abend zu meinem Bruder ein. Er kam aber nicht. Dagegen fand am 10. Juni Morgens eine lange Unterredung zwischen uns statt.

Wiegand gab nun mit der unbefangenen Miene von der Welt zu, daß eine Nöthigung hinsichtlich der preussischen Regierung nicht bestehe, stellte aber jetzt sein „Verlangen als eine Ueberzeugungs- und Gewissenssache, als eine geschichtliche Forderung“ dar; endlich versicherte er, daß er als „Staatsmann“ so handeln müsse.

Es fehlte wenig, daß ich nicht in lautes Gelächter ausgebrochen wäre; allein ich bezwang meinen Unwillen, ich erkannte, wie sicher sich W. schon dünkte, und ich vergegenwärtigte mir schweigend, wie bedenklich es sein könne, jetzt, noch ehe es sich um bestimmte Vorlagen handelte, störend in den Gang der Dinge einzugreifen.

Auch hinsichtlich der Hassenpflug'schen, verfassungswidrig erlassenen „provisorischen Gesetze“, ergab sich eine Meinungsverschiedenheit zwischen W. und mir. Zum Verständniß dieser und ähnlicher Fragen ist ein etwas näheres Eingehen auf das Hassenpflug'sche Regiment in den ersten fünfziger Jahren überhaupt nöthig.

Noch ehe die alte rechtmäßige Verfassung von 1831 vom Bundestage außer Wirksamkeit gesetzt worden und eine neue an die Stelle getreten war, hatte Hassenpflug mit Hilfe der preussischen und österreichischen Bundescommissare eine ganze Reihe von „Provisorischen Gesetzen“ erlassen, durch welche das gesammte Gerichts- und Verwaltungswesen des Landes von Grund aus umgestaltet wurde.

Sodann erschienen „Gesetze“, zu welchen die neuen, verfassungswidrigen Stände ihre Zustimmung gegeben hatten, um einzelnen Mißständen abzuhelpen oder auch noch ärgere Maßnahmen Hassenpflugs zu verhüten. Endlich wurden, wenn Hassenpflug nicht anders vorwärts oder vielmehr rückwärts konnte, zahlreiche landesherrliche Verordnungen, welche die eingreifendsten Veränderungen herbeiführten, erlassen, darunter sogar solche, welche in das Privatrecht verlegend eingriffen, und die selbst nach der eigenen Verfassung Hassenpflugs unzulässig waren. So ward z. B. 1854 eine Verordnung über die Wiederherstellung abgelöster Jagdgerechtfame verkündigt und ausgeführt u. s. w.

Alle diese rechtswidrigen Vorschriften mußten nun beseitigt, oder, soweit sie an sich zweckmäßig waren, in verfassungsmäßiger Weise bekräftigt werden.

Aber mehr noch: auf Grund der verfassungswidrigen Erlasse waren dauernde Einrichtungen entstanden, z. B. besondere Anstalten, Behörden, Strafgerichte u. und diese rechtswidrigen Gerichte hatten Urtheile u. erlassen, mit noch fortdauernden Folgen für die Betroffenen, z. B. Ehrlosigkeit, Nichtwählbarkeit u. s. w.

Was hatte nun da zu geschehen? Daß solche rechtswidrige Zustände nach hergestellter Verfassung nicht sämmtlich bestehen bleiben konnten, darüber war eigentlich alle Welt einig; aber wo waren die Grenzen? welches mußten die leitenden Gesichtspunkte sein?

Ich selbst hatte die Sache, meiner Gewohnheit gemäß, schon vor Jahr und Tag durchdacht und konnte jeden Augenblick auf jede einzelne Frage Rede und Antwort geben. Anders stand es mit Wiegand: er hatte früher an den Erfolg unserer Agitation gar nicht geglaubt und war noch weniger geneigt gewesen, der etwaigen Rückkehr zur alten Verfassung weitgehende Folgerungen in Betreff der Zwischenzeit zuzugestehen. So widersprach er denn auch jetzt, als ich ihm meine Anschauungen vorlegte, und redete von chaotischen Zuständen und dergl., obwohl in Wahrheit solche bei nur halbwegs gutem Willen und bei einiger Klarheit gar nicht zu besorgen waren.

Da die unrechtmäßigen Erlasse seit Jahren thatsächlich in Wirksamkeit getreten und von den Gerichten anerkannt und für „vollziehbar erklärt“ worden waren, so mußte es dabei, dem Privatleben gegenüber, sein Bewenden haben; alle wohlervordenen Rechte, alle Verhältnisse des Personenstandes u., alle Ehen, alle Richtersprüche in Einzelsachen, mußten unantastbar sein. Anders aber verhielt es sich hinsichtlich der Dinge des öffentlichen Rechts: die verfassungswidrigen Staatseinrichtungen und die sich daran knüpfenden dauernden Zustände erschienen der rechtmäßigen Landesvertretung gegenüber null und nichtig; diese konnte und mußte die thatsächliche Beseitigung derselben und aller darauf gestützten Einrichtungen z. B. der verfassungswidrigen Strafgerichte, so weit sie nicht nachträgliche Genehmigung eintreten lassen wollte, verlangen.

Dabei erschien mir's zweifellos, daß die durch verfassungswidrige Anordnung geschaffenen Zustände auch wieder auf gleiche Weise beseitigt werden könnten, während umgekehrt Wiegand dies bei den verfassungswidrigen s. g. Gesetzen und Verordnungen der Zwischenzeit nicht für zulässig hielt, sondern eine Mitwirkung der rechtmäßigen Stände verlangte.

Der Hauptgegenstand des Zwiespalts, bezw. meiner Unzufriedenheit blieb indessen die Art des Vorgehens. Auf meine Frage nach dem Programm u. erfolgte wieder die alte Antwort. Es schien mir jetzt, als werde absichtlich gezögert, mir Näheres mitzutheilen. Ich gab daher unzuweideutig zu verstehen, daß ich es als etwas völlig Selbstverständliches betrachtete, daß ich Programm und Verordnungsentwurf zeitig mitgetheilt erhalten, wenn von einem Zusammenwirken die Rede sein sollte.

Ich rieth dabei nochmals auf's dringendste, alles Wesentliche in eine einzige, sofort zu vollziehende Verordnung zu bringen u.

Es verlief aber wieder ein Tag nach dem andern, ohne daß ich Etwas erhielt oder auch nur den zukünftigen Minister zu Gesichte bekam, bis ich

endlich mit Erstaunen erfuhr, daß schon am 14. Juni dem Kurfürsten das Programm vorgelegt worden sei, nachdem derselbe die von Herrn v. Loßberg entworfene Ministerliste genehmigt habe.

Der Freund hatte mich also wirklich hinter's Licht geführt und mich mir offenbar nun fortwährend aus.

Ich ließ ihn deshalb durch meinen Bruder wissen, daß ich mich von jetzt an als vollständig frei von jeder Verpflichtung gegen ihn betrachte und nun mehr einfach nach Lage der Umstände und meinem eigenen Ermessen handeln werde . . .

Kurze Zeit bewegte mich ein Gedanke, den ich nicht verschweigen will, obwohl nichts zu dessen Ausführung geschehen ist. Ein paar geschiedte, aber etwas selbstsüchtige Seelen, mit denen ich darüber sprach, waren förmlich entzündet davon und drangen stürmisch auf schnelligste Ausführung, indem sie nicht im Mindesten am vollständigsten Erfolge zweifelten.

Wie, wenn dem Kurfürsten, dachte ich mir, im Augenblicke der höchsten Noth ein Weg gezeigt würde, der gleich sehr geeignet wäre, seinen Aerger und Unwillen, wie dem Wohle des Landes genug zu thun? . . . Der Kurfürst ist wüthend über den Bundestag, wüthend über Preußen, voll Unwillen über die alten Minister und voll Mißtrauen und Abneigung gegen die neuen; am Maße des Einlenkens, an etwas mehr oder weniger Nachgiebigkeit, kann ihm jetzt Nichts liegen, nachdem er gesehen hat, daß er überhaupt nachgeben muß, wohl aber würde ihm daran liegen, seine Selbstherrlichkeit zu zeigen und sich Vortheile zu verschaffen. Wie, wenn ihm nun, wo ihm das Messer an der Kehle sitzt, gesagt würde: Königliche Hoheit! lachen Sie doch Allen zugleich in's Gesicht! erklären Sie den Bundesgenossen in Frankfurt: ihr habt mir Nichts zu befehlen! ich selbst bin Herr in meinem Lande, und werde thun, was mir als das Richtige erscheint; ihr habt mehr gegen das Recht verstoßen als ich, und nur den schlechten Rathschlägen aus Wien und Berlin verdanke ich meine jetzige Lage . . . Den alten Ministern aber, königliche Hoheit, sagen Sie: Ihr habt mich schlecht berathen! und den neuen: Euer Rath ist ungenügend und hinterlistig! ich aber will nicht bloß die alte Verfassung, sondern auch die übrigen Gesetze herstellen, will den ganzen Hassenpflug'schen Kram abthun u. s. w. u. s. w.

Ob ein solcher Plan hätte gelingen können? namentlich, wenn materieller leicht einzukleidende Vortheile in Aussicht gestellt worden wären? . . .

Wer weiß es! Und wer weiß, wie sich dann die Zukunft, wie der Vorgang von 1866 gestaltet haben würde . . .

Doch — — wurde der Gedanke nicht weiter verfolgt! Ich wußte Niemanden, der sich zur Ausführung recht geeignet hätte. Und vor allen Dingen hielt mich der Hinblick auf Preußen, auf die deutsche Sache von Weiterem zurück.

Am 16. Juni Abends kam Wiegand zu meinem Bruder; es geschah dies ohne mein Vorwissen, denn ich würde in keine Unterredung mehr ge-

willigt haben. Er sprach, während ich mich schweigend zur Seite setzte, von Kränklichkeit, Ueberbürdetsein, Mißgeschick, von der Unfähigkeit der Einen und von der Lässigkeit der Anderen, kurz, er spielte ein „Zammerbild von Geplagtheit“. „Ich wollte“, rief er dann fast weinend, „daß die ganze Geschichte tausend Meilen tief unter dem Bloßberge läge! Ja, ich danke Dir recht sehr, daß Du das über mich und meine Familie gebracht hast! Läßt Du mich jetzt im Stich, so sitze ich fest und weiß nicht, was werden soll!“

Ernst oder Komödie? dachte ich anfangs. Dann übermannte mich doch, so ärgerlicher Verstimmung ich auch war, die Laune und ich schlug ein helles Gelächter auf, in welches W. schließlich mit einstimmte.

Wer nun aber glauben sollte, daß jetzt endlich meinem Verlangen genügt worden wäre, ja daß ich nur mündliche Aufschlüsse der allernothdürftigsten Art erhalten hätte, der würde sich sehr irren.

Nur durch W. erfuhr ich Einiges, und das war unerbaulich genug. Ich besorgte in der That das Schlimmste.

Am 18. Juni schrieb ich besorgnißvoll an den Grafen Bernstorff. An demselben Tage, spät Abends, machte ich einen Versuch, W. unversehens in seinem Gartenhause zu treffen, fand aber nur die Gattin. Diese wollte nichts Näheres wissen. Da ich aber annehmen konnte, daß sie ihrem Gatten meine Äußerungen nicht vorenthalten würde, so sprach ich meinen Unwillen und insbesondere auch die Befürchtungen aus, welche mich schon seit mehreren Tagen erfüllten. Ich hatte auf vertrautem Wege erfahren, daß der Kurfürst geheime Besprechungen gepflogen. Der Kurfürst, erklärte ich der Frau Wiegand, wird Eduards Vorschläge schon annehmen, daran zweifle ich gar nicht; aber er wird Andere berufen, sie auszuführen, und dafür hat sie Wiegand sicher nicht berechnet.

Und nur zu bald zeigte es sich, wie richtig ich den alten Schlaupf beurtheilt hatte.

Es vergingen noch mehrere Tage in schwüler Besorgniß und Erwartung.

Manche hielten den Kurfürsten in diesen Tagen, während die preussischen Truppen an den Grenzen standen, zu den „tollsten Streichen“ für fähig, wenn er gerade ein willfähriges Werkzeug fände. So schlimm sah ich nun zwar die Dinge nicht an; allein zu einiger Vorsicht ließ ich mich doch bereden. Am Sonnabend dem 21. suchte ich wirklich einen der geheimen Schlupfwinkel auf, in denen ich mitunter übernachtete.

Hier erhielt ich am Sonntag Morgen eine flüchtig-verstohlene Abschrift von den wichtigsten Bestimmungen einer kurfürstlichen Verordnung. Ich erkannte sofort den Geist Wiegands, eine Arbeit, wie ich sie längst gefürchtet hatte, ein Werk der abgefeimtesten Berechnung und Schlaueit, dergestalt, daß alles Wesentliche — außer der eigentlichen Verfassungs-Herstellung — zwar zugesichert zu sein schien, in Wahrheit aber Alles dem Gutfinden der Regierung oder vielmehr des Ministers vorbehalten war. Als ich später einmal den alten Freund auf sein Werk hinwies, meinte er lachend: ja

ich hatte das ja nicht für Andere erdacht! womit denn freilich die ärgste Verurtheilung des Erlasses ausgesprochen war.

Der Kurfürst hatte die Absicht Wiegands nur zu gut erkannt und wußte dessen Gedanken vortrefflich auszunutzen.

Die weiteren Vorgänge in Betracht des kurfürstlichen Erlasses entwickelten sich, so viel ich habe feststellen können, wie folgt:

Am 21. Juni, Nachmittags 2 $\frac{1}{2}$ Uhr, gab die preussische Regierung Befehl zur Truppenconcentrirung an der Grenze; gegen 4 Uhr fand in Kassel die Bildung eines neuen Ministeriums statt. Dies wurde in Berlin gegen 6 Uhr bekannt.

Zur Unterzeichnung der Verordnung konnte sich aber der Kurfürst noch immer nicht entschließen; „die Schweißtropfen standen ihm fortwährend auf der Stirn“. Abends 7 Uhr war die Unterzeichnung noch nicht erfolgt.

Die ersten Abdrücke der Herstellungsverordnung im Gesetzblatte, die von der Polizei in die Wirthshäuser gebracht wurden, sind vom 22. Juni 1862 datirt. Dann aber ward das Datum geändert und der 21. Juni gesetzt. Am 23. brachte der „amtliche Theil“ der Kasseler Zeitung mit der Verordnung zugleich die Kunde von dem neuen Ministerium, nachdem schon Tags zuvor, am Sonntag, ein Extrablatt darüber erschienen war. Der Generalstaatsprocurator von Dehn-Rotfeller, der Schwager Abbes, war Ministerialvorstand des Auswärtigen und der Finanzen, Regierungsrath von Stiernberg Vorstand des Innern, der vortragende Rath im Justizministerium, Karl Pfeiffer — zur Unterscheidung von den vielen Uebrigen in Kassel, welche den Namen Pfeiffer führen, gewöhnlich „Dred-Pfeiffer“ genannt — Vorstand der Justiz etc.

Bolmar, der bisherige Minister des Innern, ließ sich pensioniren; Abbe, der letzte Minister des Aeußern, und die Uebrigen warteten die Dinge ab, die da kommen sollten.

Der Eindruck, den diese Vorgänge in Kassel und im Lande machten, ist schwer zu beschreiben. Es war ein wunderliches Gemisch von Enttäuschung und Befriedigung, von Wuth und Freude, was die Leute erfüllte.

Anfangs überwog entschieden die Wuth. Der Schwager Abbes, der fast eben so politisch verhaßt war, wie dieser selbst, an dessen Stelle gesetzt. Das erschien geradezu wie ein unerträglicher Hohn! Und zu welchen Bemerkungen Monsieur Dred-Pfeiffere, wie einst ein französischer Vertreter gesagt haben soll, Anlaß gab, braucht nicht erst angedeutet zu werden.

Allmählich indessen drang doch die Ueberzeugung durch, daß mit der Herstellung der Verfassung von 1831 und des Wahlgesetzes von 1849, sammt der sich daran schließenden sichern und unbeeinflussten Rechtspflege, ein ganz außerordentlicher Erfolg errungen sei, gegen den die Personenfrage klein und unbedeutend erschien; wenigstens war dies die vorherrschende Stimmung, als ich Kassel verließ und von Berlin aus eine Ansprache an das Land richtete. Daß in den „Provisorischen Gesetzen“ und verfassungs-

widrigen Verordnungen ein gräulicher Mißstand übrig geblieben war, daran dachten „die Meisten zunächst nicht“.

Natürlich hatte Graf Bernstorff durch mich und Andere sofort Nachricht von den Vorgängen in Kassel erhalten. Ich selbst reiste schleunig nach Berlin ab. Sogar Wiegand drängte jetzt dazu, war aber noch immer nicht zu bewegen, mir das Concept seines Programms mitzutheilen, so daß ich über Vieles noch fortwährend im Dunkeln blieb. Als ich ihn durch meinen Bruder wiederholt mahnen ließ, meinte er: ich möge mich „hauptsächlich an die Personenfrage“ an „das Formelle“ halten; aus seiner Verordnung seien mehrere Aufhebungen von verfassungswidrigen Erlassen weggeblieben, z. B. in Betreff des Staatsdienstgesetzes, hinsichtlich des dreißigjährigen Alters der Junktmeister, wegen Wiederverkaufs von Grundeigenthum u. s. w.

Ich mußte fast lachen, als ich dies Verzeichniß meist nichtsagender, bedeutungsloser Dinge las.

Dagegen wurde mir klar, daß man alle bedeutsamen Rathschläge Wiegands nur zu treulich befolgt hatte. Dem Kurfürsten waren die begangenen schweren Fehler nicht entgangen und er wußte sie vortrefflich auszubenten. Er fühlte jetzt wieder festen Boden unter den Füßen und lachte zu allen nachträglichen Ausbrüchen von Aerger und Enttäuschung.

Was konnte man ihm jetzt noch anhaben? Es war die „Entlassung der Minister“ verlangt worden; dem hatte er willfahrt. Man hatte die Herstellung der Verfassung begehrt; das war geschehen. Ja mehr noch: er hatte auch das Wahlgesetz wieder in Wirksamkeit gesetzt, was der Bundesbeschluß nicht einmal ausdrücklich erheischte. Und außerdem hatte er eine Reihe von Zusicherungen gegeben, gerade wie das „liberale Programm“ sie formulirte, was konnte man mehr verlangen? War es seine Schuld, daß die betreffenden Paragraphen zweideutig und völlig ungenügend waren?

In Berlin wurde auf den 23. große Ministerberathung unter dem Voritze des Königs anberaumt. Auch der Bundesgesandte Graf von Miedom ward dazu entboten. Er ließ mich am 22. mit dem Ersuchen davon in Kenntniß setzen, ihm über die obwaltenden Zustände, Ansichten und Absichten nach Berlin zu schreiben. Ich erhielt aber den Brief erst in Berlin, wo ich am Morgen des 23. angekommen war und alsbald den Grafen Bernstorff davon in Kenntniß gesetzt hatte. Dieser schrieb am selben Tage, daß er mich am 24. Juni elf Uhr Morgens „mit Vergnügen empfangen“ werde. Hätte er mich Abends oder gar Morgens zuvor empfangen — selbst ohne Vergnügen — so würde mir das ein besseres Zeichen gewesen sein.

Alein, was hätte ich nach den begangenen Fehlern noch rathen können? . . .

Ich sah unser Schicksal voraus: es war ein unabsehbarer Kampf! . . .

Der Beharrlichste und der Entschiedenste bei der Berathung vom 23. Juni soll der König selbst gewesen sein. Sein gerader Sinn ahnte sicherlich, daß noch etwas Faules vorliege; er wollte, daß in Hessen eingerückt werde zc.

Aber die Minister faßten die Sache anders auf und schienen dabei auch das Abgeordnetenhaus vor Augen gehabt zu haben, dem mit einer Selbstbewilligungsanforderung zu kommen man sich vielleicht nicht bequemen mochte.

Graf Bernstorff empfing mich sehr artig. Er sagte mir allerlei Freundliches über Aufmerksamkeit, Voraussicht, ruhig-politische Auffassung &c. Allein, welchen Trost konnte mir das gewähren? Er könne sich meine Auffassung und meine Wünsche denken, sagte er; er selbst sei bei Empfang der ersten Nachrichten, namentlich meines Briefes vom 21. empört gewesen; ich werde aber doch zugeben müssen, daß etwas Tüchtiges erreicht sei. Bei ruhiger Ueberlegung habe er sich sagen müssen, daß man einen Souverän nicht nöthigen könne, ein bestimmtes Ministerium, bestimmte einzelne Personen zu nehmen. Der englische Gesandte z. B. habe schon das bisherige Verlangen ein ganz ungewöhnliches genannt. Alles, was Preußen verlangt habe, sei ja geschehen! Ja, wenn erhebliche Forderungen, bzw. Vorschläge der Herren Loßberg und Wiegand unbeachtet geblieben, da wäre es etwas Anderes gewesen; aber so . . . Den politischen Ruf von Dehns zum Vorwande eines neuen Verlangens zu machen, das sei doch gar zu bedenklich! . . .

Ich bemerkte, daß ich mir das Ergebniß der Berathung vom 23. sehr wohl erklären könne, falls kein weiteres Ziel obgewaltet habe; ich müsse aber doch auf die Natur des neuen Ministeriums aufmerksam machen und dringend wünschen, daß Preußen die Sache dauernd im Auge behalte und der Verfassungspartei auch ferner seine moralische Stütze angedeihen lasse.

„Verlassen Sie sich darauf, das wird geschehen“, erwiderte Graf B. mit Wärme. Ein weiter gehender Plan habe in der That nicht vorgelegen.

Ich entwickelte nun sofort, was noch geschehen müsse, z. B. wegen des Oberappellationsgerichts, der provisorischen Gesetze &c. Fast überall war der Graf völlig einverstanden und nur bei einem Punkte bemerkte er mit einiger Zurückhaltung, daß „es so gehen möge“.

Gleich darauf sprach ich auch den Grafen v. Uxedom. Der meinte mit einer gewissen ironischen Heiterkeit: „Ja, wenn die Thür offen ist, kann man sie doch nicht noch einrennen wollen! Man müsse aber die Thür offen halten, über Alles „Buch führen“ u. s. w.“.

Die Stimmen der öffentlichen Blätter über die letzten Vorgänge klangen sehr verschieden. Viele waren ärgerlich genug. Ein Leiter der Kölnischen Zeitung meinte aber doch, obwohl das Blatt eigentlich empfohlen hatte, gegen den Kurfürsten zu verfahren, „wie unter Metternich gegen den Herzog von Braunschweig“. — „Sollten die Preußen wirklich in Kurhessen einrücken, so dürfte selbst der vielgewandte Herr Abeken einigermaßen in Verlegenheit sein, die Note, in welcher Grund und Absicht dieses Schritts entwickelt wird, zu stilisiren“.

In Kassel war man noch lange „wie im Fieber“.

Am 24. besprach die amtliche Kasseler Zeitung die Verfassungsherstellung. Sie rühmte dabei mit Recht, daß „die Vieldeutigkeit des Bundesbeschlusses“ nicht ausgebeutet worden sei, sondern daß man „ein rückhaltsloses Eingehen auf den entgegengesetzten Standpunkt einem Almalgam vorgezogen“ habe. In der That verdiente Herr von Dehn-Rottfeler, der überhaupt weit mehr ein gemüthlicher, einsichtsvoller Lebemann war, als ein Fanatiker gleich Wilmar und zum Theil auch Abbe, die vollste Anerkennung, daß er viel klarer und entschiedener auftrat, als Mancher erwartet hatte. Wäre Wiegand rücksichtlich der „Provisorischen Gesetze“ und der sonstigen verfassungswidrigen Erlasse mit offener klarer Entschlossenheit vorgegangen, so würde ihm v. Dehn auch darin gefolgt sein.

Nicht dem Kurfürsten, nicht den neuen Ministern, sondern einfach und allein dem Verhalten Wiegands und seiner Genossen ist es zuzuschreiben, daß das Ziel des langen Kampfes nicht vollständig erreicht wurde. Jetzt hieß es leider nicht einfach: Sieg! sondern meine nächste Ansprache lautete: „Sieg und neuer Kampf!“

Und dieser Kampf dauerte fort bis 1866, bis — zur Einverleibung! Und die Klagen über die „Provisorischen Gesetze“ hörten auch dann noch nicht auf! Eines der verwerflichsten derselben besteht sogar noch bis auf den heutigen Tag; die einmüthigen, wiederholten Anregungen der hessischen Abgeordneten sind bis jetzt nicht im Stande gewesen, dasselbe aus der Welt zu schaffen.

Am heitersten war der Kurfürst. Er hatte sein wohlverdientes Vergnügen, alle Welt hinter's Licht geführt zu haben, hielt wiederholt große Tafel und befahl Herrn v. Loßberg zum Dienst, als wenn nicht das Oeringste vorgefallen wäre. Als sich Loßberg einst über die erfahrene hinterhältige Behandlung beschwerte, soll er mit lächelnder Miene erwidert haben: „Ach! wenn Coup machen will, nicht vorher Alles sagen können“.





Goethes „Faust“ als Bühnenwerk.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

„Ein herrlich Werk ist gleich zu Stand gebracht“.

Die beiden Theile des „Faust“ mit den Vorspielen sind in der Einrichtung von Otto Devrient, nachdem sie schon vor längerer Zeit an der berühmtesten Stätte: auf der Bühne des Großherzoglichen Hoftheaters zu Weimar, unter der Oberleitung des General-Intendanten Freiherrn von Loën, zur Aufführung gekommen waren, im Juli dieses Jahres nun auch am Victoria-Theater zu Berlin in einer stattlichen Anzahl von Wiederholungen dargestellt worden. Der Erfolg, der sich namentlich während der letzten Aufführungen gesteigert hat, ist auch in Berlin als ein glänzender zu bezeichnen.

Diese Thatsache erscheint mir wichtig genug, um im Anschluß an die Devrient'sche Arbeit*) die für die Bühnenbearbeitung wesentlichen Gesichtspunkte in's Auge zu fassen, das auf diesem Gebiet schon Geleistete zu prüfen und die von Andern formulirten Vorschläge**) in Erwägung zu ziehen; zu untersuchen, wie der „Faust“ bühnentechnisch für die Bedürfnisse der Scene zu behandeln und in welcher Weise die unerläßlich nothwendige Bearbeitung der Dichtung am zweckmäßigsten vorzunehmen sei. Nachdem, mit einem Worte, nun erwiesen ist, daß das Gesamtwerk „Faust“ auf der Bühne dargestellt werden könne, soll aus der gewonnenen Anschauung weiter untersucht werden:

*) Goethes „Faust“ als Mysterium in zwei Tagewerken für die Bühne eingerichtet von Otto Devrient. Karlsruhe. G. Braunsche Hofbuchhandlung. 1877.

**) Eine „Faust“-Trilogie. Dramatische Studie von Franz Dingelstedt. Berlin. Gebrüder Paetel. 1876.

Karl Frenzel: Berliner Dramaturgie. Hannover. Karl Rümpler. 1877. 2. Band: „Die Faust-Aufführungen in Weimar“.

wie der „Faust“ wohl am besten aufzuführen sei? Führt uns diese Untersuchung durch das Hervorheben der guten Eigenschaften der Devrient'schen Bearbeitung und durch das Aufdecken ihrer Mängel dem ersehnten Ziele: einen festhaften Gesamt-„Faust“ für unser Theater zu erringen, auch nur um einen Schritt näher, so ist die auf die Erörterung der einschlägigen Fragen verwandte Mühe keine verlorene gewesen.

I. Die Dichtung als „Mysterium“ und die sogenannte „Mysterienbühne“.

„Ein Mysterium in zwei Tagewerken“ nennt Otto Devrient den „Faust“ in seiner Bearbeitung.

Weshalb ein „Mysterium“? Goethe nennt den „Faust“ schlechtweg eine „Tragödie“, und das könnte allenfalls genügen. Er sucht nicht den barocken, zu Mißverständnissen herausfordernden und für die Abendvorstellungen beinahe komisch wirkenden Titel „Tagewerke“ hervor; er spricht einfach von „der Tragödie erstem und zweitem Theil“. Man hätte es wohl ruhig dabei bewenden lassen dürfen.

Aber nicht bloß dem Titel, auch dem Wesen nach soll Goethes „Faust“ ein „Mysterium“ sein.

Devrient führt für seine Auffassung die Thatsache an, daß der „Faust“ im Himmel beginnt und abschließt, nachdem die Handlung auf Erden und in den höllischen Regionen des nordischen Mittelalters wie der griechischen Antike sich bewegt hat. Diese Folgerung erscheint denn doch etwas gewagt. Ein decoratives Phantasiegemälde wird dadurch noch nicht zu einem Heiligenbilde, daß es mit diesem den Goldgrund gemein hat; und die „Faust“-Tragödie wird durch den Prolog und Epilog im Himmel, durch die Hexenküche und die Walpurgisnächte noch nicht zu einem geistlichen Schauspiel, zu einem „Mysterium“. Devrient sagt in seiner Einleitung, daß Goethe die Sage „zum wahren Mysterium gestaltet habe, indem er dem Stücke den symbolisch epischen Charakter jener didaktischen Biographien verleihe“. „Daß wir ein solches und kein modernes Theaterstück erwarten sollen, verheißt das Vorspiel auf dem Theater zwischen Dichter, Theaterdirector und lustiger Person“. Aber gerade das Vorspiel, auf das sich der Bearbeiter beruft, scheint mir mit den klarsten Worten das Gegentheil zu beweisen. Die Charakterisirung des aufzuführenden Stückes durch den Director im Vorspiel:

„Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout, es muß auch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht,
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht?
Das Publikum wird es euch doch zerpfücken“;

und die Charakterisirung des Publikums:

„Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und, was das allerichlimmste bleibt,

Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
 Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten,
 Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
 Die Damen geben sich und ihren Fuß zum Besten
 Und spielen ohne Gage mit" . . .

— diese Worte scheinen mir doch recht deutlich darauf hinzuweisen, daß wir zu einem recht modernen Theater geladen werden und ein Stück zu erwarten haben, wie es auf der modernen Bühne gegeben wird.

Indessen, weswegen sollte „Faust“ nicht ein „Mysterium“ sein? So gut wie ein geistvoller Kopf aus dieser Dichtung erweisen könnte, daß sie ein phantastisches Ausstattungsstück, ein bürgerliches Trauerspiel, eine philosophische Dichtung, eine Satire in Dialogform, das Drama *κατ' ἐξοχην*, und sogar in seiner gewaltigsten Bedeutung, oder überhaupt gar kein Drama sei, ebenso gut könnte man auch ein Mysterium in die Dichtung hinein- und dann wieder aus ihr herausinterpretiren. Die Dichtung ist eben so umfassend, so großartig ungebunden, daß ein Jeder, den es gelüstet, sie zu zerpfücken und das Stück in Stücken zu betrachten, aus jedem derselben sich heraustüfteln kann, was er gerade mag. Nur scheint mir die Frage klein für jeden,

„der weit entfernt von allem Schein
 Nur in der Wesen Tiefe trachtet“.

Die Goethesche „Faust“-Dichtung läßt sich in keine geschlossene Rubrik einreihen. Sie ist eben die „Faust“-Dichtung, die einzige, die alles umfassende, die alle Gattungen in sich aufgenommen hat. „Ein Geisteswerk von solcher Tiefe der Conception, solcher Breite der Ausführung, solcher Höhe der Tendenz“, sagt Dingeldey, „kann sich in eine der bestimmten bestehenden Kunstformen nicht einzwängen“. Goethe hat daher den weitesten Begriff gewählt und sein Werk einfach eine „Tragödie“ genannt, ohne von dem philisterhaften Bedenken beschlichen zu werden, daß Mephisto, Marthe, die Studenten, die Spaziergänger u. d. reinen Lustspielsphäre angehören.

Man sollte mit solchen Correcturen der Dichter recht vorsichtig sein. Ein Augenblick ruhiger Ueberlegung müßte dem Einrichter oder Bearbeiter doch sagen, daß Goethe, der ein voll ausgelebtes Menschenleben an diesem gigantischen Werke gedichtet, wohl Alles, was Menschenwitz zu ersinnen und Menschenkraft zu leisten vermögen, erschöpft hat, und daß ihm, wenn er das Werk als ein „Mysterium in zwei Tagewerken“ sich vorgestellt hätte, gewiß auch der Einfall gekommen wäre, diese Beziehung anstatt der von ihm gewählten: „Der Tragödie erster und zweiter Theil“, anzuwenden.

Indessen acceptiren wir meinethalben einstweilen das Debrient'sche „Mysterium“, das sich ja vielleicht vom Standpunkte der Bühnentechnik aus besonders empfehlen wird.

Da ist zunächst mit wärmstem Lobe anzuerkennen, daß Debrient die horizontale Dreitheilung der Bühne für unsere moderne Scene in Anwendung gebracht hat. Das ist ein sehr glücklicher und fruchtbarer Gedanke, der dem Regisseur zu hoher Ehre gereicht. Die Erfindung dieser Bühne

ist nicht von ihm; sie ist aber auch nicht, wie wir gleich sehen werden, eine Erneuerung der alten Mysterienbühne. Sie ist die praktische Durchführung eines von Otto Devrient's Vater, von Eduard Devrient, phantasiereich entworfenen Bühnenplanes, der seitdem ziemlich allgemein als der Plan der alten Mysterienbühne gegolten hat.

Otto Devrient, der Sohn, hat sich durch die Worte seines Vaters Eduard anregen lassen, daß die eigenthümlichen, freien Formen des Mysteriums einen Reichtum an Tiefsinn und Humor in sich schließen, welcher hoffentlich für das deutsche Drama nicht für immer verschüttet liegt. Nach Eduard Devrient*) wäre die Construction folgende gewesen: „Im Hintergrunde eines breiten und wenig tiefen Podiums erhob sich eine Emporbühne von drei Stockwerken. Die beträchtliche Breite derselben wurde durch zwei Pfeiler gestützt, wodurch in allen drei Stockwerken drei gleiche Abtheilungen entstanden, jene loges, wie die Franzosen sie nannten. Die mittlere im untersten Stockwerk stellte die Hölle vor. Sie war mit einer Pforte, oft auch durch einen künstlich eingerichteten Hölle nrachen geschlossen, der sich von selbst öffnete, um die Teufel aus- und einzulassen. Zu beiden Seiten des Hölle nrachens liefen entweder frei hervorspringende Treppen zum mittleren Stockwerk hinauf oder sie lagen innerhalb der beiden Seitenräume des unteren Stockwerks. — Das mittlere Stockwerk stellte die Erde vor. Die Vorgänge auf derselben standen aber über die Treppe hinab mit der Vorderbühne in Verbindung, disponirten also über sehr mannigfache Räume und Stellungen. Diese Vorderbühne war neutrales Terrain; denn auch die Teufel durften sich darauf aus ihrer Hölle hervorwagen. —

Im obersten, dritten, Stockwerk war der Sitz der Seligen; Gott, Vater und Sohn, die Heiligen und Engel erschienen dort. Dieser Raum brauchte nicht so groß als das mittlere Stockwerk zu sein. Ein flacher Bogen schloß ihn wohl oben ab und vollendete so an dem ganzen Gerüst die Aehnlichkeit mit der Form und Eintheilung der Altarbilder. Zu diesem Himmel führte eine Treppe hinauf . . .“

Um das Gesagte kurz zusammenzufassen: zu ebener Erde die Hölle (Otto Devrient nennt diesen Bühnenraum „Erdgeschloß“), von da führen Treppen zum ersten Stock, der Erde (bei Otto Devrient „Brücke“ genannt), und von da wiederum Treppen zum zweiten Stock, Himmel (bei Otto Devrient „Zinne“ genannt).

Gegen diese Bühne als geistvolle Composition läßt sich gar nichts einwenden: ihr alterthümlicher Werth indessen ist von kundiger Seite nicht bloß bestritten, sondern es ist sogar nachgewiesen worden, daß dieselbe durchaus

*) Geschichte der Schauspielkunst von Eduard Devrient. Leipzig, F. J. Weber. 1848. I. 58.

nicht echt ist. „Eduard Devrient's Ausführungen“, sagt Ludwig Traube*), „sind mit großer Vorsicht zu benutzen. Die Phantasie reißt ihn oft mit sich, und was er für schön und passend hält, das glaubt er zwischen den Zeilen der Ueberlieferung lesen zu dürfen. Und so irrt er denn oft. Aber gerade da ist er anregend zu gleicher Zeit. Wenn wir vom kritisch historischen Standpunkt seine Abhandlung über die Mysterienbühne nur verdammen können, so verdient sie ungetheiltes Lob von Seiten des Dramaturgen . . . Was wir unter einer Mysterienbühne verstehen, ist mehr eine Devrientbühne. Sie hat mit der, auf welcher wirklich die Mysterien gespielt wurden, wenig mehr gemein als die Mannigfaltigkeit der Schaupläze“.

Da nicht einmal die Sache richtig ist, hätte die alterthümelnbe Bezeichnung erst recht wegbleiben sollen. Es verschlägt übrigens für die theatralische Wirkung nichts, ob die horizontale Dreitheilung der Bühne die alte Mysterien- oder die neue Devrientbühne ist, ob wir mit Erneuertem oder mit Neuem zu schaffen haben.

II. Wo sich die Devrientbühne bewährt.

Für Einzelheiten werden mit dieser neuen Einrichtung ganz ungeahnte Wirkungen erzielt. Dazu rechne ich — ich spreche einstweilen nur von den theatralischen Intentionen des Regisseurs und nicht von der Verwirklichung, die diese auf der Bühne des Berliner Victoria-theaters gefunden haben; ich spreche auch noch nicht von der literarischen Behandlung des dichterischen Wortes — dazu rechne ich also vor allem den Prolog im Himmel und den Spaziergang im ersten, die Scenen an der Kaiserpfalz im zweiten Theile.

In allen diesen Scenen wird das durch die grandiose Willkür der Dichtung zerstreute vermöge dieser dreitheiligen Bühne gesammelt und zusammengeschlossen. Aufgaben, die sich die Regie bisher als unlösbar vorstellte, finden hier zwanglos ihre Lösung. In das theatralische Chaos kommt Maß und Ordnung. Die gewaltigen Bühnenschönheiten, von denen einzelne wie erratische Blöcke umherliegen, ohne erkennbaren Zusammenhang, ergeben sich nun als Glieder eines einheitlichen organischen Ganzen von einheitlicher und mächtiger Wirkung.

Bei vielen dieser Scenen wird diese Devrient'sche Einrichtung, die ja auf Unabänderlichkeit im Einzelnen keinen Anspruch macht, die der Vollkommenheit und des Ausbaus fähig und bedürftig erscheint, in den großen Zügen maßgebend für die deutsche Bühne werden. Sie erweist sich dem unbefangenen Zuschauer auf den ersten Blick als sinnreich, praktisch und gefällig.

Das gilt vor allem im ersten Theile — ich bleibe consequent bei der alten Bezeichnung, mit den „Tagewerken“ kann ich mich nun einmal nicht

*) Schauspiel und Bühne. Beiträge zur Erkenntniß der dramatischen Kunst. Herausgegeben von Johannes Lepsius und Ludwig Traube. München 1880. Ackermann. 1. Heft. Seite 63 u. f.

befreunden — von dem Spaziergang, den Devrient ganz meisterlich geordnet hat. Im Erdgeschoß ist der Stadtgraben angenommen, über den ein Steg führt; von diesem führen rechts und links Treppen auf zur unbelaubten Landschaft. Im ersten Stock rechts das Stadttbor mit der Fallbrücke über den Graben. In der Mitte dieses ersten Stockes die Linde und links die Schenke mit Tischen und Bänken. Im obersten Stock erblickt man die mittelalterliche Stadt. — Es dürfte sich vielleicht empfehlen, die Stufen der Treppe theilweise zu bekleiden, es wird viel auf- und abgklettert, aber das ist eine Kleinigkeit.

An der theatralischen Ausführung, wie sie uns das Victoriatheater geboten hat, habe ich Einiges auszusagen. Wie schon der erste Schauplatz der Mysterienbühne, Prolog im Himmel, so leidet auch dieser Spaziergang vor der Stadt an einem betrübenden Mangel: an der Heiterkeit.

Im Prolog wird uns ein gar unerfreulicher Anblick auf die Freuden des Jenseits erschlossen. Von dem matten Graublau des Hintergrundes heben sich die dunkelgekleideten Erzengel zwar feierlich und streng, aber ganz und gar nicht verlockend ab. „Die Rader“ sind, wenn ich es wagen darf, Mephistos frivolen Ausdruck zu gebrauchen, ganz und gar nicht „appetitlich“, weder von vorn noch „von hinten“. Durch die würdige Erhabenheit und die weihevolle Stimmung des Goethe'schen Prologes geht doch ein Zug überlegenen Frohsinns und glückseligen Behagens. Selbst der Herr verschließt sich nicht in den Ernst seiner göttlichen Unnahbarkeit. Er ist, wenn er sich auch das Lachen abgewöhnt, freundlich und von großer Güte und spricht menschlich sogar mit dem Teufel. Diese erhabene Heiterkeit in der Dichtung sollte auch durch das Aeußerliche der Bühne zum Ausdruck kommen. Die Erzengel sollten in lichten, freundlichen Gewändern anmuthig spielend daherschweben, nicht in ihrer starren, dunklen Unbeweglichkeit dastehen. Sie haben sich ja das Lachen nicht abgewöhnt! Es ist Devrient, es ist nicht Goethe, der Mephisto vom „Gefinde“ sagen läßt:

„Mein Pathos brächte euch gewiß zum Lachen
Wenn ihr euch nicht das Lachen abgewöhnt“.

•

Bei Goethe setzt Mephisto, ganz im Gegensatz zu der Devrient'schen Abänderung, bei den Engeln sogar die Neigung zu lustigem Spott und Hohn voraus. Vor allem aber hätte der Maler und Beleuchter lustiger vorgehen sollen. Sinnlich schöne Farben, goldigflimmernder Glanz in hellstem, blendendem Lichte — ich glaube, ein solches Bild wäre dem Himmel, in dem der Prolog spielt, näher gekommen, als der kalte, freundlose, verbrießlich dreinschauende Raum, der uns hier einen Himmel vergegenwärtigt, nicht, wie ihn der heitere Goethe, nein, wie sich ein finstrierer Sectirer ihn vorstellen mag. „Wie die italienischen und spanischen Meister die Himmelfahrt Mariä gemalt haben, so denken wir uns die Scene arrangirt. Engelgruppen, die sich auflösen und in einander übergehen, bald einen lustigen Reigen aufführen, bald in

malerischer Stellung auf Wolken sich lagern, einige mit dem Saitenspiel im Arm, andere Palmenzweige schwingend u.c.“.

So meint auch Dingelstedt. Ein Bild wie Murillo! Das wäre das Schöne und Richtige.

Dieselben Bemerkungen richten sich auch gegen die übrigens sehr schön gemalten Decorationen des Spaziergangs vor dem Thore. Da fehlt ganz entschieden Licht. Das ist kein sonniger Feiertag im Frühling, kein heittrer Gegensatz zu dem „verfluchten dumpfen Mauerloch!“ „Jeder sonnt sich heut so gern“, sagt Faust. Nun, die Sonne des Victoriatheaters schien sich griesgrämlich hinter Wolken verkrochen zu haben.

Ebenso vollkommen bewährt sich die Debrient'sche Einrichtung in der kaiserlichen Pfalz, die man sich nicht besser inscenirt denken kann. Es wird hier ein wunderschönes Bild geboten, in dem mit künstlerischer Feinheit die zerstreuten Theile der Dichtung wohlgefällig zu einem Ganzen gefügt sind. Die Gruppierung des kaiserlichen Hofstaates, der Carneval, der hier wortlos als Festzug an uns vorüberstreiten muß, das eingefügte Ballet, das Zauber-
spiel des Raubes der Helena mit den köstlichen Glossen der Hoffschranzen, endlich die Katastrophe, die Explosion, alles das gelangt hier in vollendeter Weise zur Anschauung. Da wird ein jeder spätere Bearbeiter wohl daran thun, Debrients verdienstliche und glückliche Arbeit in allem Wesentlichen zu acceptiren. Ueber Einzelheiten läßt sich ja natürlich streiten; aber ich wiederhole: in den Hauptzügen ist diese Inscenirung des ersten Actes des zweiten Theils meisterlich und die Bühnenwirkung ist erstaunlich. Theatralisch steht dieser Aufzug in dieser Vorführung auf der höchsten Stufe.

Auch für die räumliche Vertheilung der bunten Scenen auf dem Block-
berg erweist sich die von Debrient eingeführte Dreitheilung der Bühne als überaus praktisch. Ich glaube kaum, daß sich für unsere Bühne, so lange man an der jetzt bestehenden Einrichtung der schwerfälligen Decoration festhält, ein besseres Resultat mit diesem vollkommen untheatralischen Theile der Dichtung erreichen läßt, als es hier erzielt ist, wenn auch dieses Resultat in keiner Weise schon als ein befriedigendes bezeichnet werden kann. Meine skeptische Auffassung über die Bühnenmöglichkeit dieses nordischen, wie später des hellenischen Höllenspuks hat sich noch nicht zerstreut.

Der Zuschauer wird in den Erwartungen, die der Leser sich versprochen hatte, grausam enttäuscht. Die Phantasie des Lesers malt sich von diesen Walpurgisnächten ein schauerlich wildes und unheimlich groteskes Bild aus. Man meint, wenn man nun diese tollen Spukgestalten leibhaftig vor sich veranschaulicht sehen, ihr Geheul und Gekreischn vernehmen würde, so müßte einem schier Hören und Sehen vergehen. Der an uns vorüberlaufende Hegenabbath müßte uns blenden, und der wüste Lärm uns betäuben. Die Wirkung aber, die der Zuschauer empfängt, ist eine ganz andere. Die Verse bleiben wegen der Musik, die hier unerläßlich ist, fast durchgängig unverstanden. Selbst bei dem reichsten Aufgebot an Comparserie bleibt das Leistungsmögliche

hinter der Vorstellung, die man sich vor dem wirren Getümmel und dichten Anäuel von Hexen und Hexengenossen macht, weit zurück. Es ist nicht der Bloßberg mit der unabsehbaren Hüllenschaar, die wir vor uns sehen. Es macht eher den Eindruck eines mäßig besuchten Vergnügungsortes mit einem verunglückten und verregneten nordischen Mummenschanz.

Aus dem Umstande, daß für die wichtigeren Zwiegespräche zwischen Mephisto und Faust die Musik schweigen und die Bühne leer bleiben muß, folgt, daß von einer Continuirlichkeit in der Stimmung nicht die Rede sein kann. Wir vergessen oft vollkommen, daß wir die Walpurgisnacht mitmachen; und von der unheimlich fesselnden Gewalt des Grauens verspüren wir auch nicht das Geringste. So wie wir den Bloßberg auf der Bühne sehen, ist er — ich scheue mich nicht, das richtige Wort anzuwenden — einfach langweilig, und für den geringen Gewinn, der diese Scene der Gesamtheit der Dichtung zuführt, müssen wir mit der Zeit, die wir darauf zu verwenden haben, und mit der Langweile, die uns auferlegt wird, einen viel zu hohen Preis bezahlen.

III. Ueber die Wandeldecoration. Ein Vorschlag zur Güte.

Ob sich durch eine andere scenische Einrichtung ein besseres Resultat, eine stärkere Wirkung erzielen läßt — ich weiß es nicht. Ich bezweifle es sogar, wie ich schon sagte, so lange man an der bisher fast ausnahmslos geltenden Vorkehrung der während des Actes unbeweglichen und unveränderlichen Decoration festhält. Ich habe aber schon wiederholt darauf hingewiesen, und versäume keine Gelegenheit, um immer aufs Neue die Aufmerksamkeit der Bühnentechniker darauf hinzulenken: daß die moderne Bühne hier noch eine Aufgabe zu lösen hat, an die sie, die sonst so gern experimentirt, mit einer mir ganz unbegreiflichen Scheu bisher noch gar nicht sich herangewagt hat.

Seitdem unser Auge durch prachtvolle und künstlerische Inszenierungen verwöhnt worden ist, hat man bei allen jenen Stücken, welche einen häufigen Decorationswechsel erheischen — und das sind zufällig gerade die dramatischen Meisterwerke, die Werke Goethes und Shakespeares in erster Linie — stets denselben Schwierigkeiten fast rathlos gegenübergestanden. Bei unserer complicirten und schwerfälligen Bühne ist, wenn unseren Ansprüchen genügt werden soll, ein jeder Scenenwechsel eine gar mühselige und zeitraubende Arbeit. Man hat einsehen müssen, daß es geradezu unmöglich ist, das Werk des Dichters auch scenisch in seiner Integrität zu erhalten. Dieser wechselt in einem Aufzuge den Schauplatz fünf, sechs, zehn Mal, und diesem Sturmhauf in Siebenmeilenstiefeln vermag die bühnentechnische Schnecke nicht zu folgen. Denn die Bühnentechnik soll ja für eine jede Scene ein möglichst fertiges, möglichst künstlerisches, möglichst wohlgefälliges Bild herstellen, wie es dem raffinirten Geschmacke und den verwöhnten Ansprüchen des heutigen Publikums behagt. Und das erfordert, selbst bei der größten Vollkommenheit der scenischen Maschinerien, zum Mindesten viel Zeit und läßt sich auch aus

räumlichen Gründen bei der Bauart fast aller unserer Bühnen unter den günstigsten Voraussetzungen nur mit Mühe und Noth, bisweilen aber gar nicht herstellen. Wo sollen denn all die Versatzstücke, die Prospective und Seitendecorationen, die Möbel und Requisiten in der gebotenen Eile untergebracht werden?

Um nun der oft unüberwindlichen Schwierigkeiten doch ungefähr Herr zu werden, hat man sich also zunächst daran gemacht, sich das Werk des Dichters auf die Möglichkeit der scenischen Vereinfachung anzusehen. Erfahrene Bühnenleiter, die glücklicherweise zum Theil auch feinsühlige Dichter sind, haben also aus der Dichtung Scenen beseitigt, das Unentbehrliche daraus in andere übertragen, Scenen umgestellt, miteinander verknüpft u. — kurz, sie haben das ungebundene dichterische Werk in die feste Form unsrer Bühne eingezwängt und so darstellungsmöglich gemacht. Für die Bühne „Bearbeiten“ oder „Einrichten“ nennt man diese undankbare, mühselige, nothwendige, aber immerhin bedauerliche Arbeit, die sich durch die kühnen, theilweise auch gelungenen Wagnisse, namentlich Franz Dingelstedts, in unsern Tagen zu einer selbständigen dichterischen Specialität, zu einer posthumen Mitarbeitung an den Klassikern herausgebildet hat.

Wenn auch noch so scharfsinnig, pietätvoll und geistreich — mißlich bleibt diese Arbeit immerhin. Und Leute wie Laube und Dingelstedt werden selbst die Ersten sein, um anzuerkennen, daß es ein Segen wäre, wenn die Bearbeitungen und Einrichtungen, da sie sich nun doch einmal nicht ganz beseitigen lassen, und da die untersehrte Erhaltung des dichterischen Urzustandes auf der Bühne ein frommer Wunsch bleiben wird, wenigstens erheblich beschränkt werden könnten. Ich glaube nun, daß sich dies durch eine scenische Neuerung allerdings erreichen ließe.

Selbst in den besten Bearbeitungen kann der Scenenwechsel während des Actes natürlich nicht vermieden werden. Es ist nothwendig, daß die Bühne mehrfach innerhalb eines Aufzuges verwandelt wird.

Die Verwandlung kann bekanntlich nur auf zweierlei Weise bewerkstelligt werden: bei offener Scene und bei der durch den sogenannten Zwischenactsvorhang dem Auge des Zuschauers geschlossenen Scene.

Diesen Zwischenactsvorhang halte ich für durchaus verwerflich, für eine der bedauernswerthesten theatralischen Errungenschaften der Neuzeit. Er zerhackt die Acte in Acte, er zerstört die organische Gliederung des Kunstwerks. Wenn der Vorhang fällt, so ist der Act aus; ob die Farbe des Vorhangs nun grün oder roth ist, das thut nichts zur Sache. Wird er wieder aufgezogen, so beginnt eben ein neuer „Aufzug“, wie schon das Wort sagt.

Das geringere der Uebel ist also die Verwandlung bei offener Scene. Aber auch diese hat ihr Bedenkliches. Durch den plump und träge arbeitenden Apparat unsrer Bühne hat die gewaltsame Beseitigung des hinteren Prospectes, ob er nun als neuer Prospect vom Schnürboden oder als alter Prospect in die Vertiefung herunterraffelt, oder sich theilt, — hat ferner das Abräumen

der Bühne durch das Personal und das Herbeischaffen des neuen Materials immer etwas Zerstreundes.

Neuerdings ist auch hier, namentlich in den sogenannten „Ausstattungsstücken“ eine Vervollkommenung eingetreten. Anstatt den neuen Hintergrund mit Geräusch herabzulassen oder den alten aufzuziehen oder bei Seite zu schieben, läßt man den letzteren langsam aufsteigen und leitet ihn durch eine verbindende Malerei zu der neuen Decoration hinüber, so daß der sich nun entrollende Schauplatz gleichsam aus dem Boden aufzusteigen scheint. Man wird also nicht brutal von dem einen Platze fortgerissen und unvermittelt auf einen anderen hinübergeschleudert; der Zuschauer wird allmählich von dem einen auf den anderen Schauplatz hinübergeführt. Während dieses sanften und sachten Ueberganges, während das Auge dem langsamen Wechsel des Ortes der Handlung folgt, wandelt sich auch die Stimmung gemächlich. Man wird auf das Neue vorbereitet, ohne die Fühlung mit dem Alten zu verlieren.

Ich glaube somit, daß diese scenische Vorrichtung: die sogenannte Wandeldecoration mit ihren vermittelnden Uebergängen der Veranschaulichung des dichterischen Werkes am nächsten kommt; und ich habe die Ueberzeugung, daß die allgemeine Einführung dieser Wandeldecoration mit ihren vermittelnden Uebergängen für die Darstellung aller Werke mit häufigem Scenenwechsel, für die Shakespeare'schen und Goethe'schen Dramen ganz besonders, noch ganz ungeahnte Wirkungen ergeben wird. Die Zukunft der Inszenesetzung der klassischen Dramen liegt meiner festen Ueberzeugung nach in der Einführung dieser Wandeldecoration, und deswegen wird dieselbe, wie ich glaube, auch nur eine Frage der Zeit sein. In einem Jahrzehnt wird man kaum noch begreifen, wie man sich ohne dieselbe hat behelfen können. Und wenn man lesen wird, daß zwischen den einzelnen Scenen die Wegräumer auf der Bühne erschienen sind, und daß eine Decoration unvermittelt und gewaltsam einer anderen Platz gemacht hat, so wird man lächeln, wie wir jetzt schon lächeln, wenn wir daran denken, daß Molières Werke zuerst bei Talglichtern, die während des Spiels geschnäuzt wurden, aufgeführt worden sind.

Um die technische Ausführbarkeit dieser Reform bekümmere ich mich nicht, weil ich weiß, daß die Technik damit fertig werden wird, sobald einmal die Nothwendigkeit anerkannt worden ist. Unsere theatermaschinistischen Meister, die die alltäglichen Wunder der Natur, sowie die Wunder, welche die Naturgesetze durchbrechen, täuschend nachahmen, die scheinbar die Schwerkraft aufheben, unsere Ballerinen fliegen und unsere Sängerinnen schwimmen, die Sonne scheinen, den Regen herabströmen und die Blumen aufsprießen lassen, werden schon Mittel und Wege finden, um die Wandeldecoration herzustellen. Ob diese vertical aus dem Boden aufsteigend oder horizontal Dioramaartig an uns vorüberziehend oder abwechselnd das Eine und das

Anderer sein soll, — das alles sind Nebenfragen, die hier nicht erörtert zu werden brauchen.

Ebenso versteht es sich von selbst, daß die Verwandlungen der Seitenwände der allmählichen Verwandlung des Hintergrundes anzupassen wären, und ebenso würde es sich empfehlen, daß die Möbel zc. nicht durch sichtbare Hände beseitigt und herbeigeschafft würden; denn diese Zuträger und Wegräumer haben, wenn sie auch noch so sehr in ein geeignetes Kostüm als Knappen oder Bauern gekleidet werden, immer etwas unwillkürlich komisch Störendes. Aber da giebt es ja tausend Mittel und Wege. Wozu sind denn die Versenkungen da, die bei Feerien immer zur Anwendung kommen? Und was man für die Herren d'Ennery und Jules Verne bereits gethan hat, das könnte man in Zukunft doch allenfalls auch Shakespeare, Goethe und Kleist angedeihen lassen.

Abgesehen von dem Vorzug, daß sich bei der Wandeldecoration das neue Bild ohne Störung und ohne Ueberrumpelung stimmungsvoll und stimmungsrichtig aus dem alten herausbildet, gewährt dieselbe den größeren Vortheil, daß der Scenenwechsel beliebig oft vorgenommen werden kann; denn da werden die Verwandlungen schließlich auf eine Frage des Maßes der Leinwand hinauslaufen. Es wird sich nur darum handeln, wie viel Meter mehr oder weniger ab- oder aufzurollen sind. Dadurch aber wäre die Möglichkeit geboten, das Werk des Bearbeiters erheblich zu schmälern und dem dichterischen Werke seine Rechte in weit umfassenderer Weise, als es jetzt möglich ist, zu gönnen. Welchen Gewinn uns das bringen würde, das brauche ich hier nicht zu entwickeln; ich brauche nur darauf hinzuweisen.

Richard Wagner, dem wir so bedeutende Fortschritte in der Nutzbarkeit der modernen Wissenschaft für die Bühne zu danken haben, hat in seiner neuesten Dichtung, „Parsifal“, auch die Wandeldecoration schon vorgeschrieben. Und zu meiner Genugthuung begegne ich auf diesem Wege auch Franz Dingelstedt, der gerade für die Walpurgisnacht — das war der Ausgangspunkt dieses abschweifenden Excurses, den ich mit der Wichtigkeit des Gegenstandes zu entschuldigen bitte — die Wandeldecoration vorschreibt. „Die Naturschrecknisse des Herzenberges, die Stimmen der Höhe und der Tiefe, die müßten Erscheinungen und Spukgestalten, die Geisterreigen, sie müssen in Verbindung mit einer infernalischen Musik und mit der durch Nacht und Nebel panoramenartig dahinfliegenden Decoration einen so gewaltigen Eindruck machen, daß allen Zuschauern schwindlig wird“, sagt Dingelstedt. Den Versuch verlohnt's doch sicher! Denn mit der dreitheiligen Mysterienbühne hat Debrient für dieses Bild die schwindelnde Wirkung, die geboten ist, nicht erreicht.

IV. Wo sich die Debrientbühne nicht bewährt.

Die dreitheilige Bühne hat also, wie ich hier recapituliren will, im Prolog, im Spaziergang und in der Kaiserpfalz ihre Schuldigkeit, in den Walpurgisnächten ihr Mögliches gethan. Anders aber in dem dritten

Schauplatz (im dritten Acte des ersten Theils): Gretchens Haus, Marthens Gärtchen, Kirche u. und im ersten Schauplatz des fünften Actes des zweiten Theils: Fausts Palast, Gärtchen der Alten, Meer u.

Dramaturgen, die den guten Einfall einer theatralischen Neuerung haben, sind gewissen Aerzten vergleichbar, welche ein neues Heilverfahren erfunden oder acceptirt haben. Der Homöopath will alle menschlichen Gebreche mit seinen kleinen Zuckerkügelchen heilen; der Wasser-Doctor wäscht ab, reibt ab und douchet, was ihm gerade in den Weg läuft; wir haben es erlebt, daß andere Heilkünstler trockene Semmeln als Universalmittel gegen jegliche körperliche Beschwerden anwenden; und um noch etwas tiefer zu greifen, wissen wir, daß Hoff den Malzextract, Daubiz den Kräuterliqueur und Jacobi den Königstrank für untrüglichsie Panaceen halten; der eine elektrisirt die Föllengein uns aus dem Gebein, ein anderer magnetisirt sie weg. In neuerer Zeit hat sich unter den Wissenschaften eine Gilde von Bromkali- und Salicyl-Doctoren gebildet. Alles das verhindert jedoch nicht, daß die Menschen erkranken und leider auch sterben. Es verhindert aber auch nicht, daß unter Umständen kaltes Wasser, Electricität, Salicyl, trockene Semmel und aromatischer Schnaps ganz zweckdienlich und für das körperliche Wohlbefinden förderlich sein können, Aber eben nicht immer! Nur unter Umständen!

Devrient glaubt nun auch, daß er allen Bühnengeiden durch seine Dreitheilung radicale Heilung bringen werde. Und da liegt der Irrthum. So trefflich sich diese Einrichtung für die erwähnten Scenen bewährt, so vollkommen versagt sie an anderen Stellen.

Durch seine dreitheilige Bühne hat Devrient die Scenen von der Begegnung Fausts mit Gretchen bis zur Ohnmacht Gretchens in der Kirche in eine einzige allerdings recht complicirte Decoration einzwängen wollen (von Vers 2250—3477*).

Goethe schreibt für diesen Scenencomplex nicht weniger denn vierzehn verschiedene Verwandlungen vor, nämlich: 1) Straße, 2) Abend, ein kleines reinliches Zimmer, 3) Spaziergang, 4) der Nachbarin Haus, 5) Straße, 6) Garten, 7) Gartenhäuschen, 8) Wald und Höhle, 9) Gretchens Stube, 10) Marthens Garten, 11) am Brunnen, 12) Zwinger, 13) Nacht, Straße vor Gretchens Thür, 14) Dom.

Schon aus dieser Aufzählung ist ersichtlich, daß hier eine Vereinfachung geboten, und bei näherer Prüfung ist leicht zu erkennen, daß sie auch ohne Schädigung des Dichters möglich ist. Die bisherigen Bühneneinrichtungen haben da schon das Nothwendige gethan, und Devrient hat noch einiges Wünschenswerthe hinzugefügt. Ohne Anstand können die Scenen: Garten und Gartenhäuschen, Gretchens Stube („Meine Ruh ist hin“) und Marthens Garten (Vers 3018—3187), und die vier letzten Scenen: Brunnen, Zwinger, Straße und Dom, zu je einem Bilde zusammengefaßt werden. Alle diese

*) Ich benutze für die Citate die Ausgabe von G. von Loeper, zweite Bearbeitung (Berlin, 1879, Gustav Hempel) mit den ausgezählten Versen.

in der Stimmung und in der Localfärbung zum Theil so grundverschiedenen und so deutlich bezeichneten Scenen aber, wie Devrient es will, zu einem einzigen scenischen Ganzen mit so und so vielen Schubläden zusammenzunehmen, das halte ich für des Guten zuviel. Das ist über das Gute hinausgegangen, und was darüber ist, das ist vom Uebel.

Sehen wir uns die Decoration an, wie sie Devrient aufbaut; wenn man auch nicht damit einverstanden ist, — sinnreich wird man die Construction jedenfalls finden. Die Devrient'sche Mysterienbühne ist hier etwas freier behandelt. Das bewußte „Loch“ in der Mitte fehlt. Zum Glück; denn man bekommt dies Loch oft genug zu sehen und in allen möglichen Varianten. Der Hüllenrachen wandelt sich in Brunnengemächer, in die Sphinxherberge, in den Kanal, in alles Mögliche. Hier ist in der Mitte der Bühne ein Zaun, der Frau Marthens Garten, links vom Zuschauer, von der Straße trennt. Die Bühne ist wieder horizontal in drei Geschosse getheilt.

Links im Erdgeschoß, an der Couliße steht Marthens Haus, davor ein Thorweg, der von einer hinter der Couliße gedachten Straße in den Garten führt. Dieser Garten liegt vor dem Hause. Dann kommt also der Zaun (in der Mitte). An diesen schließt sich nach rechts zu die Straße, von der Stufen hinauf zu den oberen Geschossen führen, rechts Gretchens Haus, dessen Erdgeschoß nicht benutzt wird: da ist ein Heiligenbild angebracht, die mater dolorosa, sowie der Brunnen.

Auf dem ersten Treppenabsatz, der sogenannten „Brücke“ ist rechts der Eingang zu Gretchens Hause.

Im zweiten Stock, „Zinne“, links oben über Marthens Hause der Dom, von dem ein Seitenportal mit Vordach sichtbar; davor breitet sich dann nach rechts hinüber der Domplatz aus.

Für den, der den Faust nicht gesehen hat, wird diese Schilderung schwerlich die genügende Anschaulichkeit besitzen. Man braucht sich aber nur die Hauptsachen zu merken: links Marthens Haus mit Gärten, hoch darüber der Dom, in der Mitte nach rechts die Straße mit Freitreppe, an dieser Gretchens Haus rechts. Für den Brunnen und das Muttergottesbild sind noch zweckmäßige Plätze gefunden.

In dieser sehr complicirten Decoration können nun freilich alle jene Scenen, von der ersten Begegnung Fausts mit Gretchen bis zur Kirchenscene, ungefähr abgespielt werden, — alle mit Ausnahme der Scene „Wald und Höhle“ („Erhabener Geist“). Diese ist denn auch, um die zeitraubende Verwandlung zu ersparen und den ohnedies schon ungebührlich langen Theaterabend zu kürzen, einfach gestrichen. Meines Erachtens eine Unmöglichkeit. Doch darüber werde ich erst später, nachdem ich die scenisch äußerlichen Einrichtungen abgethan haben und der geistigen Bearbeitung der Dichtung meine Aufmerksamkeit zuwenden werde, zu sprechen haben.

Für das Uebrige hat Devrient nun folgende Anordnungen getroffen: Die Begegnung und das sich daran anschließende Zwiegespräch auf der

Straße, respective auf der Treppe vor Gretchens Hause; da auch der kurze Monolog: „Ich gäh' was drum“. Durch Beseitigung der Vorderwand von Gretchens Stube, erster Stock, wird dem Zuschauer der Einblick in das kleine Zimmer gewährt. Hier treten nun Mephisto und Faust ein. Im Verhältniß zu dem großen, zu vier Fünfsteln nicht benutzten Bühnenraum, ist die Stube Gretchens ein winzig kleines Loch, und von dem reinlichen und anmuthigen Zimmer, das Faust so liebevoll und rührend schildert, bekommen wir so gut wie nichts zu sehen. Da erweist sich zum erstenmale ad oculos die Verwerflichkeit dieser Einrichtung. Wir haben ein volles Anrecht darauf, Gretchens Stube ganz genau zu sehen. Wir müssen mit Faust empfinden: „In dieser Armuth, welche Fülle! in diesem Kerker, welche Seligkeit!“ Wir müssen den ledernen Sessel, den reinlichen Teppich, der über den Tisch gebreitet ist, das Bett sehen; „ein offnes, schmales, keusches, aber veritables Bett“, sagt Dingelstedt. Nur so kommen die unvergleichlichen Schönheiten dieser Dichtung auch bei der Darstellung zu ihrem Rechte.

Wie ist es nun hier? Alle diese Verse werden aus dem Guckloch herausgesprochen. Fausts wonniges Entzücken ist rein unbegreiflich und wirkt komödiantenhaft, lügnerisch. Der wahrhaft Ergriffene erscheint hier wie ein sentimentaler Vielsprecher. Und wenn nun Gretchen auftritt und sagt: „Es ist so schwül und dumpfig hie“, so ist das geradezu komisch, d. h. ganz ungehörig. Denn durch die geöffnete Vorderwand hat die Luft von draußen, die ja ziemlich kühl ist („Es ist doch eben so warm nicht drauß“) den ungestörtesten Eingang. Und da öffnet sie noch das kleine Fenster, das nach der andern Seite der Straße führt, wodurch ein höchst unangenehmer Zug entstehen müßte. Wir verlangen unbedingt die Wiederherstellung der alten Gretchenkammer.

Marthens Zimmer ist von Devrient cassirt worden. Mephisto überbringt Frau Schwerdtlein die traurige Mär von dem todtten Mann, der grüßen läßt, im Garten. Auch das ist nicht richtig. Die ganze Scene hat unzweifelhaft den Dufte des speißbürgerlichen Interieurs, nicht Blumenduft unter Gottes freiem Himmel. Wird aber der Garten gelassen, dann muß jedenfalls Marthens Abschiedswort an Mephisto geändert werden. Wenn Marthe zu Mephisto im Garten selbst sagt: „Da hintern Haus in meinem Garten“, so ist das ein Lapsus, der lächerlich wirkt. Und wir treffen ja in der That gleich darauf die *partie carrée* auf demselben Fleck wieder. Marthe müßte also nun sagen: „Hier vor dem Haus in diesem Garten“ — eine Aenderung, die ich nur als nothwendig bezeichnen will, ohne die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen.

Und nun erscheint eine Veränderung der Decoration als ein dichterisches Gebot. Der Ortswechsel erleichtert der Phantasie des Zuschauers den Sprung über den zeitlichen Zwischenraum. Wir haben Gretchen in Marthens Zimmer mit Mephisto zum letzten Mal erblickt, wir treffen Faust und Mephisto auf der Straße, wir hören, daß das Stellbischein für den Abend vorbereitet ist:

„Heut Abend sollt Ihr sie bei Nachbars Marthen sehen“ — wir vernehmen das erregte Zwiegespräch zwischen den Weiden, und nun, nach abermaliger Verwandlung, finden wir in dem traulichen mit Buschwerk und Bäumen bepflanzten Garten — den wir uns natürlich ganz anders denken, als das nüchterne, stimmungslöse Ding mit dem dürftigen Laubengang, wie wir es hier sehen — nun finden wir Gretchen wieder am Arme Fausts, zwar noch mädchenhaft befangen, aber schon bis über die Ohren verliebt in den Reisenden, der aus Gültigkeit fürlieb nimmt. Da brauchen wir uns nicht anzustrengen, um die Lücken, die der künstlerische Geist des Dichters gelassen hat, auszufüllen. Wir ergänzen ohne Mühe das Folgende: Die Vorstellung Fausts durch Mephisto, die scheinbar gleichgültigen Wechselreden bei der ersten Begrüßung, die allmählich trauliche Annäherung, den Vorschlag zum Ergehen in der lauen Luft des Sommerabends. Treten aber, wie bei Devrient, Marthe und Gretchen in das Haus, trifft unmittelbar darauf vor diesem Hause Mephisto mit Faust zusammen und schließt sich an diese Scene nach einer kurzen durch Musik ausgefüllten Pause — in diesem Fall erweist sich die vermittelnde Kraft der Musik als völlig ungenügend — der gemeinsame Spaziergang in demselben Garten, der nicht einen Augenblick unserm Gesichtskreise entzündet gewesen ist, so hat die Verliebtheit Gretchens schon beim Beginn dieser Scene etwas Brüstes, Verlehnendes, Unkeusches, das auf den Charakter dieses einzigen Mädchens einen sehr häßlichen Schatten wirft. Hier also muß die Einheitlichkeit der Scene, nach der ja sonst fast immer zu streben ist, unbedingt aufgehoben werden, weil sie hier die Dichtung in ein falsches Licht bringt und die dichterischen Gestalten travestirt.

Aber auch aus andern Gründen scheint mir die Devrient'sche Einrichtung nicht bloß ansechtbar, sondern auch verwerflich. Bei dem beschränkten Raum, der dem Garten hat angewiesen werden können, und bei der Nothwendigkeit diesen Garten auf der einen Seite vom Hause, auf der andern Seite vom Zaun nach der Straße zu abzusperren, ist nur ein Auf- und Abgang für die Paare möglich, links hinter dem Hause. Da müssen die auf- und abtretenden Paare immer zusammentreffen. Es entstehen dadurch höchst fatale Pausen, bis die Einen nach hinten und die Andern nach vorn kommen; es wird alles zerhackt, und der ganze Schmelz, der über der Gartenscene liegt, ist wie geborsten. Und es macht sich außerdem schlecht. Es ist ein beständiges *chassez, croisez!* wie beim Contre. Es sieht aus wie ein Caroussel, bei dem in regelmäßigen Zwischenräumen immer dieselben Gruppen an dem davorstehenden Zuschauer vorüberziehen. Die bisherigen Einrichtungen dieser Scene lassen auch viel zu wünschen übrig, aber sie sind doch tausendmal der Devrient'schen vorzuziehen. Ich denke mir, daß eine Gartendecoration mit verschlungenen Pfaden, mit dichtem Gesträuch, mit Hecken und alten Bäumen, wo die Paare bald vorn, bald mehr nach dem Hintergrunde zu auftauchen, in der mondbeglänzten Zaubernacht miteinander schäkern und kosen, den unvergleichlichen Zauber dieser Scene zu reiner, poetischer Wirkung bringen müßte.

Der Zweikampf zwischen dem von Mephisto secundirten Faust und Valentins Tod auf der Treppe vor Gretchens Hause — um den zu Gott eingehenden, braven Soldaten gruppiren sich amphitheatralisch die neugierigen Nachbarn — geben ein packendes, malerisches Bild. Auch der Uebergang vom Tode Valentins zur Kirchenscene wird stimmungsvoll vermittelt. Die Leiche wird unter tiefem Schweigen bei Seite gebracht. Derweil lassen sich von oben her die gedämpften Töne der Orgel vernehmen, und die von dem tragischen Schauspiel noch erschütterte Menge tritt in das Gotteshaus, aus dessen Seitenportal der Lichtschimmer hervorquillt. Vor dem Portale knien einige Gläubige, die Bettler und Krüppel, und von diesen abgesondert hat sich Gretchen niedergelassen. Es ist zwar ungewöhnlich, die schaurige Scene da hoch oben sich abspielen zu sehen, aber hier hat das Zusammendrängen auf den kleinen Fleck der sonst leeren großen Bühne etwas unheimlich Ergreifendes. Es ist ein Effect, der sich mit dem in der Composition Gérômes, „Cäsars Tod“, vergleichen läßt. Auf dem Gérôme'schen Bilde sehen wir den großen Senatsaal mit seinen leeren Bänken. Alles drängt zur engen Pforte hinaus, bis auf den einen feisten Senator, der alles verschlafen hat. Sonst ist der große Saal wie gesagt schauerlich leer. Und da vorn unter dem umgestürzten Thronessel, von der blutigen Toga bedeckt, der ermordete Weltherrscher allein, grauig in seiner Hülfslosigkeit. Aehnlich auch hier. Die Nacht hat ihren Frieden über alles gebreitet. Die Straße liegt im Dunkel, im Garten der Nachbarin tiefe Stille, kein Blättchen scheint sich zu regen, das Wasser gurgelt eintönig aus dem Rohrbrunnen, die schmälernden Mädchen sind verstummt. Nur da oben vor dem Dome ringt ein armes Menschenkind, dieweil die andächtige Gemeinde bei Orgelklang ihre Gebete gen Himmel sendet, gegen die folternden Gewissensqualen. Es ist ein schaurig packendes Bild. Freilich nicht das Bild, das Goethe sich gedacht hat. Goethe hat Gretchen unzweifelhaft in der Kirche und zwar in einer „finsternen Jammerecke“ unter Bettlern und Krüppeln angenommen.

Die Mauerpfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Lust!

Aber so wie Debrient die Scene eingerichtet hat, ist sie immerhin von großer und schöner Wirkung.

Die Erfinder und Erneuerer lassen sich auch mit jenem verschlagenen Franzosen in der Escribe'schen Posse „Bär und Basse“ vergleichen, der dem gelangweilten und dummen Pascha Schahahaham beständig seinen Bären aufbrummen will: „prenez mon ours!“ Der Pascha will sich an Fischen ergötzen: „Nehmen Sie meinen Bären“, empfiehlt der Geschäftsmann. „Nehmen Sie meine Mysterienbühne“, sagt auch Debrient jedesmal, wenn die Bühne ein Begehren hat. Erweist sich diese, wie ich dargethan zu haben glaube, für einige der wichtigsten Scenen als nachtheilig und untüchtig, so wird sie

im Schlußact des zweiten Theils geradezu widersinnig; ich habe vergeblich nach einem milderen Ausdruck gesucht.

Devrient baut die Bühne so: Erdgeschoß: in der Mitte (Noch) der Kanal, links der Faust-Palast mit der Eingangsthür; im ersten Stod rechts das Häuschen und Gärtchen mit der Kapelle von Philemon und Baucis, also der früher exponirte Landstrich, der nun durch Dämme und Dünen gegen das Meer geschützt ist; in gleicher Höhe der Altan von Fausts Palast; im zweiten Stod das Meer!

Das Meer zwei Treppen hoch! der Garten eine Treppe tiefer! Und der Kanal im Erdgeschoß! Der Act spielt also so und so viel Meter unter dem Meeresspiegel, und der Kanal hat trotz des Gefälles die Freundlichkeit, auf der Mitte der Bühne sichtbar auszumünden, und die Wassermassen des hier zwei Stod höher gelegenen Meeres stürzen nicht nach!

Das sind naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten, die sich selbst der duldsamste Zuschauer ohne Noth auf der Bühne nicht gefallen lassen mag!

Und weshalb diese Unmöglichkeit? — Die Bühne muß eben nun einmal bei Devrient ihre drei Stod haben, anders geht's ja nicht.

O doch, es geht anders! Dieses Aufstürmen ist hier nicht bloß sinn-, es ist auch zwecklos. Die ganze Sache kann sich zu ebener Erde abspielen, am Meerestrand. Wir brauchen die alten Leute nicht beständig die steilen Treppen klettern zu lassen und brauchen das Meer nicht zu veranlassen, sich gegen die Gesetze der Natur aufzulehnen und als Meer zwei Treppen hoch über dem Meeresspiegel seine Fluthen zu wälzen. Für Fausts Palast, für die Hütte der Alten, das Gärtchen und die Kapelle und für die Fernsicht auf das Meer ist zu ebener Erde Platz genug.

Wenn ich nun den Schluß aus dem Gefagten ziehe, so komme ich zu folgendem Ergebniß. Die Bühneneinrichtung, welche Otto Devrient für die Darstellung des „Faust“ gewählt hat — die von Eduard Devrient, Vater, construirte dreitheilige Bühne, die man schlechtweg die „Mysterienbühne“ nennt, obwohl dieselbe nachgewiesenermaßen niemals eine solche gewesen ist, — diese Bühne erweist sich im Großen und Ganzen als eine geistvolle und vielleicht nicht unfruchtbare scenische Neuerung. Sie erweist sich als zweckdienlich, glücklich und wirksam für einige wichtige Scenencomplexe, die sie sinnig und gefällig zu einem Ganzen schließt. Für eine zweite Gruppe von Scenen erweist sie sich als überflüssig und entbehrlich und für eine dritte Gruppe als durchaus verwerflich, indem sie das, was keinen Zusammenhang hat und keinen Zusammenhang haben soll, dem Geiste der Dichtung zuwider zusammenschweißt und durch die hier nothwendige Beschränkung in der Benutzbarkeit des Theaterraums und die Zusammendrängung des Spielraums auf einen kleinen Fleck das dichterische Bild erdrückt und erstickt und die Stimmung, die der Dichter über die Scene gebreitet hat, aufhebt.

V. Die literarische Behandlung des ersten Theils.

Ich wende mich nun, nachdem ich die scenische Behandlung der Faustdichtung besprochen habe, zu der literarischen Bearbeitung und deren Beziehung zu dem Original.

Devrient beansprucht für die Aufführung des „Faust“ nur zwei Abende. Erster Abend: Vorspiel, Prolog und erster Theil, zweiter Abend: zweiter Theil. Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit gewaltsamer Striche, die namentlich für den ersten Theil sehr bedauerlich sind. Außerdem überschreitet die Dauer einer jeder der Aufführungen (vier und eine halbe Stunde) die Grenzen des deutschen Theaterabends sehr erheblich. Gegen den Schluß hin ist die Genußfähigkeit des Publikums fast erschöpft. Und das ist doppelt schade, da gerade die letzten Acte — Herkulescene im ersten, Fausts Tod im zweiten Theil — auch als Bühnenwirkungen zu dem Ergreifendsten und Gewaltigsten gehören, was die dramatische Dichtung aller Völker und aller Zeiten aufzuweisen hat.

Dingelstedt und Frenzel, die diese Uebelstände erkannt haben, empfehlen daher die Dreitheilung, und diesem Vorschlage schließe ich mich an. Dingelstedt beginnt, nach Beseitigung des Vorspiels auf dem Theater, mit dem Prolog im Himmel und schließt den ersten Theil mit dem Monodram Faust: „Die Thräne quillt“. Der zweite Abend umfaßt bei ihm das Drama vom Osterspaziergang bis zum Schluß des ersten Theils der Dichtung, der dritte Abend den bühnengemäß umgearbeiteten zweiten Theil.

Frenzel hält das Vorspiel auf dem Theater aufrecht, bringt dieses, den Prolog im Himmel und den ersten Theil bis zum Aufstiegen Fausts und Mephistos aus dem Studirzimmer: „Ich gratulire Dir zum neuen Lebenslauf“, am ersten Abend; am zweiten: Auerbachs Keller, die Hexenküche und die Gretchentragödie bis zum Schluß; am dritten den umgearbeiteten zweiten Theil.

Ich meinerseits möchte den ersten Abend noch weiter ausdehnen. Ich würde vorschlagen, an diesem die beiden Vorspiele und das Drama bis zu Fausts vollendeter Vorbereitung zum neuen Leben (Hexenküche) zu geben. Da würde also der erste Abend schließen:

„Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe“.

Der zweite Abend würde die vollkommen einheitlich abgeschlossene Gretchentragödie bringen, mit der Begrüßung: „Mein schönes Fräulein, dürft ich's wagen“, beginnen und mit Gretchens Tode schließen, und der dritte Abend, wie auch die Uebrigen empfehlen, den umgearbeiteten zweiten Theil.

In der Dreigliederung, sei sie nun so oder so, wird Goethes „Faust“ wie ich glaube, früher oder später auf der deutschen Bühne Sitz und Stand haben. In der Devrient'schen Zweitheilung werden schon im ersten Theile

die schmerzlichsten Striche nothwendig, von denen ich nur den einen, den grausamsten, hier anführen will.

Devrient hat, zwar nicht in dem gedruckten Buch seiner Bearbeitung, wohl aber bei der Aufführung im Berliner Victoriatheater die ganze Scene „Wald und Höhle“ (Vers 2168—3017, „Erhabner Geist, Du gabst mir zc.“) beseitigt.

Ich habe kein Verständniß dafür, wie sich das mit literarischem Gewissen verantworten läßt. Das heißt doch einen der schönsten Steine aus dem Gestein ausbrechen. Das ist Zerstörung, Verstümmelung. Die Wiederherstellung dieser Scene, die bisher immer von dem Nothstifte selbst der pietätlosesten handwerksmäßigen Regie verschont worden ist, ist eine Forderung, auf deren Erfüllung das deutsche Publikum sein gutes, der Begründung gar nicht bedürftiges Recht hat.

Devrient ist, glaube ich, der Erste, der das Vorspiel auf dem „Theater“ auf der Bühne aufgeführt hat; und dafür gebührt ihm der vollste Dank. Dingelstedt will es streichen. Er meint, es habe auf der Bühne keinen Platz und eher eine störende als eine fördernde Wirkung. „Der Zuschauer ist nicht der Leser; er soll nicht hinter die Coullissen sehen, auch nicht in die Zelle des Dichters, nicht einmal in die Werkstatt des Theatermeisters“. Dingelstedt hat Unrecht. Die graue Theorie hat ihn zu dem Irrthum veranlaßt; und um auch einen solchen zu vertheidigen, ist ein geistreicher Mann um Gründe nicht in Verlegenheit. Hätte er die drei Theatermenschen leibhaftig auf den Brettern vor sich gesehen, hätte er selbst die tiefsinnigen und launigen Verse vernommen, — diese ars poetica, herrlicher denn irgend eine andre, diesen Katechismus der dramatischen Dichtkunst und des theatralischen Handwerks — er selbst würde der Erste sein, der der Aufführung zustimmte.

Devrient führt uns nun, der Dichtung folgend, in den Himmel. Da stellt sich dem Bearbeiter die erste große Schwierigkeit entgegen: die Frage der Darstellbarkeit des Herrn auf der profanen Bühne. Sie wird von Devrient verneint; und ich glaube mit ihm, daß, abgesehen von allem Andern, kaum die Aussicht vorhanden ist, den Widerstand, den die Staatsbehörde der theatralischen Vorführung des Schöpfers entgegenzusetzen würde, zu brechen. Es muß also eine Ausflucht gesucht, es muß ein bühnenmöglicher Stellvertreter gefunden werden.

Für dieses Amt erwählt Devrient den Erzengel Michael. Daraus folgen aber des Weiteren die leidigen Nothwendigkeiten, daß zur Einführung des göttlichen Procuristen einige Verse eingeschoben und, da die Ich-Form der Rede zu beseitigen ist, die Verse fast durchgängig verändert werden müssen. Das Eine wie das Andere ist gleichermaßen heikel und betrübend. Devrient drängt seinen Michael mit den folgenden Versen in die Goethe'sche Dichtung hinein:

„Vom Strahl des Gottesauges schweb' ich nieder,
Des Herren Stimme spricht durch meinen Mund:
Was nahnst Du, Geist des Widerspruchs, Dich wieder,
Mißlaute mengend in den reinen Bund?“

Das sind doch, wenn ich von der Sache etwas verstehe, recht herzlich schlechte Verse! Das „Niedererschweben vom Strahl des Gottesauges“, das „Mengen von Mißlauten in den reinen Bund“, das „Wiedernahen des Widerspruchsgeistes“ — es hat, wie Devrient wohl selbst zugeben wird, mit der Goethe'schen Gedankentiefe und Formenschönheit recht wenig gemein. Es mischt sich, um mit Devrient zu reden, „mißlautend in den reinen Bund“, der zwischen dem Dichter und seinem Volke geschlossen ist.

Und da nun einmal nicht der Herr selbst, sondern Michael für den Herrn spricht, hat Alles, was der Herr spricht, umredigirt werden müssen:

— Kennst Du den Faust?

— Den Doctor?

— Gottes Knecht,

sagt Michael bei Devrient. Und: „Der Herr hat Deinesgleichen nie gehaßt u.“. Das wirkt doch nichts weniger als feierlich.

Es wirkt sogar komisch und erinnert an alle möglichen Theatergeschichten, besonders an die, welche zu erzählen weiß, wie in einer kleinen reisenden Gesellschaft für den fehlenden Darsteller des Attinghausen im „Tell“ Walter Fürst einspringen mußte, der den Uebergang mit den folgenden Worten fand:

Der alte Attinghausen ist nun todt!
Wie gern gedenk ich seiner letzten Worte:
„Hat sich der Landmann solcher That erworben,
Aus eig'nen Mitteln, ohne Hilf der Eblen u.“

bis:

Seid einig, einig, einig!“
So sprach der alte, brave Attinghausen
Dann fiel er in das Kissen jach zurück,
Und dann — o Schmerz, o Schmerz! — dann war er todt!
(Zu Rudenz).

Ihr seid jetzt unser Lehensherr und Schirmer . . .

und so weiter im Text!

Viel besser ist die Devrient'sche Bearbeitung dieses Prologs wirklich nicht! Einmal läßt er übrigens doch den Herrn direct interveniren. Die berühmte Wette wird nun natürlich zwischen Michael und Mephisto contrahirt. Aber Mephisto traut dem Frieden nicht recht. Er fragt zur Wolkenhöhe hinan: „Es sei?“ — „Es sei!“ antwortet der Herr in dreistimmigem Gesang. Das Terzett soll auf die Dreieinigkeit symbolisch hinweisen. Nun kann also auch Mephisto den Prolog mit den von Devrient in folgender Weise abgeänderten Versen beschließen:

Von Zeit zu Zeit nah' ich dem Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So gnädig mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Da nun aber der Herr bei Devrient nur die Worte: „Es seil“ gesprochen hat, so ist die Aeußerung Mephistos über die Herablassung des höchsten Wesens kaum noch berechtigt; und da es nun Devrient doch einmal über's Herz hat bringen können, den genialen dichterischen Humor „So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen“, durch seine prosaische Verphilisterung aufzuheben, so schlage ich ihm vor, den den veränderten Verhältnissen viel angemesseneren Vers an die Stelle des von ihm corrumpirten zu setzen — er lasse Mephisto sagen:

Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,

Durch Michel mit dem Teufel selbst zu sprechen —

dann ist alles in schönster Ordnung!

Siehe es sich — die Unmöglichkeit der Gott-Darstellbarkeit auf der Bühne zugegeben — nicht besser machen, als es Devrient gemacht hat? Ich glaube: ja. Dingelstedt hat ein Auskunftsmittel eronnen, das unter den Uebeln sicherlich das geringere ist. Er substituirt dem Herrn den Erdgeist; da dieser „sich selbst definirt als die schaffende Potenz der Natur, den Repräsentanten unsres Planeten im Weltall, so kann ihm sowohl eine Stellung über oder unter den Erzeugeln, wie der wirksame Einfluß auf menschliche Existenzen, „Geburt und Grab“, übertragen werden“.

Es ist sehr findig, was Dingelstedt hier vorschlägt, und meines Bedünkens so lange nichts Besseres gefunden ist, unbedenklich zu acceptiren. Ich gebe zu, daß dabei ein bißchen Sophismus und ein bißchen Heuchelei mit unterläuft, aber durch die von Dingelstedt vorgeschlagene Umgehung wird wenigstens die Möglichkeit gewährt, den Goetheschen Text nahezu unverfehrt zu erhalten; und das dünkt mich doch das Wesentliche. Weßhalb übrigens Dingelstedt dem Mephisto einen „Abgang“ machen will, ist mir vollkommen unklar.

In dem nun folgenden ersten Theil hat Devrient Striche vorgenommen, die einem recht wehe thun: aber eine Auseinandersetzung über die Frage, ob nicht besser manche der von ihm ausgemerzten Stellen zu bewahren gewesen wären und andre, die er erhalten hat, ohne tiefere Schädigung hätten fortfallen können, würde endlos in die Breite gehen. Nach meinen Auffassungen hätte er die ganze Walpurgisnacht, die uns auf der Bühne Alles schuldig bleibt, beseitigen und den dadurch gewonnenen Raum mit Schönerem und Edlerem, das er ausgeschieden, füllen sollen.

Im Uebrigen beschränkt sich die Arbeit Devrients auf einige textliche Veränderungen, die durchweg arge Verschlimmerungen und unbedingt verwerflich sind. Ich stelle ohne irgend eine Bemerkung die folgenden Verse einander gegenüber:

Goethe, Vers 2278 ff.

Mein Herr Magister Lobesan,
 Laß er mich mit dem Gesetz in Frieden!
 Und das sag' ich ihm kurz und gut:
 Wenn nicht das süße, junge Blut
 Heut Nacht in meinen Armen ruht,
 So sind wir um Mitternacht geschieden.

Devrient, Seite 73:

„Mein Herr Magister Lobesan,
Das sag' ich kurz und gut Ihm an:
Wenn nicht das süße, junge Blut
Noch heut in meinen Armen ruht,
So sind wir geschieden um Mitternacht“.

Aus diesem Citat ersieht auch der Leser eine besondere Art der Devrient'schen Bearbeitung: Daß, was man ironisch als eine „Reinigung“ des Goethe'schen Textes, als eine „Veranständigung“ bezeichnen könnte. Bei Goethe verlangt Faust, daß Gretchen „heute Nacht“ in seinen Armen ruht, bei Devrient kann's auch am Tage sein! „Noch heut“, sagt er discret.

„Ah, la nuit, la nuit, la nuit!“

heißt es in einem französischen Liedchen. Ich wundre mich nur, daß der Bearbeiter in seiner ängstlichen Fürsorge für die Schonung basenhafter und altjungferlicher Zimperlichkeit dem verben Olympier die Freiheit gegönnt hat, Faust das Verlangen aussprechen zu lassen, daß Gretchen „in“ seinen Armen ruhe — „an“ seinem Arme wäre noch unverfänglicher. Ein andermal thut er es wirklich! Ich habe hier unter seiner Regie am Victoria-theater zwei Mal deutlich und von zwei verschiedenen Darstellern, von ihm selbst gehört, es ist also kein Versprechen:

„'s ist eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb' Ding am Arm zu haben“.

Am Arm? Mephisto ist bescheiden, wenn er bloß das Vergnügen ein schönes Mädchen spazieren zu führen, für eine der „größten Himmelsgaben“ hält!

Hiaweilen sind diese Veranständigungen bloß burlesk, z. B. wenn Devrient die Goetheschen Verse:

„Was Fenster! freilich Händ' und Hüße
Und Kopf und H—, die sind Dein“.

in

„Und Kopf und Sinne, die sind Dein“.

umbichtet; das von Goethe mit dem Anfangsbuchstaben H bezeichnete Wort hat mit den Sinnen doch nicht die entfernteste Synonymität; — hiaweilen sind sie unbegreifliche Entstellungen und Verballhornungen. Dafür nur ein Beispiel.

Die Verfluchung Gretchens durch Valentin ist wohl unbestritten eine der ergreifendsten und erschütterndsten Scenen aller dramatischen Dichtungen. Wer da an starken Worten Anstoß nimmt, wer da nicht empfindet, daß jene starken Worte auf den Lippen des sterbenden Bruders der edelste dichterische Ausdruck der Empfindung sind, der lasse sich begraben. Auf die Laffen haben wir keine Rücksicht zu nehmen, und denen brauchen wir den „Faust“ wahrhaftig nicht ohrgerecht zu machen. Die tiefe Verzweiflung des Sterbenden über die Schande seiner Schwester darf keine andere Worte wählen, als die von Goethe gebichteten, die in ihrer Einfachheit Einem durch Mark und Bein gehen:

„Ich sag' Dir's im Vertrauen nur
Du bist nun einmal eine Hur';
So sei's auch eben recht!“

Daß darin eine Unanständigkeit verborgen ist, das habe ich erst aus dem Veranständigungsversuche gemerkt. Debrient läßt — ihn trifft übrigens der Vorwurf nicht allein, auch andere Bühnen lassen sich diese verwerfliche Zimperlichkeit zu Schulden kommen — er läßt seinen Valentin sagen:

„Ich sag' dir's im Vertrauen noch:
Eine Dirne bist Du nun einmal doch;
So sei's auch eben recht!“

Damit haben wir in der That viel gewonnen! Daß Gretchen eine „Dirne“ ist, wissen wir ja längst! Faust's erste Worte an Mephisto sind:

„Hör', Du mußt mir die Dirne schaffen!“

Mit demselben Rechte wie „Dirne“ könnte Valentin von Gretchen sagen:

„Ich sage Dir — es thut mir leid:
Du bist nun einmal eine Maid;
So sei's auch eben recht!“

Scheut man davor zurück, das von Goethe gebrauchte Wort auf der Bühne auszusprechen, — mir ist's freilich unerfindlich, was diese Scheu veranlassen kann — nun, dann streiche man auch lieber diese drei Verse zu dem Uebrigen! Besser die Beseitigung als diese verstümmelnde Verunsinnigung.

Perumreisenden Virtuosen hat Debrient das Kunststückchen abgelernt und sich angeeignet, die Stimme des bösen Geistes von Gretchen selbst sprechen zu lassen, den Dialog zu monologisiren, Beschuldiger und Beschuldigte, Anklage und Partei in eine und dieselbe Person zu vereinigen. Ich habe schon früher an einer andern Stelle ausgeführt, wie diese unnatürliche Verbindung in keiner Weise zu rechtfertigen ist. Sie trabestirt die Dichtung und hebt nebenbei auch, indem sie das stumme Spiel Gretchens während der Anklage des bösen Geistes wider sie unmöglich macht, die gewaltige Bühnenwirkung auf. Wie sich ein Dichter-Regisseur diese Scene denkt, mag hier wiedergegeben werden: „Aus der Säule tritt der böse Geist langsam, leise hervor, gehüllt in einen Schleier von derselben Farbe, wie sie die Säule hat: grau. Aber er — (oder richtiger: sie, denn eine weibliche, wenn auch tiefe, metallene Stimme muß sprechen) — sie also steht nicht Gretchen gegenüber, nach der herkömmlichen Anordnung, sondern nach Goethes Vorschrift hinter Gretchen, sich immer tiefer auf sie herabbeugend. So raunt sie ihr halblaut, aber scharf, die von dem lateinischen Texte des Requiems unterbrochenen Donnerworte in's Ohr“.

So sollte es sein, so wie Dingelstedt es vorschlägt! Die Benutzung Gretchens als Sprech-Medium für den bösen Geist gehört in das Gebiet des Spiritismus, nicht in das der dramatischen Kunst.

VI. Der zweite Theil. Vorbemerkungen.

Wir wenden uns nun zu dem zweiten Theil des „Faust“. Es kann mir hier nicht in den Sinn kommen, der Zahl scharfsinniger Commentare und Erläuterungen, welche diese merkwürdigste Dichtung von Seiten der Aesthetiker Dünker, Runo Fischer, von Loeper, Schnetger, Wischer u. erfahren hat, noch einen neuen Deutungsversuch hinzuzufügen. Ich habe mir ja nur vorgesetzt, diesen zweiten Theil als Bühnenwerk und auf seine mögliche Ausführbarkeit hin in's Auge zu fassen. Ich will also berichten, wie Devrient diese Aufgabe zu lösen versucht hat, und welche Vorschläge bezüglich der Aufführung von Dingelstedt und Karl Frenzel gemacht worden sind.

Zunächst muß constatirt werden, daß bei der Behandlung dieses zweiten Theils ein ganz anderer Standpunkt eingenommen und ein anderes Verfahren eingeschlagen werden darf, als bei der des ersten Theils.

Der erste Theil ist die volksthümlichste Dichtung der deutschen Nation, der zweite die wenigst volksthümliche. Jeder gebildete Deutsche kennt den ersten Theil ungefähr auswendig; eine genaue Kenntniß des zweiten Theils besitzen aber nur die literarisch Eingeweihten der höheren Grade. Der erste Theil ist nationales Gemeingut, der zweite fast nur ein Monopol der Goethe-Specialisten. Der erste Theil gleicht dem Garten vor dem elterlichen Hause, in dem wir als Kinder gespielt haben; wir kennen jeden Weg und Steg, jeden Baum und Strauch, jede Blume und Blüthe, und einer jeden, auch der geringfügigsten Veränderung werden wir gewahr; wir vermissen die einzelne Rose, die vom Stode gebrochen ist. Der zweite Theil startt wie „Wald und Höhle“: in „dumpfem Moos und triefendem Gestein“, — ein unheimliches Dickicht mit bedrohlich aufragenden Baumriesen, die unwirthsam den Eingang zu wehren scheinen. Da muß die Art heran, um Lichtung zu schaffen. Gewaltige Stämme müssen schonungslos niedergehauen werden; und es läßt uns mehr oder minder ungerührt, denn in den gefällten Stämmen haben wir keine vertrauten Freunde zu beklagen.

Daß der zweite Theil einer radicalen Umarbeitung bedarf, um für die Bühne geschikt zu werden, ist eine *dira necessitas*, die von Niemandem bestritten wird. Hier handelt es sich nicht mehr, wie im ersten Theile, um die Frage, ob diese oder jene schöne Stelle zu streichen oder zu erhalten sei, hier werden ganze Scenencomplexe ohne Gnade und Erbarmen ausgestoßen werden müssen; und die Opfer an dichterischen Geschöpfen, die dem Nichtheil des theatralischen Bearbeiters unrettbar verfallen, sind nach Tugenden zu zählen. Hier wird gegen den Bearbeiter sich zwar kritischer Widerspruch erheben dürfen; der Pietätlosigkeit aber wird man ihn schwerlich zeihen. Ungleich freier darf er hier mit der Dichtung schalten und walten. Ja, es drängt sich ihm sogar die Nothwendigkeit auf, um die gerissenen Lücken zu füllen, mit einigen Versen ein künstliches Verbindungsglied zu schaffen. Allerding's wird er dafür zu sorgen haben, daß die Zahl dieser eingeschobenen

Slickerse eine möglichst geringe sei und deren Beschaffenheit nicht allzu grell gegen das Goethesche Muster absteche.

So haben es die bisherigen Bearbeiter des ersten Theils gehalten und so wollen es auch die thun, welche die Bearbeitung des zweiten Theils beabsichtigen. Beseitigungen, Verschiebungen, Stellvertretungen, Ausfüllungen sind hier die unerlässlichen Mittel zu dem Zwecke: den zweiten Theil bühnenfähig und bühnenmöglich zu machen.

Derjenige, der es unternimmt, dieses Neuland für das Theater urbar zu machen, hat ein hartes Stück Arbeit vor sich, und wenn das Werk den Meister loben soll, muß von der heißen Stirn viel Schweiß rinnen. Aber es steht ihm das tröstliche Bewußtsein zur Seite, daß er nicht auf das Unge-
wisse hin arbeitet, daß er ganz genau weiß, was er zu thun hat.

Was hat er zunächst zu thun?

Er hat aus dem Dicht die anschauliche Bühnenhandlung herauszu-
hauen: er hat zu beseitigen, was diese verdunkelt und was den freien Blick darauf erschwert. Er hat mit einem Worte: zu sichten und zu lichten.

Diese Handlung ist da. Und der Zuschauer, dem bisher als Leser des zweiten Theils bei dem Gedanken an die Aufführung ein leichtes Gruseln über den Rücken gelaufen ist, als mutho man ihm zu, eine ganz geheimniß-
volle, unverständliche Gespenstergeschichte zu vernehmen, wird ganz erstaunt sein, wenn er sieht, wie sich eine lichtvolle und klare dramatische Handlung auf den Brettern vor ihm abspielt, die in allem Wesentlichen ein reizvolles Widerspiel und eine Parallele zum ersten Theil der Handlung bietet.

Erzählen wir so, dem Goetheschen Originale treu folgend, die theatralisch
anschauliche Handlung des zweiten Theils in möglicher Kürze und unter
gebotener Beseitigung des Entbehrlichen, Ueberflüssigen, Schwer- oder Unver-
ständlichen.

VII. Die Bühnenhandlung des zweiten Theils.

Erster Act. Faust schlummert von Ariel und den Elfen gewiegt auf
blumigem Rasen. Bei seinem Erwachen „schlagen des Lebens Pulse“ wieder
„frisch und lebendig“. Der erste Theil seiner Lebensstragödie, Gretchen,
liegt abgeschlossen hinter ihm; er rüstet sich zum zweiten. Wir sehen die
kleine, dann die große Welt, wie es ihm Mephisto nach Abschluß des Pactes
zugesagt hatte; und so werden wir denn gleich in der ersten Scene des
zweiten Theils — Faust und die Geister als Vorspiel betrachtet — aus der
kleinbürgerlichen Welt, in der wir uns bisher mit Gretchen und Frau
Marthe Schwerdtlein bewegt hatten, in die große Welt, in den Thronsaal
der kaiserlichen Pfalz, zu dem Kaiser selbst geführt.

Die Zustände des Kaiserreichs sind desolat. Es fehlt an der Hauptsache:
am Gelde. Von allen Seiten Klagen und Beschwerden. Mephisto, der als Stell-
vertreter des unpäßlichen Narren und als Staatsmann, als lustiger wie auch als
ernster Rath der Krone, als maître de plaisir und als genialer Reform-Minister

dem Kaiser zur Seite getreten ist, hilft aus aller Bebrängniß. Auf seinen Vorschlag erhält das an sich werthlose Papier durch den Kaiser einen imaginären Werth, und mit dieser neuen Erfindung des Papiergeldes wird das Deficit gedeckt, der rückständige Sold gezahlt. „Im Himmel kann's nicht heitrer sein“, jubelt nun alle Welt.

Und nun, da für das Brot gesorgt ist, soll es auch an heitern Volksspielen nicht fehlen. Die Zeit wird in Fröhlichkeit verthan, und nun feiert man:

„auf jeden Fall,
Nur lustiger das wilde Carneval“.

In diesem tollen Faschingsjubiläum erscheint auch Plutus (Faust), der Gott des Reichthums, des Wohllebens und der Verschwendung, und streut die Papierseken, die nun Geldeswerth haben, unter die Menge, während der Herold (Mephisto), den Festzug ordnend und erläuternd, vollkommen in seiner Rolle als geistiger Urheber des schalkhaften Mummenschanzes bleibt. Wie die Kneipszene in Auerbachs Keller, so schließt auch die Carnevalsszene mit „einem Tropfen Fegefeuer“ — mit einem etwas übermüthigen Feuerwerk. Der Kaiser verzeiht das „Flammengaukelspiel“ den neuen Genossen, Faust und Mephisto, die ihn aus den Finanznöthen befreit und dem Hof noch ein höchst belustigendes Schauspiel: die „Geisterszene“ versprochen haben.

Der Kaiser will, es muß sogleich geschehn,
Will Helena und Paris vor sich sehn;
Das Musterbild der Männer so der Frauen
In deutlichen Gestalten will er schauen.

Allein die Competenzen Mephistos sind beschränkte; über die schönen und schaurigen Gebilde der hellenischen Mythologie hat der nordische Hexenmeister keine Gewalt.

„Das Heidenvolk geht mich nichts an,
Es hau't in seiner eig'nen Hölle“,

sagt Mephisto. Mephisto kann aber dem Faust wenigstens den Weg weisen, der ihn zum Ziele führt. Vermöge des Geistereschlüssels, den Mephisto ihm einhändigt, erschließt Faust das Tiefste der Erde. Er dringt vor bis zu dem Mittelpunkt: „in der Gebilde losgebundene Räume;“ und da, im Widerschein des glühenden Dreifußes, „im tiefsten, allertiefsten Grund“ steht er vor den „Müthern“, den Inhaberinnen der Urkraft. Mit dem Schlüssel berührt er nun den Dreifuß, der sich ihm anschließt, und mit ihm steigt er wieder aus den unbetretenen Fernen zur Erdoberfläche auf — nun als Gebieter des Heidenvolkes, das dem Ruf des mit dem magischen Dreifuß Verüsteten zu folgen hat.

So taucht er auf inmitten der Hofgesellschaft, die in eifrigem Geschwätz auf das verheißene Schauspiel, „Paris und Helena“, wartet; und so beschwört er nun das schönste Weib und den schönsten Jüngling. Und Paris —

„Nicht Knabe mehr! Ein kühner Gelderdmann
Umfaßt er sie, die kaum sich wehren kann.
Gestärkten Arms hebt er sie hoch empor,
Entführt er sie wohl gar? —“

Da wird Faust von eifersüchtiger Leidenschaft überwältigt. Kein Mensch soll ihm das herrliche Weib rauben. Sich selbst und seine Umgebung ganz vergessend, bringt er mit dem Schlüssel bewaffnet auf die Weiden ein, berührt den Jüngling und will Helena mit Gewalt an sich reißen. Da bricht die Explosion aus. Faust wird bewußtlos zu Boden geschleudert, die Geister gehen in Dunst auf und in „Finsterniß und Tumult“ schließt der erste Act.

*
*
*

Zweiter Act. Fausts Studirzimmer aus dem ersten Theil. Faust, von Helena paralysirt liegt — noch immer bewußtlos — auf einem altväterlichen Bett. Mephisto erfährt durch Mikodemus, den Famulus Wagners, der nun „Magister und Doctor“ gar heißt, wie dieser leptere die Zeit in dumpfem Brüten verbracht hat. Im allerstillsten Stillen experimentirt der in seinen wissenschaftlichen Grübeleien ganz verstarnte Wagner im Laboratorium:

„Geschwärtzt vom Ohre bis zur Nasen,
Die Augen roth vom Feuerblasen“.

Er arbeitet an der Fabrication eines Menschen; er will künstlich die belebte Zelle herstellen; er will den Uebergang vom Anorganischen zum Organischen schaffen.

Bevor sich Mephisto von dem Resultat dieser Experimente überzeugen kann, erhält er den Besuch eines von früher her bekannten Gastes, des „Baccalaureus“, den wir als schüchternen, unerfahrenen und wißbegierigen „Schüler“ im ersten Theile kennen gelernt haben. Der hat sich nun gar herrlich entwickelt! Ein frecher Bursche ist er geworden, der in des bräuchlichen, aber eben darum nicht minder thörichten Wortes wahrster Bedeutung „ausstudirt“ zu haben vermeint. Von den Alten kann er nichts mehr lernen, und „place aux jeunes!“ sagt er mit den französischen Romantikern. Der Baccalaureus meint:

„Hat Einer dreißig Jahr' vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am Besten wär's, euch zeitig todt zu schlagen“.

Der unerhörten Arroganz gegenüber wird selbst Mephisto ein Weilchen kleinlaut, und im stolzen Selbstbewußtsein zieht der Baccalaureus von dannen, diemeil Mephisto nun an Wagner herantritt, der sein Menschenartefact in der Phiole ausglühen läßt.

Homunculus ersteht. Das kleine Geschöpf wendet sich undankbar von seinem gerührten Schöpfer, Wagner, ab, schwebt zu dem bewußtlosen Faust hinüber und verkündet Mephisto, daß Faust, wenn dieser hier erwache, auf der Stelle des Todes sein werde, daß ihm aber die Umgebung von Waldquellen, Schwänen und nackten Schönen neues Leben bringen könne. Dazu sei die Gelegenheit günstig! Denn just in dieser Nacht feiern auf den pharaisischen Felbern die klassischen Hexen ihre Walpurgisnacht.

Dahin ziehen denn also auf dem Zaubermantel Mephisto mit dem Ritter Faust, beleuchtet und geführt von dem schimmernden Homunculus. Wagner bleibt bei seinem gelehrten Krimskrams daheim zurück.

Die Scene verwandelt sich. Auf den pharaisalischen Feldern begegnen wir den Dreien wieder. Der nun erwachte Faust, der von einer ungewollten Sehnsucht nach Helena getrieben wird, trennt sich von den Genossen und forscht nach dem herrlichen Weibe, dem er in dem ungeheuren Gewühl von mythologischen Gespenstern zu begegnen hofft.

Mephisto findet natürlich wegen seiner bekannten Vorliebe für das Gemeine sofort wieder die allererschlechteste Gesellschaft: die Schreckensgespenster der Lamien und Empusen und endlich die entsetzlichste Scheusalbildung der Phorkyaden, die

„Schwanfarbnen Drilling: Eines Augs Theilnehmende,
Einzahnig“. —

Durch Schmeicheleien gelingt es ihm, die Maste dieser ungeheuerlichen Dreieinheit zu gewinnen. Und so erwirbt nun Mephisto, der als nordischer Hexenmeister in dem klassischen Spuk nur hospitiren durfte, und als frecher Eindringling sich alle möglichen unangenehmen Behandlungen hatte gefallen lassen müssen, nunmehr als klassisch immatriculirter Teufel auch unter den hellenischen Dämonen zeitweiliges Asylrecht.

Faust auf der Suche nach Helena und Mephisto als Phorkyas, befähigt, an dem klassischen Hexenspuh theilzunehmen, somit Helenas Spuren aufzufinden und Faust zu ihr zu geleiten — das ist das Einzige, was die Bühne von dieser ganzen klassischen Walpurgisnacht gebrauchen kann, die in der Dichtung nahezu 1500 Verse zählt und von denen für die Bühnenhandlung kaum 150 erforderlich sein werden — vielleicht weniger, jedenfalls nicht mehr.

* * *

Der dritte Act umfaßt das edle und wunderschöne Helena-Drama. Die Verse von zauberhaftem Wohlklang, deren kunstvollendete Nachbildung der antiken Tragödiensprache den nachdenklichen und andächtigen Leser zum Entzücken hinreißt, sind leider für den schnell eilenden Vortrag auf der Bühne nicht geeignet. Sie verlangen ein langsameres, beschaulicheres Genießen. Und wieviel Tragödiinnen giebt es denn überhaupt, die diese Verse auch nur sprechen können — des verständnißvollen Eingehens auf den Inhalt und der Befähigung des klaren und logisch veranschaulichenden Vortrags ganz zu geschweigen? Von der Bühne herab werden die Strophen der Helena und ihrer Frauen für uns immer schwer verständlich bleiben; und wollte man dieses Helena-Drama, wie es Dingelstedt verlangt, nahezu ungekürzt aufführen, ich fürchte, auch den besten Zuhörer würde eine tödtliche Abspannung ergreifen. Es ist aber allerdings zu verstehen, daß ein Mann wie Dingelstedt, verlockt durch seinen literarischen Feingeschmack an der Schönheit der Sprache und an dem wunderlichen Geschöpfe, „das zwischen Himmel und Erde schwebt, zwischen Tod und Leben, zwischen Alt-Griechenland und Neu-Deutschland, zwischen Klassik und Romantik“, ein solches Verlangen auf eine möglichst vollständige Erhaltung dieser Goethe'schen Dichtung hat aussprechen können.

Die bühnenmäßige Handlung dieses Aufzuges, um die ich mich ja hier allein zu kümmern habe, ist die: Phorkyas-Mephisto naht der schönsten Griechin, die von ihren Gespielinnen und Dienerinnen umgeben ist. Durch Phorkyas-Mephisto erfährt Helena, daß ihr Gemahl Menelaos,

„der das nie vergißt,

Was einst er besaß und nun verlor, nicht mehr besitzt“, aus Rache nach ihrem Leben trachtet. Ihr erbieht sich in dieser Gefahr ein Retter und Ritter — ein „munterer, fester, wohlgebildeter Mann“, der der Bedrohten in seiner Burg „so wohl in Fugen, spiegelglatt wie Stahl“, sicheres Obdach gewähren will. Dem Schutze des Ritters Faust möge sie sich vertrauen. Und als nun wirklich Trompeten in der Ferne das Herannahen der Rächerschaar des Menelaos verkünden, folgt Helena durch Wolken und Nebel dem Führer Phorkyas in eine ihr fremde Zeit und Welt. Der Burghof, umgeben von reichen phantastischen Gebäuden des Mittelalters, auf die die erstaunten Blicke der antiken Frauen fallen, nimmt Helena und ihr Gefolge auf. Der mittelalterlich romantische Ritter Faust tritt mit ehrerbietigen Worten der holden Königin aus dem klassischen Alterthume entgegen, sich galant entschuldigend, daß ihr kein würdigerer Empfang hereitet worden sei und von der Gebieterin die Bestrafung des säumigen Thurmwächters, der die Meldung unterlassen, erbittend.

Die sich an diese Begrüßung anschließende wundervolle Minnescene zwischen Faust und Helena (III, Vers 868 — 931), von der ein großer Theil erhalten bleiben kann, wird durch den Unheilsboten Phorkyas-Mephisto unterbrochen. Menelaos, so berichtet er, ist den Flüchtigen nachgesetzt:

„Das Verderben ist nicht weit.

Menelas mit Volkesswogen

Kommt auf euch herangezogen;

Rüftet euch zu herbem Streit!“

Der Ausbruch zum Kampfe Fausts mit seinen Rittern gegen Menelaos mit seinen Griechen beschließt diesen ersten Theil des Helena-Dramas.

Die unmittelbare Wiederanknüpfung des abgerissenen Liebesfadens, die Wiederaufnahme des verliebten Gefos, die Vermählung Fausts mit Helena — die Verbindung des mittelalterlich germanischen und des antik hellenischen Geistes — und die eigenthümlich nervöse, reizvolle und geniale, aber innerlich krankhafte Frucht dieser Verbindung: die Geburt Euphorions, wird sich auf der Bühne nicht wie in der Dichtung ohne einen tieferen Einschnitt an den Ausbruch zum Kampf gegen Menelaos anreihen lassen dürfen. Da ist, wie Frenzel ganz richtig bemerkt hat, eine Pause nothwendig; sonst kommt in diesen schönen Theil des Helena-Dramas auf der Scene eine unerwünschte Komik.

Geht es auch in dieser herrlichen Phantasmagorie, die sich an Ort und Zeit nicht binden will, bunt genug zu, — der herabfallende Vorhang muß der Phantasie des Zuschauers zu Hülfe kommen, um ihm das Entstehen und Aufwachsen des lieblichen Euphorion klar zu machen.

Durch Phorkyas und den Chor vorbereitet, sehen wir dann, wie das glückliche Elternpaar, Helena und Faust, mit Euphorion — aus dem „edeln Zwei“ ist ein „köstlich Drei“ geworden — aus der Abgeschiedenheit hervortreten.

In unbezähmlichem Drange will sich das Kind Euphorion, ohne der Warnung der Eltern zu achten, in die Lüfte schwingen. Der unselige Flug bringt ihm den Tod, und Helena folgt dem geliebten Kinde in die Unterwelt. Nur das Gewand, das das schönste Weib umhüllt hat, bleibt in den Händen des verzweifeltsten Vatten und Vaters zurück. Die Gebilde des klassischen Alterthums gehen unter, und nun richtet sich auch aus der nutzlos gewordenen Vermummung des Phorkyas Mephisto in seiner wahren Gestalt riesenhaft auf.

* * *

Vierter Act. Ein wehmüthiger Nachklang an Fausts Liebe zu Helena, dem „göttergleichen Traugebild“,

„Auf sonnbeglänzten Bühlen herrlich hingestreckt“, erzittert in dem Monolog auf dem Rammpe des Hochgebirges. Und kaum ist dieser verhallt, so taucht wie ein Märchen aus alten Zeiten ein selig schwermüthiges Erinnern an das „jugenderste höchste Glück“, an „des tiefsten Herzens frühest Schätze“, an seine Liebe zu Gretchen wieder auf.

Aus diesen süßen und schmerzlichen Träumereien rafft sich Faust, als der Genosse Mephisto an ihn herantritt, wieder zur That auf. Mephisto ist noch immer weit entfernt, seine Wette zu gewinnen. Noch legt sich Faust nicht beruhigt auf's Faubett. Sein Streben, seine Thatkraft sind noch ungebroschen.

Welche gewaltige ethische Bedeutung und alles sühnende Kraft Goethe in seinem „Faust“ dem Schaffen, der Arbeit, der That beimißt, werden wir am Abschluß der Fausttragödie am deutlichsten erkennen. So lange Faust wirkt und schafft, ist er nicht verloren, und noch ist das „heiße Bemühen“, von dem Faust schon im ersten Sage des ersten Monologes spricht, nicht erlahmt. Noch will er kämpfen, ja, gegen das Gewaltigste den Kampf aufnehmen. Er, der Mensch, will mit Menschenwerk die zwecklose Kraft unbändiger Elemente besiegen:

„Erlange dir das köstliche Genießen,
Das herrische Meer vom Ufer auszuschließen,
Der feuchten Breite Grenzen zu verengen
Und weit hinein sie in sich selbst zu drängen“.

Ehe er diesen grandiosen Plan auszuführen vermag, bietet sich seiner Thatenlust und Thatkraft eine andere Befriedigung. Mittlerweile ist es mit der kaiserlichen Herrlichkeit, wie Faust und Mephisto zu Beginn des zweiten Theils sie begründet hatten, in die Brüche gegangen. Zeitweilig hatten sie der reellen Geldnoth durch den „Schein“, wie unsere Sprache mit geistvoller Zweideutigkeit und Doppelsinnigkeit sagt, also durch Schwindelpapiere, durch

die künstliche Anspannung des Credits wehren und das genußsüchtige Volk durch wilde Belustigungen zerstreuen und zur Ruhe bringen können; aber die unerbittliche Wahrheit ist mit der Zeit durchgedrungen. Man hat aus dem „Faust“ nachweisen können, daß Goethe als echter vates, als Dichter und Prophet, die wichtigsten zukünftigen Ereignisse vorhergeahnt und vorhergesagt habe. Der Militärschriftsteller hat nachgewiesen, daß die Geisterschlacht in allen Hauptzügen mit einer Entscheidungsschlacht unserer neuesten Zeit vollkommen identisch sei; der Culturkampf ist im zweiten Theil (Scene zwischen Bischof und Kaiser) ganz getreu geschildert, und hier haben wir ein überraschend wahrhaftiges und ähnliches Bild der Napoleonischen Wirthschaft und der Haltung des französischen Volkes unter dem letzten Imperator. Von nun an hört die Uebereinstimmung allerdings auf.

Das Reich des Kaisers kracht in allen Fugen. Es ist zu schwach, um dem Ausbruch der Anarchie zu wehren und dem Umsichgreifen derselben einen Damm entgegenzusetzen. Das brutale Faustrecht herrscht. Die Empörung gegen das Oberhaupt ist riesig angewachsen, und es steht nun die Entscheidungsschlacht bevor zwischen der Rebellion, die einen Gegenkaiser an ihre Spitze gestellt hat, und dem alten angestammten Kaiser, dem Freunde Fausts.

Für diesen letzteren will nun auch Faust wieder eintreten — wohl weniger aus monarchisch legitimistischer Gesinnung, als aus der menschlichen Regung, daß es ihm leid thun würde, wenn sein alter Bekannter Kopf, Kragen und Krone verlieren sollte.

„Er jammert mich, er war so gut und offen“.

Und so zieht denn Faust mit Mephisto und der wunderbaren Heeresmacht, die dieser aufgeboten, mit den „drei Gewaltigen“ und dem kaiserlichen Heere als erwünschter Bundesgenosse dem Kaiser zu Hilfe. Die Schlacht bringt diesem den Sieg und dem Aufstande den Untergang. Die in der Dichtung sehr ausführlich geschilderte und von Strategen als ein wahres Kunstwerk gerühmte Schlacht muß auf der Bühne natürlich auf das Unerläßliche grausam zusammengestrichen werden.

Zum Dank für seine waffenbrüderlichen Dienste wird Faust vom Kaiser mit der Seeküste belehnt; und es versteht sich, daß nun auch der Diener der Kirche dem Throne naht, um für die Dienste, die ein Anderer geleistet, den wohlverdienten Lohn einzuheimen. Das Zwiegespräch zwischen Erzbischof und Kaiser ist die genialste und verwegenste Satire, die über die weltlichen Ansprüche der Kirche geschrieben worden ist. Jeder Satz ist ein bitteres Epigramm, und jede Sentenz hätte während der Zeit des Culturkampfes als wirkames Citat verwerthet werden können.

* *

Fünfter Act. Nun also hat sich Faust seinem großen Werke hingegeben. Er hat des Meeres Rechte geschmälert und da, wo früher die „zwecklose Kraft unbändiger Elemente“ geboten, „dicht gedrängt bewohnten Raum“, „Anger, Garten, Dorf und Wald“ geschaffen.

Faust, als Herrscher, hat sich da einen stattlichen Palast errichtet, von dessen weitstchauendem Altan aus er mit Stolz das Werk seines Geistes und seiner Hände: das dem Meere abgerungene Land, überblicken kann. In der Nähe des Palastes wohnt ein altes Paar, Philemon und Baucis von Goethe genannt, das schon früher an jener von den Wogen bedrohten Stätte sein Hüttchen gebaut, den kleinen Garten gepflegt und die Kapelle errichtet hatte, in der es „läutet, kniet und betet und dem alten Gott vertraut“. Das „verdammte Läuten“ gemahnt Faust beständig daran, daß er auch hier nicht als unumschränkter Herrscher gebieten darf, daß jene Scholle Erde, auf der der Hütte und Kapelle stehen, und die er nun durch Damm und Dünen erst gesichert hat, Anderen gehört. Das verdrießt ihn, und er befiehlt Mephisto, der mit den „Gewaltigen“ von fremden Meeren reiche Schätze heimbringt, dem „widrigen Geklingel“ ein Ende zu machen. Die Altan sollen expropriert und auf ein schönes Hüttchen mehr in's Land hineingebracht werden. Mephisto und die drei gewaltigen Gefellen machen aber nicht viel Federlesens mit den Alten. Sie stecken ihnen einfach das Haus über dem Kopf an, und da die unglücklichen greisen Leute nicht rechtzeitig auf Rettung bedacht sind, so finden sie mit dem Wanderer, den sie bewirthet hatten, in den Flammen ihren Tod.

Zwar flucht Faust dem „unbesonnenen, wilden Streich“; die Verantwortung dafür vermag er jedoch nicht von sich abzuschütteln.

In trüber und schwerer Stimmung verbrütet er schlaflos die Nacht. Da umschleichen ihn die vier grauen Weiber: Mangel, Schuld, Sorge und Noth.

Mangel, Schuld und Noth können dem Reichen nichts anhaben, und huschen wieder hinweg. Die Sorge aber spricht:

„Ihr Schwestern, ihr könnt nicht und dürft nicht hinein;
Die Sorge, sie schleicht sich durch's Schlüsselloch ein“.

In dem schauerlichen und erhabenen Zwiegespräch zwischen Faust und der Sorge entrollt er noch einmal seines ganzen Lebens wunderliches Bild und zieht die Schlüsse daraus. Von der bequemen Vertröstung auf ein Jenseits mag er nichts wissen:

„Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm“.

Mit Feiern und Veten ist's nicht gethan, nicht das orare, das laborare ist ihm das Wesentliche, das unbefriedigte, nimmer rastende Schaffen in dieser Welt: die That und Thätigkeit — er kommt inmer wieder darauf zurück:

„Im Weiterstreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick“.

Gegen die unheimliche Gewalt, die ihn nun bedroht, gegen die Sorge, ringt er rüstig. Er will deren Macht nicht anerkennen; da haucht sie ihn an, und Faust erblindet. Und doch bleibt der Thatkräftige der Sieger in dem Kampfe gegen die stärkere Gewalt des Schicksals:

„Die Nacht scheint tiefer, tief hereinzubringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht.
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen!“

Und so ruft der Rastlose seine Leute aus dem Schlafe und feuert sie zur Arbeit an. Und als er nun die knirschenden Spatenstiche und das tollende Aufwerfen der Erdschollen vernimmt, meint er, der nicht mehr sehen kann, daß die segensreiche Arbeit in vollem Gange sei. Aber die Lemuren sind's, welche von Mephisto geleitet, Fausts Grab schaufeln. Der erblindete Faust ordnet noch weise die Arbeit, er schwelgt in dem Gedanken, wie er durch sein Werk den Tausenden Wohnsitze schafft, die nun ihrerseits durch rastlose Thätigkeit sich das einzig menschenwürdige Dasein: in Arbeit und Freiheit schaffen sollen — das Recht:

„Thätig=frei zu wohnen“;

denn nur die unausgesetzte Arbeit, die Thätigkeit — Faust hält daran fest bis zu seinem letzten Athemzuge und fühlt sich am Abschlusse seines Lebens gedrungen, dies immer wieder und wieder auszusprechen, — nur die That soll der Inhalt des Menschenlebens sein, und

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,

Der täglich sie erobern muß“, —

Bei dem Gedanken, wie er für diese thätige Menschheit segensreich schaffen und wie er durch sein Beispiel eine „kühn=emstige Völkerschaft“ zu rastlosem Wirken aneifern werde, empfindet er das höchste Glück. Und da spricht er das verhängnißvolle Wort, das ihn nach seinem Pacte mit Mephisto der Hölle überliefern soll! Da spricht er zum Augenblicke das Wort:

„Verweile doch! Du bist so schön!“

Dem Tode verfällt er dadurch; aber was vermag der Tod dem Manne der That anzuhaben?

„Es kann die Spur von meinen Erbetagen

Nicht in Neonen untergehn!“ —

Im Vorgefühle dieses hohen Glücks, im edelsten Genuße sinkt Faust entseelt zurück.

Die Lemuren bestatten den Körper, den Mephisto ängstlich bewacht, um die austretende Seele zu erwischen. Er hat doch einige starke Bedenken, ob ihm nun der Gewinn der Wette auch wirklich zugesprochen und der Preis dafür, Faustens Seele, verfallen werde. Aus dem Höllenpfuhle beschwört er alle Teufel herauf, um sich die Beute zu sichern; aber das ganze widerwärtige Aufgebot der Höllenfragen erweist sich ohnmächtig. Milde, veröhnliche Weisen ertönen von oben. Von unsichtbaren Händen gestreut fallen Rosen auf den Leichnam, und trotz alles wüsten Schmälens und Wetterns Mephistos, dessen niedrige Lüsternheit selbst in diesem Augenblicke seiner Bedrängniß durch das erhabene Schauspiel der heranschwebenden Engel entfacht wird, wird Faustens Unsterbliches emporgehoben.

Wir sind an dem herrlichen Finale — der Apotheose, wie man es hat nennen dürfen — angelangt.

Die einfache Beseitigung desselben und die Ersetzung durch ein lebendes Bild halte ich nicht für möglich. Dogmatische Bedenken beschleichen mich nicht. Ob man sich nun das Ende des Faust orthodox-katholisch oder anders denkt — ich habe kein Interesse zur Sache. Die Erlösung, — gleichviel ob eine confessionelle oder confessionslose Erlösung — die den Abschluß bringt und den Ring der Tragödie schließt, will ich nicht bloß sehen, ich will auch die Motivierung, die nach meiner Auffassung ein erhebliches Glied der Bühnenhandlung ausmacht, vernehmen.

Die Engel, Faustens Unsterbliches tragend, schweben heran :

„Gerettet ist das eble Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen“.

Durch das ungebrochene Streben, durch das unausgesetzte heiße Bemühen hat sich Faust den wohlverdienten Anspruch auf Erlösung errungen. Dem, der gestrebt, wird das Irren verziehen; und dem, der viel geliebt, wird viel vergeben. Die göttliche Macht ist eben barmherzig und von großer Güte. Und die heilige Jungfrau, die ein Menschenleben gelebt, menschlich empfunden und menschlich geliebt hat, ist milde. Vertrauensvoll und getrost darf Faust zu ihr sich aufrichten:

„Dir der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen,
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu Dir kommen“.

Und als eine der Büsserinnen, sonst Gretchen genannt, ihre inbrünstige Fürbitte an die Jungfrau richtet:

„Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glüd!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück . . .
Bergönne mir, ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag“ —

wird die rührende Fürbitte erhört, und die Jungfrau versetzt gnadenvoll:

„Komm, hebe Dich zu höhern Sphären!
Wenn er Dich ahnet, folgt er nach“.

In himmlischem Entzücken birgt Faust sein Angesicht und betet:

„Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!“

Geföhnt und gereinigt zieht Faust unter der feierlichen Verkündigung des mystischen Chores in die Seligkeit ein.

Dieses Finale veranschaulicht in großartigster Weise den Grundgedanken der Gesamtdichtung: die heiligende That.

In diesem Brennpunkte sammeln sich alle zerstreuten Strahlen der Dichtung. Das Rasten, Verweilen, die Befriedigung, das Faulbett — das ist Tod, das ist Hölle und Verdammniß. Das Streben, Mühen, Schaffen, das Weiterschreiten, die Unbefriedigung, die That — das ist ewiges Leben und Seligkeit.

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan“,

hatte Faust in dem entscheidenden Augenblick der Wette mit dem Teufel gesagt.

Goethe steht also mit seiner Dichtung ganz auf dem Boden des Christenthums: „Alle Sünde und Lästerung wird dem Menschen vergeben, aber die Lästerung wider den heiligen Geist wird dem Menschen nicht vergeben, weder in dieser noch in jener Welt“. (Matth. 12, 31 und 32). Der heilige Geist, dessen Schändung zu ewiger Verdammniß führt, ist eben das Schaffen selbst. „Der Geist ist es, der da lebendig macht“, sagt Johannes (6, 63).

Wer diese Schaffenskraft nicht nützt, sie in Trägheit verkümmern läßt, wer ohne Streben, sich nicht bemüht, der ist dem Bösen verfallen.

So lange aber der Mensch strebt, ist sein Irren nach der milden Auffassung des Herrn selbst verzeihlich. Und durch das Streben und Wirken und heiße Bemühen, das den Inhalt von Faustens gesammtem Dasein ausmacht, von dem ersten Augenblicke, da wir ihm gegenüber treten, bis zu seinem letzten Athemzuge — durch die That erwirbt er sich die Erlösung, und seine Fehltritte werden gesühnt.

„Am Anfang war die That“,
überseht Faust das geheimnißvolle λογος.

„Die That ist Alles, nichts der Ruhm!“
erwidert er Mephisto, der ihn zu schlaffem Wohlleben verleiten will. „Thätig frei zu wohnen“, „kühn-ernstig“ gegen die umringende Gefahr anzukämpfen —

„Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein“ —

das ist für ihn der Menschheit vornehmliche Aufgabe, und in der Lösung dieser Aufgabe hat sich das menschliche Leben zu erschöpfen.

„Ja! Diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß“.

Ein solches, von unermüdlicher Thätigkeit ganz erfülltes Dasein ist niemals ein verlorenes. Und mag auch gefehlt, gefrevelt und gesündigt sein, es wirkt segensreich nach auf die Jahrtausende, und seine Spuren werden nicht verweht. Das menschliche Fehlen wird durch die Kraft der Arbeit gesittlicht und erlöst, und selbst die Engel im Himmel verkünden dies trostreiche Evangelium der Arbeit:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen“.

VIII. Die Bühnenbearbeitung des zweiten Theils.

Durch diese eingehende Wiedergabe der Handlung des zweiten Theils des „Faust“, wie sie auf der Bühne zu anschaulicher Darstellung gelangen würde, bin ich schon an die Frage: in welcher Weise sich nun der Bearbeiter zu dieser Dichtung zu stellen hat, herangetreten. Ich glaube, er kann dem Dichter Schritt für Schritt folgen. Er muß zwar oft, fast immer, als Knecht des Theaterpublicums kürzere Wege suchen, als der Dichter in seiner göttlichen Freiheit und Ungebundenheit einschlägt, er braucht aber keine wesentlichen Strecken zu überschlagen.

Diesem Princip ist auch Debrient im Ganzen gefolgt. Ich befinde mich daher mit seiner Art der Bearbeitung in der Hauptsache in besserem Einverständniß, als mit den Vorschlägen von Dingelstedt und Frenzel, die aus dem zweiten Theil den zweiten Act, — der erstere nahezu ganz, der andere ganz — beseitigen wollen.

Die erste Verwandlung des zweiten Aufzugs, die Rückkehr in das Studirzimmer des Faust, wollen Beide streichen. Dingelstedt macht dazu allerdings bedauernde Bemerkungen über den dadurch nothwendig werdenden Wegfall der Vaccalaureusscene. Nicht nur um dieses Juwels willen bestehen wir auf Aufrechterhaltung des Szenencomplexes im Studirzimmer. Die Fäden, welche den zweiten Theil mit dem ersten verbinden, sind ohnehin spärlich und dünn genug! Und da sollten wir gerade auf die einzig sichtbare Verknüpfung Verzicht leisten? Sollten gerade diese Scene, die einzige, die in einem auch äußerlich wahrnehmbaren Zusammenhange mit dem ersten Theil steht, streichen? Hier allein wird uns ad oculos demonstrirt, daß wir denselben Faust, den wir im ersten Theil gesehen haben, auch im zweiten Theil wieder erblicken. Hier sehen wir das alte Studirzimmer unverändert, wie es unser Auge zu Beginn der Tragödie geschaut hat. Wir sehen dieselben Leute, die es früher betreten haben, diese freilich sehr verändert: den einstens bescheidenen Schüler als arroganten, aberwitzigen Vaccalaureus, den quondam grübelnden Famulus als nunmehr überstudirten Dr. Wagner.

Dingelstedt nimmt Anstoß an dem allerdings etwas problematischen Homunculus, der in den Retorten Wagners auf wissenschaftlichem Wege gebildet wird. Man weiß, welche tiefsinnigen Deutungen dieses Menschen-artefact schon gefunden hat. Bei Wollheim wandelt sich dieser Homunculus zum jugendlichen Vertreter der Poesie und scheint in Euphron aufzugehen. Das ist so superflüg, daß ich mich damit nicht befassen mag. Bisher hat in seinem köstlichen „Faust, der Tragödie dritter Theil“, diese Homunculusdeutereien in wichtigster Weise abgethan. Er läßt Faust bevor er zur Seligkeit aufsteigt, noch einige Prüfungen bestehen, und eine der grausamsten ist, daß er den seligen Knaben beibringen soll, was der zweite Theil des „Faust“, speciell der Homunculus zu bedeuten hat. Faust leistet in ebenso kühnen wie unklaren Unterlegungen das Denkbare und sagt schließlich stöckend:

„Es ist, wenn man's besieht bei Licht . . .“

Einer der seligen Knaben wirft dazwischen:

„Erlaubt, mir scheint, ihr wißt es selber nicht.
Drum laßt mich damit in Ruß!“

Faust (für sich):

„Du ahnungsvoller Schlingel, Du!“

Den Homunculus auf der Bühne lasse ich ohne alle Commentare und Symbole gelten als ein auf chemisch-physikalischem Wege hergestelltes Menschlein; und so hat sich auch seine Darstellbarkeit hier erwiesen. Das leuchtende Männlein in der Flasche, das Faust und Mephisto den Weg zu den pharaisischen Feldern weist, ist nicht bühnenschwieriger als die Phorkyas und die Demuren, die wir doch schlechterdings nicht entbehren können. Und sollten wir ohne Noth die geheimnißvoll schöne Wagner'scene („die Glocke tönt, die fürchterliche“) über Bord werfen? Ich stimme mit Devrient entschieden für Beibehaltung des Studierzimmers aus dem ersten Theil, des Dr. Wagner, des Baccalaureus und des Homunculus und finde es logisch und gut, daß diese Scenen auf der Bühne, wie Devrient es eingerichtet hat, den abgeschlossenen, zweiten Act bilden, der nun als adäquates Glied der Parallelhandlung der beiden Theile, gerade wie der zweite Act im ersten Theile, mit dem Aufflug Fausts und Mephistos auf dem Zaubermantel abschließt.

Im Gegensatz zu Frenzel und Devrient will Dingelstedt auch noch dem Euphorion den Garauß machen. Er hält ihn für nicht lebensfähig auf der Bühne. In diesem Punkte täuscht sich Dingelstedt. Die Aufführung auf dem Victoriatheater hat nicht nur die Lebensfähigkeit bis zur Evidenz erwiesen; sie hat auch dargethan, daß diese Episode eine der rührendsten, ergreifendsten und — um ein Theaterwort zu gebrauchen — der effectvollsten des zweiten Theils ist. Ich bin nicht nur nicht für Streichung der Euphorion'scene; ich plaidire sogar dafür, daß die von Devrient sehr gekürzte Scene nahezu vollständig nach der Dichtung wieder hergestellt werde. Scenisch läßt sich diese Episode, wie ich glaube, allerdings noch viel schöner und poetischer darstellen, als wir sie gesehen haben. Frenzel giebt dafür sehr zu beherzigende Winke.

Ueber die kindliche Aftersweisheit des ersten Bearbeiters des zweiten Theils, Dr. Wollheim da Fonseca, der Helena mit Gretchen identificirt und demgemäß auch Euphorion für Gretchens ertränktes Kind erklärt, und dies später noch als einen der seligen Knaben im Finale aufmarschiren läßt — wodurch auch noch die heidnische Unterwelt mit dem katholischen Himmel vermengt wird — darüber kein Wort! Dieser Entstellung wäre allerdings noch die von Dingelstedt befürwortete Tüdtung bei Weitem vorzuziehen.

Mein principiellcs Einvernehmen mit dem Charakter der Devrient'schen Bearbeitung, die dem Dichter folgt, schließt meine Bedenken über einige Einzelheiten, meinen entschiedensten Widerspruch gegen andre nicht aus. Wenn der erste und zweite Act, Kaiserpalz und Studierzimmer, ohne erhebliche Veränderungen, so wie Devrient sie bearbeitet hat, acceptirt werden können, so scheint mir der dritte Act, in dem Devrient sehr richtig die klassische

Walpurgisnacht und das Helena-Drama zusammenfaßt, berechtigten Wünschen Raum zu geben und verbesserungsbedürftig zu sein.

Nach meiner Auffassung nimmt bei ihm die klassische Walpurgisnacht, obwohl sie schon sehr erheblich zusammengestrichen ist, immer noch einen viel zu breiten Raum ein. Die Darstellung hat mir die Undarstellbarkeit in dieser Gestalt bewiesen. Ebenso wenig wie der nordische Bloßberg den Eindruck des Spukhaften und Grausigen, macht diese klassische Walpurgisnacht den Eindruck des Heiteren, sinnlich Schönen und auch im Häßlichen Großartigen. Es ist auf der Bühne ein langweiliges Ballet mit eingestreuten Gefängern, die nichts zu bedeuten scheinen, und einem verbindenden Text, der unverständlich bleibt. Selbst bei den gedankenreichsten Versen ist man, wenn man sie von der Bühne herab hört, versucht, mit Mephisto auszurufen:

„Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Alein zum Herzen dringt es nicht“,

Von dieser ganzen klassischen Walpurgisnacht wollen wir weiter nichts sehen als Faust, der nach Helena sucht, und Mephisto, der sich von den Phorkyaden die Maske holt, die ihm das Domicil im spukhaften Hellsas ermöglicht und ihm gestattet, der Helena zu nahen; — durch alles Andere ein kühner Strich!

Dagegen würde meines Erachtens eine Erweiterung des von Devrient bis zur Unkenntlichkeit zusammengestrichenen Helena-Dramas geboten sein, wenn auch nicht in dem Umfange, wie Dingelstedt es wünscht. Es würde ferner nach Frenzel's Vorschlage zwischen dem Ausbruch zum Kampf gegen Menelaos und der Euphorionscene eine Trennung zu schaffen sein; die Euphorionscene würde ich, wie ich schon sagte, fast unversehrt aufführen.

Die Geisterschlacht im vierten Act und die Blendung Faust's durch die Sorge können nach meinem Erachten zu einer weit gewaltigeren Wirkung gebracht werden, als dies unter der Devrient'schen Regie geschieht. Wie ich mir das Finale denke, habe ich in dem Berichte über die Handlung schon ausgeführt. Es ist wesentlich kürzer als die Devrient'sche Bearbeitung und enthält die wichtigen Verse, die Devrient dem Doctor Marianus abgenommen hat: Faust's Vertrauen zur Gnade und sein andächtiges Gebet, das ihn zur Seligkeit hinüberführt.

Die Veränderungen, die Devrient im Einzelnen vorgenommen hat sind mannigfacher Art. Von den Strichen, die eine absolute Nothwendigkeit sind, und deren Zweckmäßigkeit oder Zweckwidrigkeit hier unmöglich erörtert werden kann, abstrahire ich. Ich habe hier nur zu untersuchen: a) die Verschiebung der Verse, b) die Vertauschung der Personen, die diese Verse sprechen, c) die Veränderungen des Textes, die auf zum großen Theil zimperliche Bedenken zurückzuführen sind, und d) die eigenen Zuthaten, die ich Zudichtungen nicht nennen mag.

Devrient hat sich mit den Verschiebungen keinen Zwang auferlegt. Er hat in den Goethe'schen Versen, die doch recht wohlgeordnet zu sein pflegen, mit einer Recktheit herumgewirthschaftet, die in ihrer Weise genial genannt werden kann. Ich will nur eine einzige Stelle anführen und nach der Loeperschen Versauszählung die betreffenden Zahlen der Verse hinzufügen. Man wird daraus ersehen, wie Devrient springt: vierhundert Verse vor, wieder zweihundert zurück, wieder zweihundert vor, wieder zweihundert zurück, wie er mit einem Worte: mit Goethe umspringt:

305. Laß du den grauen Kerl nur walten,

306. Und Niemand nimmt dir etwas ab.

Faust.

725. Die hohlen Waffen aus der Säle Grüften

726. Empfinden sich erstarrt in freien Lüften,

727. Da droben rasselt's, klappert's lange schon,

728. Ein wunderbarer falscher Ton.

Mephistopheles.

729. Ganz recht! sie sind nicht mehr zu zügeln,

730. Schon schallt's von ritterlichen Brügeln

731. Wie in der holden alten Zeit!

526. Hört, wie sie sich voraus erboßen,

527. Bleckklappernd aneinander stoßen!

737. Schon klingt das Tosen weit und breit.

Faust.

532. Der Horizont hat sich verbunkelt &c.

Ähnliche Beispiele ließen sich verdußendfachen.

Von den Vertauschungen der Personen, welche die Verse sprechen — Mephisto spricht z. B. zu Wagner die Abschiedsworte des Homunculus und im Helena-Drama einzelne Verse des Chors, die sich in seinem Munde seltsam genug ausnehmen — will ich ebenfalls nur ein frappantes Beispiel anführen.

Das Gebet des Dr. Marianus, welches diesem die Seligkeit erschließt — und das ist doch immerhin wichtig genug — dieses Gebet:

„Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!“

sprechen oder singen vielmehr bei Devrient die drei Erzengel: Raphael, Gabriel und Uriel. Das ist geradezu sinnwidrig. Denn so wird aus dem erlösenden, inbrünstigen Dankgebet des zur Gnade eingehenden Sünders einer der üblichen Lobgesänge, wie deren die seligen Engel wohl zu jeder Stunde mehrere anstimmen. Dies Gebet des Dr. Marianus Faust giebt uns die Gewähr, daß Gretchens Fürbitte erhört worden ist; es ist der Dank für die schon erwiesene Gnade. „Bleibe gnädig!“ betet Faust. Es ist also von entscheidender Wichtigkeit, daß Faust diese Worte spricht, und es ist unerfindlich, weshalb Devrient diese den Erzengeln gegeben hat.

Die Veränderungen im Texte sind gerade wie im ersten Theil so auch im zweiten zumeist den Wünschen des Bearbeiters entsprungen, den Goethe'schen Derbheiten und Nacktheiten ein sittsam bühnenfähiges Mäntelchen

zur Veranständigung umzuhängen. Auch da sind wie im ersten Theil gar curiose Dinge zu verzeichnen. Auf's Gerathewohl hier einige Beispiele.

Bei Goethe heißt es in der Wagnerscene, Herstellung des Homunculus:

— Ein herrlich Werk ist gleich zu Stand gebracht

— Was giebt es denn?

— Es wird ein Mensch gemacht.

Bei Debrient heißt es:

— Ein herrlich Werk ist hier sogleich gemacht.

— Was giebt's?

— Es wird ein Mensch zu Stand gebracht.

Ich bitte um Verzeihung — er wird nicht „zu Stand gebracht“; er wird in des Wortes reinsten Bedeutung „gemacht“ und zwar auf dem allertrockensten, nüchternsten wissenschaftlichen Wege.

„ . . . Wie sonst das Zeugen Mode war,

Erklären wir für eitel Possen . . .

Wenn sich das Thier noch weiter dran ergößt,

So muß der Mensch mit seinen großen Gaben

Doch künftig reinern, höhern Ursprung haben“.

Dieses Menschlein wird also gerade so gemacht wie irgend eine andere chemische Mischung, und daß Debrient da eine Milde rung für nothwendig erachtet hat, beweist bei dem doch sonst so scharfsinnigen Kopfe, daß er das dichterische Wort nicht verstanden hat. Wagner, der eben dem Schöpfer in's Handwerk pfuschen will, sagt auch mit dem göttlichen Urheber aller Wesen und Dinge: „Lasset uns Menschen machen!“ — nicht „zu Stande bringen“. Und somit wird es auch wohl später sein Bewenden dabei haben müssen, daß Wagner sagt: „Es wird ein Mensch gemacht“.

Von den thessalischen Hexen sagt Mephisto „lüstern“, wie es Goethe schreibt, und wie es Debrient ihm auch durchgehen läßt:

„Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen,

Ich glaube nicht, daß es behagt . . .“

„Mit ihnen allezeit zu wohnen“,

verfeinert Debrient. Ob's dadurch unverfänglicher wird, — ich weiß es nicht! Aber die Wasen, für die Debrient diese Arbeit „zu Stande bringt“ oder, um mit Wippchen zu reden: „verzeihen Sie das harte Wort“ — macht, — die Wasen denken sich vielleicht dabei, daß Mephisto bei den thessalischen Hexen eine züchtige Junggesellenwohnung beziehen will, und werden dann beruhigt sein.

Weitaus bedenklicher sind die Zusätze, die — ich bedauere, es sagen zu müssen, durchweg gänzlich mißrathen sind. Um nach dem Abgange des Baccalaureus einen Uebergang zu Wagner zu finden, läßt Debrient seinen Mephisto sagen:

„Allein wo hat der Mann sich hingethan,

Der Fausten zur Genesung helfen kann?“

Ich gestehe, daß ich an dieser Charakterisirung Wagner nie und nimmer erkannt haben würde. Daß dieser, fast bis zum Stumpfsinn überstudirte

Gelehrte Fausten Genesung bringen könne, ist mir etwas Ueberraschendes, und ich finde für diese Auffassung in der Dichtung keinen genügenden Anhalt.

Bald darauf macht Devrient einen andern Zusatz. Es ist ihm augenscheinlich darum zu thun, daß Faust gesundet. Nun hat Mephisto seine Ansicht geändert. Er erwartet nicht mehr von Wagner, daß dieser Fausten zur Genesung helfe —

„Nur bei Helenen kann er uns gesunden“,

sagt er jetzt.

Zwischen dem zweiten und dritten Acte des Originals muß ein Uebergang hergestellt werden. Devrient hat diese Nothwendigkeit erkannt. Mephisto hat die Gestalt der Phorkyas angenommen. Er erlangt in dieser Vermummung den Zutritt zu Helena. Mit dem Homunculus, der da herumirrlüchtert, muß doch auch wieder einmal gesprochen werden. So möge dieser denn später Helena aus der klassischen Walpurgisnacht zur gothischen Burg hinüberführen! So hat sich's Devrient zurechtgelegt und aus diesem Raisonnement sind folgende Programmverse entsprungen, die Mephisto vorträgt:

„Kaum als Phorkyade steh' ich da,
So naht schon Ruhme Helena.
In den antiken Hüllen
Zwing' ich sie meinem Willen.
(Zu Homunculus.) Nun leuchte zu,
Du Ausgeburt des Wissens, Du!
Bei Deinem Schein entführ' ich schnelle
Aus Hellas Helena zur nord'schen Helle“.

Ja, wenn das gute, wenn's auch nur leidliche Verse sind, dann muß ich mich eines jeden Urtheils begeben. Denn mir kommen sie entseßlich mißlungen und gar betrüblich in widersinniger Komik vor:

„Kaum als Phorkyade steh' ich da,
So naht schon Ruhme Helena“,

paßt doch eigentlich besser in eine Offenbach'sche Parodie als in Goethes „Faust“. Diese Verse könnten gleich an den Auftritt der Könige in der „Schönen Helena“ sich anschließen:

„Ich bin Menelaus, der gute, 'laus der gute, 'laus der gute,
Der Mann der Helena“.

„Ruhme Helena“, sagt Devrient schalkhaft. Das soll an Goethe anknüpfen. Ach, es klingt nicht an! Und die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Mephisto und dem göttergleichen antiken Weibe sind doch nicht dieselben, wie die, die ihn mit „seiner Ruhme, der berühmten Schlange“ verbinden. Und „zuleuchten“ soll Homunculus! „Du Ausgeburt des Wissens, Du“, wie Devrients Mephisto liebkosend sagt. Auch da sollen wohl Goethes Klänge nachzittern: „Du ahnungsvoller Engel, Du!“ — Nein, Devrient sollte keine Verse machen. Er kann's wirklich nicht!

Ebenso unerfreulich sind die Worte, die Devrient als letzte Ansprache Mephistos an den Homunculus richten läßt:

„Nun laß' zum letzten Dienste Dich entzünden,
Homunculus! Und hilf mir Fausten finden.
Dann löß' ich Dich, dann magst Du Dich ergießen,
Um Dein gekünstelt Dasein zu beschließen“.

Von anderen Zusätzen, die auf derselben dichterischen Höhe stehen, brauche ich nicht zu reden. Dem Einsichtigen genügen wohl diese Citate.

Ziehen wir nun das Facit aus dieser Auseinandersetzung, die bei dem Wunsche, der mich erfüllt hat: nichts zu verschweigen, was die Sache, die Bühnenaufführung des Gesamt-„Faust“, schädigen, und alles zu sagen, was sie fördern könnte, einen Umfang angenommen hat, den ich aus praktischen Gründen bedauern mag, so ist es das:

Die Aufführung des Gesamt-„Faust“ ist eine Möglichkeit. Als solche wird sie eine nationale Pflicht, der sich die Berufensten zu unterziehen haben.

Zum Theil vortreffliche und zu beherzigende, jedenfalls sorgsam zu prüfende Vorschläge dafür haben Franz Dingelstedt und Karl Frenzel gemacht.

Debrient hat eine nützliche, praktische Vorarbeit geliefert, die vieles Gute gefördert, und in dem Mißlungenen den Späteren gezeigt hat, welche Fehler zu vermeiden sein werden, an welchen Stellen ihr Talent vor allem einzutreten haben wird.

Der spätere berufene „Faust“-Bearbeiter muß den Bühnenpraktiker und den Dichter in sich vereinigen.

Debrient ist ein tüchtiger, aber einseitiger Bühnentechniker ohne poetische Ader. Da, wo es sich um scenische Einrichtungen handelt, um Leistungen des theatralischen Handwerks, wird man seine verdienstliche Arbeit sehr oft mit Gewinn verwerthen können. Seine sinnreiche Dreitheilung der Bühne bewährt sich — wenn auch nicht im Ganzen und überall — so doch in Einzelheiten in überraschender Weise. Wo aber die Bearbeitung die feine poetische Empfindung erfordert, wo sie gar die eigene poetische Nachhülfe, die Hinzudichtung als unentbehrlich für die Bühne heischt, da versagt ihm die Kraft, da ist nahezu alles, was er geschaffen, wieder abzuschaffen.

Sein hohes Verdienst, nach seinen besten Kräften mit redlichem Streben und heißem Bemühen einen bühnenmöglichen Gesamt-„Faust“ haben herstellen zu wollen, wird dadurch in keiner Weise geschmälert.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen“,

wird auch die gerechte Kritik, die bei dem zu Rügenden nicht länger verweilt, als gerade nothwendig ist, ihr Urtheil abschließen.

Auf den ersten schwachen, aber wegen seiner Rühnheit beachtenswerthen Versuch des Dr. Wollheim ist nun ein zweiter, viel gelungenerer gefolgt. Vivat sequens! Es wird mit der Zeit schon ein wahrhaft bühnenschöner Gesamt-„Faust“ herausgearbeitet werden. Und wenn irgend eine, so ist diese Arbeit, um mit Mopstodts vielcitirtem Worte zu schließen, „des Schweißes der Edlen werth“.



Bibliographie.

Johannes Blochwitz. Farbenspiele. Aesthetische und culturgeschichtliche Betrachtungen. 8. VIII u. 122 S. Leipzig, 1880, Bernhard Schöde.

Die Absicht des Verfassers ging dahin, Zertrenntes in leicht übersichtlichen Zusammenhang, Unbekanntes zur Kenntniß, Halbbewußtes zu vollem Bewußtsein zu bringen; den guten Geschmack zu fördern und mancherlei Anregung zu weiteren „eigenen“ Beobachtungen zu geben. Das Bändchen enthält die folgenden Capitel: „Farbenspiele in der Natur“, „Farbenspiele in der menschlichen Gesellschaft“, „Weiß und Schwarz“, „Blau“, „Roth“, „Farbenverbindungen“. Die geistreichen Studien verdienen gelesen zu werden, sie werden vielfach anregend wirken; die Form derselben ist sehr gelungen.

Adalbert Cybulski, Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts. 1. Bd. 8. XVI und 332 S. Posen, 1880, Zupanski.

Das Werk setzt sich aus den Vorlesungen zusammen, welche Adalbert Cybulski, ein Pole und ausgezeichnete Kenner der Literatur seines Volkes, in den Jahren von 1842–45 an der Berliner Universität in polnischer Sprache gehalten hat. Unsere Literatur besitzt bis zur Stunde kein Buch, das sich über die hier behandelte glänzende Periode der Literaturgeschichte Polens mit derselben Autorität und ähnlichen Gründlichkeit verbreitet, wie die vorliegende Arbeit. Gewissermaßen in ihrem Mittelpunkt steht die glänzende Dichterercheinung von Adam Mickiewicz; um sie herum gruppirt sich eine überraschend große Zahl von Poeten (darunter Slowacki, Krasiński und Zeleski), die bei uns kaum dem Namen nach bekannt sind, so sehr sie auch verdienten, auch bei uns gewürdigt zu werden.

Cybulski's Vorlesungen haben daher den doppelten Werth, daß sie uns neben einer ausgezeichneten Charakteristik des hervorragenden polnischen Dichters, wie sie in gleicher Ausdehnung und Gründlichkeit noch nicht existirte, eine Fülle ganz neuer Erscheinungen erschließen und uns damit die geschilderte Periode in ihrer wirklichen Bedeutung zeigen. Die von Herrn Louis Kurzmänn vorgenommene deutsche Bearbeitung des Textes ist sicher und stilistisch anerkanntenswerth; die Uebersetzung der polnischen Poesien ist gleichfalls gelungen zu nennen. Man darf der Fortsetzung des Werkes mit Interesse entgegensehen.

Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. 4. Band. 8. 414. S. Berlin, 1880; Alexander Dunder.

Dies großartige Unternehmen von nationaler Bedeutung ist in erfreulichem Fortschreiten begriffen: programmgemäß ist in fünfmonatlichen Zwischenräumen je ein Band erschienen. Die Energie der Herausgeber — Droysen, Max Dunder und Sybel — sowie des Verlegers, der dem vaterländischen Werke eine wahrhaft glänzende Ausstattung zu theil werden läßt, berechtigt zu der Erwartung, daß auch die folgenden Bände uns nicht länger als nothwendig werden vorenthalten werden. Wir werden der bedeutungsvollen Sammlung, deren vorliegender Band die Correspondenz des Jahres 1745 umfaßt, demnächst in einem eingehenden Essay aus der Feder eines unserer berufensten Historiker gerecht werden.

Decamerone vom Burgtheater. 3 Auflage. Mit 25 Portraits. VIII und 312 S. Wien, 1880, Hartleben.

M. 4.50.

Die große Mehrzahl der Mitglieder des Wiener Hofburgtheaters hatten sich

zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes vereinigt und Episoden aus ihrem Leben und künstlerischem Entwicklungsgange in dem Feuilleton des *Neuen Wiener Tagblattes* erzählt. Der vorliegende Band bietet die Sammlung dieser Erzählungen und damit einen ebenso originellen wie fesselnden Beitrag zur Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Es hat einen eigenthümlichen Reiz, dem Künstler, der vielleicht noch vor Kurzem von der Bühne herab uns ergriffen oder erheitert hat, in der anderen Eigenschaft als Schriftsteller zu begegnen und überdies in der eines guten. Die meisten der Wiener Künstler verstehen lebendig und mit Humor zu erzählen; man glaubt in den Skizzen die Individualität des Verfassers wiederzufinden, wie wir sie von der Bühne herab kennen gelernt haben und dies ist ein Beweis für die Vortrefflichkeit des Gebotenen, das schon mit Hinblick auf den guten Zweck die wärmste Empfehlung verdient.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alexander Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörfer, Ludw. Geiger, Gust. Herzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, E. Schrader u. A. herausgegeben von Wilhelm Duden. 18. Abtheilung. Lexicon-Format. (Geschichte von Hellas und Rom von G. F. Herzberg. 2. Bd. Bog. 32—41) a Abtheilung M 3.—

Diese 18. Abtheilung enthält die vierte Fortsetzung der „Geschichte des alten Roms“ von Professor Dr. G. F. Herzberg in Halle. Die Grundsätze, nach welchen diese römische Geschichte bearbeitet ist, sind die nämlichen wie bei der griechischen desselben Autors: lebendige und geschmackvolle Darstellung auf Grund der anerkannten Resultate der neueren Forschung. Die Culturgeschichte, von guten Illustrationen wirksam unterstützt, ist überall herangezogen und werden die Grenzen zwischen gesicherter und kritisch ansehbarer Ueberslieferung gekennzeichnet, die handelnden Personen nach dem Maße der geprüften Quellen charakterisirt. Daß dem Verfasser vortreffliche Mittel der Darstellung zu Gebote stehen, daß er zu fesseln und zu veranschaulichen, auch die handelnden Hauptpersonen fein und lebendig zu schildern versteht, davon wird sich der Leser bald überzeugen, wenn er Abschnitte wie die Punischen Kriege oder die Griechische Revolution durchliest. Karthagos Unter-

gang wird er kaum anderswo mit gleich dramatischer Lebendigkeit dargestellt finden. Das Werk ist jetzt herabgeführt bis zur Schlacht bei Philippi, den Schluß wird die nächste Abtheilung bringen.

Meyers Reisebücher. Oesterreich-Ungarn nebst angrenzenden Theilen der unteren Donauländer, von Bayern und Ober-Italien. Zweite umgearbeitete Auflage. H. 8. XXII u. 536 S. mit 18 Plänen, 18 Karten und Grundrissen, zwei Panoramen. Leipzig, 1880, Bibliographisches Institut. Gebunden.

Die erste Auflage dieses Buches, welche bei Gelegenheit der Weltausstellung 1873 erschien, umfaßte in der Hauptsache nur die Beschreibung der Kaiserstadt und außerdem nur die nöthigen zuführenden Routen und Ausflüge von Wien aus. Bei der Bearbeitung der vorliegenden zweiten Auflage, welche die Haupttrouten durch die ganze Oesterreichisch-Ungarische Monarchie behandelt, ist von dem Text der ersten Auflage ganz abgesehen worden, so daß das Buch in seiner jetzigen Gestalt eine durchaus neue Arbeit ist. Es bewähren sich auch an ihm alle Vorzüge der Meyerschen Reisehandbücher: Uebersichtlichkeit der Anordnung, Genauigkeit und Präcision der Angaben, unparteiische Empfehlung, größte Reichhaltigkeit und elegante, solide Ausstattung. Man wird sich durch die behandelten Länder keines zuverlässigeren Führers bedienen können.

Johann Georg Nitzs Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Voel. 2 Bde. 8. LII und 963 S. Gotha, 1880, J. A. Barthels. M 16 —

Eine Selbstbiographie wird hier geboten, herrührend von einem Manne, dessen Name nicht nur in seiner eigenen Heimath (den Elbherzogthümern) wohl bekannt ist, sondern welchem durch die eigenthümliche Gestaltung seiner Schicksale Gelegenheit gegeben worden, mit ausgezeichneten Männern jedes Standes, im In- und Auslande, in genaue Beziehung zu treten. Obgleich durch seine Gabe leichter Mittheilung und die reichen Schätze seines Innern mit allen Eigenschaften eines hervorragenden Schriftstellers versehen, ist er dem größeren Publikum doch wohl nur bekannt geworden durch das geistreiche Schriftchen: „Schönborn und seine Zeitgenossen“; aber mit vollem Recht durfte Professor Wurm in Hamburg bei Herausgabe einer von unserem Verfasser

herrührenden politischen Denkschrift sagen: daß er zu den Wenigen gehöre, die zu wenig geschrieben haben. Ueber die Gründe seiner schriftstellerischen Zurückhaltung hat sich der Herausgeber in der Einleitung des Näheren ausgesprochen, die im Uebrigen durch reiche Mittheilungen aus Briefen und Tagebüchern des Verfassers dessen Selbstschilderung in dankenswerthester Weise vervollständigt und uns zugleich über seine späteren Lebensschicksale nicht ohne Auskunft läßt. Denn was in dem Werte mitgetheilt wird, enthält nur dasjenige, was der Verfasser selbst als abgeschlossenes Ganzes betrachtet hat: die Zeit von seiner Geburt i. J. 1775 bis zum Ende seiner diplomatischen Laufbahn im J. 1815. Er hatte diese Denkwürdigkeiten nur für die Seinigen bestimmt; aber gewiß darf man sich Glück wünschen, daß, nachdem seit 1815 über 60, und seit dem Tode des Verfassers über 30 Jahre dahingegangen, bei den Nachlebenden der Wunsch einer Mittheilung dieser edeln Gabe die Bedenken überwunden hat, welche sich an jene Weisung des Verfassers knüpften.

Der hohe Genuß, welcher hier durch den Reichthum der Schilderungen von Begebenheiten, Naturscenen und Persönlichkeiten aller Art dargeboten ist, wird erhöht durch die anmuthige Form der Einkleidung; ein eigenthümlicher Reiz aber möchte der Darstellung eben des Umstandes wegen inne wohnen, weil sie, von Haus aus nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, jenen Charakter der Unbefangenheit und Hingebung in sich trägt, welcher dem Briefwechsel vertrauter Freunde eigen zu sein pflegt.

Emil Pirazzi. Bilder und Geschichte aus Offenbachs Vergangenheit. Eine Festgabe zur heftischen Landesgewerbe-

ausstellung in Offenbach am Main. gr. 8. IV u. 278 S. Mit einer Ansicht von Offenbach nach Merian aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und zwei Handschriften Goethes an Rachel d'Orville, geb. Bernarb. Offenbach, 1880, Selbstverlag. (Steinmetz in Commission).

Das Buch bietet manches Wissenswürdige besonders zur Charakteristik der Beziehungen Goethes zu Offenbach und der im Zusammenhange damit stehenden Familien André und d'Orville, von Sophie Laroche, Lili und Bettina. Die culturgeschichtlichen Schilderungen und die Darstellung des Entstehens und Wachstums der Offenbacher Industrie sind sehr beachtenswerth.

Ludwig Steub, Aus Tirol. 8. IV und 308 S. Stuttgart, 1880, Adolf Bonz & Co.

Auch in diesem neuen Bande gesammelter Aufsätze bethätigt sich Ludwig Steub von Neuem als einer der feinsten Kenner der deutschen Alpen und als einer ihrer berufensten Schilderer. Die lebenswürdige Erzählgabe Steubs, der starke Humor, der sie durchbringt, seine Kunst der Darstellung machen ihn gleichzeitig zu einem unserer besten Schriftsteller, dessen Würdigung auch in Norddeutschland jetzt erfreulicher Weise immer mehr und mehr Platz greift. Der vorliegende Band enthält u. A. in elf Abschnitten: „Aus dem Bisthum Trien“, „Das Land Tirol und die Fremden“, „Aus der Bassugana“, „Aus dem Etchland“, „Kleine Geschichten aus Bergen“, „Adolf Pichler“, „Im Lesezimmer zu Kufstein“, „Meran“.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $\frac{1}{1}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad $\frac{1}{2}$ Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser
Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München:

Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer

Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ.

Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M.: Ein sehr

angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränk unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen

Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Beneke, Marburg: Eins der

erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.